Deutsche
Dichter und Prosaisten

von der Mitte des 15. Jahrhunderts
bis auf unsere Zeit

nach ihrem Leben und Wirken

geschildert von

Dr. Friedrich Paldamus.

Zweite Abtheilung.

Erster Band.

Mit 16 Porträts und Facsimile's in Holzschnitt.

Leipzig.
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1858.

Vorwort.

Was ich schon zu Anfange des vorigen Jahres thun zu können gehofft hatte, das geschieht erst jetzt, da sich das Jahr 1858 bereits seinem Ende zuneigt: erst jetzt kann ich den Freunden unserer vaterländischen Litteratur den ersten Band meiner Charakteristiken vorlegen und ihn ihrer freundlichen Theilnahme empfehlen. Daß das Unternehmen, welches bei seinem Beginne so manches aufmunternden Grußes sich zu erfreuen hatte, so langsam vorgeschritten, das lag theils in den amtlichen Verhältnissen des Verfassers, der in dieser Zeit zweimal Wohnsitz und Berufsstellung veränderte, theils auch in der Aufgabe selbst, die vor Allem Gründlichkeit und Sorgfalt erheischte.

Inwieweit es etwa gelungen ist, die Versprechungen zu erfüllen, mit denen die ersten Hefte des Werkes vor das Publikum traten, inwieweit nicht: das bestimmt auszusprechen, ja auch nur anzudeuten, steht mir nicht zu. Wohl aber darf ich eine Differenz zwischen der Ankündigung und der Ausführung nicht unerwähnt lassen. Es sind nemlich mehrere der früher für die Aufnahme in Aussicht genommenen Dichter und Prosaisten unberücksichtigt geblieben, um für die hervor-

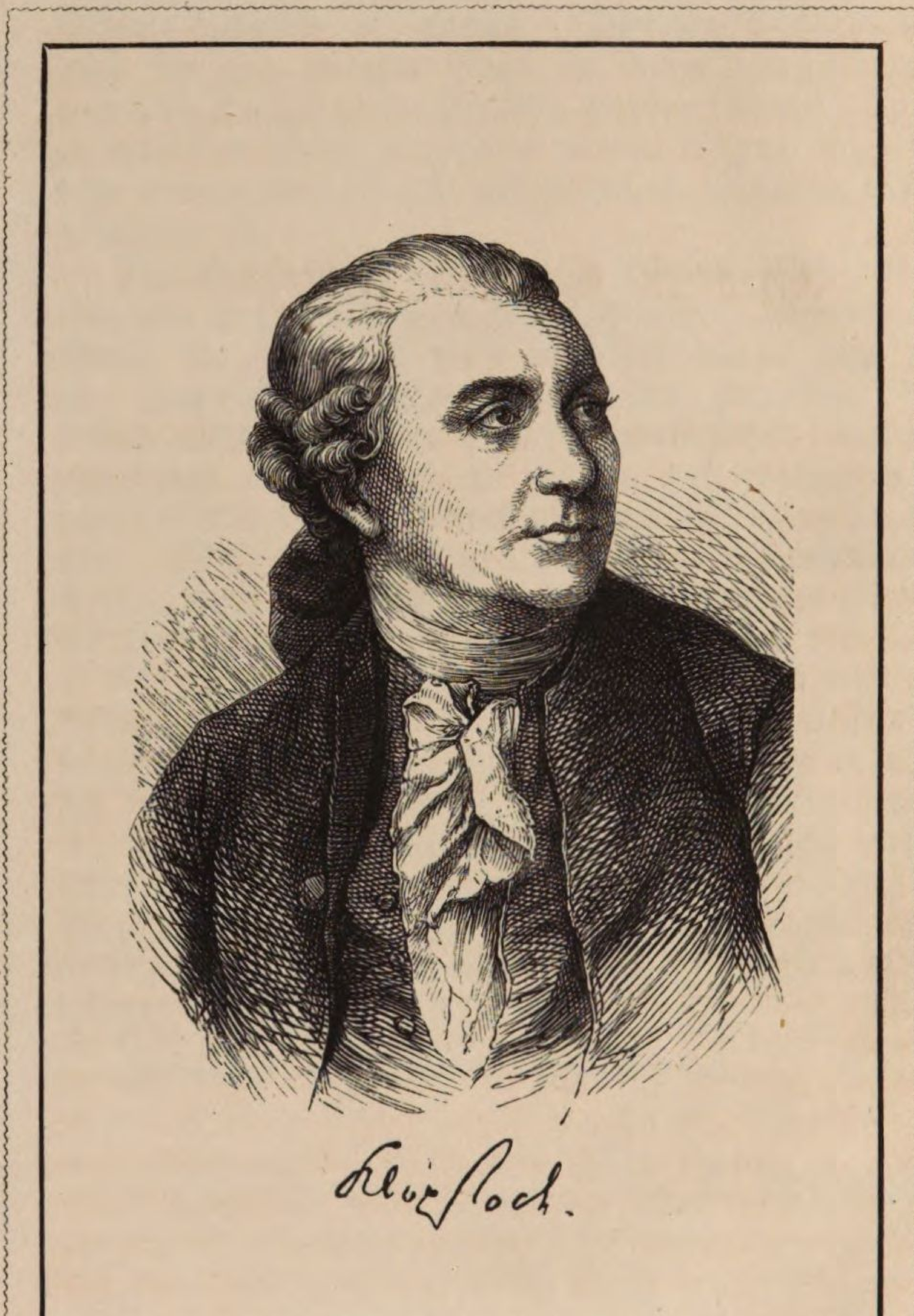
ragenderen Persönlichkeiten eine umfänglichere Darstellung möglich zu machen. Dieselbe Rücksicht wird auch für den zweiten Band in Anwendung kommen, damit die Träger dieser Periode, Herder, Goethe, Schiller in derselben Weise behandelt werden können, wie es in dem vorliegenden Bande mit Klopstock, Wieland, Lessing geschehen ist.

Die Bearbeitung des zweiten Bandes wird mit geringeren Hindernissen zu kämpfen haben, nachdem dem Werke die fördernde Hilfe kundiger Hände zugesichert ist. Zugleich sind alle Einleitungen getroffen, demselben nicht die innere Einheit zu entziehen, deren es unbedingt bedarf, um ein Führer und Rathgeber bei dem Verkehr mit der vaterländischen Litteratur zu werden. Ueber die von jetzt an eintretende Theilung der Arbeit wird der Verfasser und Herausgeber in dem Vorwort zum zweiten Bande berichten.

So möge denn das Unternehmen, das aus dem Wunsche entsprungen ist, die Theilnahme für deutsche Geistesthat und Geistesleben zu stärken und zu erhalten, sich freundlicher Aufnahme im deutschen Volke empfehlen dürfen! Litteraturkundige aber, die nicht bloß zu empfangen, sondern auch zu geben haben, werden dem Büchlein und seinem Verfasser nicht jene Ermunterung versagen, die in dem wohlwollenden Hinweise auf Irrthümer und Mängel liegt.

Frankfurt a. M. den 12. Septbr. 1858.

F. Paldamus.



Friedrich Gottlieb Klopstock.

Am nordöstlichen Fuße des Harzes, an der allen Harzreisenden wohlbekannten Bode liegt die Stadt Quedlinburg, welche in den Annalen der deutschen Reichs- und Kirchen-Geschichte eine nicht unbedeutende Rolle spielt. In ihren Anfängen bis in das heidnische Zeitalter hinaufreichend, wurde die Stadt von Kaiser Heinrich I., dem Finkler, neu gegründet, dessen Vogelherd noch heute in der Vorstadt Westendorf gezeigt wird. In derselben Vorstadt, auf einem einzelnen emporragenden Felsen gründeten um 936 Kaiser Heinrich und seine Gemahlin Mathildis die Reichsabtei, das Schloß mit der Stiftskirche; der jetzt zum Theil verfallene Bau ist durch die Mannigfaltigkeit seiner verschiedenen Zeiten angehörenden Architektur von hohem Interesse.

In jenen Zeiten mußten Schlösser, Klöster und Abteien auf ihre Sicherheit Bedacht nehmen. Hatte diese Rücksicht schon auf die Wahl der Plätze Einfluß, auf denen sich solche Bauwerke erhoben, so suchte man dann auch durch Mauern und Gräben, durch schmale Pfade und mächtige Thore den Zugang zu erschweren. So auch bei der Abtei Quedlinburg. Nur ein einziger durch mehrere Thore unterbrochener schmaler Weg gestattete auf der Abendseite des Felsens den Zugang zu dem auf seinem Gipfel erbauten Stifte. Unten am Fuße

des Berges bewachte in früheren Zeiten den Eintritt in jenen schmalen Aufweg eine feste Burg, und noch bis auf diese Stunde führt der am nordwestlichen Fuße des Schloßfelsens liegende, von Häusern eingeschlossene Platz den Namen die Vorburg.

Auf diesem Platze, zwischen dem jetzigen Schulhause und dem königlichen Amte, steht das zwei Stockwerke hohe Haus, in welchem am 2. Juli 1724 Friedrich Gottlieb Klopstock geboren wurde. Vor den übrigen Häusern des Platzes zeichnet es sich durch zwei einfache freistehende Säulen aus, welche den Vorsprung des oberen Stockwerkes tragen.

Der Dichter des Messias war das älteste Kind des Commissionsrathes und Advokaten Gottlieb Heinrich Klopstock, der im Jahre 1756 an den Folgen eines Blutsturzes starb: von den 14 Kindern starben 4 in den Kinderjahren, 10 aber erreichten ein höheres Alter. Den Vater schildern alle Biographen Klopstock's als einen höchst originellen Mann. Er muß von festem und energischem Charakter gewesen sein, der vielleicht sich hie und da bis zu eigenwilligem Trotze steigerte, treu und bieder, frei von französischer Verfeinerung, wie sie in jener Zeit in Deutschland überhand nahm, voll von herzlicher, aber nicht weichlicher Liebe gegen seine Kinder, kurz ein Mann von guter, echter deutscher Art. Dabei war er gottesfürchtig und gläubig gesinnt und versäumte darum nicht, seine Kinder zu solchem Sinne zu erziehen. Das Originelle seines Wesens lag theils in der energischen Derbheit seiner Natur, theils insbesondere war es sein fester Glaube an Ahnungen und an persönliche Erscheinungen des Teufels, mit dem er in der Nacht zu streiten pflegte, der ihn bei Manchem in den Ruf eines Sonderlings bringen mochte. Von ihm erzählt man manche charakteristische Aeußerungen und Handlungen. So kehrte er einmal auf einer Reise in Böhmen trotz aller Warnungen in einem übelberüchtigten Wirthshause ein. Als in der Nacht an seiner

Zimmerthür sich das Geräusch des Dietrichs vernehmen ließ, zerschoß er seinen Kachelofen in tausend Stücke und erschreckte dadurch das Diebsgesindel so, daß es ihn in Frieden ließ. Ein anderes Mal fielen in seiner Gegenwart Spottreden gegen die Religion. Da schlug er an seinen Degen und sagte: „Meine Herren, wer was wider den lieben Gott spricht, das nehme ich als Touche gegen mich an, und der muß sich mit mir schlagen." Weil aber die Spötter recht gut wußten, daß Klopstock Ernst machte, zogen sie es vor zu schweigen. Dergleichen Charakterzüge, und leicht ließen sich noch mehrere mittheilen, sind so recht geeignet, eine Persönlichkeit zu einem lebensvollen Bilde zu gestalten.

Ueber die Mutter des Dichters finden sich nur unzureichende Nachrichten: das aber, was über sie geschrieben ist, schildert sie als eine treffliche, würdige Hausfrau, Gattin und Mutter. Und wenn wir dies von ihr hören, müssen wir nicht eine hohe Meinung von ihr hegen? Denn welche Pflichten lagen ihr ob, inmitten eines so zahlreichen Kreises von Kindern! Scheint auch im Klopstockschen Hause der väterliche Einfluß der vorwiegende gewesen zu sein, gewiß ist auch der Einfluß der Mutter nicht unbedeutend gewesen, wie er es überall sein muß, wo sich das Leben der Eltern mehr in dem Hause als außer demselben bewegt. Und war dies schon überhaupt in jenen Zeiten der Fall, so noch vielmehr in einem Hause, das so recht auf deutscher Sitte und Biederkeit stand.

Der Erziehung seiner Kinder widmete Vater Klopstock alle mögliche Sorgfalt. Nicht, daß er sie frühzeitig schon mit vielem Unterrichte beladen, an das Zimmer und an die Bücher gefesselt hätte, im Gegentheile legte er das Hauptgewicht in die Entwickelung des Körpers, in die Festigung der Gesundheit. Dies aber nicht so einseitig, daß das Nothwendige im Lernen verabsäumt worden wäre. Für diese Ansichten des Va-

ters war es ein glücklicher Umstand, daß er das in der Grafschaft Mansfeld gelegene Amtsgut Friedeburg auf einige Jahre pachten konnte. Hier auf dem Lande, in gesunder und angenehmer Gegend, unter der aufmerksamen Leitung des Vaters, in ihrem Wissen durch einen tüchtigen Hauslehrer, Namens Schmidt, gefördert, sich in Wald und Flur tummelnd und selbst wagehalsigen Spielen ergebend, verlebten die Kinder fröhliche Jugendjahre. An diese Zeit, die er in Friedeburg verlebte, dachte Klopstock stets mit dankbarer Erinnerung zurück. Und es muß auch eine schöne, der geistigen und namentlich der körperlichen Entwickelung des Knaben überaus wohlthätige Zeit gewesen sein, dieser Landaufenthalt, und durch die pädagogische Ansicht des Vaters, daß zuerst und vor Allem auf eine tüchtige Entwickelung des Körpers zu achten sei, wurde der günstige Einfluß nur noch gesteigert. Der Knabe gedieh in Friedeburg an Leib und Seele, seine vorzüglichen Anlagen machten sich in dem raschen Zunehmen seiner Kenntnisse geltend, und wie er im Lernen den Geschwistern und übrigen aus der Nachbarschaft herzugezogenen Mitschülern vorauseilte, so war er auch bei Spiel und Wettlauf, bei allen den mannigfachen Aeußerungen jugendlichen Muthes und Frohsinnes der Erste.

Indeß waren es nur wenige Jahre, die er in dieser Weise verbringen durfte. Der Pachtcontract lief ab und wurde nicht erneuert, der Hauslehrer bekam eine Pfarrstelle, und so kehrte denn die Familie nach Quedlinburg zurück, unser Klopstock aber ward nun Schüler des dasigen Gymnasiums. Wenn der noch nicht dreizehnjährige Knabe sich nur schwer in die Regelmäßigkeit des Schullebens eingewöhnen konnte und dem Verkehr mit den Büchern anfangs gar nicht sehr hold war, so kann das nicht Wunder nehmen. Man bedenke nur den grellen Gegensatz zwischen dem bisherigen Leben in Friedeburg und

dem Schul- und Stadtleben zu Quedlinburg. Aber wenn er sich auch nicht durch Fleiß auszeichnete und den körperlichen Uebungen vielleicht über die Gebühr treu blieb, das ist doch unzweifelhaft, daß schon in dieser Zeit geistige Neigungen zuerst angeregt wurden, welche später in seiner dichterischen Wirksamkeit als entschiedene Richtungen hervortraten. Die Liebe zu dem antiken Epos entsproß aus der ersten Bekanntschaft mit Virgils Aeneide, und der vaterländische Sinn fand mächtige Nahrung in der an Erinnerungen reichen Vaterstadt. Der Gedanke, selbst einmal ein Heldengedicht und zwar in deutscher Sprache zu dichten, mag schon in Quedlinburg in ihm, wenn auch zunächst noch nicht zu bestimmten Resultaten führend, aufgetaucht sein. Hermann der Cherusker, der ruhmvolle Sieger im Teutoburger Walde, und Kaiser Heinrich, der Besieger der Hunnen, waren die Helden, mit denen sich Klopstock's jugendliche Phantasie beschäftigte. Wie nahe lag aber auch die Erinnerung an den kühnen Sachsenkaiser! Die Abtei, Heinrichs Stiftung, lag dem väterlichen Hause gegenüber, Heinrichs Vogelherd, wie die Sage den Platz benannte, war wenige Schritte weit entfernt, das Schlachtfeld, auf dem Kaiser Heinrich die Hunnen besiegt haben soll, lag nahe bei Friedeburg; von dort aus hatte der Knabe es mehrere Male besucht. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Erinnerung an solche Jugendgedanken dem Dichter später*) die Worte eingab:

. . . . . Schon da mein Herz
Den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug,
Erkor ich, unter den Lanzen und Harnischen,
Heinrich, deinen Befreier zu singen.

Durch einen Verwandten in Sachsen erhielt der Vater 1739 für seinen Sohn eine Stelle in der berühmten Schule zu

*) 1768 in der Ode: Mein Vaterland.

Pforta bei Naumburg, die unter dem Namen der Schulpforte noch jetzt überall und mit Recht bekannt ist. Nun galt es fleißig zu sein, um eine nicht zu niedrige Klassenstellung zu erlangen, und der Sohn entsprach auch den Wünschen des Vaters: es ward tüchtig griechisch und lateinisch gearbeitet. Der Rektor von Pforta, M. Freytag, prüfte den Eintretenden und war mit dem schnell gefertigten Exercitium wohl zufrieden: am 6. November 1739 wurde Friedrich Gottlieb Klopstock in die dritte Klasse der Fürstenschule aufgenommen. Nach dort herrschender Sitte zeichnete er sich in lateinischer Sprache ein: Friedericus Gottlieb Klopstockius. Quedlinburgensis. Saxo. 6. Nov.*) Die Fürstenschule Pforta stand schon damals in dem Rufe einer vorzüglichen Unterrichtsanstalt. Namentlich gediehen in ihr die classischen Studien, und zugleich war auf die Erweckung der Selbstthätigkeit der Schüler ein Hauptaugenmerk gerichtet. Von Pedanterei und Mechanismus sprach man wohl auch, aber man gestand auch zu, daß die Fürstenschulen der „allzusehr erleichternden und auf der Oberfläche hinschwebenden Methode" keinen Eingang gestattet hätten. Ein tüchtiges Lehrer-Collegium leitete den Unterricht. Wir finden außer dem schon genannten Rektor Freytag die Namen: am Ende (später General-Superintendent in Dresden), Peucer, Stübel, Henschel, Geisler, Haymann und Hübsch. Unter diesen Männern erwarb sich besonders der Konrektor Stübel die innige Liebe Klostock's, die er noch in späten Jahren, wenige Jahre vor seinem Tode (1800), bethätigte, wie wir weiter unten berichten werden. Bis zum Herbste 1745, also fast 6 Jahre, blieb Klopstock Schüler der Pforte, sammelte tüchtige Kenntnisse, lernte namentlich das Alterthum kennen und lie-

---

*) Vergl. das Jubel-Programm der Landesschule Pforta vom Jahre 1839.

ben und gewann zugleich in seiner physischen und sittlichen Entwickelung.

Konnten wir in Bezug auf seine dichterische Entwickelung während der Quedlinburger Schuljahre nur Vermuthungen aussprechen, die sich überdies nur auf Anregungen und vorübergehende Pläne bezogen, so liegen für die Jahre des Portenser Schülerthums schon bestimmte Thatsachen, es liegen Beweise wirklicher poetischer Produktionen vor. Klopstock hat sich als Schüler der Pforte nicht bloß mit Plänen zu Heldengedichten beschäftigt, nicht blos die ersten Entwürfe zu seiner Messiade gemacht, sondern jedenfalls schon manche kleinere Gedichte verfaßt. Er selbst erzählte Freunden von einer Charfreitagsrede in deutschen Alexandrinern, deren Verlust ihm später noch leid that. Eine andere Nachricht läßt aber auf eine größere poetische Thätigkeit schließen. Im Jahre 1745 gab ein gewisser Janozky eine kleine Sammlung von Briefen heraus, in denen — die Mehrzahl der Briefe ist aus Schulpforta geschrieben — Klopstock öfter erwähnt wird. In diesem Büchlein (S. 108) heißt es: „Ich muß Ihnen aber auch noch den Herrn Klopstock nennen. Dieser Jüngling hat sowohl in der deutschen, als römischen und griechischen Sprache verschiedene wohlgerathene Schäfergedichte verfertigt. Er kennt die wahre Natur dieser Poesie. Er schildert seine Schäfer und Schäferinnen nach ihrer glückseligen Ruhe und Zufriedenheit ab. In der Beschreibung ihrer unschuldigen Liebe ist er am vortrefflichsten. In der Einrichtung breitet er sich allzusehr aus." Daß er außer den Schäfergedichten auch Oden gedichtet hat, geht aus S. 135 derselben Schrift hervor: „In den Klopstockschen Oden herrscht eine natürliche Zärtlichkeit der Gedanken, ein glücklicher Reichthum neuer Bilder und eine vollständige Ausarbeitung." Noch manche Bemerkungen finden sich, welche den Charakter des Jünglings ehren, und wenn anders die

Notiz Cramers (Klopstock. Er und über ihn. Von C. F. Cramer. Thl. I. S. 33) richtig ist, daß das Janozky'sche Buch 1745 erschienen ist, dürfen diese Notizen wohl beachtet werden, da sie nicht unter dem Einflusse, den später die „Messiade" ausübte, entstanden sind. So heißt es S. 120: „An Herrn Klopstocken verspüre ich eine wahre Neigung zur Weltweisheit, einen natürlichen Trieb zur Poesie und eine ungeheuchelte Ehrerbietung gegen die Religion. — — Seine Gedichte zeugen von einer stillen und gesetzten Majestät; hitzige und außerordentliche Leidenschaften erregen sie nicht. Sie nehmen aber das Herz mit einer süßen Regung ein. — — In seinen Sitten ist Einfalt und Unschuld. In den Unterredungen Freundlichkeit und Vorsichtigkeit. In dem Umgange eine mit Hoheit begleitete Vertraulichkeit. Aufrichtige Freunde liebet er treu. Den Niedern begegnet er mit Großmuth. Er lebt gern in der Einsamkeit. An den Orten, wo er die Werke und Wunder Gottes in der Natur betrachten kann, ist er am liebsten. Gewöhnliche Lustbarkeiten siehet er ganz gleichgültig an." — Bei der Dürftigkeit der Nachrichten, die wir über die Jugendgeschichte unseres Dichters besitzen, verdienen die eben mitgetheilten Notizen nicht übergangen zu werden; denn sie enthalten charakteristische Momente, die sich leicht zu einem anschaulichen Bilde des Jünglings zusammenfassen. Aber die Schulpforte selbst gehört in dieses Bild hinein: denn ihre anmuthige Lage übt einen wunderbaren Zauber auf jeden Besuchenden aus, sei es nun, daß er in der Schule selbst verweilt, die sich in friedlichem Ernst an den waldigen Rücken des engen Thales anlehnt, sei es, daß er von der Höhe des baumreichen Berges in die liebliche Landschaft hinabschaut.

Wir bemerkten schon, daß der Plan zu der Messiade während der Schulzeit auf der Pforte entstand. Verschiedene epische Vorwürfe hatten den jungen Dichter lebhaft beschäftigt, un=

ter ihnen namentlich wieder der deutsche Kaiser Heinrich I., bis die Idee der Messiade alle übrigen dichterischen Pläne zurückdrängte. Wodurch Klopstock auf dieses erhabene Thema geführt wurde, ist nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln; es braucht auch nicht aus einer bestimmten einzelnen anregenden Veranlassung abgeleitet zu werden. Wir wissen ja, daß religiöser Ernst, eine fromme Ehrfurcht vor Gott und seinem Sohne, dem Heiland der Welt, im väterlichen Hause herrschte, und daß solcher Sinn und solche Ehrfurcht in den Herzen der Kinder genährt und gekräftigt wurde. Es scheint darum nicht viel darauf anzukommen, ob Klopstock's eigene religiöse Stimmung das Thema der Messiade fand und ergriff, oder ob die Bekanntschaft mit dem englischen Dichter Milton diese Wahl vermittelte. Denn wie hätte Milton's „verlornes Paradies" anregend wirken können, wenn nicht jene religiöse Stimmung schon in dem Herzen des Jünglings gewohnt hätte? Daß aber das Gedicht des Engländers dazu beitrug, daß die Idee zum wirklichen Plane wurde, scheint unzweifelhaft. Klopstock sah das „verlorne Paradies" bei einem Mitschüler: er ergriff das Buch und schlug die Allegorie von der Sünde und dem Tode auf, die ihn anfänglich wenig reizte. Als er aber später eine andere Uebersetzung bekam, vertiefte er sich so in die Dichtung, daß der Rektor Freytag sich veranlaßt sah, die Lektüre und Nachahmung des Milton zu verbieten. Bei dieser Gelegenheit war Klopstock muthig genug, den englischen Dichter in einer öffentlichen Schulrede zu vertheidigen.

Im Herbste 1745 verließ er die Fürstenschule, um sich dem Studium der Theologie, zunächst auf der Universität Jena zu widmen. Am 21. September dieses Jahres hielt er seine Abschiedsrede in Schulpforta in lateinischer Sprache (declamatio qua poetas epopociae auctores recenset Frid. Gottl. Klopstockius scholae valedicturus). Diese Rede ist in dem

Programme, durch welches die Landesschule im Jahre 1839 zu der hundertjährigen Feier des Eintrittes Klopstock's in die Schule zu Pforta einlud, wieder abgedruckt worden.*) Und sie ist auch vom höchsten Interesse. Denn nicht nur, daß sie ein beredtes Zeugniß für die Studien des jungen Dichters ablegt, insbesondere für seine Bekanntschaft mit der epischen Dichtung alter und neuer Zeit, sie gewährt auch einen merkwürdigen Einblick in die damals geltende Auffassungsweise, mit der wir uns in vielen Stücken (so z. B. in Bezug auf die Vergleichung Virgil's und Homer's**) nicht mehr einzuverstehen vermögen. Was aber diese Rede besonders anziehend macht, das ist die Wärme und Begeisterung, die aus ihr spricht, die selbst durch das fremde Gewand der lateinischen Diction hindurchdringt, das ist der mächtige, bisweilen überschwängliche Ausdruck derselben, der deutlich auf die späteren Dichtungen Klopstocks hinweist.

Die theologischen Studien wurden nun auf der Universität Jena begonnen, wohin er sich im Herbste 1745 begab. Wahrscheinlich war es der große Ruf, dessen sich die genannte Hochschule, an der Männer wie Walch lehrten, erfreute, der ihn dorthin zog. Doch scheinen seine Erwartungen im Ganzen nicht erfüllt worden zu sein, und fand er in vielen Hörsälen nicht, was er suchte, oder hieng er seinen dich-

---

*) Vergl. Sollemnia Saecularia Friderici Theophili Klopstockii die VI. Nov. MDCCXXXIX in scholam Portensem recepti indicunt Rector et Collegium scholae regiae Portensis. Numburgi. MDCCCXXXIX. — In das Deutsche hat diese Rede übersetzt Cramer im I. Theile seines weitschweifigen Werkes über Klopstock, S. 54—98.

**) Nulla enim alia in re Homers impar Maro quam imitatione, tale composuit poema....... cum Homero de excellentiae principatu non sine aemulo animi ardore generosaque superbia Miltonus contendit. —

terischen Plänen allzusehr nach, gewiß ist, daß er kein sehr eifriger Collegienbesücher war. Auch behagte ihm das studentische Treiben jener Zeit nicht; es war ihm zu wüst und roh und scheuchte ihn in die Einsamkeit und in sich selbst zurück. Aber unthätig war er doch keineswegs. Nicht nur, daß ihn einzelne Vorträge dauernd zu fesseln verstanden und seine Beschäftigungen mit der epischen Litteratur ihren Fortgang nahmen, er gieng nun auch an die Ausführung des lange gehegten und zum Theil schon entworfenen Planes, es entstanden die drei ersten Gesänge der Messiade. Zuerst schrieb er dieselben in Prosa. Nicht daß die prosaische Bearbeitung bloß als Grundlage einer spätern metrischen hätte dienen sollen, er beabsichtigte anfänglich, sich nur einer gewählten dichterischen Prosa zu bedienen. Denn den deutschen Versarten, welche damals im Gebrauch waren, war er von Grund aus abgeneigt. Der Alexandriner, der keine geringe Rolle in der deutschen Litteratur jener Zeiten spielte, war ihm wegen seiner Eintönigkeit verhaßt. Und das mit Fug und Recht, denn welches Versmaß verdient wohl mehr den Namen eines „hölzernen Hackebretes", durch den später Herder den Alexandriner bezeichnete? Aber auch dem Trochäus und dem Jambus wollte er keine ausgiebige Befähigung zugestehen, und so blieb ihm zunächst nichts übrig, als sich auf die Prosa zu beschränken.

Weil der Aufenthalt in Jena ihm nicht zusagte und der ihm verwandte Achatius Ludwig Karl Schmidt aus Langensalza*) (geboren 1725, gestorben als Geheimrath und Kanzler zu Weimar 1784) in Leipzig die Rechtswissenschaften studieren

---

*) Auch als Dichter hat sich Schmidt, der Bruder der von Klopstock gefeierten Fanny, versucht: Matthisson hat einige seiner Gedichte in die lyrische Anthologie (Theil 3 u. 19) aufgenommen. Klopstock erwähnt ihn im Wingolf (drittes Lied) und in der Ode an Ebert.

wollte, verließ Klopstock schon am Ende des ersten Semesters Jena und siedelte nach Leipzig über. Die Freunde bezogen eine gemeinschaftliche Wohnung in der Burgstraße, in dem Hause Radike's, des Schwiegervaters des ältern Cramer. Leipzig, in manchem deutschen Dichterleben von nicht geringer Bedeutung, ward auch für Klopstock's weitere dichterische Entwickelung entscheidend.

Damals lebte in der Pleißenstadt der in der Geschichte der deutschen Litteratur und Grammatik vielgenannte Professor Johann Christoph Gottsched (geboren den 2. Februar 1700 zu Judithenkirch bei Königsberg in Preußen). Dieser Mann, der das beklagenswerthe, freilich nicht unverdiente Schicksal hatte, noch bei Lebzeiten von der Höhe seines Ruhmes fast zur Dunkelheit herabzusinken, hatte sich nicht geringe Verdienste um deutsche Sprache und Dichtkunst erworben. Diese gebührend zu würdigen, darf man freilich nicht vorwärts blicken, sondern muß sich an die Geschmacklosigkeiten der vor Gottsched herrschenden zweiten schlesischen Schule erinnern. Aber er wirkte auch höchst verderblich, indem er die Quelle der Poesie in dem Verstande suchte und daher mit der Kenntniß der Regel alles gethan glaubte. Dazu kam sein anmaßungsvoller Stolz, seine unbegrenzte Herrschsucht, so daß er, der freilich an theoretischer Bildung den Meisten bedeutend überlegen war, eine Art von geistiger und poetischer Diktatur bekleidete.

Um die Zeit aber, als Klopstock zur Fortsetzung seiner Studien nach Leipzig übersiedelte, war Gottsched's Machtstellung bereits durch folgenreiche Angriffe erschüttert worden. Diese gingen von der Schweiz aus, wo Joh. Jak. Bodmer (geb. 1698) und Joh. Jak. Breitinger (geb. 1701), Beide Professoren in Zürich, sich gegen die Gottsched'schen Theorien vom Wesen und Ursprung der Poesie erhoben. Sie erkannten nicht

den Verstand, sondern die Phantasie als die Quelle der Dichtung, und setzten dadurch den von Gottsched verbannten Hauptfaktor aller Poesie in sein ihm gebührendes Recht wieder ein. Freilich konnte Gottsched's Ansehen nicht bloß durch das Auftreten der richtigeren Ansicht gebrochen werden; dazu bedurfte es dichterischer, ursprünglich begabter Naturen, die der neuen und bessern Theorie praktisch zu ihrem Rechte verhalfen. Da die Schweizer aber selbst eine höhere poetische Begabung nicht besaßen, konnte ihr Sieg erst dann ein vollständiger werden, wenn sich jüngere und befähigte Kräfte an sie anschlossen.

Eine solche Schaar jüngerer Männer, alle der Dichtkunst befreundet, alle, wenn auch mit verschiedener poetischer Kraft ausgerüstet, doch in Gedichten sich versuchend, hatte sich in Leipzig zusammen gefunden, durch den Ruf Gottsched's und des bekannten Philologen Ernesti angezogen. Anfänglich schaarten sie sich um Gottsched und arbeiteten an der poetischen Zeitschrift, welche Gottsched's Trabant, der Professor Joh. Joachim Schwabe seit 1741 unter dem Namen „Belustigungen des Verstandes und Witzes" herausgab. Aber die schlechte Leitung des Blattes, welches auch den erbärmlichsten Versschmieden zugänglich war, und Gottsched's unerträglicher Despotismus, der keine Meinung und keinen Geschmack außer dem eigenen anerkannte, entfremdete gerade die talentvolleren Mitarbeiter. Ohne Kampf und Streit zogen sie sich von den „Belustigungen" zurück und beschlossen, ihre Arbeiten in einer eigenen Zeitschrift zu veröffentlichen. Mit redlichem Ernste giengen sie an dieses Unternehmen, indem sie jeden zur Aufnahme bestimmten Beitrag zuvor einer gemeinsamen kritischen Berathung unterwarfen. An die Spitze der Zeitschrift trat der geschmackvollste Kenner und tüchtigste Kritiker des Vereins, Karl Christian Gärtner (1712—1791). Das neue Blatt, an welchem Joh. Andr. Cramer (1723—1788), Adolph Schle-

gel (1721—1793), Gottl. Wilh. Rabener (1714—1771), später noch Konrad Arn. Schmidt (1716—1798), Joh. Arn. Ebert (1723—1795), Just. Friedr. Wilh. Zachariä (1726—1777), Nikol. Dietr. Giseke (1724—1765) und Christian Fürchteg. Gellert (1715—1769) mitarbeiteten, erschien 1744 unter dem Namen: „Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" und wird von dem Verlagsorte Bremen gewöhnlich die Bremer Beiträge genannt. Das neue litterarische Unternehmen war also schon im Gange, als Klopstock in Leipzig einzog.

Das erste inhaltsreiche Geschenk, das ihm diese Stadt brachte, war die poetische Form für sein Gedicht, nach der er so lange vergebens gesucht hatte. Oefters schon hatte er bei der Lektüre des Homer und Virgil die Anmuth und Würde des Hexameters bewundert und hatte wohl gewünscht, daß ihm die deutsche Sprache die Anwendung des heroischen Verses gestatten möchte. Immer aber hatte er an der Möglichkeit verzweifelt, seine Messiade in deutschen Hexametern zu dichten: die bisher mit diesem Versmaße im Deutschen gemachten Versuche waren nicht geeignet, ihn zu ermuthigen. Wie er so in Zweifel und Unmuth schwankte, kam ihm an einem Sommernachmittage der Gedanke, wenigstens den Versuch zu wagen. Er versuchte, und siehe da, es glückte ihm über alles Erwarten, so daß in kurzer Zeit ein nicht unbeträchtlicher Theil in Hexameter umgedichtet war. Er faßte den Entschluß, das ganze Werk in diesem Versmaße zu dichten und blieb diesem Vorsatze treu, wie er auch sonst den Hexameter mit bevorzugender Neigung fernerhin gebrauchte. An eine Veröffentlichung aber dachte er für's Erste nicht, sondern beabsichtigte vielmehr, erst nach der Vollendung des Ganzen damit hervorzutreten. Im Stillen arbeitete er fleißig fort, und obwohl er mit gleichgesinnten Freunden verkehrte, wußte doch nur sein

Zimmergenosse Schmidt um den Plan der Messiade und kannte die bereits vollendeten Gesänge. Aber ein Zufall entriß Beiden das bisher sorglich gehütete Geheimniß und eröffnete dem jungen Dichter seine große Laufbahn.

Cramer, einer der Hauptarbeiter an den Bremer Beiträgen, ein junger, kenntnißreicher Theolog von wissenschaftlicher und dichterischer Begabung, war Klopstock's Hausgenosse in der Burgstraße; jedoch lebten sie eine Zeit lang in demselben Hause, ohne sich kennen zu lernen. Die Leipziger Messe ward die Veranlassung, daß sie in Berührung mit einander kamen. Es war früher und ist wohl noch zum Theile Brauch in Leipzig, daß während der Meßzeiten Studierende entweder ihre ganze Wohnung oder einen Theil derselben an die Kaufleute abtreten müssen, welche die Leipziger Messe beziehen. Klopstock befand sich in diesem Falle: er vertauschte das vordere geräumige Zimmer mit einem kleineren, welches nur durch eine Thür von Cramers Wohnung getrennt war. Wer von Beiden der anknüpfende Theil gewesen sei, das wird verschieden erzählt: es kommt in der That sehr wenig darauf an, ob Klopstock zuerst Cramer besucht, oder ob Cramer jenen zuerst aufgesucht hat. So viel scheint gewiß, daß Aeußerungen über Poesie und Dichter, die durch die Thür in's benachbarte Zimmer gedrungen waren, in dem Einen oder Andern das Verlangen rege machten, den Wandnachbar näher zu kennen. Eben so gewiß ist, daß dabei die Messiade aus ihrem Dunkel an's Tageslicht gezogen wurde. Daran war Schmidt's Eifer Schuld, der, als sich ein Streit über die Vorzüge der englischen Dichter vor den deutschen entsponnen hatte, um die „Beiträger" aus dem Felde zu schlagen, das Manuscript der ersten Gesänge aus dem Wäschkoffer herausriß und trotz Klopstock's Widerstreben vorzulesen anfieng. Obschon er aber mit Absicht hie und da falsch betonte, um den zuhörenden

Cramer irre zu führen, merkte dieser doch bald, daß ihm etwas Außergewöhnliches geboten werde. Er bemerkte, das Gedicht müsse anders gelesen werden, und nun ergriff Klopstock, der sein Geheimniß einmal verrathen sah, das Manuscript und las den ganzen ersten Gesang selbst. Der Eindruck war ein gewaltiger: Cramer bat um die Erlaubniß das Gedicht seinen Freunden mittheilen zu dürfen, und erhielt sie. Die Folge der Mittheilung war, daß die Dichter der Bremer Beiträge an Klopstock einmüthig die Einladung ergehen ließen, sich ihnen zuzugesellen. Er folgte der Aufforderung und ward mit Freude begrüßt: die Bremer Beiträge hatten nun die dichterische Kraft gewonnen, welche zu der neuen Glanzperiode der deutschen Literatur den Grundstein legen sollte.

Die beiden nächstfolgenden Jahre zeigen Klopstock als thätiges Mitglied des Bundes. Die vorwiegend lyrische Natur des jungen Dichters äußerte sich in der Wärme und Innigkeit, mit der er sich an die mitstrebenden Freunde anschloß. So ward er denn auch der dichterische Mittelpunkt des Bundes, sowie der ruhige, feinfühlende und scharf richtende Gärtner die kritische Instanz bildete. Noch in den spätesten Jahren seines Lebens dachte Klopstock mit inniger Freude an diese Leipziger Zeit zurück. Aber nur wenige Jahre war es den Freunden beschieden, in unmittelbarer Nähe mit einander zu leben und zu wirken. Ihre Berufsthätigkeit führte sie auseinander, und je enger der Kreis wurde, desto mehr verlor auch für Klopstock der Aufenthalt in Leipzig an fesselndem Reize. Kam nun noch dazu, daß die Vermögensverhältnisse der Eltern nicht glänzend, daß dieselben durch die große Zahl der Kinder sehr in Anspruch genommen waren, so erklärt es sich wohl, daß 1748 auch Klopstock Leipzig verließ, um in Langensalza in dem Hause eines Verwandten, Namens Weiß — die Familie gehört noch jetzt in jener thüringischen Stadt

zu einer der angesehensten — die Stelle eines Hauslehrers anzutreten.

Ueber Klopstock's wissenschaftliche Studien als Schüler der Universität finden sich fast gar keine Notizen. Es läßt sich aber mit ziemlicher Sicherheit vermuthen, daß er auch hier seinen eigenen Weg gieng und zwar der Wissenschaft nicht untreu wurde, aber seine Ausbildung weniger in den Hörsälen, als durch selbstständige Thätigkeit suchte. Die Fachwissenschaft aber mag wohl gegen die poetischen und litterarischen Studien zurückgetreten sein, obwohl seine Poesie in ihrem Hauptstoffe und in ihrem ganzen Charakter sich wesentlich an das theologische und religiöse Gebiet anlehnte.

Als Dichter that er in Folge der Theilnahme an den Bremer Beiträgen den entscheidenden Schritt durch die Veröffentlichung der drei ersten Gesänge des Messias, welche 1748 im vierten Bande der Bremer Beiträge (dann auch einzeln in Halle bei Hemmerde) erschienen. Das Jahr 1748 bezeichnet sich dadurch als der Anfangspunkt der neuen Litteraturperiode, die später in Göthe und Schiller culminierte. Das Morgenroth, welches die Wiedergeburt der deutschen Poesie verkündete, glänzte schon herauf: die ersten Gesänge der Messiade waren der Sonnenaufgang der neuen Zeit.

Vor hundert Jahren wäre es mehr als überflüssig gewesen, in einer Charakteristik Klopstock's auf den Inhalt der Messiade besonders hinzuweisen. Denn wenn auch das Gedicht nicht so schnell, wie man nach manchen Darstellungen glauben möchte, sich bei der Mitwelt Eingang verschafft, wenn es auch selbst damals nicht eigentlich in das Volk eindrang, was eben in der Natur der Dichtung lag: gelesen und gefeiert ist selten ein Gedicht seiner Zeit so worden wie die Messiade. Und zwar gilt das besonders von den ersten durch Feuer und Lebendigkeit sich auszeichnenden Gesängen. Diese zeigen uns den

Messias bereit, das Werk der Erlösung auszuführen, und das feierliche Versprechen Gottes, des Herrn und Vaters, die Sünden den Menschen zu vergeben. Jesus betete also:

Göttlicher Vater, die Tage des Heils und des ewigen Bundes
Nahen sich mir, die Tage zu größeren Werken erkoren,
Als die Schöpfung, die du mit deinem Sohne vollbrachtest.
Sie verklären sich mir so schön und herrlich als damals,
Da wir die Reihe der Zeiten durchschauten, die Tage der Zukunft,
Durch mein göttliches Schau'n bezeichnet, und glänzender sahen.
Dir nur ist es bekannt, mit was für Einmuth wir damals,
Du, mein Vater, und ich und der Geist die Erlösung beschlossen.
In der Stille der Ewigkeit, einsam und ohne Geschöpfe,
Waren wir bei einander. Voll unserer göttlichen Liebe
Sahen wir auf die Menschen, die noch nicht waren, herunter.
Edens selige Kinder, ach unsre Geschöpfe, wie elend
Waren sie, sonst unsterblich, nun Staub, und entstellt von der Sünde!
Vater, ich sah ihr Elend, du meine Thränen. Da sprachst du:
Laßt das Bild der Gottheit in Menschen von Neuem uns schaffen!
Also beschlossen wir unser Geheimniß, das Blut der Versöhnung,
Und die Schöpfung der Menschen verneut zu ewigem Bilde!
Hier erkor ich mir selbst, das göttliche Werk zu vollenden.
Ewiger Vater, das weißt du, das wissen die Himmel, wie innig
Mich seit diesem Entschluß nach meiner Erniedrung verlangte!
Erde, wie oft warst du, in deiner niedrigen Ferne,
Mein erwähltes, geliebtes Augenmerk! Und o Kanan,
Heiliges Land, wie oft hieng mein sanftthränendes Auge
An dem Hügel, den ich von des Bundes Blute schon voll sah.
Und wie bebt mir mein Herz von süßen, wallenden Freuden,
Daß ich so lange schon Mensch bin, daß schon so viele Gerechte
Sich mir sammeln, und nun bald alle Geschlechte der Menschen
Mir sich heiligen werden! Hier lieg' ich, göttlicher Vater,
Noch nach deinem Bilde geschmückt mit den Zügen der Menschheit,
Betend vor dir: bald aber, ach bald wird dein tödtend Gericht mich
Blutig entstellen und unter den Staub der Todten begraben.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Siehe, da bin ich, mein Vater. Ich will des Allmächtigen Zürnen,
Deine Gerichte will ich mit tiefem Gehorsam ertragen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Weiter sagt' er und sprach: Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken und schwöre dir bei mir selber,
Der ich Gott bin wie du: Ich will die Menschen erlösen.
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Aber unhörbar den Engeln, nur sich und dem Sohne vernommen,
Sprach der ewige Vater und wandte sein schauendes Antlitz
Nach dem Mittler hin: Ich breite mein Haupt durch die Himmel,
Meinen Arm aus durch die Unendlichkeit, sage: Ich bin
Ewig! und schwöre dir, Sohn: Ich will die Sünde vergeben.

Während der erste Gesang auf die Höhen des Himmels führt, in die Werkstätte der heiligen That der Menschenerlösung, und die jubelnde Freude der Engel schildert über die Erscheinung des Messias, schließt uns der zweite Gesang die Pforten des Todes auf, das Reich der Hölle, wo Satan herrscht, der oberste der Höllenfürsten. Dieser, erfüllt von grimmigem Haß gegen den Messias, den göttlichen Fürsten des Lebens, der Samma vom Tode errettet. Die Fürsten der Hölle, sich um den Meister schaarend, hören den Beschluß Satans:

Eh' soll die Hölle vergeh'n, und eh' der seine Geschöpfe,
Der vor diesem einmal den nächtlichen Chaos gebaut hat,
Um sich vernichten und wieder allein in der Einsamkeit wohnen,
Eh' er über die sterblichen Menschen die Herrschaft uns abzwingt.
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Er soll sterben! So wahr ich des Todes Erhalter und Schöpfer
Unbezwingbar die kommenden Ewigkeiten durchlebe:
Er soll sterben! Bald will ich von ihm den Staub der Verwesung
Auf dem Wege zur Hölle, vorm Antlitz des Ewigen ausstreun.
Seht den Entwurf von meinem Entschluß. So rächet sich Satan!

Nur einer der Höllengeister, Abdiel Abbadona, der seinen Abfall von Gott beklagt und seine Verdammniß betrauert, widerspricht

— — Ich habe kein Theil an dem ewigen Sünder!

Gottesleugner, kein Theil an deiner finstern Entschließung,
Gott den Messias zu tödten. Ha, wider wen, du Empörer,
Hast du gered't? Ist es wider den nicht, der, du bekennst es
Selber, wie sehr du dein Schrecken auch übertünchest, dir furchtbar,
Mächtiger ist als du? Ach, sendet den sterblichen Menschen
Gott Befreiung von Elend und Tod: du hältst ihr nicht Obstand!
Und du willst des Messias Leib, den willst du erwürgen?
Kennst du ihn, Satan, nicht mehr? Hat dich des Allmächtigen Donner
Nicht genug an dieser erhobnen Stirne gebrandmalt?
Oder kann sich Gott nicht vor uns Ohnmächtigen schützen?
Wir, die zum Tode die Menschen verführten; wehe mir, wehe,
Ich that's auch! Wir wollen uns wider ihren Erlöser
Wüthend erheben? den Sohn, den Donnerer wollen wir tödten?
Ja den Zugang zu einer vielleicht zukünftigen Rettung,
Oder doch zur Lindrung der Qual, den wollen wir ewig
Uns, so vielen vordem vollkommnen Geistern verschließen?
Satan! so wahr wir alle die Qual gewaltiger fühlen,
Wenn du diese Wohnung der Nacht und der dunkeln Verdammniß
Königlich nennst, so wahr kehrst du mit Schande belastet,
Statt des Triumphs, zurück von Gott und seinem Messias!

Aber des Warnenden Stimme ist machtlos: der Finsterste der Geister, Satans Nebenbuhler und ihm an Bosheit überlegen, Adramelech, reizt die Höllengeister zu schneller That:

Fleuch, fleuch, Erde, wir kommen mit Tod und Hölle bewaffnet!
Wehe dem, der auf unserer Welt sich wider uns auflehnt!

Sie brausen dahin, ihr gräßliches Werk zu vollbringen, denn:

— — — — Seitdem Gott schuf, sah
Eine That, wie diese, die Ewigkeit nicht. — — —

Während Abbadona trauernd zurückbleibt, gelangen Satan und Adramelech zum Oelberg.

Der dritte Gesang führt uns auf die Erde zurück, in den Kreis der Jünger des Herrn, die ihren am Grabe der Todten weilenden Meister traurig suchten. Der Dichter schildert uns

die Jünger, indem er ihre Schutzengel von ihnen reden läßt, sie, die sich selig fühlen

— — — — daß uns der Meister geboten,
Ihre Beschützer und Freunde zu sein! Da sehen wir immer,
Wie er mit süßer, geselliger Liebe sich ihnen eröffnet,
Wie er sie lehret und bald mit mächtiger Rede den Eingang
Zu den hohen Geheimnissen zeigt, in menschlichen Bildern
Bald die unsterbliche Tugend verklärter und fühlbarer zeiget,
Und dadurch die empfindende Seele zur Ewigkeit bildet.

Unter ihnen ist auch Judas Ischariot, bei dessen Anblick der Seraph Selia spricht, von Zweifeln bewegt:

Aber darf ich es sagen und irr' ich nicht, himmlische Freunde,
Wenn ich in diesem Zug des Gesichts Unruhe entdecke,
Und in jenem nicht Edles genug? Doch er ist ja ein Jünger,
Und er wird ja dereinst Gericht mit den Göttlichen halten!
Aber ihr schweigt, Unsterbliche! Keiner von meinen Geliebten
Sagt mir ein Wort! Ach, warum schweigt ihr, himmlische Freunde?
Hab' ich euch traurig gemacht, daß ich diesen Jünger verkannte?

Da aber berichtet Ithuriel, Ischariots trauernder Seraph, welche schreckliche Rolle diesem Jünger zugetheilt sei durch Gottes wunderbaren Rathschluß:

Ja, nun weiß ich, warum, da wir von den Seelen der Jünger
Und von des Leibes Geburt, vor dem Antlitz Gottes besprachen,
Warum damals — so winkt' ihm der Richter — Seraph Eloa
Traurig herunterstieg und einen der goldenen Stühle,
Die den Zwölfen der Ewige gab, mit Wolken bedeckte.

Dem Judas Ischariot aber erscheint im Schlummer Satan in der Gestalt seines Vaters, ihn zum Verrathe des Herrn zu verleiten.

Es wird diese kurze Einführung in den Inhalt der drei ersten Gesänge manchem Leser willkommen sein: denn in der Regel kennt man heut zu Tage nicht viel mehr als den Titel des Gedichts, und außer den eigentlichen Litterarhistorikern

werden Wenige die ganze Messiade durchgelesen haben. Vielleicht, daß den Einen oder Andern diese Mittheilung zu einer gründlicheren Kenntnißnahme anregt; und wahrlich, er wird das Buch nicht unbelohnt aus der Hand legen. Das gilt zumal von dem ersten Drittheil des Gedichtes, vor Allem von diesen ersten Gesängen, welche das besitzen, wodurch die Poesie allein im Stande ist, eine gewaltige Wirkung hervorzubringen: sie sind einer warmen dichterischen Begeisterung unmittelbar entsprungen. Leidet die ganze Messiade, vom Standpunkte des Epos aus betrachtet, an nicht geringen Gebrechen, indem es ihr an Plastik, an Gestaltungskraft mangelt, so tritt dieser Fehler in den ersten Gesängen gegen die sieghafte Gewalt des poetischen Jugendfeuers und der religiösen Begeisterung zurück. Und wie kühn ist der Aufbau der Exposition in diesen Gesängen! Himmel und Hölle thun sich vor unsern Blicken auf, der die Welt rettende Beschluß des göttlichen Mittlers, begleitet von der Vergebung verheißenden Gnade des ewigen Vaters ruft hier Jubel und Wonne, dort Grimm und Haß hervor. Die finstern Höllenmächte rüsten sich zum verzweiflungsvollen Kampfe gegen den Erlöser, aber selbst in der Hölle wohnt noch die Sehnsucht nach der Rettung aus der Verdammniß, und der Fürst der Finsterniß selbst vermag das Gefühl seiner Ohnmacht nicht ganz zu bemeistern, wenn er auch in blinder Wuth gegen das Werk der göttlichen Gnade anstürmt. Um das Leben eines Sterblichen hatte er mit dem Erlöser gekämpft und vergebens! Dieser aber wandelt, nahe bei seinen ihn liebenden Jüngern, geleitet von dem Liebling seines Herzens und bereitet sich zum Werk der Erlösung. Satans Macht und Arglist erweckt ihm indeß in der Schaar seiner Jünger den Tod bringenden Verräther.

In der That, einen solchen Beitrag hatten die Leipziger Dichter bis dahin nicht gebracht: kein Wunder, wenn sie An-

fangs selbst nicht recht genau wußten, wie sie damit daran waren. Denn sie fühlten sich zur Bewunderung gedrängt, sie fühlten auch wohl die Verwandtschaft mit ihren eigenen Bestrebungen: aber das Gedicht stellte sich zugleich so ganz entschieden über sie, daß nur allmählig die Bewunderung zur Begeisterung wurde. So schreibt z. B. der Urtheilsfähigste des Kreises, Gärtner an Bodmer: „In diesen Band werden wir das erste Buch von einem großen epischen Gedichte setzen. Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen ein Stück aus dem zweiten Buche mitzutheilen, woraus Sie selbst seine Schreibart und seine Fähigkeit beurtheilen können. Wollen Sie mich über dieses Stück Ihrer Aufrichtigkeit würdigen, so werde ich es sowohl, als der Verfasser für eine besondere Probe Ihrer Freundschaft halten, wie wir denn bloß in der Absicht, das Urtheil der Kenner zu erfahren, das erste Buch dieses Gedichtin die neuen Beiträge einrücken lassen."

Ehe aber noch die Veröffentlichung der drei ersten Gesänge des Messias erfolgte, waren bereits mehrere lyrische Gedichte entstanden. Wie wir jetzt die dichterischen Leistungen Klopstock's beurtheilen müssen, ist es unzweifelhaft, daß wir ihm als Odendichter den Preis vor dem Epiker zuerkennen: er war durchaus mehr eine lyrische als eine epische Natur. Darum haben wir auch einen Blick auf seine ersten Leistungen im Gebiete der Lyrik zu werfen. Es sind dies die in der Sammlung seiner Oden*) im zweiten Buche stehenden: Der Lehrling der Griechen (1747), Wingolf, in 8 Liedern (1747), an Giseke (1747), wozu noch die am Ende der Sammlung befindliche Elegie: die künftige Geliebte (1747) kommt. Mehrere Gedichte der früheren Jahre hat Klopstock selbst unterdrückt,

*) Kurtz (deutsche Literaturgeschichte, Leipzig 1855) theilt einige dieser Gedichte in der älteren Gestalt mit, welche vor der spätern den Vorzug verdient.

jedoch sind einige glücklich erhalten worden, so z. B. eine von dem jüngeren Cramer „Verhängnisse" überschriebene, die jedenfalls aus der Leipziger Zeit datirt. Die Jahreszahl 1748, also des Jahres, das er noch zum Theil in Leipzig zubrachte, tragen die Gedichte „an Ebert", „an Fanny", „Bardale". Unter diesen Gedichten ist von besonderem Interesse die Odensammlung „an meine Freunde", welche er später umarbeitete und „Wingolf" nannte. Wer aber die ältere Form mit der späteren Bearbeitung vergleicht, wird jener entschieden den Vorzug geben müssen. Einmal gilt auch von den lyrischen Gedichten, was oben vom Epos bemerkt wurde: die früheren Werke athmen mehr wahre Begeisterung, das Schwunghafte der Klopstock'schen Poesie erscheint in ihnen natürlicher, mehr als der Ausfluß mächtiger Jugendkraft, als dies bei den späteren, trotz mancher formellen Vorzüge, der Fall ist. Dann aber wirkte bei jener Umgestaltung die inzwischen bei ihm eingekehrte Vorliebe für die nordische Mythologie mit. Diese suchte er in geradezu tendenziöser Weise zur Geltung zu bringen und verdrängte darum auch die griechische Mythologie aus früheren Gedichten, wie z. B. aus dem erwähnten Odencyclus. Die Einseitigkeit und Gewaltsamkeit des Verfahrens hat diesen Gedichten offenbar Schaden gethan, wie Jedem die Vergleichung zeigen wird. Interessant sind sie, abgesehen von ihrem poetischen Werthe, dadurch, daß sie ein Ausdruck inniger Freundschaft und Liebe zu den früher erwähnten Männern sind, die sich um die Bremer Beiträge geschaart hatten. Ebert, Cramer, Giseke, Schmidt, Rabener, Gellert, Gärtner, Hagedorn, seine Studienfreunde Kühnert, Rothe, Olde werden in ihnen besungen, und auch die künftige Geliebte fehlt nicht (4. Lied), die hier schon den Namen Fanny trägt. Die spätere Bearbeitung hat den Namen nicht.

Bezeichnend für die durch und durch lyrische Stimmung

des Dichters und ein helles Licht auf die zunächst folgenden Langensalzer Verhältnisse werfend ist die Strophe:

Und du, o Freundin, die du mich künftig liebst,
Wo bist du? Dich sucht, Fanny, mein einsames,
Mein fühlend Herz in dunkler Zukunft,
Durch Labyrinthe der Nacht hin sucht's dich!

Eine unsterbliche Sehnsucht, um einen Ausdruck Klopstock's zu gebrauchen, war in ihm erwacht, ohne daß er seine Liebe auf ein bestimmtes Einzelwesen übertragen hätte. Denn wenn er auch mit Schmidts Schwester, Sophie, welche er als Fanny besang, schon in Leipzig in Briefwechsel stand, wie das die Verwandtschaft und seine Freundschaft für den Bruder wohl gestatten mochte, an eine Neigung für sie war bei jedem Mangel persönlicher Bekanntschaft wohl nicht zu denken. Es sind das lyrische Anticipationen, und der Name Fanny ist wohl nur der Ausdruck für das weibliche Ideal, nach dem sein verlangendes Herz suchte. Dieselbe Stimmung offenbart die Elegie: „Die künftige Geliebte". Hier kommt nicht bloß der Name Fanny, sondern auch der zweite Cidli vor, unter dem er bekanntlich später seine früh ihm entrissene Gattin, Meta Moller, besang. Auch hier hat jedenfalls eine Ueberarbeitung stattgefunden, welche den zweiten Namen einschob. Das Gedicht an Giseke, dem er mit besonders zärtlicher Neigung zugethan war, und das er dichtete, als jener nach Hamburg zurückgieng, gehört zu den schönsten dieser Periode und ward auch von dem feinfühlenden Herder sehr hoch gestellt. Von den Oden, die dem Jahre 1748 zugeschrieben werden, gehört wohl nur das schöne Gedicht an Ebert dem Leipziger Aufenthalte zu: wahrscheinlich weist schon Bardale*), gewiß die Ode

*) Klopstock nennt dieses Wort, welches Lerche bedeuten soll, ein altdeutsches: indeß findet sich ein solches in unserer älteren

„an Fanny", in der es sich nicht mehr um ein rein fingiertes Ideal seines Herzens handelt, auf Langensalza hin, wohin wir nun den Dichter begleiten, da wir von den Wirkungen, welche von seinen Gedichten, vorzüglich von der Messiade (denn die lyrischen Gedichte wurden erst 1771 gesammelt) ausgiengen, erst später zu reden haben.

In dem Hause eines Verwandten, Namens Weiß, übernahm er also im Frühjahre des Jahres 1748 die Stelle eines Hauslehrers: sein Zögling sollte für den Kaufmannsstand vorbereitet werden. Mochte der junge Dichter schon ohnehin sich auf das enge Gebiet des Hauslehrerthums nur sehr ungern beschränken, wie eine Stelle eines Briefes an Bodmer (vom 10. August 1748) deutlich zeigt, so ward die Aufgabe noch weniger lockend dadurch, daß ihm für die Unterweisung und Erziehung des Knaben sehr enge Grenzen gezogen wurden. Dazu kam die Trennung von seinen Leipziger Freunden, in deren Umgang er fortwährende Anregung gefunden hatte, und der Mangel an höheren Impulsen in der neuen Lebensstellung. Zwar hatte Bodmer — der Ruhm darf ihm nicht verkümmert werden — zuerst und in vollem Umfange die Bedeutung der Messiade und die Größe von Klopstock's Talent erkannt und in einem Briefe an Gärtner gewürdigt, aber in Deutschland hatte man bisher — allerdings war die Veröffentlichung erst vor Kurzem erfolgt — noch wenig Notiz genommen. Auch das mochte den jungen Dichter drücken, der gewiß nicht ohne bedeutendes Selbstbewußtsein war. Wäre in ihm jene zaghafte Bescheidenheit gewesen, die ihm begeisterte Lobredner zuerkennen, wie hätte er später jene abgeschlossene souveräne und unzugängliche Stellung einnehmen können? Zu diesen

Sprache nicht und es mag wohl von Klopstock selbst (aus Barde, also der singende Vogel) gebildet worden sein.

Umständen gesellte sich nun die leidenschaftliche Liebe hinzu, die ihm Sophie Schmidt, seines Studiengenossen schöne und begabte Schwester einflößte, und die unerwidert blieb. Gelang es ihm nicht ihr Herz zu gewinnen, oder vermochte sie nicht äußerem Glanze zu entsagen, gewiß ist, daß er fast zwei Jahre sich mit wechselnder Hoffnung um ihre Gunst bemühte, bis er sich im Jahre 1750 loszureißen entschloß, oder vielmehr sich weniger festgebunden fand. Es war eine schwermuthsvolle, seufzerreiche Zeit, die er in Langensalza verlebte, doch würde man Unrecht thun, diese melancholische Stimmung, die wenigstens im ersten Jahre auf ihm lastete, bloß aus dem ungünstigen Stande seiner Neistung abzuleiten. Ein gutes Theil der sentimentalen Stimmung lag in seiner eigenen Natur, so daß man fast annehmen möchte, er habe eine Erwiderung seiner Neigung gar nicht finden können. Zudem schiebt sich in seine Herzensergießungen überall seine eigene Person, sein künftiger Dichterruhm hinein, ja es gesellen sich sogar rein materielle Wünsche für die Zukunft hinzu, so daß es schwer fällt, jene Liebe zu Fanny für so gar tief und für nur schwärmerisch idealisierend zu halten, wie dieselbe bisweilen geschildert wird. Es scheint in ihr wenigstens etwas von einem dichterischen Produkte, von einer angeeigneten Stimmung enthalten, die durch den allgemein sehnsüchtigen Zug seines Herzens unterstützt und genährt wurde. Sein Kummer und Trübsinn aber entsprang sicherlich zum Theil mit aus der Sorge um seinen Dichterruhm, der im Jahre 1748 noch sehr wenig zu spüren war, wie denn auch in dergleichen jugendlichen Melancholien in der Regel ein selbstquälerischer Genuß zu liegen pflegt.

In der That aber war das erste Erscheinen der Messiade durchaus kein stürmischer Siegeszug durch die deutschen Lande: die junge Dichtung hatte Mühe genug, sich Eingang zu verschaffen. Darauf haben wir schon früher hingewiesen und

kehren jetzt zu diesem Punkte zurück, der uns zugleich in dem Leben des Dichters weiter führt. Bevor sich Gärtner an den Schweizer Bodmer wandte, hatte er den damals viel geltenden Hagedorn*) um seine Verwendung für die Dichtung und den Dichter angegangen; durch seine amtlichen Verbindungen sollte dieser für Klopstock eine Unterstützung bei dem Könige von England auswirken. Aber Hagedorn hatte die ihm mitgetheilten Theile des Gedichtes zu fremdartig und sonderbar gefunden, der Inhalt war ihm zu schwer erschienen, und er hatte Anfeindungen wegen des religiösen Stoffes befürchtet. Ein solches Urtheil wog schwer, und so war schon damals, noch bevor man sich an Bodmer wandte, eine Verstimmung und Entmuthigung eingetreten. Als nun die drei ersten Gesänge erschienen waren, und die erwarteten bewundernden Urtheile ausblieben, als die Freunde Klopstock's von Neuem zaghaft wurden und fast den Gedanken an eine Fortsetzung des Gedichtes aufgeben wollten, da entschloß sich Gärtner, wozu schon Hagedorn gerathen hatte, Bodmers Urtheil anzusprechen und im Falle, daß er sich mit der eingesendeten Probe, dem zweiten Gesange, einverstehe, seine Unterstützung zu erbitten. Und man kam an den richtigen Mann.

Wir haben oben schon in Kurzem Bodmers Stellung zu der damaligen poetischen Literatur Deutschlands bezeichnet. Wir haben hier nur hinzuzufügen, daß seine Parteinahme für die Messiade zu seinen größten Verdiensten gehört. Das soll nicht so viel heißen, als habe Bodmer Klopstock's Ruhm geschaffen: auch ohne des Schweizers enthusiastische Lobreden hätte sich des Dichters Genie seine Bahn gebrochen. War es doch gerade die dichterische Individualität, welche der damalige

*) Friedrich von Hagedorn, geb. den 23. April 1708, gest. den 28. October 1754.

Zustand der deutschen Poesie verlangte, und darum, weil er den nothwendigen Fortschritt bewirkte, konnte ihm die endliche Anerkennung nicht entgehen. Aber auch die größten Geister bedürfen der Mitwirkung, der Unterstützung anderer, wenn auch minder begabter Zeitgenossen: nur Wenige gelangen ohne die Hülfe der Freundschaft und der Gunst, nur durch die eigene Kraft und das eigene Verdienst auf den ihnen gebührenden Platz. Die Geschichte übt hier die Pflicht der Dankbarkeit, wenn sie der Kleineren gedenkt, welche das Große durch ihre Anerkennung und ihren Beistand in das rechte Licht zu stellen suchten. Eine solche die Nachwelt zu Dank verpflichtende Stellung nahm Bodmer zu Klopstock ein, und Lessing hat nicht Recht, wenn er in seinem Epigramme sagt:

Sein kritisch Lämpchen hat die Sonne jüngst erhellet,
Und Klopstock ward durch ihn, wie er schon stand, gestellet.*)

Denn in Wahrheit stand Klopstock damals noch nicht, als Bodmer sich seiner anzunehmen begann. Das that er aber, sobald er den ihm zugesendeten Gesang der Messiade gelesen hatte: in Klopstock schien ihm sein Ideal eines deutschen epischen Dichters verwirklicht, auf dem Sänger des Messias schien ihm Milton's Geist zu ruhen, und mit Zuversicht verkündete er den nahen und fernen Freunden, daß ein Dichter erstanden sei, dessen Name in die späteste Nachwelt erschallen werde. In diesem Sinne, voll von enthusiastischen Beifalls, äußerte er sich gegen Gärtner und versprach, für den jungen Dichter was irgend möglich sei, zu thun. Und doch vermochte diese warme Anerkennung eines verehrten und angesehenen Mannes nicht, alle bangen Zweifel aus der Brust der Leipziger Freunde zu verscheuchen, wie eine Bemerkung Giseke's darthut, welcher sich damit tröstet, daß nicht in Leipzig allein der

*) Dieses Epigramm wird von Andern auf Meier in Halle bezogen.

gute Geschmack verachtet werde, sondern daß auch Bodmer in seinen freien und glückseligen Gegenden mit ihnen leide.

Nach Langensalza erhielt nun Klopstock durch Gärtner die frohe Kunde von dem Beifalle, den sein Gedicht bei Bodmer geerntet habe: den durch die Stellung, in der er sich befand, Niedergedrückten, um seine Zukunft Zagenden, mit seiner Neigung Kämpfenden mußte diese Nachricht mit hoher Freude erfüllen. Die erste Folge war ein langer, seltsam genug lateinisch geschriebener Brief an Bodmer vom 10. August 1848, der von der wärmsten Verehrung für diesen eingegeben ist. Zu den Ausdrücken der Verehrung und Dankbarkeit gesellt sich die Bitte, Etwas für ihn zu thun. „Es fehlt mir an Muße, so schreibt er, und da ich von ziemlich gebrechlichem Körper bin und, wie ich vorahne, meine Lebensdauer kurz sein wird, so ist meine Hoffnung, den Messias vollenden zu können, gering. Es wartet meiner ein lästiges Amt; wie sollte ich unter seinem Drucke den Messias würdig besingen können? Mein Vaterland kümmert sich nicht um mich und wird sich auch ferner nicht kümmern." Er macht ihn zum Vertrauten seiner Herzensangelegenheiten und bittet um seine Vermittelung bei dem holländischen Dichter van Haaren, damit dieser ihm von dem Prinzen von Oranien einen Jahrgehalt auswirke. Der Brief klingt überschwänglich genug, und die Sprache ist selbst in der Uebersetzung seiner spätern Prosa nicht unähnlich.

Bodmer erwiderte das ihm bewiesene Vertrauen durch thätige Theilnahme: wie ein Vater nahm er sich des jungen Dichters an. Sogar in seinen Liebeshoffnungen wollte er ihn fördern und schrieb in dieser Absicht einen merkwürdigen Brief an Fanny*). Nicht, daß er versucht hätte, das Mäd-

*) Vergl. hierüber, wie über diesen ganzen Abschnitt in des Dichters Leben die interessante Schrift von J. C. Mörikofer: Klopstock in Zürich im Jahre 1750—1751. Zürich und Frauenfeld 1851.

chen für die Bewerbungen des Freundes günstiger zu stimmen, er wendet sich an sie mit der Mahnung, zu bedenken, welche Rolle ihr vom Schicksal zugetheilt sei. Sie solle den Poeten mit den zärtlichsten Empfindungen von himmlischer Unschuld, Sanftmuth und Liebe beseelen, seine Seele mit großen Gedanken erfüllen: sie werde an dem Werke der Erlösung Antheil bekommen. Ist Klopstock's Brief überschwänglich, so ist es dieses Schreiben Bodmer's noch weit mehr: es ist ohne rechte Kenntniß der Wünsche Klopstock's und ohne Verständniß der Wirklichkeit geschrieben. Ein platonisierender Idealismus durchdringt es, und nur dadurch ward es möglich, daß er von dem Mädchen süße Reden und kleine Gunstbezeugungen für den Freund begehrte, ohne von einer Verwirklichung der Wünsche Klopstock's in einer ehelichen Vereinigung irgend ein Wort zu sagen.

Klopstock gab diesen Brief nicht ab, so sehr er auch von demselben erfreut war. Seine Briefe an Bodmer sind voll von Herzensergießungen: er schildert seine Liebe, preist das Mädchen seiner Neigung, erzählt Kleinigkeiten aus seinem Verkehre mit ihr, und zeigt so recht deutlich das Schwanken eines hoffenden und zweifelnden Herzens. Hie und da mischen sich dann auch nüchterne Gedanken und Wünsche ein, der Wunsch, „sein Glück zu machen", im prosaischeren Sinne des Wortes. Das konnte Bodmer, der seinen idealen Standpunkt nicht verließ, nicht recht begreifen, so daß er sich gegen andere Freunde verwundert äußerte, wie ein so großer Geist so irdisch lieben könne? Lag hier auch eine falsche Vorstellung vom Wesen der Liebe zu Grunde, so wird doch der Grund davon, daß die Beiden sich hier nicht verstanden, nicht bloß auf Bodmer's Seite zu suchen sein.

Indeß war er auch nach andern Seiten hin thätig, um für Klopstock etwas zu erreichen. Er schrieb an Haller nach

Göttingen, damit dieser den Prinzen von Wales auf das Gedicht aufmerksam machen möchte, oder, da die Aussichten in England sich nicht günstig erwiesen, daß er die Geistlichen für das Werk gewönne. An eine Anstellung in Erlangen wurde gedacht, der König von Preußen sollte durch eine französische Uebersetzung mit der Messiade bekannt gemacht werden, Bodmer selbst wollte für den Druck eine Subscription eröffnen und die Kosten übernehmen. Eine italienische Recension wollte er selbst schreiben, eine deutsche Schrift über das Gedicht (zufällige Gedanken über das Heldengedicht des Messias) mußte auf seine Veranlassung Pfarrer Heß in Altstetten verfassen; sie erschien im Jahre 1749 in Zürich.

Noch wollte sich aber nirgends ein günstiger Erfolg zeigen. Das Verhältniß zu Fanny blieb dasselbe, Aussichten auf eine sichere Existenz wollten sich nicht eröffnen, das deutsche Publikum nahm noch immer keine Notiz. Der junge Dichter wurde immer mißmuthiger und trübsinniger und verzweifelte fast an der Möglichkeit, daß sein Vaterland je ihm Beifall zollen werde. „Ich glaube, schreibt er an den Züricher Freund, daß man sie oft aufwecken müssen wird, ehe sie nur merken, daß ein Messias da ist.“ Da trat Bodmer mit dem Anerbieten hervor, ihn in Zürich bei sich aufzunehmen. Aber obgleich diesem Antrag Klopstock's Mittheilung vorausgegangen war, daß man in Langensalza es nicht ungern sehen werde, wenn er seine Hofmeisterstelle aufgäbe, vermochte er doch nicht, sich loszusagen und nahm das freundliche Erbieten nur in allgemeiner unbestimmter Weise an. Er verspricht zu kommen und fügt doch hinzu: „Jetzt hält mich die allmächtige Fanny zurück.“ So schrieb er noch im Frühjahre 1749, doch lebte er sich mehr und mehr in den Gedanken ein, Langensalza zu verlassen und sich nach der Schweiz zu begeben, wo er wenigstens warme Anerkennung seines poetischen Talentes erwarten durfte.

Briefe und Gedichte zeigen eine sich nach und nach befreiende Stimmung, das Band, das ihn an Fanny fesselte, scheint lockerer geworden. In dieser Beziehung ist eine Stelle seines am 28. November 1749 an Bodmer geschriebenen Briefes bezeichnend. Nachdem er das künftige Zusammenleben mit dem Freunde geschildert, fährt er fort: „Noch eine Frage, die auch einigermaßen bei mir zur Gegend gehört; denn

Mein Leben ist zum Punkt der Jünglingsjahre gestiegen —

wie weit wohnen Mädchen Ihrer Bekanntschaft von Ihnen, von denen Sie glaubten, daß ich einen Umgang mit ihnen haben könnte? Das Herz der Mädchen ist eine große, weite Aussicht der Natur, in deren Labyrinth ein Dichter oft gegangen sein muß, wenn er ein tiefsinniger Weiser sein will. Nur dürfen die Mädchen nichts von meiner Geschichte wissen, denn sie möchten sonst vielleicht sehr ohne Ursache zurückhaltend werden." So möchte sich wohl kein Mann äußern, der eine tiefe, wahre Neigung im Herzen trägt, auch dann nicht, wenn er ihr mit Schmerz entsagt. Entsagt aber hatte Klopstock auch jetzt noch nicht, sondern es dauerte noch lange, bis er sich ganz von ihr losriß. Schwerlich wird man diese Zeilen lesen können, ohne sich unsrer Vermuthung anzuschließen, daß der junge ruhm- und liebebedürftige Dichter sich selbst in eine leidenschaftliche Stimmung hineingearbeitet hatte, in der sich alle seine inneren und äußeren Conflicte concentrierten, und die darum an Stärke mit diesen zugleich verlieren mußte. Er entschloß sich also, im Frühlinge des Jahres 1750 Langensalza zu verlassen und nach der Schweiz zu reisen.

Ehe aber noch dieser Entschluß zur Ausführung kam, wurde aus dem bisher über ihn und seine Dichtungen beobachteten Stillschweigen eine heftige litterarische Fehde, über die

wir hier gleich im Zusammenhange berichten wollen. Denn obwohl sie sich noch in die folgenden Jahre hineinzieht, liegt sie doch insofern außerhalb der Darstellung des Klopstock'schen Lebens, als dieser in den Kampf niemals selbstthätig eintrat. Diese abweisende, wenigstens scheinbar theilnahmlose Stellung der Kritik gegenüber hat Klopstock, sonst unablässig auf Verbesserungen seiner Gedichte bedacht, auch fernerhin ausdauernd bewahrt.

Auf Bodmers Veranlassung hatte der Professor der Philosophie zu Halle, G. F. Meier, eine „Beurtheilung des Heldengedichtes der Messias" (Halle 1749) veröffentlicht. Gegen diese erhoben sich die Gottschedianer in der Halle'schen Zeitung (75. Stück des Jahrganges 1749), worauf jener seine Beurtheilung gegen die Angriffe der Leipziger Schule vertheidigte. In demselben Jahre trat auch der schon erwähnte Pfarrer Heß zu Altstetten, Bodmers Freund und Schüler, mit seinen „zufälligen Gedanken über das Heldengedicht der Messias" auf. Diese ersten Schriften zu Gunsten der jungen Dichtung haben keinen sonderlichen Werth, wenn man sie für sich allein betrachtet, wurden aber dadurch wichtig, daß sie die Opposition der Gottschedianer hervorriefen, welche anfangs Lust zu haben schienen, die Messiade todt zu schweigen. Der beifälligen Kritik gegenüber aber regte sich des kritischen und poetischen Diktators Souverainetätsgefühl, und er bedachte nicht, daß die Angriffe seiner Schildknappen das wach riefen, was die Messiade vor Allem zu ihrem Gedeihen bedurfte, das Interesse des größeren Publikums. Indeß hielt er es zunächst noch nicht für nöthig, selbst den Kampfplatz zu betreten. Dies geschah erst im Jahre 1752 im Wege der Kritik, nachdem er im vorhergehenden Jahre durch die lobpreisende Einführung des Heldengedichtes „Hermann" vom Freiherrn Christoph Otto von

Schönaich, den er sogar zum Dichter krönen ließ*), gegen die Klopstock'sche Dichtung faktisch Opposition gemacht hatte. Nun begann aber doch der dichterische Funke zur Flamme aufzuglühen, und was Gottsched gewiß nicht am wenigsten verdroß, die gelehrte Schule nahm Notiz von der neuen Richtung und empfahl sie. Der Rektor des Gymnasiums zu Gotha, Johann Heinrich Stuß, veröffentlichte 1751 eine prolusio de novo genere poeseos teutonicae rhythmis destitutae, nachdem sich schon anderwärts einzelne Stimmen gerade über diejenigen Momente der neuen Richtung lobend ausgesprochen hatten, die mit der Gottsched'schen Theorie im entschiedensten Widerspruche standen. Er setzte nun selbst die kritische Feder an und begründete in dieser Absicht die neue Zeitschrift „Neuestes aus der anmuthigen Gelehrsamkeit", die von 1752 bis 1762 in Leipzig erschien. Jedem, der sich für die Geschichte der deutschen Dichtung im 18. Jahrhundert interessiert, wird ein Einblick in diese Blätter willkommen sein, in denen, namentlich in den ersten Bänden, die christliche Epopoe der Neueren eine Hauptrolle spielt. In dieser Zeitschrift (Wintermonat 1752, S. 62) veröffentlichte Gottsched sein „bescheidenes Gutachten, was von den bisherigen christlichen Epopöen der Deutschen zu halten sei." Diese Abhandlung sollte aus drei Abschnitten bestehen: in dem ersten spricht er von dieser neuen Gattung von Gedichten im Allgemeinen. Es sind für ihn „Gedichte, dazu der Stoff aus der Schrift genommen worden, die von allen Christen als eine göttliche Offenbarung, folglich als eine untrügliche Wahrheit angenommen und verehret wird, dem aber die Dichter aus ihrem eigenen Witze viel seltsame Erdichtungen beifügen, ihre Erzählungen desto wunderbarer und beliebter

*) Die Krönung erfolgte wirklich am 18. Juli 1752; den abwesenden Schönaich vertrat ein Baron von Seckendorf.

zu machen.“ Er beruft sich auf das Urtheil des Boileau, welcher in seiner ars poétique die christlichen Epen verurtheilt, und der die Dichter davor warnt

du Dieu de vérité faire un Dieu des mensonges,

so wie auf den Ausspruch des französischen Kritikers Baillet, der sich gleichfalls gegen die dichterische Behandlung der biblischen Erzählungen ausgesprochen hatte. Diese Männer haben nach seiner Meinung ein so endgiltiges Urtheil abgegeben, daß dasselbe auf die neuen deutschen christlichen Epopöen nur angewendet zu werden brauche. Daher sei es eine Kühnheit, daß die Schweizer Kritiker dergleichen Versuche als die „Vorboten des goldenen Alters der deutschen Poesie“ anpreisen. Bei dieser Gelegenheit wird der poetische Diktator seinem Vorsatze, sich aller Leidenschaftlichkeit gegen die Verfasser zu enthalten, untreu, indem er in einer Anmerkung schreibt: „Ein loser Freund stellet sich hier diesen entzückten Züricher in der Münsterkirche daselbst stehend, mit aufgehobenen Händen, wie den alten Simeon im Tempel zu Jerusalem vor und hört ihn fröhlich ausrufen: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren: denn meine Augen haben den Messias gesehen, welchen Klopstock bereitet hat zu erleuchten die Schweizer und zum Preis des Volkes zu Zürich.“*) Einen so schmählichen Gebrauch der Schriftworte zu machen scheute er sich nicht, während er doch das Ansehen derselben gegen die poetische Ausschmückung schützen zu müssen meinte. Und wie wenig stimmt die Verdrehung des Namens Klopstock in Klopfstock, die an verschiedenen Stellen wiederkehrt, mit der großmüthigen Versicherung überein, daß er allen persönlichen Angriffen fern bleiben wolle! Gottsched appelliert zugleich an die Theologen, deren Schweigen ihn befremdet, da doch solche „neue geistliche Lügen-

*) Vergl. Ev. Luc. 2, 29—32.

den" (diesen Ausdruck hatte schon Luther 1537 gebraucht) dem wahren Christenthume schaden müßten. Der zweite Abschnitt des Gutachtens folgt an einer spätern Stelle (Lenzmonat 1752) und handelt von der heroischen Versart der neuen biblischen Epopöen. Hier ist Gottsched besser zu Hause, und man würde ihm in Manchem gern beipflichten, wenn nicht seine Eitelkeit und Gereiztheit den ungünstigsten Eindruck machten. Denn da er weder die Schönheit des antiken Versmaßes verkennt, noch auch den Reim als unumgängliches Erforderniß aller Dichtung ansieht, da er ferner auf die großen Schwierigkeiten hinweist, welche einer exakten Nachbildung des Hexameters im Deutschen entgegenstehen, spricht er allerdings Manches aus, was auch die spätere Kritik in Bezug auf die Anwendung antiker Maße bemerken mußte. Nur war er nicht im Stande, dem Eindringen antiker Formen das entgegen zu stellen, was einzig und allein befähigt gewesen wäre, das Gegengewicht zu bieten: die ursprüngliche deutsche Versmessung, da er an dem unschönen und undeutschen Alexandriner festhielt. Seine Eitelkeit hieß ihn übrigens den Gebrauch des Hexameters als eine bedauerliche Folge seiner eigenen Lehren und Beispiele ansehen, und sein Ingrimm gegen den jungen Dichter des Messias, der sich um sein Urtheil so ganz und gar nicht kümmerte, hinderte ihn an einer unparteiischen Würdigung der versuchten Neuerung. Den dritten Punkt, den er besprechen wollte, die Schreibart der neueren Dichter, scheint Gottsched gar nicht behandelt zu haben; wenigstens wird eine Abhandlung dieses Inhaltes nirgends erwähnt und findet sich auch in der genannten Zeitschrift nicht. Aber keineswegs beschränkte sich die Opposition Gottscheds und seiner Anhänger auf diese beiden Abhandlungen. Diese sollten vielmehr nur die vernichtenden Hauptschläge sein, welche die neue Richtung ein für allemal beseitigen sollten. Daneben zieht sich eine Reihe unbedeutender, aber noch

weniger erquicklicher Angriffe durch jene Zeitschrift hindurch. Aus allen Himmelsgegenden werden verdammende Urtheile zusammengetrommelt: aus Augsburg, Wien, Cassel, Rostock laufen Briefe ein, welche sich gegen die neue Dichtungsart aussprechen oder wenigstens das Urtheil Gottscheds herausfordern. Daneben wird jede Gelegenheit benutzt, um einen Pfeil gegen Klopstock und die Messiade, ihre Vertheidiger und Nachahmer abzuschießen; doch dürfen wir wohl von der Aufzählung des Einzelnen absehen. Aber nicht blos kritisch zogen die Gottschedianer zu Felde, sondern auch poetisch. Und zwar theils, indem sie das höchst geringfügige Talent des Freiherrn von Schönaich auf fast lächerliche Weise in den Vordergrund zu drängen und dessen „Hermann" als das einzig wahre deutsche Heldengedicht zur Anerkennung zu bringen suchten, theils auch satirisch, indem einer von Gottscheds Trabanten, Triller*), drei Gesänge eines Gedichtes „der Wurmsamen" veröffentlichte, das in höchst abgeschmackter Weise „die seraphische Dichtkunst"**) verhöhnte. Es fehlte natürlich nicht an kritischen, satirischen und poetischen Entgegnungen, so daß sich der Streit ziemlich lange fortsetzte und manche später berühmt gewordene Männer, so z. B. Wieland, hineingezogen wurden. Gottscheds Ansehen erlitt durch diesen Kampf den eigentlichen Todesstoß: er vermochte sich nie wieder von seiner Niederlage zu erheben. Klopstock aber dankt diesen mit Erbitterung gegen ihn gerichteten Angriffen sicherlich mit, daß seine Bedeutung und Begabung in weiteren Kreisen erkannt ward: er selbst betheiligte sich, wie schon bemerkt wurde, an diesem Kampfe in keiner Weise.

Wir kehren zu unserm Dichter zurück, der in Langensalza

---

*) Dan. Wilh. Triller (1695 — 1782), zuletzt Professor der Medizin zu Wittenberg.

**) Man schrieb wohl auch: sehr — affische Dichtkunst.

sich mit dem Plane trug, nach der Schweiz zu reisen. Schon das Jahr 1749 hatte ihn im Ganzen ruhiger werden lassen, so daß die Stärke der Betrübniß über die Hoffnungslosigkeit seiner Neigung geschwächt, wenn noch nicht ganz gebrochen schien; die Gedichte dieses Jahres weisen mit Bestimmtheit auf eine solche beginnende innere Befreiung hin, und die Briefstellen, welche im alten Tone fortklingen, vermögen jene Behauptung nicht zu entkräften. Hierher gehört vorzüglich die in die Sammlung seiner Gedichte nicht aufgenommene Ode: „die Verwandlung", oder „der Adler" und das Gedicht: „Heinrich der Vogler"; aus beiden spricht thatkräftiger Muth. Noch mehr würden die beiden Gedichte: „Liebeslied" und Trinklied" beweisen, welche in der Biographie von Cramer unter dem Jahre 1749 enthalten sind, wenn es nicht zweifelhaft schiene, ob diese fast anakreontischen Gedichte Klopstock zugeschrieben werden dürfen.

Das folgende Jahr 1750 führte unsern Dichter also wirklich in das Land der Schweizer, in die Nähe des verehrten Mannes, dem er so vielen Dank schuldig war und dessen Bekanntschaft er wohl ersehnen durfte. An ihn sang er später („an Bodmer"), den zu sehen das Geschick ihm noch nicht vergönnt hatte

Niemals sah dich mein Blick, Sokrates — Addison,
Niemals lehrte dein Mund mich selbst.

Im Mai verließ er Langensalza, von Fanny's Bruder, Schmidt, begleitet und wandte sich zunächst nach Quedlinburg, um bei seinen Eltern, welche er eine Reihe von Jahren nicht besucht hatte, einige Tage zu verweilen. Bei dieser Gelegenheit lernte er in dem nahe gelegenen Halberstadt Gleim kennen, mit dem er fortan in inniger Freundschaft lebte. Das gab frohe und glückliche Tage, und zugleich zeigten sich günstige Aussichten für die Zukunft. Abt Jerusalem in Braun=

schweig, der Stifter des dortigen Carolinums, ein gelehrter Theolog und Philosoph, erbot sich, ihm eine Lehrerstelle an dem Carolinum zu vermitteln. Vielleicht wäre Klopstock ernstlich darauf eingegangen, wenn sich ihm nicht während des Aufenthaltes zu Quedlinburg und Halberstadt eine andere Aussicht eröffnet hätte. Unter dem 6. Juni meldet er an Bodmer, daß der als Staatsrath nach Kopenhagen zurückkehrende Baron v. Bernstorff die Absicht habe, ihm eine Pension bei seinem Könige auszuwirken und ihm später, nach Vollendung des Messias, eine Hofprediger- oder Professorstelle zu verschaffen. Die Hoffnung, daß diese Aussicht sich bald verwirklichen werde, hielt ihn noch einige Zeit in Quedlinburg zurück. Kleinere Ausflüge nach Braunschweig und Magdeburg erweiterten den Kreis seiner Bekanntschaft, indem er Sulzer, welcher bei dem Kaufmann Bachmann zu Magdeburg Hauslehrer war, und den preußischen Consistorialrath und Hofprediger Sack kennen lernte. Der Erste ward sein Reisegefährte nach Zürich. Auch dem Umgange mit Frauen und Mädchen entzog er sich nicht, sondern fand nicht geringes Behagen daran, den Tribut ihrer Verehrung zu empfangen. Nicht ohne Eitelkeit theilt er der Langensalzer Geliebten mit, welches angenehme Loos ihm liebenswürdige Leserinnen bereiteten. — „Ich will Ihnen nur sagen, schreibt er an Fanny, daß es eine ungemein süße Sache ist (denn ich habe sie recht sehr und recht oft erfahren), wenn man von liebenswürdigen Leserinnen zugleich geliebt ist und zugleich verehrt wird." Es mag etwas von kindlicher Naivetät darin sein, daß er solche Mittheilung an Fanny macht, aber man thut wohl nicht Unrecht, auch der Eitelkeit ihr Theil zuzuschreiben: jedenfalls ist auch diese Aeußerung ein neuer Belag für unsere Auffassung seines Verhältnisses zu Fanny. Als aber die Kopenhagener Angelegenheit sich nicht so schnell entwickelte, wie er es wünschte, beschloß

er nicht länger zu zögern und reiste am 13. Juli mit Georg Schultheß, mit dem er sich schon von Langensalza aus verabredet hatte, und mit Sulzer nach Zürich ab. Um mit den Freunden in der Heimath, insbesondere mit Fanny, die noch immer das begehrenswerthe Ideal seiner poetischen Empfindungen war, in inniger Gemeinschaft zu bleiben, legte Klopstock ein Reisetagebuch an, in dem auch die Reisegefährten ihre Gedanken niederlegten. Die Schönheiten der Natur hatten von jeher mächtigen Eindruck auf sein Gemüth gemacht; von Jugend auf hatte das Naturleben ihn dichterisch und religiös angeregt und begeistert, und nun that sich vor ihm eine Reihe der herrlichsten, gesegnetsten Gegenden auf. Aber kein Anblick wirkte so gewaltig, wie der des Rheinfalles bei Schaffhausen. Diesen begrüßte er mit folgenden oft angeführten, aber auch der Anführung würdigen Worten: „Hier im Angesichte des großen Rheinfalles, in dem Getöse seines mächtigen Brausens, auf einer holdseligen Höhe im Grase gestreckt, hier grüß' ich Euch, nahe und ferne Freunde, und vor Allem dich, du werthes Land, das jetzt mein Fuß betreten soll! — O, daß ich Alle, die ich liebe, hier versammeln könnte, mit ihnen eines solchen Werkes der Natur recht zu genießen! Hier möcht' ich mein Leben zubringen und an dieser Stelle sterben, so schön ist sie! — Weiter kann ich davon nichts ausdrücken. Hier kann man keinen andern Gedanken und Wunsch hegen, als seine Freunde um sich zu haben und beständig hier zu bleiben. Und ich sage im Namen aller dieser Freunde: Amen! Hallelujah!"

Am 23. Juli trafen die Reisenden in Zürich ein. Mit sehnsüchtigem Verlangen hatte Klopstock der Stunde entgegengesehen, die ihn mit Bodmer bekannt machen sollte, mit gleicher Sehnsucht war er von diesem erwartet worden. Aber die Ueberschwänglichkeit des bisherigen brieflichen Verhältnisses

blieb nicht ganz ungestraft: die Personen selbst hielten mit ihr nicht gleichen Schritt. Der Eindruck, den beide auf einander machten, war nicht unbefriedigend, aber er war nicht das, was er nach den bisherigen Ergüssen von Begeisterung und Zärtlichkeit hätte sein müssen: gewaltig, hinreißend. Das konnte auch gar nicht der Fall sein, weil beider Naturen wesentlich verschieden waren, des Unterschiedes der Jahre noch gar nicht zu gedenken. Bodmer hatte einen schüchternen, melancholischen, weichen Jüngling in Klopstock zu finden gedacht, der mit ihm heitere, aber stille Tage, fern von lauten Vergnügungen, verleben würde, und nun stand vor ihm eine männliche, selbstbewußte, weltmännische und lebenslustige Persönlichkeit. Klopstock hinwiederum fand einen an Jahren weit vorangeschrittenen, steifen, gutmüthigen, aber dabei eiteln, der Geselligkeit wenig zugänglichen Mann. Der Eindruck der Persönlichkeiten mußte hinter den Phantasiegebilden, die der Briefwechsel geschaffen hatte, bedeutend zurückbleiben. Das zeigen denn auch beider Aeußerungen. Bodmer schreibt zwar an Heß, daß er „die ganze Nacht in Ekstase gelegen sei", aber gegen Früheres gehalten, klingt der Bericht doch ziemlich matt. Klopstock aber hat, so berichtet er an seine Freunde, nun „den ehrlichsten Mann gesehen" und spricht gleich darauf von den „vielen wahren Menschen", die er überdies kennen gelernt habe, und die ihn lieben. Und das nach zwei Tagen! Wie wenig Macht muß der Eindruck gehabt haben, den Bodmer nun persönlich auf ihn machte, wenn er ihn nicht einmal zwei Tage ausschließlich oder vorzugsweise zu fesseln vermochte! So ward denn, was Bodmer von dem Zusammenleben mit dem jungen Freunde für sich erwartet hatte, ihm nicht zu Theil. Er hatte auf ruhige häusliche Tage gehofft, und Klopstock war froh, beengenden Verhältnissen entronnen zu sein, wollte das Leben in der schönen Natur und mit gleich jungen und lebens-

lustigen Freunden genießen, um so mehr, als ihm in diesem Verkehr Anerkennung und Huldigung zu Theil ward. Ohne daß darum das Verhältniß Klopstocks zu Bodmer eine ernstere Störung erlitt, gerieht jener bald in allerlei gesellschaftliche Beziehungen, denen Bodmer fremd blieb. Eine Folge dieser schnell geknüpften Verhältnisse war die bekannte Fahrt auf dem Züricher See, welche am 30. Juli 1750 statt fand, um Klopstock — so schreibt der Schweizer Hirzel an Kleist — „die Schönheit der Gegenden am Züricher See und zugleich die Schönheit unserer Mädchen kennen zu lehren." Neun junge Männer, fünf Frauen und vier Mädchen unternahmen die Fahrt, und die aufbewahrten Namen zeigen eine auserlesene Gesellschaft. Obenan steht der würdige, durch die Stiftung der helvetischen Gesellschaft, so wie als Begründer der Schweizerischen Volkslitteratur bekannte J. Kaspar Hirzel mit seinem Bruder, dem gleichfalls um sein Vaterland verdienten Salomon Hirzel; außer diesen Werdmüller, der Buchhändler Salomon Wolf, J. Heinrich Schinz, später Pfarrer von Altstetten, ein gleichnamiger junger Kaufmann, dann noch Keller von Goldbach und der nachmalige Schwager Klopstocks, Hartmann Rahn, der das Amt des Einladenden bei dem Dichter übernommen hatte. Von den Frauen wird außer der Gattin K. Hirzels eine ältere Dame, Frau von Muralt, erwähnt, die man eingeladen zu haben scheint, damit die Gesellschaft von aller übeln Nachrede frei bleibe. Unter den Mädchen aber gewann Heinrich Schinz's Schwester durch Anmuth und Liebenswürdigkeit den Preis, so daß Klopstock, welcher eigentlich der Frau Hirzel als Gesellschafter zugetheilt war, dieser untreu ward und sich fast ausschließlich mit jener beschäftigte. Es muß eine herrliche Fahrt gewesen sein, als das Schiff an den die mannigfaltigsten Bilder zeigenden, überall schönen und das beobachtende Auge anziehenden Ufern des Sees vorbeischwamm. Die

Reize der Natur, das Glück der Freundschaft, die heitere Laune jugendlichen Frohsinnes und Lebensmuthes wirkten zusammen, so daß gar bald herzliche Vertraulichkeit die ganze Gesellschaft mit einander verband. Aber auch dem Ernst ward sein Anrecht nicht verkürzt. Den Bitten der Freunde sich nicht entziehend las Klopstock einige Stellen aus dem noch unvollendeten 4. und 5. Gesange des Messias (V. 136—178, IV. 619—888) vor und erntete namentlich durch die zweite Stelle, welche die Geschichte des Lazarus und der Cidli behandelt, den begeistertsten Beifall. Eine ausführliche Beschreibung dieser interessanten Fahrt giebt ein Brief Hirzels an Kleist vom 4. August 1750; auch Klopstock selbst gab eine zwar nicht ausführliche, aber sich durch Frische und Lebendigkeit auszeichnende Schilderung an Fanny's Bruder in einem vom 1. August aus Winterthur datierten Briefe, wohin er gereist war, um Sulzer und Schultheß nach Zürich abzuholen. In diesem Briefe erzählt er von der Schönheit und Liebenswürdigkeit der Frauen und Mädchen und rühmt insbesondere die Gefährtin seiner Wahl, das Fräulein Schinz, nicht ohne allerlei Tändeleien und Vertraulichkeiten zu erwähnen, die er sich erlaubt habe. Wenn man bedenkt, an wen der Brief gerichtet war, so kann man sich des Gedankens an eine besondere Absicht bei diesen Mittheilungen nicht erwehren. Wollte er dadurch auf Fanny wirken, indem er ihr zeigte, wie freundlich und liebreich man ihm anderwärts entgegen komme? Oder liegt vielmehr das erwachende Gefühl zu Grunde, daß es auch ohne Fanny eine Welt, ein Leben, Freude und Liebe für ihn gebe? Wüßte man nicht, zu welchen seltsamen Mitteln eine kämpfende Liebe ihre Zuflucht nimmt, so möchte man wohl der letzteren Ansicht sich zuneigen; denn Klopstock konnte sich wohl sagen, daß dergleichen Mittheilungen am wenigsten geignet waren, Fanny's Herz ihm zu gewinnen. Aber auch für seinen Aufenthalt in Zürich trug

die fröhliche Ausgelassenheit des Dichters während jener Fahrt nicht die besten Früchte, wenigstens nicht in Bezug auf den Umgang mit Frauen, wie er ihn sich gedacht und gewünscht hatte. Man hielt in Zürich an alter, einfacher, bürgerlicher Sitte noch allzu fest, als daß man sich in weiteren Kreisen auf den leichteren freieren Ton, den jüngere Männer von ihren Reisen mit heimgebracht, eingelassen hätte. War man aber schon überhaupt zu geistreich-poetischer Tändelei nicht geneigt, so schien insbesondere dem Dichter der Messiade ein solches freies Benehmen nicht wohl anzustehen.

Eine schöne Frucht des Züricher Aufenthaltes ist die durch die erwähnte Fahrt entstandene Ode „der Züricher See", mit welcher Klopstock seine Freunde bald nach der Fahrt in Winterthur, wo Bodmer eine Zusammenkunft der Freunde und Verehrer des Dichters veranstaltet hatte, überraschte. Wem ist nicht der Anfang dieses Gedichtes bekannt:

Schön ist, Mutter Natur, deiner Schöpfung*) Pracht,
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Von des schimmernden Sees Traubengestaden her
Oder, flohest du schon wieder zum Himmel auf,
Komm in röthendem Strahle
Auf dem Flügel der Abendluft,

Komm und lehre mein Lied jugendlich heiter sein,
Süße Freude wie du, gleich dem beseelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings,
Sanft, der fühlenden Sch . . . in gleich.

---

*) Die Ausgaben der Oden v. J. 1771 (Hamburg bei Bode) hat: „Erfindung" statt Schöpfung; eben so liest Cramer in dem vielgenannten Buche (Cr. 2, S. 380). Bei dem vielfachen Schwanken der Lesarten in den Klopstock'schen Gedichten und dem Umstande, daß häufig die ältere Gestalt den Vorzug verdient, wäre eine kritische Bearbeitung sehr wünschenswerth.

Die letzte Zeile ist offenbar doppeldeutig, indem sich sowohl Schmidtin als Schinzin lesen läßt. Später, vielleicht weil die Letztere es dem Dichter gegen seinen Wunsch leicht machte, sie zu vergessen, schob er den Namen Fanny ein. Uebrigens klingt durch das Gedicht vernehmlich genug die Sehnsucht nach dem Heimathlande hindurch:

Treuer Zärtlichkeit voll, in den Umschattungen,
In den Lüften des Waldes und mit gesenktem Blick
Auf die silberne Welle
That ich schweigend den frommen Wunsch:

Wäret ihr auch bei uns, die ihr mich ferne liebt,
In des Vaterlands Schooß einsam von mir verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine einsame Seele fand:

O, so bauten wir hier Hütten der Freundschaft uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! Der Schattenwald
Wandelt' sich uns in Tempe,
Jenes Thal in Elysium!

Das, was er in der Schweiz gesucht hatte, so ganz mochte er es doch nicht gefunden haben. Aber mehr noch als Klopstock, dem der Verkehr mit jungen lebenslustigen Männern manchen Ersatz bot, hatte sich Bodmer getäuscht, und die schon oben erwähnte Ode „an Bodmer", die vielleicht jetzt erst ihm überreicht wurde, war kaum geeignet, ihn zu befriedigen: denn der Schluß ist ziemlich kühl gehalten und sticht gegen den Ton des früheren Briefwechsels bedeutend ab. Auch ist das Benehmen Klopstocks gegen Bodmer nicht wohl zu rechtfertigen. Dieser hatte gehofft, der junge Dichter werde ihm bei der Ausführung der Noachide, der Dichtung, zu welcher Bodmer durch die Messiade angeregt worden war, beistehen: aber jener blieb theilnahmlos. Die Freunde seines Wirthes ließ er unbeach-

tet und suchte nicht einmal Breitinger auf, über dessen kritische Schriften er sich früher mit verehrungsvoller Anerkennung ausgesprochen hatte. Er gab sich rücksichtslos dem Umgange mit Jüngeren hin und bemühte sich nicht einmal, die wachsende Verstimmung Bodmers irgendwie zu heben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß bei diesem Verfahren, das mehr Stolz, als dankbare Gesinnung zeigt, äußerliche Rücksichten mit im Spiele waren, wie sich denn überhaupt ein spekulierender Zug durch Klopstocks Jugendgeschichte neben aller Ueberschwänglichkeit und trotz allem Idealismus wie ein rother Faden hindurchzieht.

Aus Dänemark waren nehmlich günstige Nachrichten eingelaufen, indem er nach Kopenhagen eingeladen und ihm zugleich eine Pension in Aussicht gestellt wurde, die ihn in den Stand setzen sollte, seine Messiade zu Ende zu führen. Das mochte in Klopstock das Gefühl seiner Persönlichkeit und Selbständigkeit, das er schon ohnehin in ziemlichem Grade besaß, noch erhöhen und ihn nur noch weniger geneigt machen, auf seines Wirthes Eigenthümlichkeit Rücksicht zu nehmen. Wie es aber im menschlichen Leben wohl geschicht, daß Jemand erst mit aller Macht nach einem Ziele hinstrebt und sein Glück von der Erreichung desselben abhängig meint, wenn er es aber erreicht hat, nicht nur nicht in dem Maaße erfreut ist, wie man nach dem vorgängigen Benehmen erwarten sollte, sondern nur zögernd, ja fast mißtrauisch das ihm zu Theil gewordene erfaßt: so sehen wir hier Klopstock nach dem Eingange der erfreulichen Kunde aus Dänemark noch Wochen lang zögern, ehe er seine Bereitwilligkeit, dem Rufe Folge zu leisten, an den Baron von Bernstorff erklärte. Außer den Bedenken, welche die Besorgniß ihm erregte, er werde in Kopenhagen ein einsames, abgeschlossenes Leben führen müssen, scheint ganz besonders sein Verhältniß zu Hartmann Rahn hier eingewirkt

zu haben. Dieser hatte eine Seidendruckerei angelegt und als ein schwärmerischer Verehrer des jungen Dichters dachte er darauf, diesem zu Gut und Geld zu verhelfen. In dieser Absicht trug er ihm die Theilnahme an seinem Geschäfte an: Klopstock, der etwas vom Zeichnen verstand, sollte die Dessins in der Druckerei revidieren. Der Dichter der Messiade ein Kaufmann! So wunderlich es scheint, die Aussicht auf den durch das Geschäft zu erzielenden Gewinn und das Wohlgefallen an den Huldigungen, die der Rahn'sche Familienkreis ihm darbrachte, blieb nicht ohne Folgen. Die nächste war, daß Klopstock das Haus Bodmers verließ und der Hausgenosse der Familie Rahn wurde: war ihm das tägliche Zusammensein mit jenem bereits lästig geworden, so bedurfte es nur eines Anstoßes, um die Trennung, die zunächst noch kein Bruch war, herbeizuführen, und den Anstoß gab die erwähnte kaufmännische Spekulation. Als eine weitere Folge läßt sich wohl der erneute Antrag an Fanny betrachten, nun endlich seine Fanny zu werden, der nach den bisherigen Mittheilungen schwerlich als der Ausdruck unerschüttert fortbestehender Zuneigung angesehen werden kann. Das fröhliche Bild der Zukunft, das sich der Dichter entwerfen zu müssen meinte, die Aussicht auf das, was früher das Haupthinderniß für Fanny's Besitz zu sein schien, auf einen reichlichen Erwerb, belebte alte Wünsche auf's Neue, die Poesie lieh auf's Neue ihre Farben, und noch einmal erschien ihm der Besitz Fanny's als die Bedingung seines Glückes. Der Brief ist vom 18. Sept. 1750 datirt, der Antrag aber blieb ohne bestimmte Antwort.

Höchst interessant ist ein nur wenige Tage früher (vom 5. September) geschriebener Brief Bodmers an Zellweger, einen ihm eng befreundeten Arzt. Wer Klopstocks Leben kennen lernen will, darf an diesem Dokumente nicht vorübergehen, und wir lassen deshalb einige Stellen des Briefes

folgen *). „Herr Klopstock ist nicht mehr bei mir — so lautet der Anfang —, aber er ist doch noch allhier und wird auch über den Winter hier bleiben. Er hat sein Logis bei Herrn Hartmann Rahn, einem jungen Manufakturier, bezogen, der seit einem Jahre die Kunst erfunden hat, Blumen von allen Farben nach der künstlichsten Zeichnung auf Taffet zu drucken. Herr Klopstock hat sich dieser Manufaktur halber mit ihm in eine Verbindung eingelassen, die ihn diesen Winter noch bei uns behält. Es ist für mich noch ein Geheimniß, von welcher Natur diese Verbindung sei. — Mit den ersten deutschen Briefen erhielt Klopstock ein ungemein höfliches Schreiben von dem Baron von Bernstorff, der ihm die Nachricht gab, daß der dänische König ihm einen jährlichen Gehalt von 400 Reichsthalern gratificiert hätte, damit er die Messiade mit guter Muße und ohne Distraktion verfertigen könne. Zugleich wäre ihm ein Reisegeld geordnet worden, damit er nach Kopenhagen käme, wo man ihn vor dem Winter erwartete. In den ersten Stunden schien Herr Klopstock von dieser königlichen Gnade ganz eingenommen. Hernach aber machte er die Betrachtung, daß er sich in Kopenhagen würde einschließen müssen, daß er entfernt von seinen Freunden und in der Sklaverei würde leben müssen. Er ließ schier drei Wochen vorbeigehen, ohne daß er dem Baron von Bernstorff antwortete. Er antwortete zuletzt, ohne daß er mir seine Antwort zu lesen gab. Inzwischen lebte er hier ganz dissipiert. Die jungen Herren von seinem Alter, die mit ihm auf dem See gewesen, verschafften ihm täglich Gesellschaften. Er aß hier oder dort zu Mittag, öfters zu Nacht, blieb die ganze Nacht durch daselbst und kam erst am folgenden Morgen nach Haus; ging spät zu Bette und stand

*) Vgl. die schon erwähnte Schrift von Mörikofer, S. 90 ff.

noch später auf. Er trinkt sehr stark und mag den Wein wohl vertragen, wiewohl mit vielen Beschwerden seines Magens. Am vergnügtesten war er, wenn er bei Mädchen gewesen war. Er sagt, er hätte ein großes Vergnügen, die Charaktere der Mädchen auszuforschen. Auf der Seefahrt hat er ein Mädchen kennen gelernt, deren Unschuld und natürlichen Witz er ungemein bewunderte. Es schien, daß er in rechtem Ernst verliebt wäre. Er gab es nur für Galanterie, die mit seiner Liebe zu Langensalz sich sehr gut vertrüge. Er hat an diesem Ort eine Geliebte, die ihn, wie er sagt und schreibt, vor Liebe schwermüthig machte. Seine Lust war, den Mädchen Mäulchen zu rauben, Handschuhe zu erobern, mit ihnen zu tändeln. — Er hat sich ordentlich bei ernsthaften Männern, zu denen ich ihn nöthigen mußte, ennuyiert. Keine Neugierigkeit über die Staats- und Civilverfassungen von Zürich oder von andern Kantons. Keine Neugierigkeit, die Alpen von weitem oder in der Nähe zu betrachten. Wenn Sulzer den tubum nach den Schweizerbergen richtete, so war der seine nach den Fenstern der Stadt gerichtet. Kein Verlangen, meine Bücher 2c. zu sehen, viel weniger zu lesen. — Herr Breitinger ist oft zu ihm gekommen, aber bisher hat er ihm nicht einen Besuch gemacht. Von Égards, von Considération weiß er sehr wenig, und er hat mich nicht selten an seinem Rücken stehen lassen, wenn er Jünglingen seine ganze Aufmerksamkeit gegeben hat. — Erst ward er gesprächiger, wenn er von einem Mädchenbesuch heim kam oder fröhlich getrunken hatte. Er versteht weder Englisch noch Italienisch. Seine Belesenheit ist schwach, und er fürchtet sich schier vor der Gelehrsamkeit, als vor der Pedanterei selbst. — Mosen und die Propheten versteht er vollkommen. In denselben hat er seine Poesie formiert. Seine Imagination ist in der höchsten Stärke. Er hat sein Sujet völlig in seiner

Gewalt. Er hat den Plan bis auf die kleinsten Theile ausgedacht. Er war noch auf der Land(es)schule, als er zuerst daran dachte. Er weiß von der kleinsten Dichtung, von der geringsten Ausbildung die richtigste Antwort zu geben. Alles ist in der besten Proportion angeordnet, das Bessere ist allemal dem Guten vorgezogen. Seine Erfindungeu sind einnehmend, wunderbar. — Er arbeitet sehr langsam. In den letzten zwei Jahren hat er nicht meht als zwei Gesänge geschrieben, und diese sind noch nicht ausgearbeitet. Er giebt seiner Langensalzischen Liebe Schuld. Die wahren Ursachen werden wohl seine Zerstreuungen sein. Ich nenne Zerstreuungen sein attachement an alle Kleinigkeiten mit Mädchen und rauschenden Gesellschaften. Er behauptet, daß er in rauschenden Gesellschaften am wenigsten distrahiert sei und davon am besten disponiert werde, an seinem Gedichte zu arbeiten. — Fünfzig oder sechzig Verse sind Alles, was er bisher am Messias gearbeitet hat. Aber dieses Wenige ist vortrefflich, heilig und himmlisch. Er ist gleichsam zwei Personen in einem Leibe: der Messiasdichter und Klopstock. Ich bemerke sonst ein gutes Gemüth bei ihm, wenn er nur strenger und nicht so leichtsinnig wäre. Was ich hier leichtsinnig nenne, mag nur Zerstreuung der Gedanken sein und eine gewisse Facilität, die er selbst Menschlichkeit nennt, die ihm nicht erlaubt, eine Einladung, ein Mittag- oder Nachtessen auszuschlagen. Er unterscheidet nicht zwischen den zwar unschuldigen aber kleinen Freuden, viel weniger zwischen den würdigen und würdigern Freuden. Er denket nicht nach, was für ein gutes, großes Exempel der Messiasdichter der Welt schuldig ist. Daher steht sein Wandel mit der Messiade ziemlich im Widerspruche: er ist nicht heilig. Als ich ihm erzählt, daß wir an dem Dichter des Messias einen heiligen, strengen Jüngling erwartet hätten, fragte er: Ob wir geglaubt hätten, er äße

Heuschrecken und wilden Honig. Gott gebe, daß die Leute nicht glauben, alle die himmlischen Gedanken, die in der Messiade sind, seien nur in seiner Phantasie entstanden, und der Verstand oder das Herz haben wenig Antheil daran. — Inzwischen bin ich mit Herrn Klopstock in Frieden geschieden. Ich glaube, er hat für mich Hochachtung und Ehrerbietung, aber noch mehr für sich selbst. — Das ist gewiß, daß die petits soins, welche Freundschaft und Liebe in die Geberden und Handlungen legen, ihm etwas Unbekanntes sind, wenigstens hat er gegen mich keine gehabt. — Im Uebrigen ist er vom Schöpfer wie geschaffen, die Messiade zu schreiben. Das ist seine Bestimmung, und er ist dem Werke gänzlich gewachsen. Er ist gewiß ein wunderbares Phänomen von einem Menschen: so groß in seinem Gedichte, so klein in seinem Leben! — Es ist schon eine starke Jalousie unter seinen jungen Freunden, denen allen er Rahn so distinguiert vorzieht. Es hat diesen Herrchen überaus gefallen, daß ein so großer Dichter, unser Homer, äße, tränke, lachte, scherzte, küßte, Mäulchen raubte, Handschuhe eroberte, Schuhe schlüpfte, spränge, liefe, wie sie dies alles thun. Sie sahen sich in allen diesen Stücken mit dem Poeten in Vergleichung." — Für Klopstocks Jugendgeschichte ist dieser Brief vielleicht das bedeutendste Dokument: denn er zeichnet das Bild des Dichters in scharfen und treffenden Umrissen. Vergißt man dabei nicht, daß Bodmer von Klopstock gekränkt war, daß der ältere Mann sich in das Leben der Jüngeren nicht recht zu finden wußte, so wird man ein durchaus richtiges Bild von Klopstock, wie er damals war, erhalten. Besonders scharf tritt ein Zwiespalt zwischen dem Dichter und dem Menschen hervor, eine Verschiedenheit, die sich auch später nicht ausglich, sondern sich nur noch mehr ausbildete, ein Dualismus, der die spätern Dichtungen Klopstocks weit unzugänglicher

machte, als die früheren. Daneben zeigt sich als ein Grundzug seines Charakters stolzes Selbstvertrauen, das sich bis zu rücksichtsloser Schroffheit steigerte. Endlich kann ein egoistischer Zug nicht übersehen werden, der in dem Verhältniß zu Bodmer nur zu deutlich hervortritt. Diesem strebt er mit aller Sehnsucht entgegen, als die erste bedeutungsvolle Huldigung ihm von der Schweiz aus zu Theil geworden war: er ist voll von Versicherungen der Freundschaft, Liebe und Verehrung, so lange er hoffte, daß Bodmer an seinem äußerlichen Glücke mitarbeiten könne. Aber er wirft ihn wie ein verbrauchtes Werkzeug zur Seite, als andere Triumphe ihm winken und seine Zukunft eine günstige von Bodmers weiterer Mitwirkung unabhängige Gestalt annimmt. Wer weitere Belege für dieses egoistische Element in Klopstocks Charakter begehrt, für den kann hier gleich die Notiz folgen, daß er später, als sein Schwager Rahn, in seinen Handelsunternehmungen unglücklich, ein kümmerliches Leben in Zürich lebte, sich von diesem gänzlich abwandte. Der verstoßene Rahn verlebte dann seine alten Tage in Jena bei dem Gatten seiner einzigen Tochter, dem berühmten Philosophen Fichte.

Aber es blieb zwischen Klopstock und Bodmer nicht bei der Trennung, sondern es kam sogar zum Bruche. Veranlassung dazu gab die Zurückforderung eines Darlehens von Seiten Bodmers, der sich von Klopstock aufs tiefste verletzt fühlte, als dieser nach der Trennung sich von ihm gänzlich zurückzog. Die Folge dieses Schrittes war ein Brief Klopstocks, der vermuthlich das Darlehen als ein Geschenk betrachtet hatte, ein Schreiben, das in stolzer und leidenschaftlicher Sprache den Mahner abfertigte. „Wenn Sie sich Ihr ganzes Verfahren gegen mich, von Ihrem unfreundlichen Argwohn an bis auf die kleinen, oft sehr unedeln Spöttereien vorstellen wollen, ohne die Stelle eines scharfen und edelmüthigen Richters zu

vertreten, so werden Sie zum mindesten mein anhaltendes Schweigen Ihrer Aufmerksamkeit würdig finden. Wenn Sie dieses Stillschweigen nicht verstanden haben, so sage ich Ihnen mit eben der Freimüthigkeit, daß es Großmuth gewesen, mit welcher Freimüthigkeit ich Ihnen sage, daß Sie zu einer solchen Großmuth unfähig sind." So schrieb Klopstock an Bodmer, wie dieser in einem Briefe an Schultheß mittheilt: was aber den in jenen Worten erwähnten Argwohn betrifft, so bezog sich dies auf eine Aeußerung Bodmers, der alljährlich eine verheirathete Schwester zu besuchen pflegte und gemeint hatte, Klopstock werde diese Reise gern sehen, weil er dann seiner Ueberwachung enthoben sei.

Natürlich machte dieser Bruch großes Aufsehen und manche von denen, die bisher mit Klopstock gelebt hatten, fielen wieder zu Bodmer zurück, besonders nachdem Breitinger erklärt hatte, er habe jenen zu der Rückforderung des Geldes veranlaßt. Was die Hauptpersonen des Streites betrifft, so nahm der Schweizer die Sache weit ernster, als der junge Dichter: jenem ging der Zwiespalt wirklich zu Herzen, während dieser in seinen Briefen über das Mißverhältniß rasch hinweggleitet und nur von seinem Principe, gegen Bodmer Großmuth zu üben spricht. Dagegen folgte dieser seinem abtrünnigen Schützling mit unverminderter Theilnahme und berichtete fortwährend an seine Freunde von dem Thun und Treiben des Dichters, das denn auch danach angethan war, um einem Charakter wie Bodmer seltsam und wohl selbst unpassend zu erscheinen: doch klingt durch all den Tadel und all die Verwunderung immer noch Liebe und Bewunderung für den Dichter hindurch. Es scheint auch, als ob gerade in den ersten Monaten des Zusammenwohnens mit Rahn Klopstock sich den geselligen Vergnügungen in besonders auffälliger Weise hingegeben habe, wobei man sich wohl darüber verwundern mag,

daß die schöne Alpenwelt ihn nur wenig anzog; er beschränkte sich fast nur auf die Freuden des Stadtlebens.

Zwar hatten nun beide Parteien beschlossen, über ihren Zwist keine Kunde nach Deutschland gelangen zu lassen: denn Beide scheuten sich vor der Veröffentlichung eines Verhältnisses, dessen Unnatürlichkeit Jedem einleuchten mußte. Indeß mochten doch wohl einzelne Mittheilungen erfolgt sein. So kam es, daß der Berliner Hofprediger Sack sich brieflich (5. Jan. 1751) an Klopstock mit der Aufforderung wandte, sich mit Bodmer auszusöhnen. Der sehr ernst und warm gehaltene Brief ist ein schönes Zeugniß für die Gesinnung des Briefstellers und verfehlte auch nicht, auf den Empfänger Eindruck zu machen: denn eindringlich hält er dem Dichter vor, wie er nur als Freund Bodmers die Schweiz verlassen dürfe, wenn nicht der Messias die Herzen der Leser kalt lassen solle. Was noch mehr Eindruck auf Klopstock machen mochte, war der Hinweis darauf, daß Jedermann ihm Unrecht und Bodmer Recht geben werde: denn wie stolz er auch war, das mußte er sich eingestehen, daß sein Verhalten gegen den älteren Freund, dem er so viel Dank schuldete, nicht tadellos gewesen war. So suchte er denn durch Breitinger eine Annäherung anzubahnen, und da Bodmer sich bereitwillig finden und sagen ließ, es werde ihm lieb sein, wenn der stille, gottselige Messiasdichter ihn besuchen wolle, so erfolgte ein Wiedersehen im Hause Bodmers, freilich ohne daß eine herzliche innere Annäherung herbeigeführt wurde. Die Beiden sahen sich dann noch mehrere Male bis zur Abreise Klopstocks, welche Ende Februar 1751 stattfand.

Zur Heimkehr bewog ihn vornehmlich der schon oben erwähnte Antrag aus Dänemark. Der Baron von Bernstorff hatte zu Paris, wo er als dänischer Gesandter lebte, die ersten Gesänge der Messiade kennen lernen und ein lebhaftes

Interesse für den Dichter, dessen Bedeutung ihm nicht verborgen blieb, gefaßt. Als er von seinem Gesandtenposten zurückberufen nach Kopenhagen gereist war, wo er die Stelle eines Staatsrathes bekleiden sollte, hatte er sich nach des Dichters Verhältnissen erkundigt und diesem durch einen Verwandten schreiben lassen, er möge sich nicht für einen Posten entscheiden (damals stand eine Lehrerstelle am Braunschweiger Carolinum für Klopstock in Aussicht), bis er aus Kopenhagen, wo er sich für ihn zu verwenden gedenke, Nachricht gegeben haben werde. Am Hofe Friedrichs V. von Dänemark vereinigte nun Bernstorff sein Fürwort mit dem des Oberhofmarschalls Moltke, und mit der Zustimmung des Königs erließen sie das schon erwähnte Einladungsschreiben an Klopstock. Dieser hoffte dem Könige im Frühjahre 1751 den ersten Band des Messias mit der Ode an Friedrich V. überreichen zu können und ging deshalb noch vor der Abreise ernstlich an den Abschluß des vierten und fünften Gesanges.

Ende Februar 1751 verließ also Klopstock das Schweizerland, wo er so fröhliche Tage verlebt hatte, an die er noch in spätern Jahren gern und oft gedachte. Als ein Anderer verließ er Zürich, als er gekommen war, er selbst hatte sich verändert, und seine Lebensstellung war eine andere. Denn erst während seines Aufenthaltes bei den Schweizer Freunden war er, drückender Fesseln ledig, frei aus sich herausgetreten: das fühlte er selbst, indem er gegen Bodmer äußerte, erst in Zürich sei er in die Welt gekommen, bisher sei er nur auf Schulen gewesen. Hatte er im vorigen Jahre, unmuthig darüber, daß die Heimath ihm Anerkennung und Ruhm verweigere, sich dahin gewendet, wo er wußte, daß man ihn und sein Werk zu würdigen wußte, so konnte er nun mit dem Bewußtsein heimkehren, daß sein Name einen guten Klang gewonnen hatte. Ein edelgesinnter Fürst hatte ihn gerufen

und ihm die sorgenlose Stellung bereitet, deren er für die Ausführung seines dichterischen Planes bedurfte. Wohl war es eine betrachtungsreiche Heimfahrt, als er durch die noch winterlichen Gegenden dem Vaterlande wieder entgegeneilte. Ein Ausdruck der Empfindungen des Zurückkehrenden ist die Ode an Bernstorff und Moltke, welche „Friedrich der Fünfte" überschrieben ist, und die im Reisewagen bei nächtlicher Fahrt entstanden sein soll:

Eingehüllet in Nacht, jetzt, da die beeisten Gebirge
Und der einsame Wald
Stumm und menschenlos ruhn, jetzt eil' ich, geflügelter eilen
Meine Gedanken euch zu,
Würdige Freunde des besten der Könige! Leiseres Lautes
Töne die Saite von ihm ꝛc. ꝛc.

In den ersten Tagen des März traf er in Quedlinburg ein, wie ein Brief an Gleim vom 6. März zeigt, in welchem er diesem seine Ankunft meldet. Einige Wochen brachte er im Kreise seiner Familie zu und in lebhaftem Verkehr mit dem befreundeten Gleim, dem auch der Vater des Dichters herzlich zugethan war. In diese Zeit fällt ein Auftritt, der ganz besonders tiefen Eindruck machte. Des Dichters bejahrte Großmutter, deren religiöser Sinn in seiner Jugend großen Einfluß auf ihn gehabt hatte, war während der Jahre seiner Abwesenheit der Stumpfheit allmählich verfallen, welche so oft sich mit dem Greisenalter verbindet und dem Winter gleich, sich wie eine Eisdecke auf das früher warm und lebendig empfindende Herz lagert. Als der Enkel seine Großmutter aufsuchte, fand er sie in einer solchen unempfindlich und theilnahmlos scheinenden Stimmung: kaum schien sie ihn zu bemerken, und nur Weniges sprach sie, so daß Klopstock von Wehmuth erfüllt sie unbemerkt wieder verlassen wollte. Da raffte die Greisin ihre Kräfte noch einmal zusammen. Nicht

so, mein Sohn! sagte sie, den Enkel zurückrufend, faltete ihre Hände und segnete ihn mit Inbrunst und mütterlicher Zärtlichkeit. „So hat mich nichts in meinem Leben gerührt, und ich werde es nie vergessen," schrieb der Dichter noch in späteren Jahren an einen Freund, und selbst schon ein Greis, verewigte er diese Erinnerung in seiner Ode: der Segen.

Nachdem er glückliche Tage mit den Seinen zugebracht, die sich an dem steigenden Ruhme des Sohnes freuten und nur mit seinem Schweigen gegen die Angriffe der Gottschedianer und mit seinen immer wieder erneuten Versuchen, Fannys Liebe zu erwerben, sich nicht einverstehen konnten, wurde noch zu Ende des März die Reise nach Dänemark angetreten. In Braunschweig erfreute ihn unter Anderm das Zusammentreffen mit dem Leipziger Studiengenossen und poetischen Bundesbruder Giseke. Eine Mittheilung des Freundes ward von entscheidendem Einflusse auf Klopstocks weiteres Leben. Als Giseke nemlich erfuhr, daß der Dichter in Hamburg verweilen wolle, um Hagedorn persönlich kennen zu lernen, meinte er, dann solle er doch auch ein Mädchen kennen zu lernen suchen, das eine bewundernde Verehrerin des Messias sei und sich deshalb lebhaft freuen werde, den bewunderten Dichter selbst zu sehen. Dieses Mädchen war Margarethe Moller, Klopstocks Meta und Cidli, seine spätere Gattin. Der geschwätzige Biograph Klopstocks, Cramer, erzählt die seltsame Art, wie Meta mit der Messiade zuerst bekannt ward: es war nach seinem Bericht nichts mehr und nichts weniger als ein Haarwickel, welcher Meta zu einer begeisterten Anhängerin des Dichters machte. Bei einer Freundin fand sie in einem solchen Papierstreifen Verse aus der Messiade, las dieselben und ward dadurch veranlaßt, das ganze Gedicht, soweit es damals erschienen war, zu lesen. Mit Giseke befreundet wandte sie sich an diesen mit der Bitte,

ihr Näheres über den Dichter mitzutheilen, und knüpfte daran allerlei von einem feinen Sinne für Poesie zeugende Bemerkungen über die Dichtung. Diesen Brief zeigte Giseke dem Freunde, und da dieser sich vom Inhalte desselben angezogen fand, gab er ihm ein Empfehlungsschreiben an Meta Moller nach Hamburg mit. Und als ein erster Besuch bei Hagedorn seinen Zweck verfehlte, indem dieser abwesend war, machte Klopstock von jener Empfehlung wirklich Gebrauch: dies geschah, wie ein Brief Meta's an den englischen Dichter Young nachweist, am 4. April 1751. Das Zusammentreffen wurde entscheidend; doch war wohl Meta's Neigung die frühere und — es läßt sich das nicht anders sagen — die tiefere. In ihr hatte die Liebe zu Klopstock nur geschlummert, mit der ersten persönlichen Begegnung war das Geschick ihres Herzens entschieden. Dagegen scheint des Dichters Neigung mehr durch die Wahrnehmung geweckt worden zu sein, daß er von Meta innig und hingebend geliebt werde. Nach einer solchen Liebe aber, die auf dem Grunde der Bewunderung für seine dichterische Begabung erwachsen war, verlangte er, nach einer schwärmerischen, anbetungsvollen Liebe, die mehr gab als begehrte: es weht auch durch die Herzensgeschichte des Dichters ein Hauch jener Selbstsucht, die mehr in Anspruch nimmt und für sich fordert, als selbst gewährt, oder gar sich selbst verläugnet. Darauf weisen freilich Worte in Briefen und Gedichten weniger hin, aber mit um so größerer Bestimmtheit das Handeln des Dichters.

Denn in dem Briefe, den er am 1. Mai 1751 von Kopenhagen aus an Gleim schrieb, nachdem er diesen schon am 11. April vom großen Belt aus begrüßt hatte, erzählt er von seiner Bekanntschaft mit Meta. Hören wir ihn selbst*):

*) Vgl. Klopstocks sämmtliche sprachwiss. und aesth. Schriften,

„Bei diesem Mädchen habe ich meine meiste Zeit, die ich in Hamburg gewesen bin, zugebracht. Dieses Mädchen ist im eigentlichsten Verstande so liebenswürdig und so voller Reize, daß ich mich bisweilen kaum enthalten konnte, ihr insgeheim denjenigen Namen zu geben, der mir der theuerste auf der Welt ist. Ich bin oft und lange bei ihr allein gewesen. Ich habe ihr viel von meiner melancholischen Geschichte erzählen müssen. Wenn Sie, mein Gleim, hätten sehen sollen, wie sie mir zuhörte, wie sie mich manchmal unterbrach, wie sie weinte — — — und wie sehr sie meine Freundin geworden ist! — — Dieses Mädchen litt so viel, so unaussprechlich viel, und sie war doch diejenige nicht, um derentwillen ich so viel gelitten habe. Was muß sie für ein Herz haben! — — Und dann habe ich eine Vergleichung machen wollen, und dann hat sich eine dunkle Nacht vor meine Augen gezogen. Wenn ich den geheimsten Empfindungen meines Herzens hiebei nachforsche, so finde ich zuletzt, daß ich noch unglücklicher bin, als ich vorher war. Und dies deßwegen, weil mich dies edle Mädchen durch ihr sanftes Mitleiden auf eine so starke Art an meine alte Traurigkeit erinnert hat, daß ichs von neuem in seinem ganzen Umfange fühle, wie unglücklich ich bin! O könnten Sie mir Nachrichten geben, die dies nur einigermaßen widerlegten! — Geben Sie mir Nachrichten, sie seien von welcher Art sie wollen. Ich hoffe auf keine guten." —. Im ersten Theile des Briefes aber spricht Klopstock von seiner Liebe zu Fanny, und ergießt sich in Betheurungen, daß diese nie wieder so geliebt werden könne. Der Brief macht einen seltsamen Eindruck, aber alle Versicherungen und Thränen

---

nebst den übrigen bis jetzt noch ungesammelten Abhandlungen, Gedichten, Briefen ꝛc., herausgegeben von Back und Spindler; Leipzig 1830, Bd. VI. S. 118—20.

vermögen nicht, uns an eine noch bestehende tiefere Neigung zu Fanny, die im eigentlichsten Sinne schwerlich jemals vorhanden war, glauben zu machen. Nach dem ausgelassenen Züricher Leben, nach dem lustigen Tändeln mit Mädchen, wo sich deren nur finden ließen, soll auf einmal wieder Fanny sein ganzes Herz erfüllen! Das ist mehr als unwahrscheinlich. Vielmehr scheint Fanny gewissermaßen als der Stapelplatz seiner lyrischen Jugendempfindungen angesehen werden zu müssen, sowie durch die vielen Versicherungen seines Unglücks etwas von Absicht hindurch klingt. Klingt jene Stelle über Meta nicht gerade so, als ob der Dichter seine sogenannte unglückliche Liebe gelegentlich auch dazu benutzt habe, sich selbst recht interessant zu machen?

An freundlicher Aufnahme fehlte es in Kopenhagen nicht: Bernstorff und Moltke zeigten die freundschaftlichste Gesinnung und bewirkten sogar seine Vorstellung am Hofe, dem er dann öfters auf das nahe gelegene Lustschloß Friedensburg folgte. Uebrigens lebte er im Ganzen still und zurückgezogen, mit der Förderung seines großen Gedichtes, das dem Könige überreicht werden sollte, sowie mit dem Briefwechsel mit Freunden beschäftigt. Dabei tritt denn die sentimentale Stimmung in Bezug auf Fanny und deren Familie wieder recht mächtig hervor, und man kann es dem Vater Klopstock nicht verargen, daß er diese Selbstquälerei höchst ungern sah nnd sich an Gleim, den auch der Sohn zum Vermittler begehrte, mit dem Wunsche wandte, seinen Sohn „herumzulenken.“ Daneben war übrigens bereits ein ziemlich lebhafter Briefwechsel mit Margarethe Moller entstanden.

Dieser neue lebhaft ergriffene Briefwechsel schloß aber zunächst den Verkehr mit Langensalza und mit Fanny insbesondere nicht aus: im Gegentheil scheint es, als habe die Bekanntschaft mit Meta den Jugendtraum noch einmal vor die Seele

geführt. Gleim sollte den Vermittler spielen, da Fanny nur selten und weniger schrieb, als Klopstock wünschte. Man liest nicht ohne Verwunderung Klopstocks Briefe aus dem ersten Jahr ein Kopenhagen und kann sich nur schwer in diese Doppelliebe, wenn man es so nennen kann, hineinfinden. So schreibt der Dichter unter dem 24. Mai 1751 an Gleim: „Ach meine Fanny! (wenn ich meine sagen darf) wie sehr liebe ich sie nicht, und wie freue ich mich auf meines Gleims Reise zu ihr!" — Und bald darauf fährt er fort: „Ich habe die Briefe der kleinen Moller wieder mit durchlesen. Es ist ein süßes liebes Mädchen. Ich habe nun schon vier Briefe von ihr." — Dennoch übersah er nicht, daß es etwas Anderes um die Freundschaft zu Mädchen, als um die mit Männern sei; denn in demselben Briefe bemerkt er: „und dennoch ist unsere Freundschaft gegen die Mädchen noch immer um ein paar kleine Unmerkbarkeiten etwas anders, als die gegen Personen unseres Geschlechts." Als nun Gleim wenig Tröstliches meldete und von Schmidt und seiner Schwester gar keine Briefe eingingen, da steigerte sich noch einmal des Dichters Stimmung bis zum hoffnungslosen Trübsinn. Diese Stimmung liegt recht klar ausgesprochen vor uns in zwei Briefen an Gleim vom 5. und 30. Oktober 1751. In dem ersten heißt es: „Wenn ich Ihnen meinen jetzigen Zustand nennen sollte, wahrhaftig! ich hätte keinen Namen für ihn. Ich habe bisher oft von ihr geträumt. Dann weine ich in und nach dem Traume. Aber was sind das für Thränen von einer ganz besondern verstummenden Art! Gar keinen Ruin von Hoffnung mehr und doch Thränen. Ich bin überzeugt, Sie können sich davon keine Vorstellungen machen. Fanny ganz verloren; ja ganz! denn sie hat kein Herz wie ich. Ach Gleim! es ist ein entsetzlicher Gedanke." — Und in dem zweiten: „Manchmal wünsch' ich, daß ich sie niemals ge-

sehen, nie ihren Namen hätte nennen hören; so könnte doch mein Herz durch das große Glück der Liebe glücklich werden; so könnte ich vielleicht eine andere lieben. Aber das kann ich nun nicht." — Da um diese Zeit die Correspondenz mit Meta schon in vollem Gange war und der Dichter selbst später erklärte, daß er sich von Anfang an sehr lebhaft für die Hamburger Freundin interessiert habe, so thun wir wohl nicht Unrecht, in jenen melancholischen Ergüssen mehr Ausdrücke der lyrischen Stimmung des Dichters als aus der Tiefe des Herzens geborene Gefühle zu erblicken. Ganz aufgeklärt ist das Verhältniß Klopstocks zu Fanny bis auf diesen Tag nicht, aber gewiß scheint, daß man in Langensalza der sentimentalen Situation müde war und geradezu abbrechen wollte: beantwortete doch nicht einmal Fanny's Bruder die Briefe des Dichters. Dieser aber mochte gerade durch dieses in der weiten Entfernung noch weit empfindlichere und für seine Fragen und Zweifel unzugängliche Schweigen zu größerer Unruhe, zu heftigerem Drängen veranlaßt werden, so daß er sich von neuem in eine überempfindsame Stimmung hineinarbeitete.

Die völlige Befreiung, die für ihn nur dadurch möglich ward, daß er eben so entschieden mit Langensalza abschloß, wie man dort mit ihm längst abgeschlossen hatte, datiert erst aus dem folgenden Jahre 1752. Ein Brief an Gleim vom 9. April dieses Jahres spricht es entschieden aus: „Aber wo soll ich nur anfangen, mit Ihnen auch ein bißchen lange zu schwatzen? Wenn ichs nur wüßte, wo? Davon, daß ich ganz und gar nicht mehr unglücklich bin? Ja, davon will ich immer anfangen. Denn ich weiß, daß es meinem Gleim sehr lieb ist dieses zuerst zu wissen. Wie aber dies alles zugegangen ist, sag' ich Ihnen noch nicht ganz. Um ab ovissimo anzufangen, muß ich Ihnen etwas von meinem

Charakter sagen, das Sie vielleicht schon wissen. In so wichtigen Sachen der Glückseligkeit, als die Liebe und die Freundschaft sind, kann ich unmöglich halb glücklich oder nur halb unglücklich sein. Daher bin ich so lange traurig gewesen und daher, da ich aufgehört habe traurig zu sein, habe ich auch ganz und gar aufgehört." — Daß er sich gegen Meta bestimmt erklärt, von dieser die Zusage erhalten, daß sie seine Gattin werden wolle, daß er sich, liebend und geliebt, glücklich fühlt, schreibt Klopstock an seinen Freund Cramer am 3. Juli 1752 aus Hamburg. Und die gleiche Kunde erhielt (vom 8. Juli aus Hamburg datiert) Gleim: „Fürs erste beziehe ich mich auf Cramers Brief, um dessentwillen Sie wohl nach Quedlinburg reisen können; fürs andere sage ich Ihnen, daß ich unaussprechlich glücklich bin (ich weiß nicht, wo ich alle hin soll, wenn ich davon mehr ausdrücken will), daß ich die kleine Moller liebe, von der ich Ihnen vor einem Jahre einmal schrieb, daß sie mich so sehr liebt als sie geliebt wird, und daß sie die geliebteste unter allen geliebten Mädchen ist, und daß es bei diesem allem auch nicht wenig sagen will, daß dies mein Gleim mit mir empfinden kann." Diesen letzten Brief begleitete Meta mit folgenden Zeilen: „Nachschrift der Meta Moller. Hätten Sie wohl gedacht, daß die Moller in Hamburg so glücklich sein würde? — Nein! das dachten Sie wohl nicht, daß Klopstock noch einmal so ein Mädchen lieben würde? — O, wenn Sie wüßten, wie er geliebt wird! das übertrifft Alles, sogar Klopstocks Liebe selbst; doch nur ein bißchen: denn er liebt mich recht sehr. Wundern Sie sich nicht, daß ich Ihnen dies schreibe, da Sie mich nicht einmal kennen? Ich kann der Versuchung unmöglich widerstehen, da Klopstock hinausgegangen ist. Es bleibt mir gar zu süß, wenn er einmal nicht bei mir ist, daß ich doch von ihm spre=

chen kann." — Die hemmende und beengende Last war von seinem Herzen gefallen, die suchende Seele hatte gefunden, was ihr bisher gefehlt hatte, ein neues freies und glückliches Leben begann für den Dichter. Zwar ließ sich das eigentliche Ziel seiner Wünsche nicht so schnell erreichen, sondern es vergiengen noch zwei Jahre, bis er seine Meta heimführen durfte, aber es hatte doch nun das Suchen, Irren und Klagen ein Ende, es gab nicht bloß ein Ziel, sondern auch eine Gewißheit. Das konnte nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf seine dichterische Thätigkeit sein, und in der That ist das Jahr 1753, dessen Sommer er, als der König von Dänemark nach dem Tode seiner Gemahlin, der Königin Luise, eine Reise nach Holstein unternahm, in Hamburg zubrachte, vorzugsweise reich an poetischen Erzeugnissen, namentlich an lyrischen Gedichten, welche zu den schönsten Gaben der Klopstockschen Poesie gerechnet werden müssen. Diesem Jahre gehört die schöne Ode an die Königin Luise an, deren trauriger durch die Folgen einer künstlichen Entbindung am 19. Dec. 1751 herbeigeführter Tod die allgemeinste Theilnahme erregte; denn ihre edle Gesinnung, ihre Leutseligkeit und Wohlthätigkeit hatte ihr die Herzen der Unterthanen gewonnen, sowie ihr auch ihr königlicher Gemahl in innigster Liebe zugethan war. Sie besang der Dichter in jener Ode, welche er am 22. Jan. 1752 dem trauernden König zueignete:

Da sie, ihr Name wird im Himmel nur genennet,
Ihr sanftes Aug' im Tode schloß,
Und von dem Thron', empor zum höhern Throne
  Im Siegsgewande trat,

Da weinten wir! Auch der, der sonst nicht Thränen kannte,
Ward blaß, erbebt' und weinte laut!
Wer mehr empfand, blieb unbeweglich stehen,
  Verstummt' und weint' erst spät!

Zeugniß seiner Vaterlandsliebe, die er später besonders in seinen dramatischen Dichtungen und auch in den prosaischen Schriften bethätigte, sind die Oden: „Hermann und Thusnelda", „Fragen" und „die beiden Musen". In der an zweiter Stelle genannten heißt es:

Soll Hermanns Sohn und Leibnitz, dein Zeitgenoß,
(Des Denkers Leben lebet noch unter uns)
Soll der in Ketten denen nachgehn,
Welchen er kühner vorüberflöge?

Und doch die Wangen niemals mit glühender
Schamvoller Röthe färben? nie feuriger,
Sieht er des Griechen Flug, ausrufen:
Wurde nur er ein Poet geboren?

Nicht zürnend weinen, weinen vor Ehrbegier,
Wenn er's nicht ausrief? gehn und um Mitternacht
Auffahren? nicht an seiner Kleinmuth
Sich durch unsterbliche Werke rächen?

Besondere Erwähnung aber verlangen noch die schönen Gedichte an Meta oder wie er sie in den Oden nannte, an Cidli, von denen die in der Sammlung seiner Oden unter dem Namen: „der Verwandelte" enthaltene wohl noch in das Jahr 1751 gehört*). Ihr Inhalt verweist sie bestimmt in die Zeit, da die wachsende Gewißheit von Meta's Neigung für ihn sein Herz neu belebte; die später gewählte Ueberschrift (ursprünglich hieß die Ode nur gleich den folgenden „an Cidli") besagt dies deutlich. In ihr heißt es:

. . . . Endlich (das hofft' ich nicht)
Sinkt die traurige Nacht, ist nun nicht ewig mehr,
Und mir wachen mit Lächeln
Alle schlummernden Freuden auf!

*) Die Ausgabe in einem Bande vom Jahre 1840 setzt diese Ode unter das Jahr 1750.

Seid ihr's selber? und täuscht, täuschet mein Herz mich nicht?
Ach, ihr seid es! Die Ruh', dieses Gefühl so sanft
Durch das Leben gegossen,
Fühlt' ich, als ich noch glücklich war!

Als .... Wie staun' ich mich an, daß ich jetzt wieder bin,
Der ich war! Wie entzückt über die Wandlungen
Meines Schicksals, wie dankbar
Wallt mein freudiges Herz in mir!

Das sind die Empfindungen eines wieder fröhlich und muthig schlagenden Herzens, das sich aus Schmerz und Trübsal, und wäre es auch zum Theile selbstgeschaffene Qual gewesen, herausgerettet hat, in dem nun ein Wunsch und eine Hoffnung, aller früheren Traumbilder und Erinnerungen mächtig geworden, waltet. Es ist die Liebe, die den Dichter erfüllt, und die Sehnsucht nach der Vereinigung mit der Geliebten, in der er in einer der folgenden Oden an Cidli singt:

Zeit, Verkündigerin der besten Freuden,
Nahe selige Zeit, dich in der Ferne
Auszuforschen, vergoß ich
Trübender Thränen zu viel!

Und doch kommst du! O dich, ja Engel senden,
Engel senden dich mir, die Menschen waren,
Gleich mir liebten, nun lieben
Wie ein Unsterblicher liebt.

Indeß vergieng noch geraume Zeit, bis er mit der Geliebten vor den Altar treten durfte. Es war nöthig den Widerstand der Mutter seiner Braut zu besiegen, welche die Heirath nicht gern sah: der Vater war schon früher gestorben. Auch waren für Klopstock selbst in den Anforderungen, welche die häusliche Einrichtung an ihn stellte, allerlei Schwierigkeiten zu überwinden, weshalb er an eine Subskription auf den zweiten Band des Messias dachte und darüber in mehrfache Unterhandlungen trat. Er gerieth dabei später in Strei-

tigkeiten mit dem Verleger des ersten Bandes, Hemmerde in Halle, in denen er sich mit Entschiedenheit und Edelsinn benahm, und aus denen sowohl sein rechtlicher Sinn, wie sein stolzes Selbstbewußtsein deutlich hervorleuchtet. Doch kam später noch eine Verständigung zu Stande, in Folge deren die eine Ausgabe des zweiten Bandes bei Hemmerde erschien.

Das Jahr 1753 wurde, einen kurzen Ausflug nach Hamburg abgerechnet, in Kopenhagen verlebt unter rüstigem Arbeiten und lebhaftem Briefwechsel mit Meta und den Freunden. Auch mehrte sich der Kreis der Freunde in der dänischen Königstadt und ihrer Umgebung. Besonders angenehm war für den Dichter, daß sich Hartmann Rahn, der Züricher, mit seiner Gattin, der Schwester Klopstocks, in Lyngbye niederließ. Dieser Flecken war nur drei Stunden von Kopenhagen entfernt und lag in schöner waldiger Gegend an einem See, auf welchem Klopstock oft und gern die von ihm geübte und geliebte Kunst des Schlittschuhlaufens übte.

Endlich waren die Hindernisse, welche der ehelichen Verbindung noch im Wege gestanden hatten, beseitigt, Meta's anhaltende Bitten hatten den Widerspruch der Mutter besiegt, welche wohl zur Erkenntniß gekommen sein mochte, daß sie ihrer Tochter Ruhe und Friede ernstlich gefährde. Auf der letzten Heimreise nach Kopenhagen rief ihr Klopstock noch tröstend zu (in der Ode: „Furcht der Geliebten"):

Cidli, du weinest, und ich schlummere sicher,
Wo im Sande der Weg verzogen fortschleicht;
Auch wenn stille Nacht ihn umschattend decket,
Schlummr' ich ihn sicher.

Wo er sich endet, wo ein Strom das Meer wird,
Gleit' ich über den Strom, der sanfter aufschwillt:
Denn der mich begleitet, der Gott gebot's ihm:
Weine nicht, Cidli!

Für den Frühsommer des folgenden Jahres ward die Hochzeit festgesetzt und am 10. Juni 1754 in Hamburg vollzogen. Das junge glückliche Paar reiste zuerst nach Quedlinburg, damit Meta die Familie ihres Gatten persönlich kennen lerne. Vater Klopstock war nicht wenig erfreut über die Schwiegertochter: er küßte sie bei der ersten Begrüßung auf die Stirne und rief fröhlich aus: „Solch eine lieb' ich!" Wie konnte es auch anders sein, da er den Sohn glücklich sah durch eine Wahl, die er durchaus billigen konnte, glücklich durch eine anmuthige Gattin, die ihn als ihren Gatten innig liebte und als Dichter schwärmerisch verehrte.

Und Klopstock war auch glücklich, glücklich im vollsten Sinne des inhaltreichen Wortes: das empfand er auf das lebhafteste. Dafür legt unter anderem ein bald nach seiner Verheirathung geschriebener Brief beredtes Zeugniß ab, in dem es heißt: „Mein Leben war bisher nur ein Traum. Jetzt erst, da Meta ganz mein ist, erkenne ich den Werth des irdischen Lebens und preise den Gott der Himmel, der mir die Gefühle gab, in diesem wahren Leben ihn verherrlichen zu dürfen. Die Glorie des irdischen Daseins ist mir geworden, die Siegespalme ist in meiner Hand. Ich singe dir Jubellieder, Jehovah!" Aber das fröhliche Zusammenleben der Familie erlitt eine empfindliche Störung, indem der Dichter wenige Wochen nach seinem Eintreffen an einem hitzigen Fieber nicht unbedenklich erkrankte. Zwar konnte er schon am 17. Juli an Gleim schreiben, daß sich dasselbe „zu einem kalten Fieber determiniert habe", aber nur sehr langsam wich die Krankheit, so daß er erst am 13. Oktober seine Weiterreise nach Kopenhagen antreten konnte. Meta bewies sich als treue und sorgliche Pflegerin, an den Liebesbeweisen der Eltern fehlte es nicht, und auch Gleim that das seinige, den Leidenden zu pflegen und zu erheitern, indem er für leichte und heitere

Lektüre sorgte. Zu solcher rechnete Klopstock selbst, wie jener Brief an Gleim besagt, die Gottschediaden in dem Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit. Endlich war die Genesung soweit vorgeschritten, daß die Reise unternommen werden konnte: am 13. Oktober schied er von dem elterlichen Hause, von dem treuen redlichen Vater, den er nicht wiedersehen sollte. Dankbar empfieng der Dichter das Geschenk der Gesundheit und gab diesem Gefühle der Dankbarkeit gegen seinen himmlischen Vater Ausdruck in der Ode: „die Genesung":

Genesung, Tochter der Schöpfung auch,
Obwohl der Unsterblichkeit nicht geboren,
Dich hat mir der Herr des Lebens und des Todes
Vom Himmel gesandt!

Diese Ode ist zugleich diejenige, in der er sich zuerst eines unregelmäßigeren und willkürlicheren Maßes bediente.

Das junge Ehepaar traf in der dänischen Hauptstadt ein und bezog eine Wohnung in der Königsstraße. Für Meta war es anfangs gar nicht leicht, sich in die neuen und ungewohnten Verhältnisse zu finden; mit banger Empfindung hatte sie die Thürme von Kopenhagen erblickt, und selbst des Gatten zärtliche Zusprache hatte ihre Thränen nicht trocknen können. Aber allmählich gewöhnte sie sich in das neue Leben ein, und wenn ihr auch nicht alles fremde sogleich lieb werden konnte, ihrem häuslichen Leben, ihrem ehelichen Glücke fehlte nichts. In zarter und inniger Weise schreibt sie darüber an ihre Angehörigen in Hamburg, so unter anderem am Jahrestage ihrer Hochzeit an ihre Schwester: „Sogleich beim Erwachen sagte ich: heute vor einem Jahre, mein Klopstock! — Gott sei Dank! Gott sei Dank! sagte er. Das hat er gestern wohl hundertmal gesagt. Und dann hat er auch gesagt: Frau nach meinem Herzen! beste Frau! einzige Meta! du Engel! du mein Herz und meine Seele! Ja, das hat er gesagt und

noch vieles dergleichen. Ach, und das hat er schon ein ganzes Jahr gesagt. Ach meine Schwestern! ach meine Mutter! ach alle meine Lieben! wie glücklich bin ich! wie glücklich ist eure Meta! Ein ganzes Jahr habe ich nun schon meinen Klopstock! Und weiß es, daß er der Mann ist, den ich mir von ihm vorstellte. Ihr Lieben, vergeßt doch nicht, Gott immer für mich zu danken. Du Kleinmüthige, Du hattest das nimmer erwartet." Kopenhagen war ihr nun schon eine liebe Stätte geworden, sie bezeichnet es als ihren einzigen Wunsch: „hier beständig bleiben können."

Es war auch für Klopstock eine schöne goldene Zeit. Mit neuer Lust und neuer Kraft gieng er an die weitere Ausarbeitung des Messias, von dem eine Reihe unvollendeter Fragmente schon vorlagen, und gelangte in raschem Laufe bis zum Schlusse des zehnten Gesanges, bis zum Kreuzesodte des Heilands. Diese erste Hälfte, wie wir früher schon bemerkten, bei weitem die schönere, erschien 1755 in zwei Ausgaben, einer Kopenhagener und einer Halleschen. Die Herstellungskosten der ersten übernahm der für Klopstock sehr wohlwollend gesinnte König, wegen der zweiten hatte er sich mit seinem alten Verleger Hemmerde geeinigt. Auch gehören seine beiden ersten prosaischen Abhandlungen in dieses Jahr: von der heiligen Poesie und über die Nachahmung des griechischen Silbenmaßes im Deutschen, die zwar nicht als Entgegnungen auf gegen ihn gerichtete Angriffe anzusehen sind, aber doch wohl durch solche seinen Ansichten entgegenstehende Meinungen mit hervorgerufen wurden. Auf dem Gebiete der Lyrik war er in dieser Zeit nicht thätig, sondern nahm diese Dichtungsart erst in den folgenden Jahren wieder auf. Auch in Bezug auf seine lyrischen Gedichte bildet diese Zeit einen entschiedenen Abschnitt: wie die zweite Hälfte des Messias, einzelne Stellen ausgenommen, hinter der ersten zurücksteht,

von der sie an Kraft, Tiefe und Wärme der Empfindung, an unmittelbar wirkender poetischer Gewalt übertroffen wird, so sind auch die lyrischen Gedichte der ersten Periode frischer, wärmer, inniger, noch nicht durch die Reflexion vermittelt und nicht vorzugsweise auf das Pathos gestellt. Der Dichter Klopstock hat hier schon seinen Höhepunkt erreicht.

Von des Dichters äußeren Lebensverhältnissen in dieser Zeit sind nur dürftige Nachrichten vorhanden, außer daß er vorübergehend sich mit dem Gedanken trug, die Stelle eines Gesandtschaftssekretärs in London anzunehmen*). Unter seinen Freunden werden außer dem ihm fortwährend zugethanen Bernstorff und seinem Schwager Rahn der Arzt Berger, der Hofprediger Cramer, der durch seine Vermittelung nach Kopenhagen berufen worden war, der Dichter Gerstenberg, welcher durch seinen Ugolino später bekannt wurde, und Sturz genannt. Der letztgenannte entwirft von Klopstock eine ausführliche Schilderung, die mitgetheilt zu werden verdient.

„Klopstock ist heiter in jeder Gesellschaft, fließt über von treffendem Scherz, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichthum seiner Dichtergaben aus, spottet nie bitter, ist bescheiden und erträgt auch Widerspruch gern. Ein Hofmann ist er darum nicht, wenn ich auch nur einen Gefälligen unter dem Worte verstehe, der sich geschwind bei Höheren einschmeichelt. Seine Geradheit hält ihn vielmehr vor der Bekanntschaft mit Vornehmeren zurück; nicht, daß er Geburt und Würde nicht schätzte, aber er schätzt den Menschen noch mehr. Er forscht tiefer nach innerem Gehalt, sobald ihn Erziehung und Glanz blenden können, und er fürchtet, wie eine Beschimpfung, die kalte beschützende Herablassung der Großen.

---

*) Mittheilung in einem Briefe an seine Eltern; siehe Back und Spindler VI, 183.

Darum muß, nach dem Verhältniß des Ranges, immer ein Vornehmer einige Schritte mehr thun, wenn es ihm um Klopstocks Achtung zu thun ist. Selten findet man ihn in der sogenannten guten Gesellschaft abgeschliffener Leute. Dafür zog er lieber mit ganzen Familien seiner Freunde aufs Land: Weiber und Männer, Kinder und Diener, alle folgten und freuten sich mit. Wir suchten dann unwegsame Oerter, finstre schauervolle Gebüsche, einsame unbewanderte Pfade, kletterten jeden Hügel hinauf, späheten jedes Naturgesicht aus, lagerten uns endlich unter einer schattigen Eiche und ergötzten uns an den Spielen der Jugend, ja nicht selten mischten wir uns darein. Klopstock ist immer mit Jugend umringt. Wenn er so mit einer Reihe von Knaben daherzog, hab' ich ihn oft den Mann von Hameln genannt. Aber auch dies ist Gefallen an der unverdorbenen Natur. Klopstocks Leben ist ein beständiger Genuß. Er überläßt sich allen Gefühlen und schwelgt bei dem Mahl der Natur. Nur wenn sie aus dem Kunstwerk athmet, ist die Kunst seiner Huldigung werth; aber sie muß wählen, was Herzen erschüttert oder Herzen sanft bewegt. Gemälde ohne Leben und Weben, ohne tiefen Sinn und sprechenden Ausdruck fesseln seine Beobachtung nicht. So auch Musik; sie durchströmt ihn, wenn sie klagt wie die leidende Liebe, Wonne seufzt wie ihre Hoffnung, stolz dahertönt wie das Jauchzen der Freiheit feierlich durch die Siegespalmen hallt. Immer muß sie der Dichtkunst nur dienen, die Stimme folgsam begleiten, nie das Lied verhüllen, sondern leicht umschweben wie der Schleier die griechische Tänzerin. — Gleich nach Erfindung der Schiffahrt verdient ihm die Kunst Tialfs ihre Stelle. Eislauf predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers, und nicht ohne Wunder zu wirken; denn auch mich, der ich nicht zum Schweben gebaut bin, hat er aufs Eis argumentiert. . . . . Ihm waren um

Kopenhagen alle kleinen Wassersammlungen bekannt, und er liebte sie nach der Ordnung, wie sie später oder früher zufroren. Auf die Verächter der Eisbahn sieht er mit hohem Stolze herab. Eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine Fastnacht der Götter. In dem Eislauf entdeckt sein Scharfsinn alle Geheimnisse der Schönheit, Schlangenlinien, gefälliger als Hogarths Schwebungen, wie des pythischen Apolls. Die Holländer schätzt er gleich nach den Deutschen, weil sie ihre Tyrannen verjagten, und — die besten Eisläufer sind. In seiner schweren Geistesarbeit wird er durch keinen Eindruck, keine Ueberraschung gestört. Ich hab' ihn, als er manche seiner Oden dichtete, zu allen Stunden des Tages und der Nacht überfallen. Nie ward er mürrisch, ja es schien, als wenn er sich gern durch eine leichtere Unterhaltung erholte."

Klopstocks Vater begann ernstlich zu kränkeln: des Sohnes Briefe aus dem Jahre 1756 drücken die Freude aus, daß eine Wiederherstellung durch Gottes Gnade erfolgt sei. Noch am 8. Nov., als er die Nachricht erhalten, daß den Vater ein Blutsturz heimgesucht, spricht er die zuversichtliche Hoffnung aus, daß der theure ihm erhalten bleiben werde; auch Meta fügt ihre innigen Wünsche hinzu. Aber bald darauf traf die Trauerkunde von des Vaters Tode in Kopenhagen ein, und die Kinder wurden durch Cramer auf dieselbe vorbereitet. Am 16. Nov. schrieb Klopstock an seine Mutter in gefaßter und ergebener Weise und bat sie um ausführlichere Mittheilungen über das traurige Ereigniß. Denn Todesbetrachtungen seien für den Menschen gar heilsam. „Ich hoffe zu Gott, fügt er hinzu, daß wir so leben werden, daß der Segen seines Gebetes auf uns ruhen wird." Die erbetene Mittheilung erfolgte, und der Sohn dankte dafür seiner Mutter in einem Briefe vom ersten Weihnachtsfeiertage. „Ich hoffte ihn immer wenigstens noch einmal in diesem Leben zu sehen,

und recht oft glaubte ich, daß er sehr alt werden würde. — Aber Gott hat es anders gewollt. Seine Gedanken sind nicht die unsren." Was der durchaus nicht in günstigen Vermögensverhältnissen lebenden Familie gewiß sehr erwünscht gewesen wäre, daß er sich an der Erziehung seiner Geschwister beitragend betheiligte, gestatteten seine beschränkten Verhältnisse, wie er in demselben Briefe bemerkt, nicht. Es läßt sich nicht bestimmt übersehen, welcher Art des Dichters finanzielle Lage war. Allerdings war sein Gehalt nicht zu groß, da er nur hundert Dukaten betrug, und der Ertrag seiner Dichtungen mochte bisher hinter seinen Hoffnungen zurück geblieben sein. War es nun sonst mit seinem stolzen zurückhaltenden Wesen nicht wohl vereinbar, den Bittsteller zu machen, wodurch er vielleicht andere Mittel herbeizuziehen vermocht hätte, so ist jene im voraus ablehnende Bemerkung wohl erklärlich. Zu der Annahme, daß auch hier ein egoistischer Sinn hervorgetreten sei, daß er die Pflichten gegen seine Angehörigen nicht streng genug gewürdigt habe, sind wir durch jene Bemerkung selbst, ohne weitere Einzelnachrichten, nicht wohl berechtigt, obgleich Manches, wie z. B. die wiederholten Reisen nach Hamburg, darauf hinweist, daß die „Umstände" des Dichters nicht gar zu „eingeschränkt" waren.

Schon im Jahre 1756 hatte er sich einem neuen Felde für sein dichterisches Wirken gewidmet und darüber seinem Vater Nachricht gegeben. „Ich habe — schreibt er — eine Sache angefangen, die ich für meinen zweiten Beruf halte. Ich habe Lieder für den öffentlichen Gottesdienst gemacht. Ich halte dies für eine der schwersten Sachen, die man nur unternehmen kann. Man soll, wo nicht dem gemeinen Haufen, doch den meisten verständlich sein und doch der Religion würdig bleiben. Indeß scheint es mir, daß mir Gott die Gnade gegeben und mir diese Arbeit hat gelingen lassen. Ich habe

schon Lieder auf alle hohe Feste (Weihnachten ausgenommen) in der Melodie: Herr Gott, dich loben wir. Ich habe noch mehrere von unsern besten und am häufigsten gesungenen Liedern verändert, nur verändert, nicht umgearbeitet.“ Doch erschien der erste Theil derselben erst im Jahre 1758. Auch dem Drama wandte er sich zu, indem er den Tod Adams, ein Trauerspiel in drei Handlungen, in Prosa veröffentlichte (Kopenhagen und Leipzig 1757). Dieses elegisch-dramatische Gedicht wurde später von Gleim in Verse gebracht und erlangte im Auslande, namentlich bei den Franzosen, eine große Berühmtheit. Nachdem auf diese Weise das Jahr 1757 unter mannigfacher Arbeit vergangen war, brachte das folgende eine fröhliche Hoffnung. Der längst gehegte Wunsch sollte in Erfüllung gehen, der kleine Familienkreis sich durch das Kind, das ihm Meta zu schenken versprach, sich erweitern. Meta reiste nach Hamburg, um bei den Ihrigen ihre Entbindung zu erwarten: Klopstock wollte ihr später nachfolgen. Sie sollte nicht wieder nach Kopenhagen zurückkehren. Fröhlich in Hoffnung, aber auch in ernster Fassung erwartete sie die Stunde der Entscheidung, während der noch in der Ferne verweilende Gatte heitere Bilder der Zukunft malte und mit seinen zärtlichen Gedanken und Briefen ihr nahe blieb. „Gott mag mir geben, was er will — schrieb Meta am 10. Septbr. an ihren Klopstock — ich bin immer glücklich, ein ferneres Leben mit Dir oder ein Leben mit Ihm! Aber wirst Du mich auch so leicht verlassen können, als ich Dich? da Du nur in dieser Welt bleibst und in einer Welt ohne mich? Du weißt, ich hab' immer gewünscht, die Nachbleibende zu sein, weil ich wohl weiß, daß dies das Schwerste ist. Doch vielleicht will Gott, daß Du es sein sollst, und vielleicht hast Du mehr Kräfte.“ Die Todesahnung, die durch das treue und muthige Herz zitterte, sollte sich erfüllen.

Klopstock reiste selbst nach Hamburg, als die Niederkunft Meta's erwartet werden durfte; er kam, um Sohn und Gattin zu begraben, um ein Zeuge ihrer letzten Stunden zu sein, um zu sehen, mit welcher Liebe und Ergebung sie von ihm und von dieser Erde schied. Der 28. November war Meta's Todestag. Ein Brief Klopstocks an Cramer schildert den Augenblick des Scheidens. „Du hast wie ein Engel ausgehalten, sagte er zu ihr; Gott ist mit Dir gewesen! Gott wird mit Dir sein! — — Wenn ich das Unglück hätte kein Christ zu sein, so würde ich es jetzt werden! Sei mein Schutzengel, wenn unser Gott es zuläßt! — „Du bist der meinige gewesen!" sagte sie. — Sei mein Schutzengel! wiederholte ich, wenn es unser Gott zuläßt! — „Wer wollte der nicht sein!" sagte sie; er drückte ihr noch einmal die Hand und eilte fort. Mit ihrem Kind im Arm wurde Meta in Hamburg begraben. Aber Klopstock ließ später den Sarg nach Ottensen bei Hamburg bringen, um dort an ihrer Seite ruhen zu können, in einer schönen Gegend, wo man sich im Frühling der Auferstehung freuen dürfe. Die Schwestern Meta's ließen zwei Linden neben das Grab pflanzen, auf dem ein einfacher Denkstein die von dem trauernden Gatten verfaßte Inschrift trägt: Saat von Gott gesäet, am Tage der Garben zu reifen. Margaretha Klopstock erwartet da, wo der Tod nicht ist, ihren Freund, ihren Geliebten, ihren Mann, den sie so sehr liebt, und von dem sie so sehr geliebt wird. Aber hier aus diesem Grabe wollen wir mit einander auferstehn, du mein Klopstock, und ich, und unser Sohn, den ich Dir nicht gebären konnte. — Betet den an, der auch gestorben, begraben und auferstanden ist! —

Ein anderes Denkmal setzte Klopstock der geliebten Geschiedenen, die ihm ihr früher gegebenes Versprechen, er solle sich als Frau keine bessere wünschen, als sie sein werde, so

herrlich erfüllt hatte, indem er ihren handschriftlichen Nachlaß der Oeffentlichkeit übergab. Das Bändchen, dem er eine Einleitung beigab, erschien in Hamburg 1759 und enthält außer einer Anzahl von Briefen Meta's und ihres Gatten die Skizze eines Trauerspiels, der Tod Abels, und einige geistliche Gesänge. In der Einleitung sagt der von dem schweren Verlust Gebeugte unter Anderem: „Ich halte dafür, daß man vor dem Publikum beinahe mit eben der Bescheidenheit von seiner Frau, als von sich selbst, sprechen muß. Aber wie nachtheilig würde die Ausübung dieses Grundsatzes dem Schwunge sein, den man von Gedichten fordert. Dazu kommt, daß sich die Leser nicht ohne Ursache für berechtigt halten, dem Lobredner seiner Geliebten nicht völlig zu glauben. Und ich liebe diejenige, die mich so sehr glücklich machte, viel zu sehr, als daß ich meinen Lesern auch nur den geringsten Anlaß hierzu geben möchte. Es ist noch ein Umstand, der Gedichte von dieser Art uninteressant macht. Wir haben ihrer zu viele. Da mich diese Ursachen auch alsdann zurückhalten würden, wenn mir meine Geliebte auch nichts, das ich der Welt mittheilen könnte, hinterlassen hätte, so urtheilt man leicht, wie angenehm es mir sein muß, daß ich der Herausgeber von einigen kleinen Schriften sein kann, durch die sie sich selbst ein Denkmal stiftet."

Aber wenn er auch nicht die Blüthen seiner Dichtung auf Meta's Grab streute, so setzte er doch im Messias der dunkeln Todesstunde, die sie ihm entriß, ein dauerndes Denkmal. Es ist die im 15. Gesange enthaltene Scene zwischen Gedor und Cidli, welche dem Gedächtniß der sterbenden Gattin geweiht ist. Zwar erschien der dritte Theil des Messias (Ges. 11—15) erst 1768, aber jedenfalls ist diese Stelle früheren Ursprungs. Das erklärt sich sehr leicht aus der Arbeitsweise des Dichters, wie sie uns ein Brief Meta's an den

englischen Schriftsteller Richardson schildert. „Es ist ein entzückendes Vergnügen für mich, — so lautet die Mittheilung vom 6. Mai 1758 — Sie mit dem Gedichte meines Mannes bekannt zu machen. Niemand kann es besser als ich, da ich diejenige bin, welche das Meiste von dem kennt, was noch nicht bekannt ist, indem ich bei der Geburt der jungen Verse zugegen bin, welche in Fragmenten beginnen, hier und da, bei Gegenständen, mit denen seine Seele erfüllt ist. Er hat verschiedene große Fragmente des ganzen Werkes fertig. Sie werden denken, daß zwei Personen, die sich so lieben wie wir, nicht zwei Zimmer nöthig haben; wir sind immer in demselben. Ich still, still mit meiner kleinen Arbeit, sehe nur manchmal das liebliche Antlitz meines Mannes, welches so ehrwürdig ist in Thränen der Andacht bei dem Erhabenen seines Gegenstandes."

Meta's Tod beschließt Klopstocks glücklichsten Lebensabschnitt, mit diesem zugleich die Blüthezeit seines dichterischen Schaffens: von hier ab bildet sich eine Kluft zwischen seinem Leben und Dichten, welche uns dieses wie jenes ferner stellt. Darum wollen wir von dieser Zeit und von Meta nicht scheiden, ohne jene schöne rührende Schilderung aus dem 15. Gesange, die vielleicht den meisten Lesern unbekannt ist, auf den Weg mitzunehmen. Sie lautet also:

Gedor, von sanftem Herzen und gleich empfindlich der Freude
Und der Traurigkeit, aber auch festes Entschlusses, dem Geber,
Ruhe geb' er ihm oder Schmerz, sich zu unterwerfen,
Gedor lebte verborgen und glücklich mit der Gefährtin
Dieses Lebens nicht nur, auch jenes ewigen Lebens.
Wie sie sich liebten, wußten nur sie und wenige Freunde.
Weggewandt von dem Leben am Staube, besprachen sie oft sich
Von der künftigen Welt und von der näheren Trennung
Oder noch fernen, auf der Reise zur Heimath im Himmel.
Liebend wünschten sie sich, doch wagten sie das nicht zu hoffen,

Was so Wenigen ward, mit einander hinüber zu wallen.
Herr, ihn hattst du ersehn, zu des dunkelen Thales Eingang
Sie zu geleiten. Sie lag zu sterben. Das glaubt' er zu sehen;
Aber er wußte, daß du aus großen Gefahren erretten,
Tödten könntest in kleinen. Jetzt kam, der eilende Tod kam
Näher und wurde gewiß. Sie richtet von Gedor gen Himmel
Ernst ihr Auge, dann wieder auf ihn von dem Himmel herunter,
Wider gen Himmel von ihm. So erhub sie zweimal ihr Auge.
Niemals sah er Blicke wie die, es wurden ihm Blicke,
Gleich den ihrigen, nie beschrieben, voll fei'rlichen Ernstes
Und der innigsten Wehmuth und mächtiger Ueberzeugung
Jenes ewigen Lebens. Ich sterbe, verlasse dich, gehe
Zu der namlosen Ruh! war's, was sie redeten, war's nicht;
Stärker war's, unaussprechlich. Hier mußt' er der Menschheit erliegen,
Oder ihn mußte mit mächtigem Arm der Helfer erheben.
Und der Erbarmende that's. Der schwache Sterbliche fühlte
Sich der Erde gewaltig entrissen und nahe dem Eingang
Zu der Herrlichkeit, welche sich seiner Cidli schon aufthat.
Und er trat zu ihr hin mit mehr als Ruhe, mit Freude,
Legt' auf ihre Stirne die Hand und begann sie zu segnen:
Wandl' hinüber im Namen des Herrn, der Abrahams Gott war,
Isaks und Jakobs, im Namen des angebeteten Helfers!
Ja, sein Wille gescheh', es gescheh' sein gnädiger Wille!
Und sie sprach mit der Stimme der Zuversicht und der Freude:
Ja, er mach' es, wie er es beschloß! Gut wird er es machen!
Gedor hielt ihr die Hand: Wie ein Engel hast du geduldet!
Gott ist mit dir gewesen! Mit dir wird Gott sein! Gewesen
Ist mit dir der Allbarmherzige! Dank sei und Preis sei
Seinem herrlichen Namen! Er wird dir helfen! Ach wär' ich
Elend genug, ihm nicht zu dienen; so dient' ich ihm heute.
Sei mein Engel, läßt Gott es dir zu! — Du warest der meine,
Sagte Cidli. Sei nun, du Himmelserbin, mein Engel,
Läßt der Herr es dir zu. Und liebend erwiederte Cidli:
Gedor, wer wollt' es nicht sein? — Voll Mitleid, mit freudigem Tiefsinn
Schwebte Rahel um sie, die Geliebte des Pilgers aus Kanan
Und die Mutter des Sohns der Schmerzen. Sie war dir, Cidli,
Noch unsichtbar; allein, da dein Haupt zu dem Tode dahinsank,

Sah dein lächelnd brechender Blick die Unsterbliche stehen,
Und du machtest dich auf, zu deiner Gespielin zu kommen.
Doch mir sinket die Hand, die Geschichte der Wehmuth zu enden.
Späte Thräne, die heute noch floß, zerrinn' mit den andern
Tausenden, welch' ich weinte. Du aber, Gesang von dem Mittler,
Bleib und ströme die Klüfte vorbei, wo sich viele verlieren,
Sieger der Zeiten, Gesang, unsterblich durch deinen Inhalt,
Eile vorbei und zeuch in deinem fliegenden Strome
Diesen Kranz, den ich dort an dem Grabmal von der Cypresse
Thränend wand, in die hellen Gefilde der künftigen Zeit fort.

Nach seiner Gattin Tode blieb Klopstock bis in den Sommer des Jahres 1759 in Hamburg und Quedlinburg, zumeist mit religiösen Dichtungen beschäftigt. Zwar ließ er den Messias zunächst wieder auf einige Jahre mehr zurücktreten, da er sich nicht frei genug fühlte, — durch die lange Zwischenzeit, welche zwischen der Vollendung der einzelnen Abtheilungen lag, mochte ihm auch der Stoff spröder und schwieriger werden —, dafür nahm ihn aber das Kirchenlied und der Hymnus in Anspruch. Aus den Jahren 1758 bis 1760 datieren daher die meisten derselben, während nur eine einzige Ode („dem Allgegenwärtigen") dem Jahre 1758 angehört. Auch die Oden des folgenden Jahres behandeln größtentheils religiöse Stoffe.

Im Sommer 1759 kehrte er nach Dänemark zurück und blieb daselbst bis zum Sommer 1762, in innigem Verkehr mit den schon oben genannten Freunden. In den ersten Wintermonaten des letztgenannten Jahres brachte ihm seine leidenschaftliche Liebe für das Schlittschuhlaufen eine ernstliche Gefahr. Das Eis auf dem See bei Lyngbye war noch nicht fest genug gefroren und brach unter seinen Füßen ein. Ein jüngerer Freund, Namens Beindorf*), eilte herbei, und

*) Starb als Prediger im Oldenburgischen.

Klopstock, dem die Gefahr nicht seine Besonnenheit raubte, ertheilte ihm den nöthigen Rath, um seine Rettung zu bewirken. Dieser Vorfall ward Veranlassung, daß der Dichter, welcher die Kunst des Eislaufs in mehreren Oden besang, dem begeisterten Lobe dieses Vergnügens stets eindringliche Mahnung zur Vorsicht hinzufügte; so z. B. in der bekanntesten dieser Lobpreisungen der Kunst Tialfs, in der Ode: „der Eislauf":

Zurück! laß nicht die schimmernde Bahn
Dich verführen, weg vom Ufer zu gehn!
Denn wo dort Tiefen sie deckt, strömt's vielleicht,
Sprudeln vielleicht Quellen empor.

Den ungehörten Wogen entströmt,
Dem geheimen Quell entrieselt der Tod.
Glittst du auch leicht dahin, wie dies Laub, ach, dorthin
Sänkest du doch, Jüngling, und stürbst!

Noch in späteren Jahren gedachte er gern und oft dieser Gefahr und seiner Rettung, und setzte seiner Dankbarkeit gegen den rettenden Freund ein Denkmal in der dem Jahre 1797 angehörenden Ode: „Winterfreuden":

Ach, einst wurdest du mir, Kothurn, zum tragischen, führtest
Mich auf jüngeres Eis, welches dem Eilenden brach.
Bleich stand da der Gefährt'; mein Schutzgeist gab mir Entschluß ein,
Jener bebte nicht mehr, und die Errettung gelang.
Als sie noch schwankend schien, da rührte mich innig des Himmels
Lichtere Bläue, vielleicht bald nun die letzte für mich!
Dank dir noch einmal, Beindorf, daß du mich rettetest! Dir kam
Lang schon die letzte; mir macht sie die Erde noch schön.

Im Sommer dieses Jahres begab er sich nach Deutschland, um eine Zeit lang bei den Seinigen und bei den Freunden zu verleben, und blieb volle zwei Jahre in Quedlinburg

und Halberstadt. Auch wurden kleinere und größere Ausflüge unternommen, so nach Magdeburg zu dem befreundeten hochgebildeten Kaufmann Bachmann und nach Meisdorf im Selkethale, dem Gute des Herrn von der Asseburg, wo es ihm ganz besonders behagte. Doch war es nicht bloß der Verkehr mit den Angehörigen und mit den bewährten Freunden, was ihn so lebhaft anregte und dauernd fesselte, auch nicht bloß der Reiz und Reichthum der Natur und des Landlebens, sondern es war ein wärmeres persönliches Interesse, das ihn hier festhielt. Eine neue Neigung war in seinem Herzen erkeimt, und zwar schon im ersten Sommer des Quedlinburger Aufenthaltes. Denn das Gedicht „an Done", welches in den von ihm selbst redigierten Sammlungen seiner Dichtungen fehlt, ist am 2. Decbr. 1762 geschrieben*). Done, wie Klopstock im Gedicht wie in Briefen an Gleim dieses Mädchen nannte, war die Tochter einer angesehenen adeligen Familie in Blankenburg. Der Dichter glaubte in ihr die verlorene Meta wiederzufinden und sang ihr zu:

Du zweifelst, daß ich dich wie Meta liebe? —
Wie Meta lieb' ich, Done, dich.
Dies saget dir mein Herz voll Liebe,
Mein ganzes Herz.

Mein ganzes Leben soll dir dieses sagen,
Das hier im Staub und jenes dort,
Wenn sie und du und ich zusammen
Glückselig sind.

Du liebest sie und weißt nicht, welche Freude
Mir dies in meine Seele strahlt;
Denn leicht ists deinem schönen Herzen,
Daß du sie liebst.

---

*) Vgl. Back und Spindler IV, 168.

O käme sie, die wir gleich zärtlich lieben,
Von dort aus ihrer Wonn' herab,
Herab zu mir und meiner Done,
Und sähe mich:

Sie würde dir — denn sie kennt mich viel besser,
Als du mich jetzt noch, Done, kennst, —
Ach, sagen würde dir des Himmels
Bewohnerin

Mit sanftem Laut und Schimmer in dem Blick:
„Gespielin einst in unsrer Welt,
„Er liebet dich! Wie er mich liebte,
„So liebt er dich!"

Ihr Sohn, ein Genius voll Morgenröthe,
Ergriffe seine Laute dann,
Zu lispeln in die Saiten: Meta!
Und Done, dich!

Diese Episode in des Dichters Leben ist nicht durchsichtig genug. Aus seinen Briefen an Gleim geht hervor, daß er diese Angelegenheit sehr verschwiegen behandelte. „Ich bitte Sie, oder vielmehr, ich brauche Sie nicht darum zu bitten, — schreibt er an Gleim am 15. Dec. —, daß Sie von den Entschließungen meiner Done gegen Niemanden etwas erwähnen. So lange noch die Sachen so sind, als sie sind, so braucht die Welt nichts davon zu wissen." Auch sind die Briefe voll vom Lobe der Geliebten, an der er „täglich neue Eigenschaften des Herzens entdeckt", die ihn sehr glücklich machen, und wenn gleich von allerlei Hindernissen und Schwierigkeiten die Rede ist, welche seinen Wünschen im Wege stehen, so ist doch die Sprache der Mittheilungen namentlich im Anfange recht hoffnungsvoll, ja fast zuversichtlich. Gewiß scheint zu sein, daß der anfänglich weniger ab=

geneigte Vater des Mädchens sich nicht entschließen konnte einem nichtadeligen Manne die Hand seiner Tochter zu geben. Deshalb bemühte sich Klopstock um einen Titel und erhielt auch im Januar 1763 einen solchen, indem er dänischer Legationsrath wurde. Es ist freilich nicht mit Bestimmtheit zu erweisen, daß des Dichters ausdrücklicher Wunsch bei der Ertheilung dieses Titels mitwirkte, aber es ist wohl unter diesen Umständen keine zu sehr gewagte Annahme, daß der Dichter einen solchen Wunsch geäußert hat. Sein Brief vom 14. Jan. 1763 an Gleim unterstützt die Vermuthung. In ihm heißt es: „Mein Titel, vermuthlich Legationsrath, wird frühestens künftigen Dienstag und spätestens auf den Montag über 8 Tage ankommen. Ich verspreche mir wenigstens etwas Wirkung davon." In wieweit aber Done selbst ihn zu Hoffnungen berechtigt habe, ist durchaus nicht ersichtlich, und es ist wenigstens möglich, daß nicht bloß der Adelstolz des Vaters den unglücklichen Ausgang der Bewerbung herbeiführte, sondern auch Done's eigener Entschluß. Der Brief Klopstocks an Gleim bemerkt über ihr Verhalten: „Sie ist bisher noch immer ein wenig zurückhaltend gewesen, und daher kommt es, daß ich mit der Abnahme ihrer Zurückhaltungen immer etwas Neues entdecke." Kurz und gut, in der ersten Hälfte des Jahres 1763 wurden die Beziehungen zu jener Familie abgebrochen: ein Brief vom 28. Juli an Gleim erwähnt nichts mehr. Der Erinnerung an diese Episode verdankt vielleicht das Gedicht „Edone" seinen Ursprung, welches in der Sammlung die Jahreszahl 1771 trägt, aber wahrscheinlich früher entstanden ist:

Dein süßes Bild, Edone,
Schwebt stets vor meinem Blick,
Allein ihn trüben Zähren,
Daß du es selbst nicht bist.

Ich seh' es, wenn der Abend
Mir dämmert, wenn der Mond
Mir glänzt, seh' ichs und weine,
Daß du es selbst nicht bist.

Bei jenes Thales Blumen,
Die ich ihr lesen will,
Bei jenen Myrtenzweigen,
Die ich ihr flechten will,

Beschwör' ich dich, Erscheinung,
Auf, und verwandle dich!
Verwandle dich, Erscheinung,
Und werd' Edone selbst!

Wenn man an den lebhaften Schmerz zurückdenkt, welcher den Dichter erfüllte, als der Tod Meta's die glückliche Ehe zerriß, wenn man die geringe Zahl von Jahren in Betracht zieht, die zwischen jenem Ereigniß und der neuen Bewerbung liegen, und zugleich die Lebhaftigkeit sieht, mit der die neue Beziehung ergriffen wird, kann man sich allerhand Betrachtungen nicht entziehen. Es drängt sich die Frage auf, wie es doch möglich gewesen sei, daß der Dichter so bald schon einer neuen Liebe in seinem Herzen Raum gegönnt, daß er sie mit derselben Sehnsucht und Schwärmerei erfaßt habe. Eine zwiefache Beurtheilungsweise wird sich dabei geltend machen: man wird den Dichter tadeln und wird ihn entschuldigen. Einer strengen, einen Maßstab für Alle festhaltenden Anschauungsweise wird es nur mißfallen können, daß für Klopstock der Sprung von Meta zu Done so gar leicht wurde; sein Verfahren wird fast leichtfertig scheinen, und die Entschuldigung, daß er in Done Meta wiedergefunden zu haben meinte, für die Selbsttäuschung eines leicht zugänglichen, im Grunde wankelmüthigen Herzens gelten. Ja man wird zweifeln, ob er jemals Meta in dem Grade geliebt

habe, wie aus Gedichten und Briefen hervorzugehen schien. Solche Urtheile und Zweifel werden Anderen nicht beikommen, vielmehr von ihnen als kleinlich und spießbürgerlich bezeichnet werden. Die moderne Lebensanschauung und die moderne Litteratur lehrt mehr den Kultus der Neigung als den der Pflicht: ihr steht die individuelle Natur höher als das allgemeine Gesetz. Und je reicher die individuelle Begabung, desto ausgedehnter ist der Freibrief, desto weiter die Befugniß, von den Forderungen, welche für den Troß der Alltagsmenschen ihr Recht behalten, abzusehen. Wer diesen Principien, welche nur zu tief in unser modernes Leben eingedrungen sind, huldigt, geht über jene Episode des Klopstock'schen Lebens hinweg, ohne irgendwie anzustoßen. Ja dem wird diese neue Liebe als ein Akt glücklicher Befreiung von den Fesseln des Schmerzes erscheinen, dem wird allenfalls noch Meta, die Gattin, zu einem Werkzeug in der Entwicklungsgeschichte des dichterischen Genius, dessen Werth mit der Todesstunde erlosch, das verbraucht auch weggelegt, das heißt vergessen werden mußte.

Was wir für die Vervollständigung des Bildes, das wir von unserm Dichter hier entwerfen, aus dieser Episode gewinnen, was wir für ein volleres Verständniß seines menschlichen Charakters aus ihr schöpfen können, das wird etwa zwischen beiden Beurtheilungsweisen liegen: eine Gemeinschaft aber mit dem Neigungskultus dieser Tage, mit dem Streben, was sonst als Verirrung gilt, zu einer berechtigten Konsequenz der eigenthümlichen Naturbegabung zu machen, muß entschieden abgewiesen werden.

Es handelt sich ja auch nicht um eine Verirrung im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Daß ein Mann vier Jahre nach dem Tode seiner Frau sich um die Hand eines Mädchens bewirbt, wird Niemand als ein Unrecht bezeichnen: Jeder

gesteht dem 37 Jahre alten, also in der Blüthe der Mannes-kraft stehenden Klopstock das Recht zu, ein neues Ehebündniß zu schließen. Wir verlangen nicht, daß die Erinnerung an das verlorene Glück und an den Menschen, auf dem es beruhte, das Herz einer neuen Liebe, das Leben einem neuen Eheglücke unzugänglich mache, wenn wir auch dem unsre Bewunderung nicht versagen, den das Gedächtniß des ersten Glückes über den Wunsch des zweiten erhebt, ohne ihn mit Feindschaft gegen das Leben zu erfüllen. Und willig beugt sich unser Urtheil nach der besondern Gemüthsanlage des Einzelnen: wir gönnen dem Beweglicheren, Lebhafteren, Anschlußbedürftigeren leichtere Bewegung und schnelleren Anschluß. Aber diese billige Rücksicht auf die Individualität schließt das Eine und Gleiche nicht aus, was überall die Grundlage des Zugeständnisses ist. Wir sehen mit gutem Rechte den Mann nicht gern verfahren wie den Jüngling, in dessen Lebensalter Empfindung, Vorsatz und Versicherung gern in Eins zusammenfließen; den Mann, der am Grabe einer geliebten Gattin stand, sehen wir nicht gern im Wege zur zweiten Ehe die Schritte des ersten Ganges wiederholen. Wir meinen mit Recht, das Erlebte und Durchlebte müsse dem zweiten Wege etwas von der Fröhlichkeit und Leichtigkeit des ersten nehmen. Während wir zugestehen, daß ihn eine neue Neigung, innig und kräftig, antreten könne, sind wir zum Mißfallen daran berechtigt, wenn wir sehen, daß eine solche, und zwar schon bald gesucht wird. Wir zweifeln dann an der Tiefe der ersten Empfindung und zweifeln nicht ohne guten Grund.

Daß Klopstocks liebebedürftiges Herz, wie hart und schwer ihn auch Meta's Tod betroffen haben mochte, für eine neue Liebe zugänglich wurde, das hat nichts Befremdendes. Auch würde der Zwischenraum von ungefähr 4 Jahren nicht zu

gering erscheinen, wenn wir uns zu denken hätten, daß ihm erst bei seinem Aufenthalte in den Harzgegenden der Wunsch gekommen sei, sich wieder zu verheirathen. Und noch unbedenklicher würde es sein, wenn uns nicht das aufgerollte Bild seines Lebens schon mancherlei an die Hand gegeben hätte, was auf die Geschichte seiner Neigungen ein eigenthümliches Licht wirft. Nun aber mußte schon früher bemerkt werden, daß er in seinem Verhältnisse zu Meta weit mehr als der Empfangende, denn als der Gebende erscheint, daß in seiner Natur etwas von einem egoistischen Zuge war, ein Egoismus, zwar nicht im niedrigen Sinne des Wortes, aber doch stark genug, um in allen Lebensbeziehungen die Hingebungsfähigkeit des Dichters wesentlich zu beschränken. Es ist darum mit ziemlicher Bestimmtheit anzunehmen, daß ihn der Wunsch, wieder eine Herzensbeziehung zu finden, nach Deutschland trieb. Denn wie hätte er sonst wohl zwei Jahr nach Meta's Tode in einem Briefe an Schultheß in der Schweiz den Wunsch durchblicken lassen können, den erlittenen Verlust durch eine Schweizerin zu ersetzen?*) Wie hätte er sonst die Neigung zu Done mit der alten Sensibilität, über die er selbst in einem Briefe an Gleim v. 14. Jan. 1763 klagt, aufnehmen und betreiben können? Es war nicht anders: in Klopstock lag für Freundschaft, Liebe und Hingebung eine Grenze, die überall sichtbar wird, wo sich die idealen phantastischen Beziehungen in die konkrete Wirklichkeit umsetzen, wo diese ihre Anforderungen erhebt. Diese Grenze hatte auch in dem sonst durchaus glücklichen Verhältnisse zu Meta bestanden, und hatte darum nicht nachtheilig gewirkt, weil Meta das Deficit durch ihr reiches Maß von Liebe ausglich, und weil sie das besaß, was Klopstock vor Allem bedurfte: eine schwärmerische Ver-

*) Vgl. die schon angeführte Schrift von Mörikofer.

ehrung für den Dichter Klopstock. So nur wurde das bald eintretende Suchen nach einem andern weiblichen Herzen, dessen menschliches und poetisches Ideal er sein wollte, möglich. Es ist dies, was man die Frauenbedürftigkeit Klopstocks genannt hat *), ein Zug, der kein persönlicher blieb, sondern sich in die Litteratur eindrängte, der aber in einer innern Armuth und in einer egoistischen Beschränkung seine Wurzel hat. Uebrigens sind wir weit entfernt von der Verkleinerungssucht, welche in großen Charakteren gern Schwächen und Mängel heraussucht. Aber es ist uns in diesen Blättern nicht bloß um das litterarische Wirken der geschilderten Männer zu thun: wir würden dann in der Regel nur zu wiederholen haben, was in vielen und trefflichen litterarhistorischen Werken niedergelegt ist. Es gilt hier, die Geschichte der hervorragenden Erscheinungen und mancher andern Männer, die sich an jene angeschlossen oder ihnen vorgearbeitet haben, so darzustellen, daß wir nicht bloß die Dichter und Schriftsteller, sondern auch die Menschen kennen lernen. Und dabei kann es nicht unsre Absicht sein, an ihren menschlichen Schwächen vorüberzugehen, ihre Unvollkommenheiten zuzudecken, selbst wenn wir dabei nicht selten auf Widersprüche zwischen dem Menschen und dem Dichter stoßen. Nur in dem Herzen derer, die des Lebens und ihres eignen Herzens unkundig sind, wird das Bild des Dichters erbleichen, wenn wir bei einer genaueren Kenntniß seines menschlichen Strebens und Handelns nicht immer von dem Geiste seiner Gedichte angeweht werden: denen, welchen der Ernst der Wirklichkeit über ein farbloses Ideal geht, wird dieser Hinweis auf den unauflösbaren Konflikt zwischen dem Ideal

*) Vgl. z. B. Hamburgs Literaturleben im 18. Jahrhdt. Von Fedor Wehl. Leipzig, Brockhaus 1856. S. 309 flg.

und der Wirklichkeit, zwischen der Forderung und der Erfüllung, zwischen Sollen und Thun, wenn nicht angenehm, doch nützlich sein.

Nachdem Klopstock in den letzten Jahren an seinem großen Hauptwerke rüstig gearbeitet, auch das Trauerspiel Salomo vollendet und das Drama David begonnen hatte, kehrte er im Juli 1764 nach Kopenhagen zurück. Der alte Freundeskreis umfieng ihn wieder, und poetische und sprachliche Arbeiten beschäftigten ihn vielfach. Besonders war es auch das Studium der nordischen Mythologie, was ihn neben metrischen Untersuchungen in Anspruch nahm. Es hieng dies eng zusammen mit der vaterländischen patriotischen Richtung, welche von Anfang an in ihm vorhanden, jetzt über die Messiasidee den Sieg gewann. Zwar führte er sein großes Werk noch zum Ende, aber nach dem in diese Jahre fallenden Abschlusse des dritten Theiles, ja noch während der Vollendung desselben gewann die Pflege des Vaterländischen, Deutschen die Oberhand und blieb fortan in erster Linie stehen.

Das Jahr 1766 brachte zwei schwere Verluste. Meta's Mutter und eine seiner Nichten, die Meta's Liebling gewesen war, starben: Klopstock erfuhr die Trauerbotschaft auf dem Landgute Bernstorff, welches seinem Freunde und Gönner, dem gleichnamigen Minister, gehörte. „Mutter also, Tochter und Enkelin bei einander", schrieb er an seine Schwägerin Schmidt, und setzt hinzu: „Meta's kleinem Liebling, der so leicht hinweggeschlummert ist, (glückliches Kind!) hätte ich gewiß etwas an ihre Lehrerin aufgetragen, wenn ich bei ihr gewesen wäre und gemerkt hätte, daß das Mädchen mit einer so erhabenen Sache, als das Sterben ist, umgienge." Aber noch einen andern Todesfall brachte dieses Jahr, der schärfer in Klopstocks Leben einschnitt: Friedrich V. von Dänemark starb nach zwanzigjähriger segensreicher Regierung, der

Regent, welcher in Bezug auf Wissenschaft und Kunst seinem Reiche ein goldenes Zeitalter gegeben hatte. Ihm, dem er so viel zu verdanken hatte, sang der Dichter einen von aufrichtigem Schmerze eingegebenen Nachruf in der Ode: „Rothschilds Gräber“:

. . . . . . Ach da schläft er im Tode vor mir,
Den ich liebte! Wie einer der Eingebornen des Landes
Liebt' ich Friedrich, und da schläft er im Tode vor mir!
Bester König! Es klagt ihm nach der Gespiele der Muse
Und der Weisheit, um ihn trauert der Liebling der Kunst.
Bester König! Der Knabe, der Greis, der Kranke, der Arme
Weinen, Vater, es weint nahe und ferne dein Volk!
Von des Hekla Gebirge bis hin zu dem Strome der Weser
Weinet alle dein Volk, Vater, dein glückliches Volk!

Ihm folgte der schwache Christian VII., der bald nach seiner Thronbesteigung eine überaus kostspielige und wenig zweckmäßige Reise unternahm, von der er mit zerrütteter Gesundheit heimkehrte. Der Arzt Struensee wußte in der Stellung als Leibarzt großen Einfluß zu gewinnen und nach und nach sich bis zu der Würde eines Cabinetsministers und dem Range eines Reichsgrafen emporzuschwingen. Die bisherigen Minister erhielten 1770 ihre Entlassung; Bernstorff war von tiefem Schmerze ergriffen, als er die ihn entlassende Cabinetsordre las und rief aus: Allmächtiger, segne dies Land und den König. Er begab sich nach Hamburg, und Klopstock begleitete ihn.

Während der ersten Jahre der Regierung Christian des VII. aber blieb er noch in Kopenhagen in den gewohnten Verhältnissen und in rühriger Thätigkeit. Außer den schon erwähnten Gegenständen wurde es besonders die Geschichte des Cheruskerhelden Arminius, die ihn lebhaft beschäftigte. Und noch ehe der dritte Band des Messias herausgegeben wurde, war schon das Bardiet „Hermanns Schlacht“ zum Druck vollendet. Dieser Name wurde gewählt, weil Klop-

stock die dramatischen Scenen durch lyrische Gesänge, Chorgesänge der Barden, unterbrach. An den Barden aber, als den Sängern der alten Deutschen, hielt er unverbrüchlich fest: jetzt steht es dagegen fest, daß es einen solchen Sängerstand niemals gegeben hat und die Stelle des Tacitus, welche jener Meinung als Stütze diente, hat eine andere Auslegung gefunden. Damals aber erweckte des gefeierten Klopstock Vorgang eine ganze Schaar von Nachahmern, und es entstand eine Bardendichtung, die nicht wenig Anklang fand: heut zu Tage sind kaum die Namen jener Bardendichter, noch weniger ihre Werke bekannt. Und nicht bloß das Bardenlied, auch das Lied der nordischen Skalden sollte wieder lebendig werden, das letztere durch Klopstocks Freund Gerstenberg, den Dichter des „Ugolino", welcher 1768 erschien und nicht geringes Aufsehen machte. Ein ziemlich ausführlicher Brief Klopstocks an Gleim vom 19. Dec. 1767 lobt das Trauerspiel des Freundes sehr und äußert Freude darüber, daß er Gerstenberg dazu aufgemuntert habe. Dieser Brief, der auch über die Hermannsschlacht und die beabsichtigte Fortsetzung derselben, so wie über die Umarbeitung der Oden mit Berücksichtigung der nordischen Mythologie, wozu er durch Gerstenberg angeregt wurde, berichtet, ist zugleich interessant durch eine Aeußerung des Dichters über seine und der Freunde Stellung zur Theorie und Kritik. „Literarnachrichten von uns wollen Sie haben? — heißt es — Für's Erste müssen Sie wissen, daß wir hier weder Schüler sind noch sein wollen. Kein Lehrling! kein Schulmeister! oder Herr Schulhalter, wenn etwa Schulmeister ein wenig zu stark ist! — Wir leben hier so in der alten Künstlerunschuld weg und haben so unsre Schlafrocksmeinungen, die wir aber eben nicht drucken lassen, sondern sie nur manchmal, wenn's uns etwa einfällt, an einen Freund, wie Gleim oder Alberti sind, schreiben, z. B. daß es mit den Formen der

Gestalt eine ganz andere Bewandniß habe, als mit der Regelgebung von der Gestalt überhaupt.“ —

Daß man in Deutschland so wenig für die Hebung der vaterländischen Litteratur thue, daß man sich um die deutschen Dichter nicht bekümmere, das Fremde dagegen mit thörichter Vorliebe pflege, darüber hatte Klopstock schon in früheren Zeiten lebhaft geklagt. Je mehr er nun sich selbst in Studien und Dichtungen dem Vaterländischen zuwendete, um so lauter wurde seine Klage über jene Gleichgiltigkeit, um so heftiger seine Opposition gegen undeutsche Gesinnung und Fremdländerei. Eine solche Gesinnung machte ihm eine unparteiische Würdigung des großen preußischen Königs unmöglich. Ueber das Mißbehagen, das ihm Friedrich des II. Vorliebe für französische Sprache und Litteratur einflößte, kam er nicht hinweg, und da es ihm an dem eigentlichen historischen Sinn, an einem rechten Verhältniß zur Wirklichkeit fehlte, vermochte er das deutsche Element Friedrichs, dessen große Verdienste um Deutschland nicht gebührend zu würdigen. Da schien es, als ob ihm von Wien aus eine bessere Meinung von der Theilnahme deutscher Fürsten an der deutschen Litteratur gegeben werden sollte. 1765 war Franz I., der Gemahl der Maria Theresia, gestorben und sein hochbegabter Sohn, Joseph II., war deutscher Kaiser geworden. Noch ehe Bernstorffs Sturz den Dichter nach Hamburg übersiedeln ließ, eröffneten sich in Wien günstige Aussichten auf eine Förderung der deutschen Nationallitteratur. In Kopenhagen hatte nemlich Klopstock den Grafen Wellsperg kennen lernen, welcher als österreichischer Gesandter am dänischen Hofe mit Bernstorff häufig verkehrte. Ein Freund der vaterländischen Dichtung und Klopstocks persönlicher Verehrer, forderte er diesen auf einen Plan auszuarbeiten, wie sich eine Förderung der deutschen Litteratur bewirken lasse. Das Interesse des

jungen Kaisers sollte durch die Vermittlung des Fürsten Kaunitz und des Grafen Dietrichstein gewonnen werden. Graf Wellsperg nahm den ausgearbeiteten Plan mit nach Wien. Der Dichter berichtet über diese erfreulichen Aussichten unter dem 4. Oct. 1768 an seine Mutter: „Ich will Ihnen jetzt nur mit diesem Wenigen die angenehme Nachricht geben, daß der Kaiser sich entschlossen hat, die Wissenschaften in Deutschland zu unterstützen. Ich habe selbst nur erst vorläufige Nachrichten bekommen, und erwarte nächstens umständlichere Briefe von dem Grafen Wellsperg. Preisen Sie, meine geliebte Mutter, Gott mit mir, daß er diese Sachen hat gelingen lassen, und bitten Sie ihn, daß er sie ferner in seinen Schutz nehme." — Nach Klopstocks Plane sollte eine Akademie in Wien gegründet werden, welche die Leitung der Litteratur in die Hand nähme, indem sie über die litterarischen Leistungen der Schriftsteller entschiede, Schriftsteller belohnte und junge Genies ermunterte. Ein kaiserliches Nationaltheater sollte entstehen, welches die Aufgabe hätte, frei von aller Rücksichtnahme auf ephemere Geschmacksrichtungen des Publikums, den Geschmack vielmehr zu bilden, und dessen Dramaturgen Lessing und Gerstenberg werden sollten. Als leitenden Gesichtspunkt für das Unternehmen hielt er, wie ein Brief an seine Mutter vom 8. Apr. 1769 es ausspricht, fest, „daß der Kaiser entweder nichts oder etwas thun müsse, das seiner würdig sei." Für diesen Plan, bei dem er für sich selbst einen Wunsch nicht aussprach, obschon es in der Sache selbst lag, daß ihm die Leitung der Akademie selbst anzuvertrauen war, hegte er anfangs die allerbesten Hoffnungen. Zwar liefen keine bestimmten Zusagen ein, aber einmal war des Kaisers Reise nach Rom ein genügender Grund für die Verzögerung, und dann schien ihm gerade in der Verzögerung ein Beweis zu liegen, „daß man es mit der Sache in Ernst meine".

Was er aus Wien vernahm, klang nicht ungünstig; er freute sich, dort so viele Freunde zu haben, und glaubte auch den Erzbischof von Wien als seinen „sehr guten Freund" bezeichnen zu dürfen. „Die Hermannsschlacht" ward dem Kaiser zugeeignet und die Dedikation, in welcher der Dichter offen erklärte: „Der Kaiser liebt sein Vaterland und das will er auch durch Unterstützung der Wissenschaften zeigen. Nur dies darf ich sagen" — in der Wiener Staatskanzlei gebilligt. Der österreichische Geschäftsträger in Kopenhagen überreichte dafür dem Dichter im Juli 1769 eine goldene mit Brillanten besetzte Medaille mit dem Brustbilde des Kaisers. Diese Gunstbezeigung war wohl geeignet, die Hoffnungen Klopstocks zu beleben, wenn auch das kaiserliche Dankschreiben jenes Planes nicht ausdrücklich gedachte. Aber die Hoffnung gieng nicht in Erfüllung; er konnte sich endlich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß man in Wien nicht Lust habe, den guten Willen zur That werden zu lassen. Was aber daran Schuld war, daß man den Plan fallen ließ, ist nicht mit Bestimmtheit zu ersehen: aber kaum ist anzunehmen, daß man von Anfang an nur mit scheinbarer Neigung darauf eingegangen sei. Im Januar 1770 brach der Dichter, der sich zu einer Reise nach Wien ohne ausdrückliche Einladung nicht entschließen mochte, alle Unterhandlungen ab, wenn er sich auch vorbehielt, die Angelegenheit später wieder aufzunehmen. Er sah sich enttäuscht, und neuer Unmuth zog in seine Seele ein, dem er in der Ode „die Roßtrappe" (1771) einen Ausdruck gab, indem er nicht ohne Beziehung auf Joseph II. ausrief:

Sein Name lebt, welche Thaten er auch gethan hat,
Hinsiechendes Leben einst, in des Ruhmvergeuders Buch, in dem eignen,
Schmück' es der Griffel auch, deck' es ein goldener Schild, und steh's
Im gemäldebehangenen Säulensaal, hinsiechendes Leben!

Denn betritt er nicht noch
Die Bahn des vaterländischen Mannes, so schweigt
Von ihm die ernste Wahrheitsbezeugerin,
Die Vertraute der Unsterblichkeit, Deutschlands Telyn.

Sein Name lebt, welche Thaten er auch thun wird, 2c.*)

Denn dein ehrenvoll Wort (des Worts Ankündiger trauert),
Hältst du das dem Vaterlande nicht, so schweigt
Auch von dir die ernste Wahrheitsbezeugerin,
Die Vertraute der Unsterblichkeit, Deutschlands Telyn.

Der Ausgang dieser Unterhandlungen mochte dem Dichter um so betrübender sein, als mit dem Tode Friedrichs V. sich seine Verhältnisse in Kopenhagen ungünstiger gestaltet hatten, und als nun gar sein Gönner Bernstorff von Struensee gestürzt wurde, und Klopstock dem edlen Manne nach Hamburg folgte, war die Besorgniß nicht ungegründet, das neue Regiment werde auch denjenigen abhold sein, welche des entlassenen Ministers Gunst genossen hatten; sein Jahrgehalt konnte ihm entzogen werden. In der That zog man in Kopenhagen es wenigstens in Erwägung, ob man dem Dichter die Pension fortbezahlen solle. Unter dem 15. April 1771 schreibt dieser aus Hamburg, wo er in Bernstorffs Hause wohnte, an Gleim: „Was ich lange vermuthet habe, scheint jetzt wahr zu sein, nemlich, daß ich meinen Gehalt verlieren werde. Denn ich hab' ein Schreiben von der Partikulierkammer erhalten, in welchem man vermöge einer königlichen Kabinetsordre mich fragt: 1) wie alt ich sei? 2) nach welchen Verdiensten und aus was für Ursachen ich eine Pension hätte? 3) wie mein Vermögen beschaffen sei? — Meine hiesigen Freunde wollen es nur nicht, sonst hätt' ich nicht wenig Neigung, in einem Nr. 4 hinzuzusetzen, daß sich meine Wünsche auf keine fernere dänische Pension erstreckten. Was sagen

*) Wie die erste Strophe.

Sie dazu? Sollt' ich nicht auch das Ungefragte beantworten? oder darf ich dies Zutrauen zu meinem Vaterlande nicht haben?" —

Indeß entschied er sich doch dafür, sein Verhältniß zu Dänemark nicht gewaltsam zu lösen, und die dänische Regierung entzog ihm auch den Gehalt nicht, sondern zahlte ihn bis zu dem Tode des Dichters fort.

Im Jahre 1771 veröffentlichte er die von ihm selbst besorgte Sammlung seiner Oden, welche bei Bode in Hamburg erschien und seinem Gönner und Freunde Bernstorff gewidmet ward. Schon früher hatte er mit Hemmerde in Halle wegen einer solchen Sammlung unterhandelt, ohne zum Abschluß zu gelangen. Als aber 1771 die Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt eine solche Sammlung besorgen und in wenigen Exemplaren an Freunde vertheilen ließ und gleichzeitig der bekannte Dichter Chr. Dan. Schubart Oden und Prosaabhandlungen Klopstocks, die letzteren namentlich aus der von Cramer redigierten Zeitschrift „der nordische Aufseher", ohne kritische Sonderung, so daß mehrere unechte Stücke mit aufgenommen wurden, anonym herausgab, veranstaltete der Dichter selbst jene Sammlung, in welcher die Oden vielfach umgearbeitet erschienen.

Struensee's Regiment war, wie Jeder weiß, von kurzer Dauer: am 28. April 1772 endete er, sowie sein Freund Brand, auf dem Blutgerüste. An Bernstorff ergieng schon vorher die Aufforderung, wieder an die Spitze der Verwaltung zu treten, aber noch ehe der treffliche Mann dem Rufe des schwergeprüften Vaterlandes folgen konnte, ereilte ihn der Tod: er starb in Hamburg am 19. Februar 1772. Das war ein schwerer Verlust für den Dichter, und Klopstock empfand ihn schmerzlich. Zunächst aber änderten sich seine Verhältnisse dadurch nicht, indem die verwittwete Gräfin ihn freundschaftlichst ersuchte, in ihrem Hause zu wohnen; er gieng auf dieses Anerbieten

ein und bezog mit ihr ein Haus in schöner Lage am Alsterbassin. Erst als die Gräfin Hamburg verließ, siedelte er in das Haus des Herrn von Winthem über, der eine Tochter des Kaufmanns Dimpfel, des Gatten von Meta's Schwester, geheirathet hatte, deren seelenvoller Gesang den Dichter oft begeisterte. Den Sommer bezog er gern einen gemietheten Garten vor dem Dammthore.

Endlich ward nun, nachdem 1772 das Trauerspiel „David" vollendet war, 1773 „der Messias" abgeschlossen, dessen letzten Gesang er am 9. März an den Buchhändler Hemmerde in Halle abschickte. Die Ode „an den Erlöser", welche dem Gedichte beigegeben ist, spricht den innigsten Dank gegen Gott aus, daß ihm die Vollendung des großen Werkes gestattet worden sei. Die Entstehung dieser Ode erzählt Frau von Winthem, später Klopstocks Gattin, folgendermaßen: An dem Morgen, wo er jene Ode dichtete, stand er da mit ungewöhnlichem Ernst, mit zurückgebeugten Händen auf dem Rücken. Ich sah ihn an. Er schwieg immer ernster; er athmete kaum. Dieser Anblick ergriff mich so, daß ich ihn fragte, ob ihm etwas fehle. Da stürzten ihm die Thränen aus den Augen. Er trat an seinen Tisch ohne zu antworten, und in wenigen Minuten war sein Dank aus dem Herzen geströmt: „Ich hofft' es zu dir!"

Unstreitig gehört diese Ode zu den schönsten, die Klopstock überhaupt gedichtet hat, denn in ihr lebt ein mächtiges, erhabenes Gefühl, sie ist nicht gemacht, sie ist aus seinem Herzen gequollen. Hier hat die Reflexion nicht vermittelt, nicht Vers- und Sprachkünstelei die Empfindung geschwächt und ihren Ausdruck abgebrochen, sondern sie ist der volle und starke Erguß eines frommen und dankbaren Herzens. In dieser Beziehung sticht sie gewaltig gegen die letzten Gesänge des Messias ab. Denn diesen fehlt jene Frische und Wärme, die den Nachgesang auszeichnet; sie waren eben nur der Abschluß

eines vor vielen Jahren mit ungleich größerer Begeisterung und in Jugendkraft begonnenen Werkes. Diesem war er zwar nicht fremd geworden, aber es war doch eine lange Reihe von Jahren vergangen; das, was er als Jüngling in sich empfangen, erfaßt und begonnen hatte, war im Laufe der Zeiten zu einer Aufgabe geworden, die nicht unvollendet bleiben durfte. Nun aber, da die große Lebensaufgabe vollendet hinter ihm lag, da das große Gedicht vom Werke der Erlösung ausgesungen war, nun verlieh die Siegesfreude über die Vollendung, der dankbare Hinblick auf den Schutz der göttlichen Gnade, der ihn durch 25 Jahre geleitet, seiner dichterischen Kraft von neuem die Schwingen jugendlicher Begeisterung. Wir theilen deshalb das schöne Gedicht vollständig mit.

An den Erlöser.

Ich hofft' es zu dir und ich habe gesungen,
Versöhner Gottes, des neuen Bundes Gesang!
Durchlaufen bin ich die furchtbare Laufbahn,
Und du hast mir mein Straucheln verziehn!

Beginn' den ersten Harfenlaut,
Heißer, geflügelter, ewiger Dank!
Beginn', beginn', mir strömet das Herz,
Und ich weine vor Wonne!

Ich fleh' um keinen Lohn: ich bin schon belohnt,
Durch Engelfreuden, wenn ich dich sang,
Der ganzen Seele Bewegung,
Bis hin in die Tiefen ihrer ersten Kraft.

Erschüttrung des Innersten, daß Himmel
Und Erde mir schwanden,
Und flogen die Flüge nicht mehr des Sturms, durch sanftes Gefühl,
Das mir des Lenztags Frühe Leben säuselte.

Der kennt nicht meinen ganzen Dank,
Dem es da noch dämmert,
Daß, wenn in ihrer vollen Empfindung
Die Seele sich ergeußt, nur stammeln die Sprache kann.

Belohnt bin ich, belohnt! Ich habe gesehn
Die Thräne des Christen rinnen
Und darf hinaus in die Zukunft
Nach der himmlischen Thräne blicken!

Durch Menschenfreuden auch. Umsonst verbärg' ich vor dir
Mein Herz, der Ehrbegierde voll.
Dem Jüngling schlug es laut empor; dem Manne
Hat es stets, gehaltner nur, geschlagen.

Ist etwa ein Lob, ist etwa eine Tugend,
Dem trachtet nach! Die Flamm' erkor ich zur Leiterin mir.
Hoch wehet die heilige Flamme voran und weiset
Dem Ehrbegierigen besseren Pfad.

Sie war es, sie that's, daß die Menschenfreuden
Mit ihrem Zauber mich nicht einschläferten;
Sie weckte mich oft der Wiederkehr
Zu den Engelfreuden.

Sie weckten mich auch, mit lautem, durchdringendem Silberton,
Mit trunkner Erinnerung an die Stunden der Weihe,
Sie selber, sie selber die Engelfreuden,
Mit Harf' und Posaune, mit Donnerruf.

Ich bin an dem Ziel, an dem Ziel! und fühle, wo ich bin,
Es in der ganzen Seele beben! So wird es (ich rede
Menschlich von göttlichen Dingen) uns einst, ihr Brüder, des
Der starb und erstand, bei der Ankunft im Himmel sein!

Zu diesem Ziel hinauf hast du,
Mein Herr und mein Gott,
Bei mehr als einem Grabe mich
Mit mächtigem Arme vorübergeführt!

Genesung gabst du mir, gabst Muth und Entschluß
In Gefahren des nahen Todes!
Und sah ich sie etwa, die schrecklichen unbekannten,
Die weichen mußten, weil du der Schirmende warst?

Sie flohen davon, und ich habe gesungen,
Versöhner Gottes, des neuen Bundes Gesang!
Durchlaufen bin ich die furchtbare Laufbahn!
Ich hofft' es zu dir!

In der That durfte auch der Dichter sich über die Vollendung seines Werkes freuen, des Werkes, dessen erste Anfänge vor 28 Jahren entstanden waren. Und wie hatte sich Alles seit jener Zeit anders gestaltet! Als die Bremer Beiträge die ersten Gesänge veröffentlichten, wie gering war da die Theilnahme, wie wenig wurde der Dichter beachtet. Nun aber stand er im Gipfelpunkte seines Ruhmes, gefeiert wie kein anderer deutscher Dichter: die nächsten Jahre vor und nach der Veröffentlichung des letzten Theiles der Messiade sind als der Höhepunkt in Klopstocks äußerer Lebens- und Ruhmesstellung zu bezeichnen. Wann der Kulminationspunkt seines dichterischen Schaffens erreicht war, haben wir früher schon angegeben. Sicherlich gehört der letzte Theil der Messiade dieser Periode nicht mehr an.

Weithin aber hatte sich der Ruhm des Messiasdichters verbreitet, weit über Deutschlands Grenzen hinaus. Die ausländischen Litteraturen wetteiferten in Nachdichtungen des Messias: italienische, französische, englische Uebersetzungen erschienen, sogar seine dramatische Dichtung, „der Tod Adams", ward übertragen und bearbeitet, so z. B. in italienischer Sprache, allerdings nach einer französischen Bearbeitung vom Grafen Carlo Gozzi. Auch Künstler wurden durch die Messiasdichtung angeregt: so z. B. die bekannte Malerin Angelika Kaufmann, von der Klopstock ein Gemälde aus London erhielt

über das der Dichter vom 28. August 1770 an Gleim berichtet: „Es ist vortrefflich; das Mädchen hat den Raphael studiert. Drei Personen: der todtbleiche Samma, der die Urne Benonis sitzend mit daran gelehntem Kopfe umfaßt! Joel, der Johannes thränend bittet, und Johannes, ausnehmend schön und sanft, der sich über ihn beugt und ihn mit voller Aufmerksamkeit hört.“ —

Während seine dichterischen Arbeiten in diesen Jahren wieder mehr zurücktraten und nur hie und da einzelne lyrische Blüthen gepflückt wurden, nahm ihn die Ausführung der prosaischen Schrift „die deutsche Gelehrtenrepublik“ besonders in Anspruch. In diesem seltsamen Werke wurde der Plan, welcher die Unterhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe zu Wien hervorgerufen hatte, wieder ergriffen und in seinen Hauptzügen verarbeitet. Die Ankündigung und Beendigung dieser Schrift fällt in das Jahr 1773. Klopstock, der dabei wohl einen weiteren Zweck verfolgte, außer dem in dem Interesse der deutschen Litteratur liegenden, nemlich für sich einen reichlicheren äußeren Gewinn und eine bestimmtere Stellung in der litterarischen Welt zu erzielen, betrat den Weg der Subskription. Dabei kam ihm außer dem großen Ruhme, den er besaß, auch noch die specielle Unterstützung befreundeter Männer zu Statten. So beförderte z. B. Klamer-Schmidt in Halberstadt die Subskriptionsangelegenheit. An ihn schreibt der Dichter am 25. September 1773: „Wie sehr bin ich Ihnen für die nicht kleine Freundschaft, die Sie mir auf so vielfache Weise gezeigt, verbunden! — — Auf den Landtagen der Gelehrtenrepublik werden die Geschäfte des Morgens vorgenommen! Am Abend wird in verschiedenen Zusammenkünften über vieles, die Wissenschaft betreffend, geredet. Die Geschichtsschreiber haben Befehl, das Neue (durch Neues verstehe ich nicht nur, was es von Grund aus ist, sondern auch, was es durch

andere Bestimmungen des Bekannten ist), das sie gehört haben, aufzuzeichnen. Nun zu meinem Auftrage: Ich bitte Gleimen und den Kammerrath Kramer in Blankenburg (es sind nur noch Wenige, an die ich eben die Bitte gethan habe) mir dasjenige Neue, was Sie über irgend einen Theil irgend einer Wissenschaft gedacht haben, es mögen nun erste Gedanken, oder völlig bestimmte und ausgebildete sein, mitzutheilen, und mir dabei zu sagen, ob die Geschichtsschreiber ihre Worte brauchen sollen, oder es vortragen dürfen, wie sie wollen." — Es konnte nicht fehlen, daß jene Aufforderung zur Subskription einen sehr bedeutenden Erfolg hatte. Trotz des ziemlich hohen Preises — es war ein Louisd'or zu pränumerieren — kamen an drittehalb tausend Subskribenten zusammen*). Man war auf das Erscheinen des Werkes nicht wenig gespannt, die Mehrzahl aber fand sich arg enttäuscht, als es wirklich im Jahre 1774 erschien. Es bedarf aber auch nur eines Einblickes in das höchst eigenthümliche Buch, dessen Name heut zu Tage kaum noch bekannt ist, geschweige denn sein Inhalt, um es begreiflich, ja nothwendig zu finden, daß sich das große Publikum damit nicht einzuverstehen, überhaupt ein Verhältniß zu ihm nicht zu gewinnen vermochte. Anders war es bei hervorragenden Geistern: so war Göthe feurig für dasselbe begeistert.

In Göthes elterliches Haus hatte Klopstocks Messias keinen Eingang gefunden, weil der Rath Göthe damit höchst unzufrieden war, daß die Dichtung des Reimes entbehrte. Aber durch einen Hausfreund, den Rath Schneider, welcher von dem Messias begeistert war, wurde das Gedicht heimlich herein-

---

*) J. W. Schäfer (Geschichte der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts, Thl. 1. S. 184) gibt die Zahl auf 2404 an; andere Angaben gehen noch höher hinauf.

gebracht, und Frau Aja und die Kinder lernten es kennen. Der erste Eindruck auf den jungen Wolfgang war zwar nicht gering, aber doch war die Wirkung nicht nachhaltig: Göthes Naturanlage war eine durchaus andere, ja man kann wohl sagen, entgegengesetzte. In späteren Jahren äußerte er sich noch gegen Eckermann auf die Frage, wie er in seiner Jugend zu Klopstock gestanden: „Ich verehrte ihn mit der Pietät, die mir eigen war; ich betrachtete ihn wie einen Oheim. Ich hatte Ehrfurcht vor dem, was er machte, und es fiel mir nicht ein, darüber zu denken und daran etwas aussetzen zu wollen. Sein Vortreffliches ließ ich auf mich wirken und gieng übrigens meinen eigenen Weg." Indeß auch der künftige Großmeister deutscher Dichtung sollte in seinen jüngeren Jahren dem Einflusse Klopstocks seinen Tribut zahlen. Es ist bekannt, daß auf den Messias eine Legion von biblischen Dichtungen gefolgt war: Bodmers Noah haben wir schon erwähnt, viele andere Namen sind nur noch in den Annalen der Litteraturgeschichte verzeichnet. Es war aber eine poetische Stimmung, eine Richtung, die epidenisch um sich griff: Kantaten, Oratorien, Dramen, epische Dichtungen in Versen und in Prosa wurden nach biblischen Stoffen verfertigt. Auch auf Göthe hat die Zeitstimmung ihren Einfluß ausgeübt, indem er die Geschichte Josephs in Prosa bearbeitete, jedenfalls nicht so ganz im Sinne der seraphischen Dichtung, sondern nach seiner eigenen überall mit Energie auf das Rein-menschliche gerichteten Natur. Was nun den jungen Dichter in solchen Enthusiasmus versetzte, als 1774 die Gelehrtenrepublik wirklich erschien, das ist freilich nicht recht begreiflich. Vielleicht wirkte der Geist der Freiheit, den die Klopstock'sche Schrift athmet, auf Göthe so mächtig, daß die grillenhaften und an das Kindische anstreifenden Wunderlichkeiten, so wie die Formlosigkeit, der gegenüber sich Göthe doch sonst von früh an mißgestimmt

zeigte, dagegen zurücktraten. Gewiß ist, daß Göthe am 10. Juni 1774 an den dänischen Consul Schönborn in Algier schreibt*): „Klopstocks herrliches Werk hat mir neues Leben in die Adern gegossen. Die einzige Poetik aller Zeiten und Völker, die einzigen Regeln, die möglich sind! Das heißt Geschichte des Gefühles, wie es sich nach und nach festigt und läutert, und wie mit ihm Ausdruck und Sprache sich bildet, und die biedersten Aldermanns-Wahrheiten von dem, was edel und knechtisch ist am Dichter. Das alles aus dem tiefsten Herzen, eigenster Erfahrung mit einer bezaubernden Simplicität hingeschrieben!" — Um diese Zeit traten beide Dichter mit einander in Briefwechsel, und zwar war es Göthe, der zuerst schrieb, sei es nun, daß die Erscheinung der Gelehrtenrepublik ihn anregte, oder daß die bereits begonnene Korrespondenz ihn besonders günstig für die neue Schrift stimmte. Ein Brief an Schönborn meldet: „Ich habe Klopstocken geschrieben, und ihm zugleich was geschickt; brauchen wir Mittler, um uns zu kommunicieren?" Jedoch hat sich ein engeres Verhältniß zwischen Klopstock und Göthe niemals gebildet, vielmehr trat nach wenigen Jahren eine gänzliche Entfremdung ein, wie wir bald sehen werden.

Um noch einen Augenblick bei der Gelehrtenrepublik zu verweilen, so findet sich in Göthes herrlicher Selbstbiographie eine anziehende längere Auseinandersetzung, welche wir in diese Blätter um so mehr einschalten dürfen, als sie die treue Schilderung der damaligen litterarischen Zustände aus dem Munde eines Zeitgenossen ist, der mehr als alle Andern geeignet war, über dieselben das Wort zu ergreifen. Und Keiner, welcher die Gelehrtenrepublik selbst gelesen oder auch nur den

*) Vergl. Göthe's Leben von Heinrich Viehoff; Stuttgart 1848, 2. Bd. S. 150.

Versuch gemacht hat, sich durch ihre wunderlichen Irrwege hindurch zu winden, wird Göthes Worte ungerecht finden, sondern vielmehr ihnen das Zeugniß ausstellen, daß sie eher des Guten zu viel als zu wenig sagen. Im 12. Buche von „Wahrheit und Dichtung"*) erzählt Göthe also:

„Es hieß, Klopstock sei von dem Markgrafen Karl von Baden berufen worden, nicht zu eigentlichem Geschäftsdienst, sondern um durch seine Gegenwart Anmuth und Nutzen der höhern Gesellschaft mitzutheilen. So wie nun hierdurch das Ansehen auch dieses vortrefflichen Fürsten wuchs, der allem Nützlichen und Schönen seine Aufmerksamkeit schenkte, so mußte die Verehrung für Klopstock gleichfalls nicht wenig zunehmen. Lieb und werth war alles, was von ihm ausging; sorgfältig schrieben wir die Oden ab und die Elegien, wie sie ein Jeder habhaft werden konnte. Höchst vergnügt waren wir daher, als die große Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt eine Sammlung derselben veranstaltete und eines der wenigen Exemplare in unsere Hände kam, das uns in Stand setzte, die eigenen handschriftlichen Sammlungen zu vervollzähligen. Daher sind uns jene ersten Lesarten lange Zeit die liebsten geblieben, ja wir haben uns noch oft an Gedichten, die der Verfasser nachher verworfen, erquickt und erfreut. So wahr ist, daß das aus einer schönen Seele hervordringende Leben nur um desto freier wirkt, je weniger es durch Kritik in das Kunstfach herübergezogen erscheint.

„Klopstock hatte sich und anderen talentvollen Männern durch seinen Charakter und sein Betragen Ansehen und Würde zu verschaffen gewußt; nun sollten sie ihm aber auch wo möglich die Sicherung und Verbesserung ihres häuslichen Bestan-

*) Göthes Werke in 30 Bänden; Stuttgart 1851, Bd. 18, S. 63 rc.

des verdanken. Der Buchhandel nemlich bezog sich in früherer Zeit mehr auf bedeutende wissenschaftliche Fakultätswerke, auf stehende Verlagsartikel, welche mäßig honoriert wurden. Die Produktion von poetischen Schriften aber wurde als etwas Heiliges angesehen, und man hielt es beinahe für Simonie, ein Honorar zu nehmen oder zu steigern. Autoren und Verleger standen in dem wunderlichsten Wechselverhältniß. Beide erschienen, wie man es nehmen wollte, als Patrone und als Klienten: jene, die neben ihrem Talente, gewöhnlich als höchst sittliche Menschen vom Publikum betrachtet und verehrt wurden, hatten einen geistigen Rang und fühlten sich durch das Glück der Arbeit belohnt; diese begnügten sich gern mit der zweiten Stelle und genossen eines ansehnlichen Vortheils; nun aber setzte die Wohlhabenheit den reichen Buchhändler wieder über den armen Poeten, und so stand alles in dem schönsten Gleichgewicht. Wechselseitige Großmuth und Dankbarkeit war nicht selten; Breitkopf und Gottsched blieben lebenslang Hausgenossen; Knickerei und Niederträchtigkeit, besonders der Nachdrucker, waren noch nicht im Schwange.

„Demungeachtet war unter den deutschen Autoren eine allgemeine Bewegung entstanden. Sie verglichen ihren eigenen, sehr mäßigen, wo nicht ärmlichen Zustand mit dem Reichthum der angesehenen Buchhändler; sie betrachteten, wie groß der Ruhm eines Gellert, eines Rabener sei, und in welcher häuslichen Lage ein allgemein beliebter deutscher Schriftsteller sich behelfen müsse, wenn er sich nicht durch sonst irgend einen Erwerb das Leben erleichterte. Auch die mittlern und geringen Geister fühlten ein lebhaftes Verlangen, ihre Lage verbessert zu sehen, sich von Verlegern unabhängig zu machen.

„Nun trat Klopstock hervor und bot seine Gelehrtenrepublik auf Subskription an. Obgleich die späteren Gesänge des Messias, theils ihres Inhaltes, theils der Behandlung

wegen, nicht die Wirkung thun konnten, wie die früheren, die, selbst rein und unschuldig, in eine reine und unschuldige Zeit kamen, so blieb doch die Achtung gegen den Dichter immer gleich, der sich durch die Herausgabe seiner Oden die Herzen, Geister und Gemüther vieler Menschen zugewendet hatte. Viele wohldenkende Männer, darunter mehrere von großem Einfluß, erboten sich Vorausbezahlung anzunehmen, die auf einen Louisd'or gesetzt war, weil es hieß, daß man nicht sowohl das Buch bezahlen, als den Verfasser bei dieser Gelegenheit für seine Verdienste um das Vaterland belohnen sollte. Hier drängte sich nun Jedermann hinzu: selbst Jünglinge und Mädchen, die nicht viel aufzuwenden hatten, eröffneten ihre Sparbüchsen; Männer und Frauen, der obere, der mittlere Stand trugen zu dieser heiligen Spende bei, und es kamen vielleicht tausend Pränumeranten zusammen. Die Erwartung war auf's Höchste gespannt, das Zutrauen so groß als möglich.

„Hiernach mußte das Werk bei seiner Erscheinung den seltsamsten Erfolg von der Welt haben; zwar immer von bedeutendem Werth, aber nichts weniger als allgemein ansprechend. Wie Klopstock über Poesie und Litteratur dachte, war in Form einer alten deutschen Druidenrepublik dargestellt, seine Maximen über das Echte und Falsche in lakonischen Kernsprüchen angedeutet, wobei jedoch manches Lehrreiche der seltsamsten Form aufgeopfert wurde. Für Schriftsteller und Litteratoren war und ist das Buch unschätzbar, konnte aber auch nur in diesem Kreise wirksam und nützlich sein. Wer selbst gedacht hatte, folgte dem Denker; wer das Echte zu suchen und zu schätzen wußte, fand sich durch den gründlichen braven Mann belehrt: aber der Liebhaber, der Leser ward nicht aufgeklärt, ihm blieb das Buch versiegelt, und doch hatte man es in alle Hände gegeben, und indem Jedermann ein vollkommen brauchbares Werk erwartete, erhielten die meisten ein

solches, dem sie auch nicht den mindesten Geschmack abgewinnen konnten. Die Bestürzung war allgemein, die Achtung gegen den Mann aber so groß, daß kein Murren, kaum ein leises Murmeln entstand. Die junge schöne Welt verschmerzte den Verlust und verschenkte nun scherzend die theuer erworbenen Exemplare. Ich erhielt selbst mehrere von guten Freundinnen, deren keines aber mir geblieben ist." —

Wir bemerkten schon früher, daß Klopstocks Dichterruhm, sein litterarisches Ansehen in diesen Jahren auf seinem Höhepunkte stand. Noch war die Gelehrtenrepublik nicht vollendet, und nur die Sammlung der Oden, nach den ersten Gesängen des Messias das wirkungsvollste Werk des Dichters erschienen, als sein Einfluß in einer der deutschen Musenstädte in glänzender und folgenreicher Weise sich zeigte. Denn die Anregungen, welche bisher von Klopstock ausgegangen waren, hatten wenigstens dem unmittelbaren Gebiete der Poesie nur wenig Frucht getragen. Man hatte sich zwar religiösen und nationalen Stoffen zugewendet: aber die biblischen Epen waren gewaltig hinter dem Vorbilde zurückgeblieben, und die nationale Dichtung hatte sich in den Nebel der Barden und Ossians gehüllt; diese Truggestalten waren nicht geeignet, einen wirklichen Fortschritt zu bewirken. In der That waren auch beide Richtungen sehr vergänglich, und insbesondere das Leben der Barden ein sehr kurzes. So schnell wie sie in der Gunst der Mitlebenden, und auch hier nur einzelner Kreise emporgestiegen waren, fielen sie der Vergessenheit anheim.

Anders war es mit der Stellung, welche eine Anzahl junger für die Poesie begeisterter und dichterisch befähigter Männer zu Klopstock und zu der deutschen Litteratur einnahmen: sie hatten sich in Göttingen zusammengefunden und sind in den Büchern der deutschen Litteraturgeschichte unter dem Namen des Göttinger Dichterbundes oder des Hainbundes bekannt. Wie sich vordem die

Dichter der Bremer Beiträge in Leipzig um eine neu begründete Zeitschrift geschaart hatten, so bildete hier in Göttingen der Göttinger Musenalmanach den Mittelpunkt des Vereines. Diese Zeitschrift, welche in unserer Litteraturgeschichte von nicht geringer Bedeutung ist, gab anfänglich J. Christian Boie (1744—1806) allein heraus (1771—1775), später nahm Fr. Wilh. Gotter (1746—1797) an der Redaktion Antheil. Die eigentliche Zeit des Hainbundes selbst fällt in die Jahre, in welchen Boie allein der Redaktion mit Umsicht und Geschmack vorstand. Ihm, der als Dichter sich auf eine sehr untergeordnete Rolle beschränkte, fiel also dieselbe Aufgabe zu, welche unter den Leipzigern Gärtner übernommen hatte, und er löste dieselbe mit verdienstlichem Erfolge. Die übrigen hervorragenden Mitglieder des Bundes waren Ludw. Chr. Holty (1748—1776), der früh gestorbene Dichter der „Traumbilder", der glücklich begabte, aber im Leben nicht ohne eigne Schuld unglückliche Gottfr. Aug. Bürger (1748—1794), der Sänger der „Lenore", vor Allen Joh. Heinr. Voß (1751—1826), der Dichter der „Louise" und Uebersetzer des Homer; außerdem sind noch die beiden Grafen von Stolberg, Christian (1748—1821) und Friedr. Leopold (1750—1819), der als der Vorläufer der spätern Romantiker betrachtet werden kann, Joh. Martin Miller (1750—1814), der Verfasser des vielgenannten Romanes „Siegwart", der Dramatiker Joh. Anton Leisewitz (1752—1806) zu nennen. Am 12. September 1772 Abends beschworen die Gründer des Bundes, unter ihnen Voß und Hölty, in einem Eichengrunde den Bund der Freundschaft, der Dichtung, der Tugend. Klopstock war das dichterische Ideal der Verbündeten, er war ihr Vorbild und Meister, und wie ihm die glühendste Verehrung gezollt ward, so wurden Wieland und Voltaire geschmäht und verworfen. An den Versammlungstagen lagen Klopstocks Oden auf dem Tische,

an seinem Geburtstage 1773 stand sein Stuhl leer, seine Werke waren bekränzt, unter dem Stuhle aber lag Wielands Idris zerrissen, mit ausgerissenen Blättern wurden die Pfeifen angezündet, zuletzt wurde sogar Wielands Bild verbrannt. 1774 wiederholte sich die Geburtstagsfeier im Freien, und nach des Bundesmitglieds Fr. Hahn, des Excentrischen, Mittheilung wurde an der Bundeseiche dreimal der Vater Klopstock angerufen: „und plötzlich rauschte es hoch durch die Eiche herunter, daß die niederschwankenden Aeste unsre Häupter verhüllten!"

Eine Schilderung der einzelnen, dem Bunde angehörenden und zu ihm in näherer Beziehung stehenden Dichter, ihrer Bestrebungen und Leistungen kann hier nicht gegeben werden: der in mannichfacher Beziehung interessanten Gruppe ist eine eingehende Behandlung anderwärts zuzuwenden. Was uns hier angeht, ist ihre gemeinschaftliche Stellung zu Klopstock. Sie blieben nicht wie die Leipziger auf halbem Wege stehen, als diese sich von der Gottschedschen Regeldiktatur losgesagt hatten: sie wollten überhaupt die Regel nicht gelten lassen, sondern die Berechtigung des dichterischen Genius zur Geltung bringen. In dieser Beziehung gehören sie zu der sogenannten Sturm- und Drangperiode und giengen weit über Klopstock hinaus. Von diesem aber, der zum ersten Mal den Dichter als solchen zu ruhmvollem Ansehen gebracht und damit die Emancipation des Dichterstandes vollzogen hatte, empfiengen sie nach allen Seiten hin Anregung: die Richtungen, die er selbst eingeschlagen hatte, wurden weiter verfolgt, wenn auch mit sehr ungleichem Erfolge. Sowohl seine Richtung auf das Vaterländische, wie seine Beziehung zu dem Christenthum und seine Stellung zum Antiken wirkte auf den Göttinger Bund und die einzelnen Mitglieder.*)

*) Vergl. Gervinus. Gesch. d. deutsch. Dicht. Thl. 5, S. 22 ꝛc. (3. Aufl. 1852).

Mit diesen jungen Männern trat nun Klopstock in Verbindung, und durch einen Besuch des Grafen Stolberg ward die Beziehung persönlicher: die ihm vorgelegten Gedichte wurden günstig beurtheilt, er selbst ward Mitglied des Bundes. In der Gelehrtenrepublik ward noch auf die jungen Dichter Bezug genommen und ihnen ein prophetisches Wort gewidmet, welches die Begeisterung nur noch erhöhte. Es fand sich aber auch bald eine Gelegenheit, die Bundesbrüder persönlich kennen zu lernen und an ihren Huldigungen sich zu erfreuen. Der Markgraf Karl Friedrich von Baden erließ eine Einladung an Klopstock, ihn in Karlsruhe zu besuchen, damit er „den Dichter der Religion und des Vaterlandes" bei sich sehe. Dieser Aufforderung leistete der Dichter sehr gern Folge und beschloß zugleich, bei dieser Reise Göttingen zu berühren. Denn er baute kühne Pläne auf den Dichterbund: die längst im Herzen gewünschte poetische Machtstellung ward ihm ja gewissermaßen von den Göttingern angetragen. Ließ sich der Kreis ausdehnen, so daß noch bedeutendere Naturen wie Göthe darin Raum fanden, so war ein deutscher Dichter- und Gelehrtenbund geschlossen, der ungefähr auf die früher gehegte Idee der Akademie hinauslief, und an dessen Spitze Klopstock stand. Aber wie groß auch der Enthusiasmus war, den des Dichters persönliches Erscheinen in Göttingen erregte, diese Pläne wurden jetzt so wenig wie früher erreicht: er verstand nicht, seine Pläne zu verwirklichen, er war nicht der Mann der Realität. Es mag eben auch jetzt nicht anders gewesen sein, wie früher: wir bemerkten schon, wie sein persönliches Auftreten und Verkehren nicht recht mit dem Tone, welchen briefliche Verhältnisse anschlugen, gleichen Schritt hielt. Dieser Mangel an Einklang der poetischen Stimmungen und des menschlichen Wesens zieht sich, wenn wir vielleicht die wenigen

Jahre der ersten Ehe ausnehmen, durch das ganze Leben des Dichters hindurch.

Zu dieser Bemerkung gibt auch die kurze Schilderung Anlaß, welche Göthe von dem Dichter entwirft, den er jetzt persönlich kennen lernte. Denn auf der Reise nach Karlsruhe im Herbst 1774 berührte Klopstock, nachdem er in Göttingen einige Tage verweilt hatte, auch Frankfurt. Göthe war ihm bis Friedberg vergeblich entgegengereist und nahm dann den verehrten Meister in sein väterliches Haus als Gast auf, geleitete ihn auf seiner Reise bis Darmstadt und traf später noch einmal mit ihm zusammen, als ihn die mit den Stolbergs unternommene Schweizerreise durch Karlsruhe führte. Göthe schreibt Folgendes:*)

„Ich hatte schon mehrere Briefe mit ihm gewechselt, als er mir anzeigte, daß er nach Karlsruhe zu gehen und daselbst zu wohnen eingeladen sei: er werde zur bestimmten Zeit in Friedberg eintreffen und wünsche, daß ich ihn daselbst abhole. Ich verfehlte nicht, zur rechten Stunde mich einzufinden; allein er war auf seinem Wege zufällig aufgehalten worden, und nachdem ich einige Tage vergebens gewartet, kehrte ich nach Hause zurück, wo er dann erst nach einiger Zeit eintraf, sein Außenbleiben entschuldigte und meine Bereitwilligkeit, ihm entgegenzukommen, sehr wohl aufnahm. Er war klein von Person, aber gut gebaut, sein Betragen ernst und abgemessen, ohne steif zu sein, seine Unterhaltung bestimmt und angenehm. Im Ganzen hatte seine Gegenwart etwas von der eines Diplomaten. Ein solcher Mann unterwindet sich der schweren Aufgabe, zugleich seine eigene Würde, und die Würde eines Höhern, dem er Rechenschaft schuldig ist, durchzuführen, seinen

*) Göthes' Wahrheit und Dichtung, Buch 15 (Bd. 18, S. 186).

eigenen Vortheil neben dem viel wichtigeren eines Fürsten, ja ganzer Staaten zu befördern, und sich in dieser bedenklichen Lage vor allen Dingen den Menschen gefällig zu machen. Und so schien sich auch Klopstock als Mann von Werth und als Stellvertreter höherer Wesen, der Religion, der Sittlichkeit und Freiheit zu betragen. Eine andere Eigenheit der Weltleute hatte er auch angenommen, nemlich nicht leicht von Gegenständen zu reden, über die man gerade ein Gespräch erwartet und wünscht. Von poetischen und litterarischen Dingen hörte man ihn selten sprechen. Da er aber an mir und meinen Freunden leidenschaftliche Schlittschuhläufer fand, so unterhielt er sich mit uns weitläufig über diese edle Kunst, die er gründlich durchgedacht, und was dabei zu suchen und zu meiden sei, sich wohl überlegt hatte. Ehe wir jedoch seiner geneigten Belehrung theilhaft werden konnten, mußten wir uns gefallen lassen, über den Ausdruck selbst, den wir verfehlten, zurechtgewiesen zu werden. Wir sprachen nemlich auf gut Oberdeutsch von Schlittschuhen, welches er durchaus nicht wollte gelten lassen: denn das Wort komme keineswegs von Schlitten, als wenn man auf kleinen Kufen dahinführe, sondern von Schreiten, indem man, den Homerischen Göttern gleich, auf diesen geflügelten Sohlen über das zum Boden gewordene Meer hinschreite. Nun kam er an das Werkzeug selbst; er wollte von den hohen hohlgeschliffenen Schrittschuhen nichts wissen, sondern empfahl die niedrigen breiten, flachgeschliffenen friesländischen Stähle, als welche zum Schnelllaufen die dienlichsten seien. Von Kunststücken, die man bei dieser Gelegenheit zu machen pflegt, war er kein Freund. Ich schaffte mir nach seinem Gebot so ein paar flache Schuhe mit langen Schnäbeln und habe solche, obschon mit einiger Unbequemlichkeit, viele Jahre geführt. Auch vom Kunstreiten und sogar vom Bereiten der Pferde wußte er Rechenschaft zu geben

und that es gern; und so lehnte er, wie es schien vorsätzlich, das Gespräch über sein eigen Metier gewöhnlich ab, um über fremde Künste, die er als Liebhaberei trieb, desto unbefangener zu sprechen. Von diesen und andern Eigenthümlichkeiten des außerordentlichen Mannes würde ich noch manches erwähnen können, wenn nicht Personen, die länger mit ihm gelebt, uns bereits genugsam hiervon unterrichtet hätten; aber einer Betrachtung kann ich mich nicht erwehren, daß nemlich Menschen, denen die Natur außerordentliche Vorzüge gegeben, sie aber in einen engen oder wenigstens nicht verhältnißmäßigen Wirkungskreis gesetzt, gewöhnlich auf Sonderbarkeiten verfallen, und weil sie von ihren Gaben keinen direkten Gebrauch zu machen wissen, sie auf außerordentlichen und wunderlichen Wegen geltend zu machen versuchen." —

In Karlsruhe ward der Dichter auf das ehrenvollste empfangen und mit dem Titel eines Hofrathes beschenkt; auch ward ihm ein Jahrgehalt zugesichert. Er verweilte daselbst bis zum Frühling des folgenden Jahres 1775. Im Mai traf er noch einmal mit Göthe zusammen, welcher mit den Grafen Stolberg nach der Schweiz reiste. „Wir fanden Klopstock daselbst, — schreibt Göthe im 18. Buche — welcher seine alte sittliche Herrschaft über die ihn so hoch verehrenden Schüler gar anständig ausübte." — — Und weiter heißt es noch: „Einige besondere Gespräche mit Klopstock erregten gegen ihn, bei der Freundlichkeit, die er mir erwies, Offenheit und Vertrauen: ich theilte ihm die neuesten Scenen des Faust mit, die er wohl aufzunehmen schien, sie auch, wie ich nachher vernahm, gegen andere Personen mit entschiedenem Beifall, der sonst nicht leicht in seiner Art war, beehrt und die Vollendung des Stückes gewünscht hatte." — Ueber die Verhältnisse und Beziehungen, in denen Klopstock in Karlsruhe lebte, ist leider nicht genug bekannt, um ein recht deutliches Bild von dieser

Zeit gewinnen zu können. So viel ist aber ersichtlich, daß es an Beweisen von Liebe und Verehrung nicht mangelte; so kam unter Anderem auch Friedrich Heinrich Jakobi dahin, um den berühmten Dichter kennen zu lernen und fand in ihm „ein Ideal echt männlicher Größe." Seine Abreise soll durch einen merkwürdigen Umstand beschleunigt worden sein: ist die Geschichte wahr, so ist sie ein sprechender Beleg für die stolze Gesinnung des Dichters, der kein geringes Gewicht auf äußere Zeichen der Anerkennung legte. Es heißt, daß er, gewöhnt an der Tafel des Markgrafen zu speisen, eines Tages an eine andere gewiesen worden sei, an der Personen zweiten und dritten Ranges saßen. Darüber sei Klopstock in Zorn gerathen, habe sofort Extrapost bestellt und Karlsruhe verlassen. Wenn ein solches Verfahren auch mit des Dichters Charakter sich wohl vereinigen ließe, so erweckt doch die Uebereinstimmung dieser Erzählung mit ähnlichen in den Lebensbeschreibungen Anderer begegnenden den Verdacht, daß sie in das Reich der Erfindungen gehört.

Im Juni kehrte er nach Hamburg zurück, wo er fortan bis an das Ende seines Lebens, nur sehr kurze durch kleine Ausflüge verursachte Unterbrechungen abgerechnet, verblieb.

In das folgende Jahr fällt das Zerwürfniß mit Göthe, welcher am 7. November 1775 nach Weimar gekommen war und durch das früher schon begründete, jetzt für die Dauer eines Lebens sich schnell festigende Verhältniß zu dem edlen Herzog Karl August über seine Zukunft entschieden hatte. Der geniale Dichterjüngling, mit dem Zauber der Persönlichkeit wie mit der Gewalt geistiger Kraft in gleich hohem Grade ausgestattet, griff übermächtig in das Weimar'sche Leben ein: Fürst und Dichter schlossen sich zu fröhlichem im Gefühle der Kraft übersprudelndem Leben an einander. Dabei mochte denn wohl hie und da das rechte Maß überschritten, am we-

nigsten aber die Grenze eingehalten werden, welche enge die eigene innere Beengung gern zum Maßstab des Höhern nehmende Anschauungsweise überall beobachtet wissen will. Uebertreibende oder mindestens einseitige Gerüchte drangen weit in's deutsche Land hinaus und gelangten auch nach Hamburg zu Klopstock. Dieser erließ deshalb am 8. Mai 1776*) folgenden Brief an Göthe:

„Hier einen Beweis meiner Freundschaft, lieber Göthe! Er wird mir zwar ein wenig sauer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß: denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich geschwiegen haben. Denken Sie auch nicht, daß ich, wenn es auf Ihr Thun und Lassen ankommt, drein reden wolle. Auch das denken Sie nicht, daß ich Sie deswegen, weil Sie vielleicht in diesem oder jenem andere Grundsätze haben als ich, strenge beurtheile. Aber Grundsätze, Ihre und meine, bei Seite!

„Was wird denn der unfehlbare Erfolg sein, wenn es fortwährt? Der Herzog wird, wenn er sich ferner zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Es haben sich wohl stark geborne Jünglinge, und das ist doch der Herzog nicht, auf diese Weise aufgeopfert. Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollen. Sie nehmen jetzt den Herzog von Weimar mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn Sie in dem alten Ton fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben, wenn es nun geschehen sein wird, was ich fürchte? Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jetzt noch niederhalten können. Denn sie denkt männlich, — aber dieser Schmerz wird Gram werden,

*) Bei Back und Spindler (VI. 264) ist er vom 8. März datiert.

uud läßt sich dann der auch wiederhalten? Luisens Gram? Göthe! Nun, rühmen Sie sich nicht, daß Sie so lieben wie ich. — Ich muß noch ein Wort von meinem Stolberg sagen. Er kommt aus Freundschaft zum Herzog. Er soll also doch wohl mit ihm leben? Wie aber das? Auf seine Weise? Nein! er geht, wenn es sich nicht ändert, wieder weg. Und was ist dann sein Schicksal? Nicht in Kopenhagen, nicht in Weimar! Ich muß Graf Stolbergen schreiben. Was soll ich ihm schreiben?

„Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzog diesen Brief zeigen wollen oder nicht. Ich für mich habe nichts dawider: im Gegentheil! Denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht mehr hören mag. — Klopstock."

Auf diesen charakteristischen Brief, der zum Theil mit durch Göthes Absicht, Friedrich Stolberg als Kammerherr nach Weimar zu ziehen, veranlaßt ward, erwiderte Göthe am 21. Mai: „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns nichts und machen uns immer einige böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich müßt' als ein Schulknabe ein pater peccavi anstimmen, oder sophistisch entschuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen dreien heraus, und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über die Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf alle solche Anmahnungen antworten sollte. — Dem Herzog that's einen Augenblick weh, daß es ein Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie; von mir wissen und fühlen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer, und will's Gott, besser, als er uns gesehen hat. Göthe."

Klopstocks kurze und kategorische Antwort erfolgte am 29. August: „Sie haben den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt, als er groß war, besonders deswegen, weil ich unaufgefordert mich höchst ungern in das mische, was Andere thun. Und da Sie sogar unter all solche Briefe und all solche Annahmungen (denn so stark drücken Sie sich aus) den Brief werfen, welcher diesen Beweis enthielt, so erkäre ich Ihnen hiermit, daß Sie nicht werth sind, daß ich ihn gegeben habe. — Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr, wenn er sich selbst hört. Klopstock." —

Auf beiden Seiten scheint Recht und Unrecht vertheilt. Wir können es Göthe nicht wohl verargen, wenn er den unaufgeforderten Eindringling zurückwies, und können doch die Art und Weise nicht billigen, in der er es that, da es ihm wohl zugekommen wäre, auf die Mahnungen des älteren und verehrten Mannes freundlicher einzugehen. Wir können uns mit Klopstocks erstem Briefe nicht wohl einverstehen, da er etwas von hofmeisternder Zudringlichkeit besitzt, die ihren Zweck verfehlen mußte. Man wird versucht, bei diesem Zerwürfniß auf Klopstocks jüngere Jahre zurückzublicken. Hatte sich doch einst der ältere Bodmer, den lauten Freuden abgeneigt, mit dem lebenslustigen Treiben des jüngeren Freundes nicht einverstehen können. Damals war Klopstock gegen Bodmers Anmahnungen unzugänglich gewesen und hatte sich von ihm zurückgezogen. Was auch bei diesem Vergleiche an Verschiedenheiten zurückbleiben mag, die Aehnlichkeit in den Verhältnissen ist einleuchtend, und es sieht wie Vergeltung aus, daß nun Göthe den älteren Klopstock nicht freundlicher zurückwies, wie einst Klopstock des älteren Bodmer Rath abgelehnt hatte. Noch eine Bemerkung drängt sich auf. Unserm Dichter war die Fähigkeit versagt, Ereignisse und Persönlichkeiten streng objektiv aufzufassen: seine lyrisch-subjektive Natur

zog ihm für die Beurtheilung anderer Naturen knappe Grenzen. Das Facit seines Urtheils lag immer in der größeren oder geringeren Uebereinstimmung des Objektes mit der eigenen Natur des Dichters. Und es ist eben so wenig zu verkennen, daß er diesem Subjektivismus auf geistigem und sittlichem Gebiete zu sehr nachgab und sich mehr und mehr dadurch innerlich und äußerlich verengte. Daher kam es auch, daß er auf andere Persönlichkeiten und ihre Bestrebungen nur sehr wenig Einwirkung zu äußern vermochte. Persönlich anregend, fördernd, liebevoll auf die Bemühungen Anderer eingehend, sich in sie versenkend, hat er fast gar nicht gewirkt: sein Einfluß ging nicht über seine Dichtungen hinaus, ward nicht durch sein Leben vervollständigt und trat darum frühzeitig zurück, weil er seinen dichterischen Höhepunkt schon frühzeitig erreichte. Damit soll nichts weniger behauptet werden, als daß die Einwirkung, welche die deutsche Litteratur überhaupt durch Klopstock empfieng, unbedeutend zu nennen sei: im Gegentheil nimmt kaum irgend ein anderer deutscher Dichter eine so wirkungsvolle Stellung ein, wie er, und in dieser Anerkenntniß eröffnet er die Reihe unserer Schilderungen aus dieser Litteraturperiode. Es ist fast keine Richtung in der klassischen Periode des 18. Jahrhunderts zu finden, zu der er nicht in einer näheren oder entfernteren Beziehung steht, und selbst für die Bestrebungen der Romantiker liegen schon in ihm die ersten Anregungen. Wir schieden aber bei jener Bemerkung das Gedicht von dem Dichter: die Wirkungen jenes sind nicht hoch genug anzuschlagen, während sich die persönlichen Einwirkungen des Dichters im Ganzen als unbedeutend erweisen.

Mit der Rückkehr von Karlsruhe nimmt Klopstock eine zurückgezogene Stellung ein, so daß man nur mühsam seinen Erlebnissen folgt: noch weniger ist ein Zusammenhang seiner ferneren poetischen und wissenschaftlichen Bestrebungen mit

der Gesammtentwickelung der deutschen Litteratur aufzufinden. Die deutsche Litteraturgeschichte kann mit dem Jahre der Herausgabe der Gelehrtenrepublik und mit dem Jahre 1774, welches den Dichter nach Göttingen führte, das Kapitel von Klopstock schließen. Fürwahr ein seltsamer Anblick! Der Mann, der den Grundstein zu der zweiten glorreichen Litteraturperiode legte, der endgiltig mit der vorhergehenden poesie- und geschmacklosen Zeit abschloß und zuerst die Bahnen betrat, auf denen sich die deutsche Dichtung ihrem großen Ziele entgegen bewegte, der Mann lebte noch 28 Jahre, thätig aber wirkungslos, abgeschlossen, den Litteraturbewegungen fremd. Er starb zwei Jahre vor Schiller, der ein Jahr nach Meta's Tode geboren ward, erlebte also die Blüthezeit der deutschen neueren Dichtung — — und war fast regungslos, dichtete zwar noch mancherlei, aber in dem alten Gleise ohne die alte Weise. Ihm genügten die Huldigungen der Freunde und Freundinnen, der erworbene Ruhm, das Gefühl der vollbrachten Mission: für das so mächtig gesteigerte poetische Leben der Nation, für die glorreichen Thaten des Weimar'schen Zwillingsgestirnes hatte er keine Theilnahme.

Ob äußere Veranlassungen diese wunderbare Abgeschlossenheit, die kaum irgend einen Einfluß an ihn herankommen ließen, am wenigsten auf dichterischem Gebiete, mit hervorgerufen, ist nicht mit Evidenz zu ermitteln. Nicht unwahrscheinlich ist, daß der geringe Erfolg der Gelehrtenrepublik ihn tief verstimmte, und daß die sich aufdringende Ueberzeugung, eine die poetischen Strebungen der Nation leitende Stellung sei nicht zu erlangen, die Verstimmung steigerte.

Auf dergleichen innere Vorgänge weist nicht bloß der Umstand hin, daß der angekündigte zweite Band der Gelehrtenrepublik nicht erschien, sondern auch eine Aeußerung gegen Clodius in Bezug auf seine grammatischen Schriften (Fragmente

über Sprache und Dichtkunst, Hamburg 1779, 1780): „Was ich über Orthographie geschrieben habe, wird nicht wieder gedruckt. Es ist mir gleichgiltig, ob man künftig wisse oder nicht wisse, daß ich mir die Mühe gegeben habe, von dem zwei mal zwei ist vier der Orthographie zu reden, und daß man mir: Ist aber fünf! geantwortet hat." Nur der ernstlichst Verstimmte konnte so sprechen. Er hatte dem Grundsatze, die Stimme der Kritik nicht zu beachten, nur zu sehr angehangen und dabei die Bedeutung derselben gering zu schätzen gelernt, wozu freilich beigetragen hatte, daß ihn in seiner Jugend die Kritik zuerst übersehen und dann in die Mitte zwischen parteiisches Lob und schmähliche Angriffe gestellt hatte. Nun aber hatte das Selbstgefühl, das von Jugend auf in ihm mächtig hervortrat, sich zu einer Selbstzuversicht erhärtet: die Ruhmbegier, die ihn nicht verlassen hatte, verlangte Befriedigung. So wandte er sich an engere Kreise und suchte in der Verehrung der Nahen Ersatz für das, was die weiteren Kreise nicht reichlich genug darbrachten. Das Urtheil mag hart scheinen: aber wenn man das Werk des jüngeren Cramer über Klopstock liest, einen Panegyrikus ohne Maß und ohne Gehalt, und daneben weiß, daß es unter des Dichters Augen entstand, so kann man nicht anders urtheilen.

Was seine dichterische Thätigkeit betrifft, so setzt sich die Odendichtung bis zum Jahre 1801 fort und gewinnt um das Jahr 1778 neue Lebhaftigkeit, wenigstens in Bezug auf die Zahl der Oden. Daß aber der dichterische Werth der späteren lyrischen Gedichte gegen die früheren bedeutend zurücksteht, haben wir oben schon bemerken müssen. Es fehlt in ihnen die Wärme der Begeisterung, sie sind mehr gemacht, als gedichtet: die Vorzüge der früheren lyrischen Schöpfungen fehlen, und die Schwächen derselben sind weiter ausgebildet. Die Sprache ist hart, ja unverständlich, die Form ungefügig und

schwerfällig. Dagegen kann die Gesinnung, die sich in vielen spätern Oden ausspricht, nur erfreuen: es ist namentlich das patriotische Element, welches vielfach in ihnen waltet, die Liebe zu dem, was deutsch ist, und die Abneigung gegen das Ausländische. Während er der Entwickelung der deutschen Litteratur wenig Beachtung schenkt und dabei nicht über die von ihm angeregten und ihm befreundeten Stolberg, Gleim, Ramler hinauskommt, folgt er mit gespanntem Blicke den großen politischen Bewegungen, welche am Ausgange des vorigen Jahrhunderts standen. Darin können wir dem Dichter nur unsere wärmste Achtung und Verehrung zollen, daß er seiner politischen Gesinnung stets den freisten, unumwundensten Ausdruck gab: sein Freiheitsgefühl und seine immer gleich warme Begeisterung für die Rechte des Menschen ist sicherlich eine der bedeutendsten Seiten in Klopstocks Charakter. Der Mangel an historischem Sinne, der seine Thätigkeit als Epiker und Dramatiker so sehr hinderte, tritt auch bei dieser Theilnahme an den politischen Ereignissen und Strömungen hervor. Wie ihm Friedrichs II. Bedeutung für die Erweckung des deutschen Nationalgefühles gegen die Thatsache verschwand,*) daß er selbst die französische Sprache und Litteratur begünstigte, so war er zwar den bürgerlichen Freiheitsideen hold, aber den so einflußreichen Bewegungen auf dem Gebiete der Philosophie, ja dieser überhaupt entschieden abgeneigt.**)

Die Ereignisse, welche seine lyrische Dichtung neu belebten, nachdem er in den Jahren 1784—1787 seine dramatischen Gedichte „Hermann und die Fürsten" und „Hermanns Tod"

*) Vergl. die Oden: „Verkennung" (1779) u. „die Rache" (1782).

**) Vergl. die Ode: „Beruhigung" (1778), in der es heißt:
Da schreien sie, ungeführt von dem Faden
Des Labyrinths: Gott hat seine Ursach' in sich selbst.
Mir widert zu nennen was sie schrein.

vollendet hatte, waren die gewaltigen im Jahre 1789 beginnenden Staatsumwälzungen in Frankreich. Doch hatte ihn schon vorher der nordamerikanische Freiheitskrieg lebhaft begeistert: die Ode „der jetzige Krieg" (1781) singt von diesem:

Ein hoher Genius der Menschlichkeit
Begeistert dich.
Du bist die Morgenröthe
Eines nahenden großen Tages.

Als aber am 8. August 1787 der französische Minister Brienne, dem allgemeinen Drängen nachgebend, um die finanziellen Verwirrungen zu ordnen, die Einberufung der Etats généraux versprach, sang diesen der 63jährige Dichter mit jugendlicher Begeisterung entgegen:

Der kühne Reichstag Galliens dämmert schon,
Die Morgenschauer dringen den Wartenden
Durch Mark und Bein, o komm, du neue,
Labende, selbst nicht geträumte Sonne!

Gesegnet sei mir du, das mein Haupt bedeckt,
Mein graues Haar, die Kraft, die nach Sechzigen
Fortdauert: denn sie war's, so weit hin
Brachte sie mich, daß ich dies erlebte!

Verzeiht, o Franken, (Name der Brüder ist
Der edle Name) daß ich den Deutschen einst
Zurufte, das zu fliehen, warum ich
Ihnen jetzt flehe, euch nachzuahmen.

Die größte Handlung dieses Jahrhunderts sei,
So dacht' ich sonst, wie Herkules Friederich
Die Keule führte, von Europa's
Herrschern bekämpft und den Herrscherinnen.

So denk' ich jetzt nicht. Gallien krönt sich
Mit einem Siegerkranze, wie keiner war!
Der glänzet heller — und verdient es —
Schöner als Lorbeer, die Blut umschimmert.

Während sonst seine Oden nicht frei sind von öfters sogar unbilligen Angriffen auf die Fürsten, feiert er den unglücklichen französischen König Ludwig XVI. in der Ode „Ludwig der Sechzehnte" (1789), denn er

. . . . . . ruft Männer des Volks, daß sie
Ihm die Lasten des Volks leichten und weisen Bund
Zwischen Vater und Kindern
Fest ihm setzen . . . .

Der deutschen Nation rief er zu:

Frankreich schuf sich frei. Des Jahrhunderts edelste That hub
Da sich zu dem Olympus empor.
Bist du so eng begrenzt, daß du sie verkennest, umschwebet
Diese Dämmrung dir noch den Blick,
Diese Nacht: so durchwandre die Weltannalen und finde
Etwas darin, das ihr ferne nur gleicht,
Wenn du kannst. O Schicksal! das sind sie also, das sind sie,
Unsre Brüder, die Franken, und wir? . . . .

Und die Ode des folgenden Jahres: „Sie und nicht wir" (an La Rochefoucauld) klagt, daß das deutsche Vaterland nicht auch freigeworden sei, wie Frankreich:

Ach, mein Vaterland! Viel sind der Schmerzen, doch lindert
Sie die heilende Zeit, und sie bluten nicht mehr.
Aber es ist e i n Schmerz, den sie mir nie lindert, und kehrte
Mir das Leben zurück, dennoch blutet' er fort!
Ach, du warest es nicht, mein Vaterland, das der Freiheit
Gipfel erstieg, Beispiel streute den Völkern umher . . . . .

Diese und ähnliche Kundgebungen hatten zur Folge, daß die französische Nationalversammlung ihm das Diplom eines französischen Bürgers übersandte. Klopstock dankte dafür dem Minister Roland am 19. November 1792 in einem längeren Antwortschreiben, das in mehrfacher Beziehung interessant zu nennen ist. Einen fast komischen Eindruck macht der Anlauf, den der Dichter nimmt, um den republikanischen Staatsmann in der Kriegskunst zu unterweisen. Sehr bedeutungsvoll und gewichtig ist dagegen die in dem Schreiben enthaltene Stelle, welche auf die Bestrafung „der Ungeheuer in Avignon" dringt, sowie derer, „welche sich in Paris am 2. September so sehr als Ungeheuer gezeigt haben." „Die Deutschen sehen bloß diese Greuel und verschlungen in diesen gräßlichen herzzerfleischenden Betrachtungen vergessen sie alles, was sie in der französischen Revolution vorher bezaubert hatte." Dem Jakobinismus war er von Grund aus abhold: schon 1792 sang er warnend (in der Ode: „die Jakobiner"):

Treibt ihr die Riesenschlang' in die Höhle nicht
Zurück und wälzt nicht Felsen dem Schlunde vor,
Wo wird ihr Geiferbiß die Freiheit,
Welch' ihr erschuft, in den Staub euch stürzen.

Bald verwirklichten sich seine Besorgnisse nur zu sehr: blutige Greuelthaten bezeichneten den Pfad der Revolutionsjahre, und des Dichters Herz wandte sich ab von einer Bewegung, die „die Freiheit zum Ungeheuer umgeschaffen." Eine Reihe von Gedichten bezeichnet diesen Umschwung in der Seele des Dichters, namentlich in den Jahren 1793—1796; so z. B. die Ode: „mein Irrthum":

Ach, des goldenen Traums Wonn' ist dahin,
Mich umschwebet nicht mehr sein Morgenglanz,
Und ein Kummer, wie verschmähter
Liebe, kümmert mein Herz.

Es hieß eine Zeit lang, Klopstock habe sein Bürgerdiplom dem Nationalkonvent zurückgesendet, weil er sich in seinen Hoffnungen so hart getäuscht gesehen habe. Klopstock berichtigte diesen Irrthum selbst, indem er zugleich außer einigen Stellen seiner Oden, in denen er die Revolutionsgreuel entschieden mißbilligte, den Brief abdrucken ließ, den er an den Präsidenten des Konvents (am 16. November 1794) geschrieben hatte.*) Er hielt es für ungerecht, sich deshalb wider die ganze Nation zu erklären, „weil unter ihren Stellvertretern, den gewählten und den ungewählten (den Klubbisten) nicht wenige Buben waren"; auch kam es ihm lächerlich vor, wenn ein Einzelner sich gegen eine ganze Nation erkläre. Das Schreiben an den Präsidenten zeigt ganz die stolze selbstbewußte Haltung des Dichters und ist nicht arm an gesunden Gedanken, wenn sich auch wenig Staatsmännisches in den Fragen zeigt, die er als Preisfragen aufstellt.

In des Dichters äußerem Leben trat eine größere Veränderung nicht mehr ein: seine im Jahre 1791 erfolgte Verheirathung mit seiner Nichte, der inzwischen verwittweten Johanna von Winthem, die ihm bis an den Tod eine treue Freundin und Pflegerin war, läßt sich kaum als eine tief eingreifende Aenderung betrachten. Aus diesen letzten Lebensjahren Klopstocks besitzen wir eine dankenswerthe Mittheilung von K. A. Böttiger, die ein recht anschauliches Bild des greisen Poeten gibt**): wir entlehnen aus dem wenig bekannten Schriftchen einige interessante Notizen.

„So kindlich gut, so fröhlicher und unbefangener Natur auch der 73jährige Dichtergreis ist, so eifersüchtig ist er doch auf gewisse Vorrechte, die er als der berühmteste Mann in

*) Berlinische Monatsschrift, 1796. 27. Bd. —

**) Klopstock im Sommer 1795. Ein Bruchstück aus meinem Tagebuche (Leipzig 1813).

Hamburg zu fordern sich für berechtigt hält. Dahin gehört, daß ein Fremder ihm sogleich seine Ankunft wissen lasse, und vor Allen den ersten Besuch mache. — Klopstock wohnt im Sommer vor der Stadt, in einem kleinen, aber bequem eingerichteten Häuschen vor dem Dammthore. Als ich ihn das erste Mal früh besuchte, war er zum Empfang stattlich bereitet, das heißt, er hatte seinen schiefergrauen Rock und seine bis über die Knie heraufgestülpten Reitstiefeln angelegt, zum Zeichen, daß er diesen Morgen schon ausgeritten sei. — Der Gegenstand, der fast bei jedem Besuch, den er von einem Fremden erhält, zuerst besprochen wird, kam auch hier gleich in Anspruch. Man erräth, daß vom Reiten die Rede war, über dessen diätetischen Nutzen er sich in große Lobeserhebungen ergoß und versicherte, daß er es alle Monate ein Mal als wahre Universalmedicin in die Hamburger Zeitung setzen lassen möchte.*) — Vom Reitpferd kam unsere Unterhaltung auf Herdern, welchen er diesen Sommer gewiß in Hamburg erwartet und schon die Zimmer für ihn vorbereitet hatte. Er sprach mit voller Zärtlichkeit von ihm und lobte seine damals frisch erschienene Terpsichore. Doch glaube ich kaum, daß er sich die Zeit genommen hatte, sie ganz durchzulesen, da er, wie einer seiner Vertrauten sagte, nur sich und die Zeitungen liest. — Es ist einer von den seligsten Genüssen, die sich Vater Klopstock verschaffen kann, sich seine eigenen Lieder von seiner Frau und Tochter**) vorsingen zu lassen. Dann erscheint er mir, wenn er so dasitzt und den süßen Tönen in einer Art von Verklärung zuhört, als sei er ein Gott, vor dessen Altar zwei Priesterinnen wohlgefällige Hymnen absingen. — Er führte mich

*) Hierzu paßt eine Stelle in einem Briefe an Gleim vom 7. November 1795: „Wollen Sie Ihre Tollkühnheit des Nichtreitens fortsetzen?“ —

**) Seine Stieftochter Meta von Winthem.

und meinen lieben Reisegefährten, der ihn vordem noch in Kopenhagen gekannt hatte, in den hinter dem Hause gelegenen Garten. Man geht aus ihm über eine kleine Wiese bis an das Ufer des hier fast eine Meile breiten und langen Alstersees. Unter einer schattigen Ulme war ein Sitz angebracht, von wo aus man gerade die Aussicht auf das oben über das Wasser hervorragende Wandsbeck hatte. Hier sehen Sie, sagte Klopstock, das Theater meiner sonst so berühmten Eisfahrt. Seit einigen Jahren erlaubt mir zwar meine Gesundheit den Schrittschuhlauf nicht mehr. Aber ich komme doch alle Winter noch einigemal hierher, wenn hier die Eisläufer ihr Wesen treiben, und da erinnere ich mich an die verflossenen Zeiten. Ich erzählte ihm ein Geschichtchen aus der auch ihm unvergeßlichen Schulpforte, wo sich die im Schulgarten ertappten und vor die Synode der Lehrer geforderten jungen Eisläufer dadurch von der Strafe befreiten, daß einer hervortrat und Klopstocks Ode:

O Jüngling, der den Wasserkothurn
Zu beflügeln weiß, und flüchtiger tanzt,
Laß der Stadt ihren Kamin! Komm mit mir,
Wo des Krystalls Ebne dir winkt ꝛc.

vor dem ehrwürdigen Kreise der strengen Aristarchen so muthig deklamierte, daß der Rektor Grabener sie alle mit dem Denkspruch entließ: Diesmal soll's euch geschenkt sein, aber werdet auch Klopstocke! —— Klopstocks Wesen und Treiben in seinem Stübchen ist in der That sehr genialisch. Die Selbstgenügsamkeit und Selbständigkeit des Bewohners verachtet alle Zierde und Aufputz der Wohnung. An der einst weißgetünchten, jetzt aber gelblich gewordenen Wand ist weder Bild noch Spiegel zu sehen. Ein runder hölzerner Tisch, der einmal roth angestrichen gewesen ist, mit altmodischen Füßen und

Fußbänken, läßt gerade noch so viel Platz übrig, daß zur Seite einige Personen sitzen und bequem zur Thüre hinaustreten können. An diesem Tische, wo Kaffeetassen, Bücher von allerlei Band und Schnitt, Papiere, Rauch- und Schnupftabaksdosen, Pappendeckel für Schreibereien, Federmesser und Tabakstöpfer in ungestörter Eintracht neben einander ruhen und das buntfarbigste Allerlei bilden, fand ich Vater Klopstock mit einem gelbgeräucherten Nachtmützchen auf dem Kopfe an seinen grammatischen Gesprächen arbeitend. Von den Vorlesungen der grammatischen Gespräche gieng es zu meiner großen Zufriedenheit an einige seiner neuesten Oden. Er hatte binnen acht Wochen zwölf neue Oden gemacht und war wieder mit einigen beschäftigt. Die geistige Erzeugung derselben schilderte er mir so: der erste Grundkeim befruchte sich plötzlich in ihm, und ohne daß er es im geringsten darauf anlege, wie durch das Einflüstern eines Genius. So wie ihn ein solcher Gedanke überfallen und er sich's zum erstenmale lebhaft gedacht habe: daraus kann eine Ode werden, trage er ihn einige Tage mit sich herum und wende ihn so lange, bis er aus ihm den Plan herausgesonnen habe. Abends schlafe er ganz voll davon ein. Um Mitternacht wache er gewöhnlich wieder auf, und in diesem Mittelerwachen stehe die Ode schon vollendet vor ihm, so daß er sie des Morgens nur aufschreiben dürfe. — In den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Kopenhagen habe er sich durch nichts so schnell seine Kopfschmerzen verbannen können, als wenn er die Messiade in der Nuß oder andere Wasserblasen der Art, welche die Gottschedische Schule gegen ihn aufschäumen ließ, zu seiner Erbauung wieder vorgenommen hätte... Er habe sich zwei Mal die sämmtlichen Schriften, die gegen ihn erschienen wären, mit schwerem Gelde erkauft, sei aber immer durch Wegborgen und Fortziehen wieder drumgekommen. — Wer kann es einem Klopstock verdenken, wenn er sich auch in

anderen lebenden Sprachen gern gut übersetzt sieht? Zumal da ihm der Engländer Colline und der frühere französische Uebersetzer, der die Unverschämtheit hatte, nur die ersten zehn Gesänge zu stümpern, und doch auf den Titel: le Messias pr. Mr. Klopstock zu setzen, als wenn dies das Ganze wäre, so unverantwortlich mitgespielt haben. Allein mißmuthig muß es jeden wahren Freund Klopstocks und des echten deutschen Verdienstes machen, wenn man durch allerlei Thatsachen in dem Argwohn bestärkt wird, daß es diesen emigrierten Dollmetschern gar kein Ernst mit diesem Uebersetzungswesen sei, und daß sie heimlich der deutschen Gutmüthigkeit und Leichtgläubigkeit ein Schnippchen schlagen. C'est un bon enfant, sagte einer dieser litterarischen Parasiten, der dem guten Klopstock das Weihrauchfaß fast an der Nase zerschlagen hatte, qui vous dit avec la plus grande naïveté qu'il est le premier des hommes. Freilich ist er zuweilen sublim und voll Stolz in seinen Urtheilen über sich, das man aber seiner kindlich-reinen Seele gar nicht übelnimmt. — Campe bat Klopstock um die Erlaubniß, für seine Schulencyklopädie einen Auszug aus dem Messias veranstalten zu dürfen, den ihm der Konrektor Weiske in Schulpforte zu bearbeiten versprochen hatte. Offenbar war schon die Idee eines Messias im Auszuge dem guten Klopstock etwas anstößig. Indeß machte er gute Miene zum Spiele, bat sich aber nur das Manuskript vor dem Druck zur Durchsicht aus, weil Campe geschrieben hatte, daß der Redakteur auch kleine Anmerkungen hinzuzufügen für nöthig erachte. Campe schickte auch Weiske's Handschrift richtig an die Behörde und erhielt sie mit einer beiliegenden Zustimmung zurück. Nur etwas wünsche er abgeändert. Der Kommentator habe sich mehrmals in den Anmerkungen des Belobungswortes „artig" bedient. Nun wisse er zwar wohl, daß es die artigen Leipziger und Obersachsen mit diesem Worte recht gut

meinten; allein es schiene ihm doch, von Stellen im Messias gebraucht, nicht passend, weil er doch nie gehört habe, daß man eine schöne Stelle im Jesaias oder Hiob „artig" genannt habe. Daß mehrmals auch von seinem Abbadona die Rede war, versteht sich. Diesen habe er schon, als er in die Schweiz gegangen sei, völlig ausgearbeitet gehabt, weil er von jeher sein Liebling gewesen .... Uebrigens habe er sich schon in seiner Jugend nie eine ewige Hölle denken können, sondern eine solche Behauptung stets für eine wahre Gotteslästerung gehalten, und daher sei die Idee von dem geretteten Abbadona so früh in seinem Gedichte vollendet worden. Selbst über den Versöhnungstod habe er früh eine andere Vorstellung gehabt als die strenge dogmatische. Der Dichter aber müsse die sinnlichste Darstellung wählen. Vor zehn Jahren hätte der Sänger des Messias ein solches Geständniß kaum ablegen können. Man sieht aber, daß sein der Wahrheit offner Geist der allgemeinen Ueberzeugung des Zeitalters nicht zu widerstreben vermochte.*) Man erinnert sich aber auch dabei an jene Behauptung, Klopstocks Messias werde dann erst ganz wieder zu Ehren kommen, und auch seinem Inhalte nach nichts Anstößiges mehr haben, wenn man erst allgemein dahin gekommen sei, das Erlösungswerk nicht für einen verpflichtenden Glaubenspunkt, sondern für das, was es doch aller Geschichte zufolge allein sein könne, für einen jüdisch-christlichen Mythus zu halten. — Seiner Jugendliebe zu Fanny, der jetzigen Streuber in Eisenach, gebornen Schmidt aus Langensalza, freute er sich noch in den Gesprächen mit mir mit aller ihm eignen Kindlichkeit und offnen Heiterkeit. Ich mußte ihm von der ganzen Familie alles erzählen, was ich wußte; und als ich die jetzige Frau Kammeräthin Streuber, als eine durch ihr imposantes Aeußere, ihre Alles bethätigende Aufsicht in einem zahlreichen Hausstande

*) Hier ist Böttiger wohl im Irrthum und von der eignen Anschauung befangen.

und auf der Schreibstube eines sehr bedeutenden Handelshauses und ihre Entschlossenheit sich noch jetzt sehr auszeichnende Frau schilderte, gerieth er darüber in solches Entzücken, daß er die ganze Gesellschaft aufrief, zu hören, was seine Fanny noch jetzt sei ...... Klopstock hatte noch eine Zahl Oden an Fanny, die nie gedruckt worden sind. Die einzige Bekümmerniß, die ihn selbst jetzt noch zuweilen anwandelt, ist, ob sie wirklich je etwas für ihn empfunden habe .... Um sich aus jener so peinigenden und kränkenden Ungewißheit zu reißen, hatte er sogar noch als Greis einmal an sie geschrieben, aber von ihr nie eine Antwort erhalten. — Als ich beim letzten Besuche seine Aufträge an Eschenburg, Gleim, Herder und Wieland empfangen hatte, und nun mit tiefer Rührung einige Worte des Abschieds herstammeln wollte, verfinsterte sich auf einmal seine Stirn. Er ward höchst feierlich und mit einem Pathos, das ich in dieser Zeit nur zweimal an ihm bemerkt hatte, sagte er mir: Abschiednehmen ist eine halbe Gotteslästerung. Unter den Guten ist im Geisterreich weder Abschied noch Trennung!" —

Nur Weniges ist aus den letzten Lebensjahren des Dichters zu berichten. Er verlebte sie unter der treuen Obhut seiner Gattin, die sich in ihren Briefen „Windeme" nennt, in glücklicher Zufriedenheit, sich und seine Gattin mit Philemon und Baucis vergleichend und erfreut darüber, daß sie noch singen, er noch hören könne. An Beweisen von Verehrung und Bewunderung, wie er sie nun einmal zu seinem Glücke bedurfte, fehlte es nicht, wenn auch diese Huldigungen weniger von denen ausgiengen, an deren Anerkennung ihm wohl am meisten hätte liegen müssen: hatte er sich doch aus den litterarischen und insbesondere den dichterischen Strömungen der Zeit in ruhiger Selbstgenügsamkeit zurückgezogen. Vorzüglich lebhaft blieb der Briefwechsel mit dem alten Freunde Gleim, der mit ihm das Loos theilte, seine dichterische Bedeu-

tung zu überleben, ihn aber an Empfänglichkeit und Theilnahme für die Gegenwart weit übertraf. Er gedachte in seinen Briefen gern der früheren Tage, die er mit Gleim am Harz verlebt hatte und regte den Gedanken an, ihrem ehemaligen Zusammensein dort ein Denkmal zu setzen. Im Jahre 1802 wurde denn auch wirklich ein Denkmal mit der Inschrift errichtet: „Klopstock hat aus dieser Quelle getrunken", wie Gleim am 11. April 1802 berichtet. Der greise Dichter äußerte darüber herzliche Freude und war besonders über die Kürze der Inschrift erfreut; denn Kürze des Ausdrucks galt ihm in seinen letzten Jahren als das höchste Ziel, und mit fast kindischem Wohlgefallen rühmte er sich in seinen Uebersetzungen aus andern Sprachen, daß er im Deutschen ein paar Silben erspart habe. So war er einmal sehr glücklich darüber, eine Stelle aus dem Thukydides um zwei Silben verkürzt zu haben und jubelte ein anderes Mal, daß es ihm gelungen sei, die Erzählung von der Stadt- und Feldmaus im Horaz, welche im Original 37 Verse umfaßt, in 35 zusammenzuziehen. Was Klopstock mit besonderer Freude erfüllte, war die Feierlichkeit, welche Rektor Heimbach in Schulpforte veranstaltete, als jener der Schulbibliothek ein Exemplar der von Göschen in Leipzig herausgegebenen Prachtausgabe des Messias geschickt hatte: freilich hatte der Dichter in seinem Briefe vom 20. März 1800 eine solche Feier zwar nicht ausbedungen, aber doch veranlaßt. Die Schulpforte berichtete in einer kleinen Schrift über diese Feier, welche am 13. April 1800 stattfand. Rektor Heimbach, welcher Buch und Zuschrift am 10. April — am grünen Donnerstage — erhalten hatte, theilte dem gerade versammelten Coetus den Brief des Dichters mit und veranlaßte in einer warmen Ansprache die Schüler der ersten Klasse, aus ihrer Mitte zwei Jünglinge zu wählen, welche die Prachtausgabe des Messias in die Schulbibliothek tragen und vorher das in der Kirche rechts unter der Kanzel befindliche Grab des

Konrektors Stübel, des Lehrers, dem Klopstock am meisten zugethan gewesen war, mit Blumen bestreuen sollten. So hatte es der Dichter selbst gewünscht. Der erste Osterfeiertag war der Tag der Feier. Küttner streute die ersten Frühlingsblumen auf des dahingeschiedenen Lehrers Grab, Klopstocks Namen dabei leise nennend, und des Dichters Gesang: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Staub!" erklang von dem Chore: Rektor Heimbach sprach die Ode an den Erlöser und später in der Bibliothek Worte herzlichen Dankes und warmer Verehrung. Der erfreute Dichter bedankte sich in einem Schreiben an Heimbach (vom 30. April 1800), und versprach die Uebersendung eines Oelblattes vom Oelberge, da ihm ein Reisender einige solche Blätter mitgebracht habe. Charakteristisch sind die Fragen, welche er in diesem Briefe an den Rektor stellt, so recht dem pedantischen auf das Kleine und Kleinliche gerichteten Geiste der grammatischen Schriften entsprechend: 1) Auf welche Art wurden Küttner und Rüger gewählt? 2) Haben Sie unter den jungen Alumnen noch einige, die, wenn sie älter gewesen wären, wie K. und R. hätten gewählt werden können? 3) Sie sagen, ein sanfter Gesang ertönte: welcher? 4) Angenommen, daß man vom Altare nach der Kirchthür der Eingepfarrten geht, auf welcher Seite liegt Stübels Grab? und wie weit von der genannten Thür? — Am 14. Mai desselben Jahres schickte er ebendahin 4 goldene Medaillen zur Vertheilung für die, welche am besten aus dem Messias vorlesen würden, angeblich im Auftrage eines Freundes, unter dem jedoch jedenfalls der Dichter selbst zu verstehen ist. Auch hier bewährt sich seine legislatorische Natur, indem er das einzuschlagende Verfahren bis in's Kleinste hinein vorschreibt und zugleich einige Lehren für angemessene Deklamation (nach seiner Ansicht „Sprechung" zu nennen) aufstellt. Was seine schriftstellerische Thätigkeit während der letzten Jahre seines Lebens angeht, so beschäftigte ihn besonders die

neue Ausgabe seiner Dichtungen, deren Verlag der bekannte Leipziger Buchhändler Göschen übernommen hatte. Der Messias wurde aufs Neue sorgfältig durchgesehen und an vielen Stellen verbessert, wie denn es überhaupt in des Dichters Natur lag, fortwährend an seinen Gedichten nachzubessern; daher rühren die außerordentlich häufigen Ungleichheiten in den Texten der verschiedenen Ausgaben. Bei den Oden blieb es nicht bei der Revision, sondern hier machte das Sammeln derselben nicht wenig Mühe. Er genoß aber noch die Freude, die ersten Bände der Göschenschen Ausgabe, die Oden und den Messias enthaltend, selbst zu begrüßen. Auch dichtete er manches neue Gedicht, so daß z. B. das Jahr 1800 der Zahl nach der ihm angehörenden Oden als ein sehr fruchtbares erscheint; freilich war die gute Zeit der eigentlichen Produktivität längst vorüber, und in der Dunkelheit, Schwerfälligkeit und Geschraubtheit mancher der spätern Gedichte ist der Dichter des „Wingolf" kaum wiederzuerkenneu. Unter die letzten Gedichte gehört die Ode, durch die er den russischen Kaiser Alexander begrüßte; die letzte Ode „die höheren Stufen" ist aus dem Jahre 1802, in welchem Jahre er noch die Ernennung zum Mitgliede des französischen Nationalinstituts in Paris empfieng, für die er sich in einem deutschen Schreiben bedankte. Auch in diesem spielt die schon erwähnte Grille von der Fähigkeit der deutschen Sprache, mit wunderbarer Kürze übersetzen und darin alle andern europäischen Sprachen übertreffen zu können, eine große Rolle.

Die Todesahnung, welche aus dem zuletzt genannten Gedicht heraus klingt:

> Oft bin ich schon im Traume dort, wo wir länger nicht träumen,
> Auf dem Juppiter war, eilet' ich jetzt
> In Gefilde, wie sonst niemals mein Auge sah,
> Nie Gedanken mir bildeten. —

war nicht ohne Berechtigung. Denn wie sorgfältig auch die

Gesundheit gepflegt und mit wie peinlicher Gewissenhaftigkeit Alles angewendet worden war, was die Lebenskraft aufrecht erhalten konnte, die Macht des Alters war doch siegreich über den Dichter hereingebrochen. Schon im Winter 1801 ließen sich allerlei Vorboten spüren; von „allerlei Gichtereien" schreibt Klopstock (am 1. December) an Gleim. Im Frühjahr 1802 traten aber ernstere Leiden ein. Am 6. Mai überfiel ihn bei einem Freunde nahe bei Ottensee, wo die monatliche Mittagsgesellschaft abgehalten wurde, die er mit begründet hatte und bei der er nicht gern fehlte, ein heftiges Unwohlsein. Nur mit Mühe ward er nach Hause zurückgebracht: der ihn begleitende Freund, Domherr Meier, glaubte, er werde ihn nicht lebend nach Hamburg bringen. Ein heftiges Fieber brach aus, und mehrere Wochen schwebte er in Todesgefahr, aber er erholte sich noch einmal, wenigstens soweit, daß er das Zimmer verlassen und in den Garten gehen konnte. Auch der nächste Winter brachte noch Tage des Wohlbefindens, wenn auch die Nachwehen des überstandenen rheumatischen Fiebers mancherlei Störungen verursachten. Aber im Februar des folgenden Jahres nahm sein Zustand einen bedenklicheren Charakter an, so daß er vom 17. Februar an sein Krankenlager nicht mehr verließ. Zu einem heftigen Hämorrhoidalleiden hatte sich ein Fieber gesellt, das die ohnehin schon geschwächte Kraft des Greises allmählich verzehrte. Unter dem Beistande der befreundeten Aerzte Heise und Reimarus und unter der liebevollen Pflege seiner Gattin und Stieftochter, außer denen fast Niemand ihn mehr sehen durfte, verlebte er die letzten 4 Wochen seines Lebens. Mit Ergebung litt er die körperlichen Schmerzen, mit denen seine Leiden namentlich in den ersten Wochen verbunden waren: durch rührende Dankbarkeit vergalt er die unermüdliche Sorgfalt seiner Pflegerinnen. Seine Ergebung aber entsprang aus dem besten Quell aller Geduld,

aus seinem Glauben an Gott und an den Herrn Jesus Christus, den sein Gesang zu feiern gestrebt hatte: seine religiöse Empfindung erhob ihn über die Empfindung des Leidens und über die Furcht des Todes. Viel beschäftigte ihn noch sein großes Epos: Marias Tod (im 12. Gesange) schwebte ihm fast beständig vor, so daß er sogar einzelne Stellen recitierte. Auch gedachte er der ihm Vorangegangenen: von seinem gestorbenen Kinde sagte er voll Freude: nun werde ich Vater zu dem Kinde. Seine letzten Worte galten der Dankbarkeit gegen die treuen Pflegerinnen, die er oft und gern seine Engel genannt hatte. „Ich danke dir — sagte er besonders zu seiner Nichte, die ihn fast nie verlassen hatte — für deine Treue, Gott segne dich! Gott segne euch alle!" Seitdem lag er ruhig und schweigend; als die Betglocke die Mittagsstunde des 14. März verkündete, verschied er. —

Am Vormittag des 22. März fand das Leichenbegängniß statt; es war ein Begräbniß, wie es wohl keinem Dichter vor ihm zu Theil geworden ist und wie es keinem je wieder zu Theil werden wird. Die beiden Städte Hamburg und Altona wetteiferten mit einander, dem berühmten Todten eine würdige Todtenfeier zu bereiten.*) Mit ihnen verbanden sich unaufgefordert die in Hamburg wohnenden Gesandten und Geschäftsträger Belgiens, Dänemarks, Englands, Frankreichs, Oesterreichs, Preußens und Rußlands. Am 22. März Vormittags 10 Uhr versammelte sich in 76 Wagen vor dem Sterbehause das Trauergefolge, das aus dem diplomatischen Korps, den Hamburger Senatoren und Oberalten, der Geistlichkeit, den Lehrerkollegien, aus den angesehensten Mitgliedern des

*) Diese Schilderung steht in Jördens Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. Bd. 3, S. 10—12. Vergl. auch die schon erwähnte Schrift von Fedor Wehl S. 313—315.

Gelehrten-, Künstler- und Kaufmannstandes bestand. Auf Befehl des Senates erschien eine Ehrenwache von hundert Mann zu Fuß und zu Pferde; militärische Ehrenbezeigungen wurden dem Zuge von den acht Wachen des Stadtgebietes erwiesen, an denen der Zug vorübergieng. Unter dem volltönenden großen Geläute der sechs Hauptthürme setzte sich der fast endlose Zug in Bewegung. Auf einem vierspännigen von vier Führern geleiteten Wagen stand der einfache Sarg schwarz bezogen, in seinen Seitenfüllungen mit Sammetstreifen eingefaßt, auf weißen metallenen Fußgestellen ruhend. Auf der Deckelfläche trug ein von Metall geformtes Buch dieselbe Inschrift, die er einst auf den Sarg seiner Meta hatte setzen lassen:

Nah war meines Helfers Rechte,
Sah sie gleich mein Auge nicht,
Weiterhin, im Thal der Nächte,
War mein Retter und sein Licht.

Des Zuströmens vieler Tausende auf den Straßen und Märkten und an dem Thore ungeachtet, waren Polizeivorkehrungen unnöthig. Der feierliche Eindruck vertrat ihre Stelle; er gebot dem zahllosen Haufen Ruhe und ehrfurchtsvolle Stille. Der Zug bewegte sich langsam feierlich durch einige Hauptstraßen über den schönen freien Jungfernstieg zum Millernthore hinaus nach Altona, wo er um 12 Uhr vor dem Thore anlangte. Hier, an der Hamburgischen und Dänischen Grenze, geschah die feierliche Uebergabe der Leiche. Das schöne Hamburgische Dragonerkorps und die begleitende Infanterie machten dem geehrten Todten noch einmal die Reverenz, und an ihre Stelle trat nunmehr eine Dänische Ehrenwache. Der dänische Etatsrath Lawätz trat an den Trauerwagen der Verwandten, um ihnen anzuzeigen, daß seine Mitbürger versammelt wären, sich dem Zuge anzuschließen. Dies geschah in folgen-

der Ordnung. Eine Eskorte Husaren eröffnete den Zug; dann folgten zwei Marschälle in Wagen und ein Geleite von noch 48 Kutschen mit den ersten Personen der königlichen und Stadtbehörden, Gelehrten, Offizieren, fremden Generalen und mehreren der angesehensten Bürger. Vier Ehrenbegleiter traten mit entblößtem Haupte an den Leichenwagen, den Sarg mit daran befestigten Florgebinden haltend. Acht Marschälle mit weißen Stäben, nebst drei Jungfrauen in weißen Gewändern und Schleiern, welche mit Rosen- und Myrtenkränzen und Blumen gefüllte Körbchen trugen, giengen unmittelbar vor demselben. Langsam bewegte sich der Zug durch die Hauptstraßen Altona's. Als er sich der Hauptwache näherte, trat dieselbe sogleich ins Gewehr, und eine Trauermusik von gedämpften Hörnern ertönte, bis er vorüber war. Alle Glocken der Stadt läuteten, Trauerflaggen wehten von den Schiffen im Hafen. Viele Frauen der gebildeten Klasse unter den zahlreichen Zuschauern waren in Trauer gekleidet. Ueberall herrschte, der ungeheueren Menge des herzugeströmten Volkes ungeachtet, die ordnungsvollste Ruhe. So gieng der Zug nach dem zur Stadt gehörigen und unmittelbar an dieselbe grenzenden Dorfe Ottensee, wo sich Klopstock selbst auf dem Gottesacker unter einer Linde ein Grab neben seiner verstorbenen ersten Gattin hatte bereiten lassen. Bei der Ankunft des Zuges ertönte abermals eine Trauermusik von gedämpften Blasinstrumenten. Das Gefolge betrat zuerst die Kirche, dann schwebte der Sarg, getragen von den Hamburgischen Rathsdienern und begleitet von den Marschällen, Ehrendienern und Jungfrauen herein, und wurde vor den Altar niedergesetzt. Der Domherr Meier legte jetzt das dem Sarge vorangetragene Meisterwerk des Dichters, die Messiade, aufgeschlagen auf den Deckel des Sarges, ein Jüngling bedeckte das aufgeschlage Buch mit Lorbeerzweigen, die Jungfrauen hefteten ihre Kränze an den

Sarg. Jetzt unterbrach die feierliche Stille vom Chor herab eine noch feierlichere Trauermusik, zu der sich mehr als hundert Tonkünstler, Dilettanten und weißgekleidete Sängerinnen vereinigt hatten, welche mit der dritten und vierten Strophe des Klopstockschen Vaterunser begann. Aus seinem Heilig, aus den geistlichen Liedern, aus Mozarts Requiem wurden mehrere Strophen und Chöre gespielt und gesungen. Hierauf trat der Domherr Meier an den Sarg, sprach einige rührende Worte zur Einleitung und las aus dem 12. Gesange der Messiade die Schilderung des Todes der zärtlichen Maria, Lazarus Schwester, eine Stelle, durch die der Entschlafene sich noch in seinem letzten Kampfe gestärkt hatte. Dann erhob die Musik wieder ihre Klagetöne und unter dem Gesange: Auferstehn, ja auferstehn wirst du rc. wurde der Sarg aufgehoben und zur Grabstätte unter die Linde getragen. Als endlich der Sarg hinabgesenkt wurde, überschütteten Jungfrauen und Jünglinge ihn mit den Erstlingsblumen des Frühlings.

Hier, neben seiner Meta, ruht die sterbliche Hülle des Dichters; ein weißer Marmorstein trägt die Inschrift: „Saat von Gott gesäet, am Tage der Garben zu reifen. — Bei seiner Meta und seinem Kinde ruhet Friedrich Gottlieb Klopstock. Er ward geboren den 2. Juli 1724. Er starb den 14. März 1803. — Deutsche, nahet mit Ehrfurcht und mit Liebe der Hülle eures größten Dichters. Naht, ihr Christen, mit Wehmuth und mit Wonne der Ruhestätte des heiligen Sängers, dessen Gesang, Leben und Tod Jesum Christum pries. Er sang den Menschen menschlich den Ewigen, den Mittler Gottes. Unten am Thron liegt sein großer Lohn ihm: eine heilige Schaale voll Christenthränen. Seine zweite liebende und geliebte Gattin Johanna Elisabeth setzte diesen Stein, anbetend den, der für uns lebte, starb, begraben und auferstanden ist.“ —

Nachdem wir unsere Wanderung durch das Leben des Dichters beendigt haben, wollen wir noch einmal uns seine Persönlichkeit in einem geschlossenen Bilde vorführen, die zerstreuten Züge in ein Ganzes vereinend, und dann noch einen Blick auf die Werke Klopstocks, sowie auf seine litterarhistorische Bedeutung werfen. Auch hierbei werden wir uns kürzer fassen können, da die bisherigen Mittheilungen uns auf Manches bereits hingewiesen haben.

Indem wir uns die Aufgabe stellten, das Leben Klopstocks zu schildern, übernahmen wir zugleich die Pflicht strenger Unparteilichkeit: es galt nicht zu Gunsten der Verdienste die Mängel, zu Gunsten der hervorragenden Eigenschaften die Schattenseiten zu übersehen, vielmehr sollte gerade aus der rechten Mischung von Licht und Schatten ein wahrheitsgetreues Bild entstehen. Wir haben es aber nicht bloß mit den Dichtern, sondern auch mit den Menschen zu thun, und eine Darstellung, welche uns nicht bloß das Große in ihnen und an ihnen zeigt, sondern auch das menschlich Schwache, selbst wenn sie uns Widersprüche zwischen ihrem menschlichen Wesen und ihren poetischen Intentionen aufdeckt, stellt sie sicherlich uns näher, als eine idealisierende Zeichnung. Nicht wenige Männer haben das Schicksal erfahren, daß ihre Biographen ihnen schadeten, indem sie ihnen nützen wollten. Freilich ist das bei Klopstock nicht in der Weise der Fall, daß einer der Neueren in des excentrischen Cramer Fußstapfen getreten wäre, aber sein Bild ist, wenn auch nicht bei den Litteraturkundigen, so doch bei den meisten der Litteraturfreunde von einem Schleier bedeckt, der zwar die Umrisse, nicht aber die einzelnen Züge erkennen läßt.

Was uns in Klopstock zunächst und wahrhaft erfreuend entgegentritt, ist die Selbständigkeit, das Charaktervolle seiner Natur. Dieser Grundzug seines Wesens zeigt sich schon in

den Knabenjahren und begleitet den Dichter durch seine lange Lebensbahn ungeschwächt hindurch. Er war nicht bloß ein Dichter, sondern auch ein Charakter, und wie dies von großer Bedeutung für die Litteratur war, so gibt es auch für die Beurtheilung des Menschlichen in und an ihm den Ausschlag. In Klopstock haben wir eine energisch strebende, selbstbewußte Persönlichkeit vor uns, wie die Litteraturgeschichte nicht viele andere aufweist. Es steht ein Mann vor uns, der unbeirrt von den Angriffen der Gegner den früh gefaßten Plan ausdauernd zu Ende führt, der sich weder um die Gunst der Kritiker, noch um die Anerkennung der Großen bemüht, der das Recht der Dichtung zu einem Rechte des Dichters macht, und keine andere Quelle und Stütze für seine Geltung und seinen Ruhm sucht, als eben dieses Recht der Poesie und ihres Jüngers. Ja, in ihm wird dieses Recht zu einer Macht, die er Fürsten und Nationen entgegen zu halten nicht zagt: er zögert nicht mit abmahnendem Zurufe und spendet sein Lob nur nach seiner Ueberzeugung. Man kann das nicht hoch genug anschlagen, und gerade unsern Tagen, in denen die Zerfahrenheit des innern Menschen nur zu oft obenauf ist und die Schwäche sich unter allerlei Aufputz und Zierrat birgt, thut es Noth, daß man auf solche in sich geschlossene männliche Naturen hinweise.

Aber freilich vermag uns das Charaktervolle an einem Menschen nicht allein oder dauernd zu fesseln: wir verlangen einen würdigen, einen sittlichen Inhalt des Charakters. Klopstocks Charakter entbehrte eines solchen Inhaltes nicht: in ihm begegnen wir auch einer sittlichen Natur, und zwar erbaut sich seine Sittlichkeit auf dem allein giltigen Grunde und Boden, auf dem der Religiosität. Nicht minder zeigt sich überall in dem Leben des Dichters ein sicheres Gefühl für das Edle und eine entschiedene Abneigung gegen das Gemeine; eben so

ist seine religiöse Gesinnung und Empfindung ihm eine treue Begleiterin, und dies keineswegs in dem Sinne, daß sie äußerlich angeeignet, oder momentane Regung wäre, sondern als ein Grundbestandtheil seines Lebens und Webens.

Diese beiden Grundeigenschaften, die charaktervolle Selbständigkeit und die Stärke seines sittlichen und religiösen Gefühls, sind der Ausdruck einer stark angelegten und zu größerer Stärke ausgebildeten Subjektivität: damit ist Klopstocks menschliche und dichterische Persönlichkeit am schärfsten bezeichnet. Und wie die Lichtseiten seines Wesens aus ihr entspringen, so sind auch die Schattenseiten, an denen wir nicht vorübergehen dürfen, nicht minder als Konsequenzen des Subjektivismus zu betrachten. Denn in der rechten Weise gemäßigt und veredelt, hat dieser sein gutes und unbestreitbares Recht, und möchte ohne ihn des Großen und über das Maß der Mittelmäßigkeit Heraustretenden wohl wenig geschehen. Aber eben so gewiß ist, daß maßloses Vorherrschen der Subjectivität auf jedem Gebiete des Lebens nachtheilig gewirkt hat und wirkt. Bei Klopstock treten die Folgen einer zwar nicht maßlos, aber doch mit überwiegender Stärke sich geltend machenden Subjektivität deutlich heraus. Sie ziehen um sein ganzes Denken, Fühlen und Handeln eine Grenze, einer Kreislinie gleich, deren Mittelpunkt das Ich bildet. So wird das Selbstgefühl zu einer Beschränkung auf das eigene Selbst: es entsteht ein geistiger Egoismus, der zwar noch nicht zu souverainem Hochmuth zu führen braucht, aber die Theilnahme für die selbständigen Bestrebungen Anderer abschwächt. Darum hat Klopstock zwar unendlich viel durch seine Werke und durch seine selbstbewußte Haltung gewirkt, aber so gut wie nichts, wo es sich um persönliche Anregung handelte: darum ist ihm in dieser Beziehung der ungleich weniger begabte Gleim so außerordentlich überlegen. Darum schloß er sich gegen die Kri-

tik in einer Weise ab, wie sie auch der, welcher den Werth der Kritik nicht gebührend zu würdigen weiß, sicherlich nicht billigen kann: aus dem gleichen Grunde wurde Klopstock ein Fremdling in der deutschen Litteratur, als er, zwar über die Jahre der besten Kraft hinaus, aber doch noch schaffenslustig und schaffenskräftig war. Denn wen erfaßt nicht ein seltsames Gefühl, wenn er sich daran erinnert, daß Klopstock nur 2 Jahre früher starb als Schiller? daß Göthe's Meistergedichte und Schiller's Dramen zum Theil schon gedichtet waren, als der greise Messiasdichter seine letzten Oden dichtete und an seinen wunderlichen grammatischen Schriften schrieb? Wer nicht wüßte, daß die Oden der Jahre 1798 und 1799 um zehn und eilf Jahre jünger sind, als Göthe's Torquato Tasso, dem würde es schwer werden, aus ihrem Geiste heraus ein solches Zeitverhältniß abzuleiten. Eine Folge des Klopstock'schen Subjektivismus war es, daß er als Dichter fertig war, ehe er noch die Mitte seines Lebens erreicht hatte.

Wir haben in der Lebensschilderung schon mehrfach darauf hingewiesen, wie auch auf dem sittlichen Gebiete das einseitige Vorwiegen des selbstischen Principes in Klopstock seine nachtheiligen Folgen hatte. Es zeigt sich auch hier eine Verengung seiner Natur, ein über sich nicht Hinauskönnen. Wir wollen auf die neben dem Idealismus einhergehende Spekulationslust der Jugendjahre und die Eitelkeit der letzten Jahre nicht zu großes Gewicht legen. Ist's doch erklärlich, wenn der strebende Jüngling auch einen äußern Erfolg seines Strebens begehrt, und wer entschuldigt den Greis nicht, der nach rühmlich durchmessener Bahn für Lob und Huldigung vielleicht mehr zugänglich ist, als mit dem natürlichen Wunsche, eine solche ehrwürdige Persönlichkeit frei von kleinlicher Schwäche zu sehen, verträglich ist? Weit mehr fällt ins Gewicht, daß sich durch das ganze Leben des Dichters die Neigung hindurchzieht, zu em-

pfangen und nicht zu geben. Darin ist der Dichter Klopstock das Widerspiel vom Menschen Klopstock: der Dichter scheut sich Anregung zu empfangen, er will seine Natur nicht von außen bestimmen lassen, er will nur geben und zwar sich geben, während der Mensch nicht gibt, sondern empfängt. Daher haben Liebe und Freundschaft bei Klopstock, sobald es sich um konkrete Verhältnisse handelt, überall eine bestimmte Grenze, und selbst in der Liebe zu Meta ist eine solche nicht zu verkennen. Ueberall ist Klopstock mehr der Geliebte, Verehrte, als der Liebende und Verehrende, und es ist Selbsttäuschung, wenn er glaubt, Meta stärker zu lieben, als er von ihr geliebt werde, weil er zwar die lyrische Stimmung der Liebe in ihrer höchsten Stärke, aber nicht die sittliche Konsequenz der Liebe, die Selbstverläugnung besaß.

Und sollten wir irren, wenn wir auch auf dem Gebiete der Religiosität eine solche durch den Subjektivismus gezogene Schranke zu finden meinen? Wenn uns Klopstocks Religiosität doch mehr als eine gewaltige Empfindung, eine Erhebung seines Gefühls zu dem Göttlichen und Jenseitigen, eine letzte und höchste Steigerung seiner Subjektivität scheint, als ein sowohl geistiges als gemüthliches Erfassen der christlichen Religion in ihrem innersten Grunde und in ihren Konsequenzen? Es kann ja wohl nicht anders sein, denn ein solches Verhältniß zur christlichen Heilslehre müßte ja vor allem gerade jene durch die Uebermacht des Selbst gezogene Schranke durchbrochen haben, die wir in allen andern Beziehungen bei Klopstock erblicken. Es gibt kein Christenthum, ohne daß die Selbstliebe zur Selbstverläugnung wird: wohl aber gibt es eine Gefühlsreligion, die nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf den Menschen bleiben mag, aber ihn nimmermehr so völlig erfaßt und durchdringt, wie es des Glaubens Bestimmung ist.

So haben wir denn freilich auch des Schattens genug an

dem menschlichen Wesen unseres Dichters gefunden, und zwar entsprang, wie wir sahen, Vorzug und Schwäche aus einer und derselben Quelle. Und nur dem Lebensunkundigsten und Hochmüthigsten wird darum Klopstock aufhören, ein Gegenstand der Theilnahme und Verehrung zu sein, weil auch an ihm die Mangelhaftigkeit menschlichen Wesens sich offenbart. Auch mit seinen Mängeln kann und soll er uns lieb bleiben! —

Ist nun der Kern der Klopstock'schen Persönlichkeit in jener Bezeichnung der vorwiegenden Subjektivität gezeichnet, so ist damit auch der Grundzug seiner dichterischen Natur gegeben. Klopstock ist durch und durch ein Dichter der Subjektivität, und darum zunächst weder Epiker, noch Dramatiker von Berufung. Es ist selbstverständlich, daß eine solche Natur ihre eigentliche Heimath in der Lyrik hat, und daß sich selbst hier insoweit eine Grenze bildet, als auch die Lyrik nicht mit bloßer Subjektivität bestehen kann. Klopstock aber war eine durchaus auf sich angewiesene, eine dem Konkreten abgewendete, sich innerlich und in eine ideale Welt abschließende Natur: darum packte seine Dichtung so mächtig, weil sie gerade aus dem herauswuchs und hervorquoll, was die deutschen Dichter bisher vernachlässigt hatten, weil ihr Inhalt eine Fülle von Empfindung war, gegen den alle gleichzeitige Dichtung matt und leer erschien. Darum weckte sie das innerliche Leben, aber darum konnte sie auch auf dem ihr eigensten Gebiete der Lyrik nicht nachhaltige Wirkung äußern und konnte nicht auf der Höhe ihres Einflusses bleiben, weil sie eben selbst nur Innerlichkeit war, nur Ideal und Abstraktion, die Lyrik aber ohne Bezugnahme auf das Wirkliche, Konkrete, Reale nur das Gedicht des Traums, nicht das des Lebens ist.

Wir sagten schon früher, und es ist eine nothwendige Folge dieser Betrachtungen, Klopstock als Mensch und als Dichter sind nicht eins und dasselbe, obwohl der menschliche und der

poetische Charakter auf derselben Grundlage ruhen. Und wie kann es anders sein? Die Einheit des Lebens und Dichtens ist ja nur da möglich, wo die Poesie im Leben gefunden wird, nicht wo die subjektive Anschauung und Stimmung des Dichters maßgebend wird. Wo nun gar, wie bei Klopstock, der poetische Idealismus Hand in Hand geht mit einer solchen Energie des Selbstbewußtseins und einem so unverkennbaren Anflug von sittlicher egoistischer Begrenzung, da kann von einer völligen Vereinigung der poetischen Intentionen mit dem menschlichen Thun und Treiben gewiß nicht die Rede sein.

Was Klopstocks Werke betrifft, so haben wir ihrer bereits in der Schilderung seines Lebens Erwähnung gethan. Dort galt es, ihre Entstehung und ihren Zusammenhang mit dem Leben des Dichters nachzuweisen, jetzt überblicken wir sie noch einmal außerhalb dieser Beziehung.

Den Reihen eröffnet die Messiade, das bekannteste unter Klopstocks Werken, und obschon fast Jedermann weiß, daß es eine Messiade von Klopstock gibt, doch nur von sehr Wenigen wirklich gelesen. Es ist das eine Wahrnehmung, die etwas Befremdendes hat. Denn auf der andern Seite wird doch so viel von dem „Klassiker Klopstock" gesprochen und Jeder, der nur das ABC der deutschen Litteraturgeschichte lernt, hört daß mit Klopstock das zweite goldene Zeitalter derselben begonnen habe: eben so ist unzweifelhaft, daß viele Werke, welche an Werth weit unter der Messiade stehen, weit mehr gelesen werden. Wie erklären wir uns jenes Verhältniß? Liegt die Schuld an dem Gedichte selbst? Das mag zum Theil wohl der Fall sein, denn es leidet jedenfalls vor Allem an dem großen Fehler, daß es nicht das ist, was es sein soll, ein Epos. Aber die größere Schuld liegt an dem hartnäckigen Vorurtheil, das sich wie eine Lawine weiter wälzt und immer mehr anwachsend nach und nach mit den Mängeln der Dichtung ihre großen Schön-

heiten in Vergessenheit zu begraben droht. Man müßte doch den Widerspruch fühlen, der darin liegt, daß man von der ungeheuern Wirkung der Messiade zu ihrer Zeit spricht, sie als das Morgenroth des neuen Tages der Poesie bezeichnet, dem Dichter Denkmäler setzt — und zugleich sein größtes Werk unlesbar oder „eine ungeheure Kette von Fehlern" nennt*). Dieser sich immer weiter fortschleppenden und wenn auch aus der Kenntniß der ganzen Messiade, so doch sicher nur aus einer vorauseingenommenen Kenntnißnahme hervorgehenden Ansicht ist bereits mehrfach entgegengetreten worden**), und auch wir müssen uns gegen dieselbe erklären. Zuzugestehen ist, daß die Kritik die erheblichsten Ausstellungen machen darf. Denn allerdings ist die Messiade kein Epos, von einer epischen Handlung fast nichts zu spüren, eine plastische Zeichnung der Charaktere gleichfalls nur an wenigen Stellen zu finden; sie ist vielmehr ein beschreibendes und schilderndes Gedicht mit zahlreichen rhetorischen und lyrischen Episoden. Ja, die Kritik kann so weit gehen zu behaupten, daß schon der Plan des Gedichts ein Mißgriff war, daß sich das Werk der Erlösung nach dem Plane des Dichters, der die unsichtbare Welt zu entschleiern und bis in den Rathschluß Gottes des Vaters einzudringen unternahm, überhaupt episch nicht behandeln ließ. Sie kann ferner dem vorliegenden Gedichte gegenüber aussprechen, daß seine Fehler mit dem Fortschritte der Handlung zunehmen, und daß in der zweiten Hälfte nicht mehr die dichterische Kraft und Begeisterung wirksam ist, welche die ersten zehn Gesänge belebt. Es mag endlich auch unserm religiösen Gefühle weder die von Gott ausgehende und den Menschen unberücksichtigt lassende,

*) Vergl. Gervinus Thl. 4, S. 134 (3. Ausg.) und den ganzen Abschnitt das. 112—150.

**) Vergl. Cholevius Gesch. d. deutsch. Poesie nach ihren antiken Elementen. (Leipzig 1854.) Thl. 1, S. 438 flg.

metaphysisch-theologische Auffassung des Erlösungswerkes ganz zusagen, noch mag Einzelnes, wie die ditheistische persönliche Trennung des Gott Vater und Gott Sohn unsern Beifall finden. Aber Alles das und des Einzelnen mehr noch zugegeben, bleibt doch immerhin gewiß, daß die Messiade reich an dichterisch schönen Stellen ist, und daß auch unsre Zeit recht wohl mit ihr verkehren kann. Man nehme nur zuerst einzelne Stellen aus ihr heraus, solche, in denen Klopstock's dichterische Natur am freiesten waltet, wie z. B. die Verhandlung der Priester und das Abendmahl (Gesang 4.), die Schilderung der ersten Christen (Ges. 10.), überhaupt Bruchstücke aus der ersten Hälfte, und man wird seine Mühe reich belohnt sehen.

Da Klopstocks dichterische Individualität eine vorzugsweise lyrische ist, so ist von vornherein zu erwarten, daß das Gebiet der eigentlichen Lyrik von ihm mit besserem Erfolge betreten worden sei als das der Epik und Dramatik. Diese Erwartung wird durchaus bestätigt, und wenn auch diesen Dichtungen gegenüber wenigstens im größeren Publikum Unkenntniß und Theilnahmlosigkeit herrscht, während man sonst jedes lyrische Blümlein hegt und pflegt, so ist das noch weit wunderlicher und beklagenswerther, zumal hier kein abschreckendes Urtheil der Litterarhistoriker die Lust im Keime tödtet. In Wahrheit hat Klopstock als Lyriker höchst Bedeutendes geleistet: auch hat sich seine poetische Kraft hier länger frisch und wirksam erhalten als in der Messiade, an der er viel zu lange arbeitete, als daß ein Gedicht aus einem Geist und Guß hätte entstehen können. Zwar gehört auch in den Oden und Hymnen das Vortrefflichste den früheren Perioden seines Lebens an, und nach 1758 werden die uns auch heute noch, ohne daß wir die Verehrung für den Dichter zu Hilfe nehmen, erwärmenden und erhebenden Gedichte seltner: aber es läßt sich doch von der Lyrik Klopstocks im Ganzen mit Fug und Recht behaupten,

daß hier, auf seinem heimathlichen Boden, ihm seine Kraft bis ans Ende wenigstens insoweit treu blieb, daß sie auch durch die Zäune und Mauern, die er in seinen spätern Jahren um seine Dichtung zog, übermächtig hindurchdringt. Auch da, wo schon die Form spröde, die Sprache rauh und geschraubt, der Inhalt durch Abstraktion verdunkelt ist, auch da bricht noch hie und da das lyrische Jugendfeuer hindurch und erinnert uns an die freiere, frischere, lebendigere Bewegung der frühe- ren Jahre. Es theilt sich aber Klopstocks lyrische Dichtung in zwei Hauptheile, in die unter dem Namen „Oden" zusam- mengefaßten Gedichte und in seine geistlichen Lieder. Ueber den Werth der ersteren haben wir uns mehrfach ausgesprochen und sogar auf einzelne hinweisen zu müssen geglaubt. Sie lassen sich in fünf Gruppen zerlegen, die sich theils nach dem äußern Lebensgange des Dichters, theils nach den vorwaltenden Rich- tungen seines Denkens und Dichtens absondern*). Vorzugs- weise der Freundschaft und Liebe sind die Gedichte der Jahre 1747—1752 gewidmet; in diese Zeit sowie in die folgenden Jahre (1752—1758), in welchen die Liebe zu Meta den Mit- telpunkt seiner Lyrik bildet, fallen seine schönsten Gedichte, Ge- dichte voll von Innigkeit und schwärmerischer Empfindung, aus des Dichters innerstem Gefühle entsprossen, schwungreich und erhaben, aber von jenem Schwunge, der den empfinden- den Leser zu sich hinaufhebt, frei von der pathetischen Erha- benheit, die das Herz unbewegt läßt. In der dritten Oden- gruppe, aus den Jahren 1758—1766, ist es des Dichters re- ligiöses Leben, das ihm die dichterischen Motive bietet, nächst diesem der vaterländische Sinn, der ihm durch sein ganzes Le- ben eigen blieb. Auch in dieser Gruppe ist das Gelungene, das unmittelbar Wirksame überwiegend, aber schon macht das

*) Vergl. Cholevius, S. 501 flg.

rhetorische Pathos der warmen Empfindung hie und da den Sieg streitig. In den folgenden Jahren (1766—1789) tritt die patriotische Gesinnung, die sich namentlich in dem Streben nach einer litterarischen Selbständigkeit der Deutschen aussprach, immer mehr in den Vordergrund: auch macht sich ein politisches Element geltend, eine nothwendige Konsequenz jener Begeisterung für deutsche Sprache und deutsches Alterthum. Freilich ist in den Gedichten dieser Periode die mit fortreißende Gewalt der früheren Oden nicht mehr oder doch nur seltener vorhanden: aber wer wollte sich der Gesinnung nicht freuen, aus der sie entsprungen sind, und den Dichter nicht schon um dieser willen verehren? Endlich ist in der fünften Odengruppe (1789—1802) das politische Element das vorwiegende, angeregt durch die französischen Revolutionsvorgänge. Es ist wahr, manches Gedicht dieser Jahre ist bis zur Ungenießbarkeit verhärtet, was die Form betrifft, und in dem Inhalte lag etwas, was mit dem Wesen der lyrischen Dichtung in Widerstreit stand und zu allen Zeiten eine Schranke für politische Poesien bleiben wird.

Ueber seine Auffassung der religiösen Poesie hat sich Klopstock an mehreren Stellen umständlich ausgesprochen, am ausführlichsten in der Abhandlung „von der heiligen Poesie", welche dem ersten Band der Halle'schen Messiasausgabe von 1760 beigegeben war; mit besonderer Beziehung auf das geistliche Lied in der Einleitung zu der Sammlung seiner Lieder, die auch in den neueren Ausgaben steht. Es ist das ein lesenswerther Aufsatz, der manches Beachtenswerthe enthält, so z. B. über den kirchlichen Gottesdienst; dagegen wird der Grundanschauung des Dichters, der nun einmal überall die Poesie in jene höheren Regionen hinaufzuziehen sucht, wo sie ihren unmittelbaren Zusammenhang mit dem Menschlichen verliert, nicht beigetreten werden können. Für das echte deutsche

Kirchenlied, seine Einfachheit und Innigkeit hatte er nicht das rechte Verständniß: ihm erschien diese Gattung als die niedrigere, gegen das heilige Gedicht, den Hymnus, zurückstehende. Nun hat er zwar auch auf dem Gebiete des geistlichen Liedes zu schaffen gesucht und sich sogar zur Anwendung des sonst von ihm verschmähten Reimes herbeigelassen, aber nur in einigen wenigen Liedern ist es ihm gelungen, den rechten einfachen Ton anzuschlagen, durch den allein das geistliche Lied zu wirken vermag. Eigentlich haben sich nur zwei Lieder zu einer dauernden Geltung gebracht: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Staub" — und „Wenn ich einst von jenem Schlummer". — Daß Klopstock sich nicht zum Kirchenliede, zum Ausdruck des kirchlichen Gemeindebewußtseins aufzuschwingen vermochte, das lag nicht bloß an seiner dichterischen Eigenthümlichkeit, sondern auch in seinem Verhältniß zum Christenthum, indem bei ihm das religiöse Leben in einem gesteigerten Gefühlsleben lag; und diese Steigerung wird zuletzt zu einer künstlichen Höhe, auf der der positive Inhalt des Christenthums sich verflüchtigt und die nothwendigste Bedingung aller Religion, die Beziehung zur sittlich-bedürftigen Natur der Menschen verloren geht.

Mit wenig Worten läßt sich über die dramatischen Werke Klopstocks berichten: es sind seine schwächsten poetischen Leistungen und fast gänzlich unbekannt, auch wohl in Deutschland, die wenigen Jahre des Bardenwesens abgerechnet, als dramatische Dichtungen nie zu besonderer Geltung gekommen. Dafür spricht, daß der Verleger Göschen während mehrerer Jahre fast kein Exemplar absetzte. Nicht eine unter ihnen hat sich über dem Grabe der Vergessenheit zu erhalten vermocht: der Tod Adams, Hermanns Schlacht, David, Hermanns Tod, Salomo, Hermann und die Fürsten — alle litten das gleiche Schicksal. Und nicht unverdient; denn war

Klopstock schon kein Epiker, so war er noch viel weniger ein Dramatiker. Vom Wesen des Dramas aus betrachtet, sind alle jene Dichtungen Klopstocks als total verunglückt zu bezeichnen: sie sind arm an Handlung, ohne dramatische Verwicklung, ohne Charakterzeichnung, aber voll von sentimentalen Ergüssen. Daß die „Schaubühne", für die mehrere dieser Stücke nach des Dichters eigener Aufschrift bestimmt waren, in einer Zeit von ihnen keinen Gewinn ziehen konnte, welche Lessings Wirksamkeit schon erlebt hatte, ist Jedem einleuchtend. Uebrigens sind diese Dramen keineswegs so beschaffen, daß sie aller Poesie baar wären: vielmehr enthalten auch sie einzelne schöne Stellen, aber der Mangel des dramatischen Lebens, die Gestaltlosigkeit der Figuren ist zu störend, als daß hie und da zerstreute dichterische Schönheiten nachhaltigen Eindruck machen könnten. Doch riefen auch diese Gedichte zu ihrer Zeit nicht bloß Beifall, sondern auch Nachahmungen hervor: man pflegte eine Zeit lang das biblische Drama und das Bardiet, aber es war nur ein kurzer Rausch, der bald verflog. Denn wie ehrenwerth auch die mit dem Bardenthum verbundene deutsch-patriotische Gesinnung war, sie wurde in ihrer Fruchtbarkeit durch den Mangel eines realen Objektes geschwächt und bedurfte darum einer neuen aus der Geschichte entnommenen oder durch die Geschichte selbst gegebenen Belebung.

Wir haben endlich noch einer Anzahl von Epigrammen zu gedenken, die sich in Klopstocks Werken finden, und die sich aus den Nachlesen zu diesen noch vermehren ließen. Sie gehören im Ganzen den spätern Lebensjahren des Dichters an und dürfen von denen nicht übersehen werden, die sich ein recht lebhaftes Bild von der Anschauungsweise unseres Dichters verschaffen wollen. In dieser Hinsicht sind sie von großem Interesse, ja man kann im Ganzen sagen, darin liegt ihr einziger

Werth. Klopstock war viel zu subjektiv, und in den spätern Jahren viel zu einseitig, als daß er ein guter Epigrammatiker hätte sein können: zudem fehlt es seinem Ausdruck an der schlagenden Kürze, der das Epigramm bedarf. Er strebt wohl nach Präcision des Ausdruckes, aber in diesem Streben wird er gekünstelt und fast unverständlich. Es lebt auch in diesen Epigrammen Klopstocks edler Sinn und ernstes Streben, aber auch seine einseitige Abgeschlossenheit: man lese nur die Kundgebungen über Kant und den Hellenismus der neuen Litteraturperiode, wie eng und knapp erscheint da des Dichters Anschauung! Und dann halte man das Epigramm „Luther"*) dagegen, oder das andre „Vergebliche Warnung", da ist es wieder der freie Sinn und das Vaterlandsgefühl Klopstocks, das uns ihm unsre Liebe und Verehrung darbringen läßt.

Was endlich Klopstocks prosaische Schriften anlangt, so ist dem größern Publikum nur seine Gelehrtenrepublik, von der wir schon oben sprachen**), und auch diese meist nur dem Namen nach bekannt. Es gibt aber außerdem noch eine ziemliche Reihe von prosaischen Schriften Klopstocks, zumeist über Dichtung und Sprache. Hieher gehören namentlich die schon durch die dialogische Form seltsamen „grammatischen Gespräche," in denen die Grammatik, der Wohlklang, die Wortkunde, die Versfüße, ja sogar die Buchstaben redend eingeführt werden. Ist schon diese Einkleidung in Gespräche wunderlich genug, so ist der Inhalt nicht weniger seltsam, obschon auch hier nicht selten gute Gedanken begegnen und die zu Grunde liegenden Intentionen nur ehrenwerth genannt werden können. Aber abgesehen davon, daß der Mangel an ausreichender Sach-

---

*) Wenn anders das Epigramm „Luther" (Back und Spindler 4, 190) von Klopstock herrührt.

**) Vergl. auch Danzel: Gottsched und seine Zeit, S. 387 flg (Leipzig, 2. Aufl. 1855).

kenntniß — in manchen Stücken bei dem damaligen Zustande der Sprachwissenschaft, insbesondere der deutschen Grammatik erklärlich genug — hindernd wirkt, es sind auch zu viel vorgefaßte Meinungen und im Arbeitszimmer groß gezogene Grillen hineingearbeitet, als daß diese Schriften irgendwie bleibenden Werth hätten. Einer besondern Erwähnung bedarf nur noch der Versuch, den Klopstock (1779) machte, die deutsche Rechtschreibung zu vereinfachen: die Bestrebungen unserer Tage, auf diesem schwierigen Gebiete Ordnung und Regel zu finden, erwecken ein Interesse an der Klopstockschen Abhandlung „über die deutsche Rechtschreibung". Eine Probe der Klopstockschen Schreibweise bietet z. B. ein Brief an Denis vom 15. Apr. 1770: „Ich habe Inen, mein Wärtester, di erste Fortsezung fon meinen Fragmenten geschickt. Den Anfang der zweiten hat Inen Matt fermutlich gezeigt. Sie ist jetzt fertig, und Si sollen sie bekommen, sobald ich Gelägenheit habe, sie zu schikken. Denn mit der Post flägen solche Päckchen ferloren zu gehen. Si wissen schon, daß di zweite Fortsezung mein leztes Wort fon unsrer Ortografi enthelt. Wi ist Inen dabei, fülen Si nicht auch ein wenig Mut bei Sich?" rc. Man könnte leicht auf den Gedanken kommen, diese Neuerungen seien die ersten Anfänge der jetzigen von der historischen Germanistenschule ausgehenden Reformbestrebungen. Aber wenn auch Uebereinstimmung stattfindet, wie z. B. in Bezug auf die Opposition gegen unberechtigte Dehnungszeichen, so ist dieser Einklang doch nur ein äußerlicher, zufälliger; denn Klopstock wollte wohl vereinfachen, aber es mangelte ihm eine tiefere Kenntniß der deutschen Sprache, für die erst nach seinem Tode eine neue glanzvolle Zeit durch Jakob Grimm begann.

Nach dieser kurzen Wanderung durch unsres Dichters Schriften bleibt uns noch übrig, bei seiner Bedeutung für die

deutsche Litteratur einen Augenblick zu verweilen, uns darüber klar zu werden, welche Stellung Klopstock in unsrer Litteraturgeschichte einnimmt. Mit derselben Unparteilichkeit, welche uns in dem Bilde seines Lebens neben dem Licht auch den Schatten auffinden ließ und die uns zwang, nicht alle seine Dichtungen und Schriften und nicht alles in ihnen zu loben, können wir hier behaupten: Klopstock gehört unter die bedeutsamsten, einflußreichsten Erscheinungen, welche die deutsche Litteraturgeschichte aufzuweisen hat; die neuere Zeit wird außer ihm nur Lessing und Göthe eine gleich hervorragende Bedeutung zugestehen dürfen und schwerlich irgend einem Dichter in dieser Beziehung den Vorrang vor Klopstock einräumen. Nur verstehe man recht: diese Bedeutung Klopstocks liegt in seiner litterargeschichtlichen Stellung, nicht in dem absoluten Werthe seiner Dichtungen. Im Gegentheil, soll das Urtheil über einen Dichter nur nach seinen dichterischen Leistungen bemessen, soll die Frage nicht aufgeworfen werden, wie es mit der Dichtung stand, als er auftrat und wie es dann weiter mit derselben ward, so wird unser Ausspruch ganz entgegengesetzt lauten müssen: dann wird es sogar nicht ungerecht sein, Klopstocks Klassicität in Zweifel zu ziehen. Denn ein klassischer Dichter im strengen Sinne des Wortes ist er wohl schwerlich, wie sich denn überhaupt der Kanon unserer Klassiker eigentlich nur auf Göthe und Schiller beschränkt, wenn wir von dem klassischen Dichter verlangen, daß er der formvollendete dichterische Ausdruck des berechtigten Inhaltes seiner Zeit sei, daß er diesen Inhalt in sich zusammenfasse und in einer ewig giltigen Form der Nachwelt überliefere. Indeß mag der Pietät, welche noch manchen andern Namen mit jener Bezeichnung schmückt, für den Gebrauch des Tages nichts in den Weg gelegt werden: es bleibt der Kritik Raum genug, ihr strengeres Recht zu wahren. Aber man möge nun Klopstock zu den Klassikern

rechnen oder nicht, seine große historische Bedeutung wird ihm von keiner Seite streitig gemacht werden. Er ist es, mit dem die neue Blüthezeit der deutschen Dichtung beginnt, und um dieses gewaltigen Verdienstes wählen auch diese Schilderungen ihn, der der Morgenröthe des neuen glanzvollen Tages vergleichbar ist, sich zu ihrem Führer und Leitstern.

Denn was bestimmt uns denn, wenn wir die Geschichte der Bestrebungen und Leistungen auf dem einen oder andern Gebiete menschlicher Thätigkeit aufzeichnen, einzelne Persönlichkeiten an den Anfang eines Zeitraums zu stellen? Doch nur die Erkenntniß, daß sich in ihnen und durch sie ein Umschwung kundgibt, daß sie neue Bahnen betretend, die bisherigen Zustände abschließen und so eine neue Zeit heraufrufen. Sie haben darum ein zwiefaches Verhältniß: denn sie sind nicht ohne Beziehung zu der vorhergehenden Periode, sondern hängen mit dieser noch in manchen Stücken zusammen, und doch gehören sie auch der folgenden an und zwar um so mehr, je mehr sie abschließend, umgestaltend, anbahnend wirken. Das Alles gilt von Klopstock: er hängt mit der früheren Litteraturperiode vielfach zusammen und verläugnet diesen Ursprung und Zusammenhang durch seine ganze Laufbahn nicht. Aber gleichwohl können wir ihn nicht bloß als den betrachten, der die Bodmer-Milton'sche Richtung abschloß, sondern auch und mit vollstem Rechte, als den Begründer der neuen Zeit, der in Form und Inhalt maßgebend und zündend der deutschen Dichtung eine neue Glanzperiode vorbereitete.

Daraus folgt, daß Klopstocks litterarhistorische Bedeutung nur dann in ihrem ganzen Umfange begriffen und gewürdigt werden kann, wenn man nicht bloß über ihn hinaus in die folgende Zeit, sondern auch rückwärts in die Zeit vor ihm blickt. Wer bei seiner Betrachtung von Göthe und Schiller, also von dem Gipfelpunkte der mit Klopstock beginnenden Periode aus-

geht, der wird freilich an vielen Punkten sehen, welche Einflüsse und Wirkungen von den Werken des Messiasdichters ausgingen: aber er wird nur eine unvollständige Anschauung gewinnen. Denn auf diese Weise wird sich auch der große Abstand zwischen dem Anfang und der Höhe, zwischen dem Begründer und den Vollendern zeigen müssen. Ganz anders, wenn man auf die Zeit vor Klopstock hinblickt, wenn man seine ersten Dichtungen mit denen der älteren Zeitgenossen, ja sogar mit denen seiner Jugendfreunde und Mitstrebenden vergleicht. Es ist unzweifelhaft, er empfieng die ersten Anregungen aus schon vorhandenen Richtungen, er schloß sich zunächst an diese an, er blieb innerlich und äußerlich, in Bezug auf Inhalt und auf sprachlichen Ausdruck in manchen Stücken mehr den Vorgängern und nächsten Zeitgenossen, als den Nachfolgern verwandt —— und dennoch ist er so ganz ein Anderer, so ganz ein über und außer ihnen Stehender, daß es nur eines leidlichen Gefühles für Poesie bedarf, um augenblicklich zu fühlen, daß hier etwas Neues, vorher nicht Dagewesenes uns vorliegt, daß wir mit Klopstock in einer neuen Zeit stehen.

Was ist es nun, das uns in Klopstock den Regenerator der deutschen Poesie erblicken läßt? Nichts geringeres, als dies: er gab der deutschen Dichtung einen neuen Inhalt und eine neue Form. In der That, ein so großes Verdienst, wie es nicht oft einem Dichter vergönnt war sich zu erwerben.

Die deutsche Litteraturgeschichte zeigt uns, wie unsre Dichtung mit der Blüthe des Ritterthums verfiel. Nach jener herrlichen, an Poesie, Manneskraft und Glaubensinnigkeit reichen Zeit, die einen Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide hervorbrachte, gieng es mit der Dichtung im deutschen Lande zurück. Nur einzelne Gebiete, wie das Volkslied und das Kirchenlied gelangten zu einer inhaltsvollen, aber nicht andauernden Blüthe, im Ganzen herrschte

die Neigung zur Prosa vor, und insbesondere nahm die Formverwilderung mehr und mehr überhand. Der Schlesier Martin Opitz, um dieses Verdienstes willen in unsren Litteraturgeschichten an den Eingang einer neuen Litteraturperiode gestellt, unternahm es, die Form der Dichtung neu zu ordnen, aber einen neuen Inhalt vermochte er nicht zu geben. Auch Gottsched, der nach Opitz eine maßgebende Autorität wurde, war nicht der Mann, einen solchen innern Fortschritt zu bewirken: vielmehr schadete er durch den Regelzwang, den er der Poesie aufnöthigen wollte, und durch seine grundfalsche Ansicht von dem Wesen derselben, eine Ansicht, die freilich durch die Entwicklung der letzten Jahrhunderte mit herbeigeführt worden war. Der deutschen Dichtung war nur dadurch zu helfen, daß der dichterische Genius sich wieder zur Geltung zu bringen wußte, und dazu bedurfte es einer genialen, dichterisch begabten Natur; ohne diese nützte alle Opposition gegen die nüchterne Doctrin Gottscheds nichts, nützte auch der durch die Theorie der Schweizer bewirkte Fortschritt nur wenig. Es bedurfte einer hervorragenden poetischen Kraft und einer dichterischen That.

Diese poetische Kraft, diese zum Dichter berufene Natur war Klopstock, die rettende That war sein Messias. Das ist sein unsterbliches Verdienst, daß er die Dichtung von dem Joch der nüchternen Regel und von der beschränkenden Rücksicht auf das Nützliche befreite, daß er die dichterische Empfindung, die Phantasie in ihr gutes Recht einsetzte und damit den Hauptfaktor aller Poesie wieder zur vollen Mitwirkung brachte. Das war seine Aufgabe, und er hat sie gelöst. Er hat aber auch der Poesie außer ihrer innern Wiederherstellung, außerdem daß er es möglich machte, daß andere auf der neu eröffneten Bahn weiter vorschritten und goldene Tage an dem deutschen Parnaß heraufführten, er hat ihrer äußeren Werthschätzung un-

endlich viel genützt. Denn er hat den Beruf des Dichters als Dichter zu voller Ehre und Anerkennung gebracht: er ist eigentlich der Erste, der nichts sein wollte als ein Dichter und dennoch von Fürsten und Völkern hochgeehrt ward. Es ist das die äußere bürgerliche Emancipation der Poesie, die ihre nicht geringe Bedeutung hat. Das Leichenbegängniß Klopstocks, an dem sich sogar das gesammte diplomatische Corps betheiligte, erscheint wie das Beglaubigungssiegel auf die durch den Verstorbenen erfolgte bürgerliche Anerkennung des Dichters als Dichter. Und wenn wir dies recht zu würdigen verstehen, wenn wir an die poetischen Zustände jener Zeit und an die Stellung der Dichter als Dichter vor ihm denken, erscheint es uns dann nicht als ein wunderbares Walten der göttlichen Vorsehung, die ja auch aus den Annalen der Dichtung zu uns spricht, daß Klopstock nicht bloß ein dichterisches Genie, sondern auch eine selbstbewußte Persönlichkeit war? Liegt es nicht klar zu Tage, daß es gerade einer solchen Natur bedurfte? Ist es nicht, als ob wir uns mit den durch jenes energische Selbstbewußtsein herbeigeführten Mängeln in der sittlichen Natur des Dichters fast ganz aussöhnen müßten, wenn wir sehen, es bedurfte eines solchen Selbstgefühles, es bedurfte einer stolzen vom Bewußtsein der hohen Aufgabe und des eignen Werthes erfüllten Haltung? Wahrlich, wenn uns eine solche Erkenntniß auch nicht das Unrecht zum Recht umwandelt, sie lehrt uns doch mild sein und die göttliche Weisheit bewundern, wie sie sich auch in der Geschichte der Dichtung offenbart. So kommen auch die Schwächen der Menschen oft dem großen Ganzen zu Gute; so war das über das rechte Maß hinaus gesteigerte Selbstgefühl des Dichters der Stellung der Litteratur in Deutschland zu jener Zeit förderlich, wo es vor allem einer Persönlichkeit bedurfte, die der Litteratur und ihren Vertretern wieder zu Ehre und Ansehen verhalf.

Wenn wir Klopstocks Verdienst in Bezug auf die Befreiung der Poesie aus den Fesseln des Regeldespotismus und aus der Erniedrigung der Inhaltslosigkeit auf das Wärmste anerkannt haben, so haben wir damit noch keineswegs den Umfang seines Wirkens bezeichnet. Im Gegentheil, es bleibt noch eine andere Seite zurück, und zwar die wichtigste: denn indem wir uns bisher vorzugsweise auf die Zeit vor ihm bezogen, so tritt uns auch die unsere Bewunderung beschränkende Wahrnehmung entgegen, daß er selbst noch in vielen Stücken mit dem Bisherigen zusammenhieng und dessen Mängel nicht völlig aus sich auszuscheiden vermochte. Er ist der bewunderte Liebling der Schweizer, und in Folge dieser ihm in der Schule Bodmers erwiesenen Verehrung der Gegenstand der heftigsten Anfeindungen von Seiten der Gottschedianer. Das zeigt deutlich den engen innern Zusammenhang zwischen Klopstock und den Schweizern. Nun aber wird zwar Niemand leugnen wollen, daß die Theorie der Schweizer gegen die Lehren Gottscheds einen wesentlichen Fortschritt bildet, aber man kann ebensowenig erkennen, daß die Wiedergeburt der Poesie durchaus noch nicht in den Lehren Breitingers lag. So mußte Klopstock, der bei seinem Messias sich auf die Schweizer stützte, der von ihnen die bedeutendsten Anregungen seiner Jugend empfing, nothwendig auch ihre Mängel, wenigstens zum Theile, auf sich nehmen. Es ist nicht anders mit der Wiedereinführung des poetischen Genius in die Litteratur, worin er, weil er eben selbst das Genie besaß, das den Schweizern fehlte, über diese hinausgieng. Unzweifelhaft hat er hier die allergrößten Wirkungen erzielt, aber doch weit mehr dadurch, daß sein Vorgang andere Nachfolger erweckte, daß er auf diese Weise der geistige Vater der Genieperiode ward, als darin daß er selbst das freie Walten des Genius gelehrt oder an sich gezeigt hätte. Denn wie in seiner Dichtung das deskriptive Element noch zu sehr vorherrscht, so

setzt sich auch das Regelwesen in seiner didaktischen Natur fort und gewinnt namentlich in der zweiten Hälfte seines Lebens entschieden die Oberhand. Endlich mußte die Restitution der Empfindung nothwendig zu einem Ueberwiegen derselben, zur Empfindsamkeit führen. Das zeigt sich schon bei Klopstock selbst, mehr noch bei den spätern Dichtern. Jedermann aber weiß, daß vorher vernachlässigte Elemente im äußern und innern Leben der Menschheit sich dann mit doppelter, ja mit maßloßer Gewalt zur Geltung zu bringen pflegen: so erzeugt sich stets neue Gegenbewegung im Leben der Geschichte.

Wenn wir nun über Klopstock hinausblicken, in die folgenden inhaltreichen Zeiten der deutschen Dichtung hinein, dann sehen wir erst recht deutlich, welche hervorragende Stellung er einnimmt. Denn er zeigte den Nachfolgenden die Bahnen, auf welchen zu wandeln war: er vereinigte in sich die drei großen Haupt- und Grundrichtungen, die in unsrer deutschen Litteratur von allem Anfang an vorhanden waren, und die für eine neue Entwickelung derselben neu belebt werden mußten.

Klopstock besaß — das soll und darf jeder Deutsche von ihm rühmen — einen warmen vaterländischen Sinn, er war ein treuer Sohn seines Vaterlandes und ein unermüdlicher Kämpfer für dasselbe. Diese patriotische Gesinnung zeigt sich schon in seiner frühen Jugend: schon in Quedlinburg begeisterte ihn der Gedanke an den deutschen König Heinrich, und die Abschiedsrede in der Pforte enthüllt unverkennbar sein poetisches Programm: ein d e u t s ch e r Dichter zu werden. Wir haben gesehen, wie dann durch sein ganzes Leben hindurch sich dieser Grundzug seines Wesens fortsetzt und in mannigfaltiger Weise kundgibt. Welche Begeisterung lebt in ihm für die Schönheit und den Reichthum der deutschen Sprache, wie stolz und freudig stellt er sie allen Sprachen alter und neuer Zeit

gegenüber als diejenige, der die Siegespalme gebühre! Wie vertiefte er sich doch mit Liebe und Lust in ein wenn auch geträumtes, aber doch deutsches Alterthum, daß er sogar der schönen und unbesiegbaren griechischen Mythe den Handschuh hinwerfen zu müssen glaubte! Wie deutsch ist seine Abneigung gegen den größten Fürsten seiner Zeit, der unzweifelhaft in einem Stücke sehr undeutsch schien! Und wenn wir den Dichter darum nicht loben können, daß er die hohe Bedeutung Friedrichs für Deutschland nicht zu würdigen verstand, so dürfen wir ihn doch darum nicht schelten, daß er des großen Königs Vorliebe für ausländische Sprache und Litteratur mißbilligte. Und wahrlich, was war wohl um jene Zeit nothwendiger und heilsamer, als daß man sich der Ausländerei kräftig entriß, daß man aufhörte, dem Fremden nachzulaufen und das Einheimische zu vernachlässigen! Geredet war freilich zu allen Zeiten genug worden von deutscher Größe und deutscher Dichtkunst, aber es ist nicht selten der Fall, daß von dem am lautesten gesprochen wird, was in Wahrheit sich am wenigsten vorfindet: gewißlich hatten alle solche Reden und Deklamationen der alten deutschen Unselbständigkeit nicht den Garaus gemacht. Das konnte allerdings auch Klopstock nicht: aber er focht doch nicht mit Phrasen, sondern er war wirklich von Grund aus und überall ein Deutscher, und er zeigte doch wenigstens auf einem Gebiete praktisch, daß es sich der Mühe lohne, ein Deutscher zu sein.

Zweitens sind wir Klopstock zu ewigem Danke verpflichtet, daß er das mit dem Germanischen ursprünglich eng verbundene christliche Element in die Dichtung wieder einführte. Es ist dies ein unentbehrlicher Faktor der deutschen Litteratur, und Jeder weiß, welchen Antheil er an dem ersten goldnen Zeitalter derselben hatte. Man kann darüber streiten, ob des Dichters Verhältniß zur christlichen Religion in allen Stücken

sich so darstellt, wie es von dem echten Christen verlangt werden muß, und wie übertriebene Lobpreisungen es glauben lassen möchten. Man kann fragen, ob denn wirklich an Klopstock sich überall die Frucht des Glaubens zeige, ob sein religiöses Gefühl sich zu einer Christlichkeit in Sinn, Wort und That auszuarbeiten gesucht habe, und kann hier, wie überall im menschlichen Leben, auf Unzulänglichkeiten und auf Mangel an Uebereinstimmung der einzelnen Lebensäußerungen stoßen: an Klopstocks innigem religiösem Gefühl, an der Wärme seines Glaubens, an seiner Begeisterung für das Christenthum darf Niemand zweifeln, und Böttigers oben (S. 133) angeführte Ansicht ist jedenfalls unrichtig. Und eine solche christlich-gläubig fühlende, eine zugleich dichterisch hochbegabte Persönlichkeit trat in die Litteratur ein: das war von höchster Wichtigkeit, das war seit Wolfram von Eschenbach nicht wieder dagewesen. Die Morgenröthe der neuen Zeit der Poesie erschien nicht bloß mit irdischem Glanze, nicht bloß mit dem Glanze der Vaterlandsliebe, die die Schatten des Franzosendienstes wenigstens in der Litteratur zu zerstreuen begann, sondern auch mit dem Lichte, das aus dem ewigen Lichte quillt und alles Glanzes Urglanz und Nahrung ist. Nicht als ob bis dahin dem Christenthum kein Raum gegönnt worden wäre in der Werkstätte deutscher Poesie: auch nachdem die Zeiten der an Glauben, Liebe und Kraft reichen ritterlichen Sänger erloschen waren, hatte sich das religiöse Element unsrer Dichtung erhalten, ja es hatte auf dem Gebiete des Kirchenliedes gar liebliche Früchte erzeugt. Aber in den Zeiten vor Klopstock war allerwärts derselbe große Mangel sichtbar: man hatte Gedichte genug, auch religiösen Inhalts, aber es fehlte an Empfindung, an Begeisterung, und das war es ja gerade, was Klopstock in so hohem Grade besaß. Es zeigt sich auch hier, wie Klopstock gerade das mitbrachte, was zunächst nöthig war, in Bezug auf Religion das

warme religiöse Gefühl, und eben so wie sich darin sein großes Verdienst darstellt, ergeben sich leicht die Mängel, welche mit der von ihm gegebenen ersten Wiederbelebung verbunden waren, und die eine spätere Zeit ausglich, ja zum Theil noch auszugleichen hat. Es ist auch hier das Uebermaß von Subjektivität, das Vorwalten der religiösen Empfindung, der religiösen Sentimentalität zu beklagen, aber wenn wir diese Mißbilligung aussprechen, so verkennen wir damit keineswegs die hohe Bedeutung, welche das christliche Element in Klopstocks Wesen und Dichtung für die neuere deutsche Litteratur hat.

Noch eines dritten Hauptelementes in Klopstock ist zu gedenken, eines gleichfalls hochwichtigen, des Klassischen. Sowie das Nationale und das Christliche Grundbestandtheile deutscher Dichtung von Anfang an waren, so ist auch die Beziehung zur Antike, zu der klassischen Dichtung und Litteratur der Römer und Griechen eine uralte, in den frühesten Zeiten entstandene und durch unsre litterarische Entwicklungsgeschichte sich hindurchziehende. Auch hier gab Klopstock, wenigstens was den Inhalt betrifft, nicht Neues, sondern er nahm den verlorenen Faden wieder auf, er ergriff mit genialem Sinn gerade das, was des deutschen Geisterlebens nothwendiger Bestandtheil war. Wir müssen uns hier auf die Behauptung beschränken, daß unsere Geisteskultur sich nimmermehr des Einflusses des Antiken entäußern darf, wenn sie in würdiger und fruchtbarer Weise sich fortentwickeln will: den besten Beweis liefert die Geschichte der Litteratur, in der das antike Element eine inhaltreiche und segensvolle Stellung einnimmt*). Zu dieser Erkenntniß ist man denn auch immer wieder zurückgekehrt, und

---

*) Diese Seite unsrer deutschen Litteraturgeschichte ist kürzlich behandelt worden von Cholevius: Geschichte der deutschen Litteratur nach ihren antiken Elementen. 2 Bd. Leipzig 1854—56.

immer wieder ist die antik-klassische Dichtung zur Geltung gebracht worden, nachdem sie vorher unterschätzt oder in verkehrter Weise behandelt worden war. Allerdings hat man zu verschiedenen Zeiten ein sehr verschiedenes Verhältniß zum klassischen Alterthum eingenommen, weshalb auch die von demselben ausgehenden Wirkungen nicht immer dieselben sein konnten. Und wenn in der That die zweite klassische Periode unsrer Nationallitteratur darin über die erste, die mittelalterliche, hinausgeht, daß in ihr die Verschmelzung und Vermählung des deutschen Geistes mit der Antike vollzogen wurde, wenn sie in der wiedergeborenen und in der Wiedergeburt aus germanischem Geiste germanisch gewordenen Antike ihre höchsten Triumphe feierte: so ist auch hier Klopstock der Anfänger und Begründer, der zuerst wieder aus dem Silberquell des klassischen Alterthums seine erste Anregung und Begeisterung schöpfte, in dem sich zuerst wieder nach langer unfruchtbarer Ruhe der antike Geist in seiner mächtigen Wirksamkeit zur Geltung brachte. Er ist freilich gerade in dieser Beziehung nur als der Anfänger zu bezeichnen, indem er zwar von dem klassischen Alterthum ausgieng, aber in seiner weitern Entwicklung das Antike gegen das Nationale und Christliche zurücktreten ließ und nur eine Seite des Alterthums weiter ausbaute. Es ist dies die formale; Klopstock machte zuerst von dem Hexameter, dem epischen Vers der Griechen und Römer, in einem deutschen Epos Gebrauch und verpflanzte zugleich die lyrischen Versmaße der Alten in den Garten der deutschen Dichtung. Ebenso war er es, der sich zuerst nicht bloß gegen die Nothwendigkeit des Reimes erklärte, sondern auch dessen Zulässigkeit bestritt und fast überall in seinen Dichtungen von demselben absah. Indeß war er sowohl was die Theorie als auch was die Praxis betraf, keineswegs ohne Vorgänger. Die Befähung der deutschen Sprache, antike Versmaße nachzubil-

den, insbesondere auch den Hexameter in die Reihe der eignen Maße aufzunehmen, hatte auch Gottsched anerkannt, der selbst Proben solcher metrischer Versuche veröffentlichte. Es ist also eine unbegründete Ansicht, daß Gottsched ein absoluter Feind der antiken Maße gewesen sei, wie er ebenfalls mit Unrecht als ein unbedingter Tadler der reimlosen Verse angesehen wird: vielmehr hatte er sogar geäußert, man müßte nur einmal den Muth haben, ungereimte Verse zu machen*). Freilich gieng er nicht soweit wie Bodmer, der sich zuerst entschieden für die Reimlosigkeit aussprach, und seine metrischen Theorien blieben auch sonst gegen die in Breitinger hervortretenden Fortschritte zurück. Er gestand nur die Fähigkeit der deutschen Sprache zu, glaubte aber die Anwendung auf einzelne Dichtungsarten und auf Uebersetzungen beschränken zu müssen, sowie ihm auch der Hauptgewinn der reimlosen Verse darin zu liegen schien, daß man dadurch genöthigt sein werde, mehr auf das Innere der Gedichte zu achten. Die Opposition Gottscheds gegen die reimlosen Versmaße richtete sich also nur gegen ihr nach seiner Ansicht ungerechtfertigtes Ueberhandnehmen; seine Feindschaft gegen Klopstock hatte zum Theil einen persönlichen Grund, weil seine Gegner in der Schweiz Klopstock als das Ideal ihrer gegen seine Autorität anstrebenden Ansichten bezeichneten.

Wir haben in Bezug auf Klopstock wiederum von Licht und Schatten zu reden: neben dem entschiedensten und nicht genug anzuerkennenden Verdienste stehen offenbare Irrthümer und Unzulänglichkeiten. Jenes bestand darin, daß er mit dem Anschlusse an die antike Form der deutschen Sprache ein neues Gebiet eroberte, auf dem sie ihre bewundernswürdigste Eigenschaft, die Fähigkeit, sich das Fremde anzueignen und als eignes

*) Vergl. Gottscheds kritische Dichtkunst. 2. Ausg. 1737, S. 352 flg.

freies Besitzthum neu hervorzubringen, in herrlicher Weise bekunden sollte; daß er durch die Verschmähung der bisher üblichen, überdies auch undeutschen und auf eine unzulängliche Metrik gestützten Formen und des in seinem Werthe überschätzten Bindemittels, des Reimes, die Dichtung darauf hinwies, sich durch etwas Anderes von der Prosa zu unterscheiden, als durch Versmaß und Reimklang, nemlich durch den Inhalt an Gedanken und Empfindungen. Das war durchaus nothwendig, wenn der Poesie geholfen werden sollte, ja man kann wohl sagen, es war nöthig, daß man zunächst über das Ziel hinausgriff. Wenn wir daher nun hinzufügen, daß Klopstock sich irrte, wenn er in dem Reime nur „einen bösen Geist mit plumpem Wörtergepolter", „einen schmetternden Trommelschlag", „ein Gewirbel"*) erblickte, daß er zu weit gieng, wenn er sich in seiner höhern Lyrik auf antike und auf antiker Basis erfundene Maße beschränkte, daß er auch in der Behandlung des Hexameters die bedenklichsten Mängel zeigt, denen gegenüber Gottscheds Ausstellungen hie und da gar nicht ungegründet sind, sowie daß sich überhaupt Manches gegen die Anwendung des daktylischen Maßes im Deutschen, gegen die antike Versbildung bei uns sagen läßt: so rauben wir mit diesen Einschränkungen, wie sie die unparteiische historische Betrachtung zu machen verpflichtet ist, dem Klopstockschen Verdienste um Maß und Form der Dichtung doch nicht das Geringste von seiner Größe.

Wir müssen aber diese Seite der dichterischen Bedeutung unsres Meisters noch weiter ausdehnen. Denn er ist auch der Schöpfer der poetischen Sprache unsrer neuen Litteratur, der dichterischen Diktion, wie sie noch heute in unsrer Poesie lebt und waltet. Jedem leuchtet ein, wie dieses unermeßliche Ver-

*) Ode an J. H. Voß (1782.

dienst in dem engsten Zusammenhange steht mit jenem entschiedenen Abfall von der bisher üblichen Form. Es geschah mit Klopstock eben das, was Gottsched selbst als nothwendig bezeichnet hatte: die Poesie richtete ihr Augenmerk auf das Innere, auf den Gedanken, freilich in einer ganz andern Weise, als der Leipziger Professor sich es dachte. Die poetische Empfindung, der dichterische Gedanke schuf sich in Klopstock eine neue Sprache und mußte sich eine solche schaffen, nachdem Klopstock das ganz und gar aufgegeben oder umgestaltet hatte, was bisher das charakteristische Kennzeichen der Dichtung gewesen war. Wo sie sich in ihrer Sprache von der prosaischen Rede unterschieden hatte, da war es weit mehr künstlerischer Schwulst, hohles Pathos und geschmacklose Uebertreibung gewesen, als daß die gesteigerte Empfindung sich in edler, inniger, schöner Weise sich kundgegeben hätte. Das ward nun und zwar wesentlich durch Klopstock anders, der die ursprüngliche poetische Befähigung und eine andere Anschauung vom Wesen und von der Gestalt der Dichtung mitbrachte, und der sich an den klassischen Dichtern und ihrer reinen und edlen Sprache, sowie an Luthers sprachreformatorischer Bibelübersetzung gebildet hatte: so wurde die Messiade der erste bedeutende Fortschritt in unsrer deutschen Sprachbildung seit Luthers großem unsterblichem Werke. Was in dieser That Klopstocks enthalten ist, was es heißen will, wenn wir ihn als den Neubegründer einer poetischen Sprache unsrer Nation bezeichnen, das wird derjenige leicht empfinden, der Gedichte aus der nächsten Zeit vor dem Erscheinen der ersten Messiasgesänge mit diesen Gesängen selbst oder mit den ersten Oden Klopstocks vergleicht. Der Abstand ist selbst bei denen, in denen sich der Uebergang vom Alten zum Neuen vorbereitet, so gewaltig, daß er auch den Ungeübteren überraschen muß. Es ist denn auch gerade dieses Verdienst Klopstocks schon in früherer Zeit vollständig

anerkannt worden*). Daß auch hier ein beschränkender Zusatz zu machen ist, versteht sich fast von selbst: man möchte denn annehmen wollen, in dem einen Klopstock habe sich die ganze Entwicklung von dem ersten Umschwung bis zu der Höhe der Vollendung concentriert. Die Sprache Klopstocks leidet vielmehr noch an manchen Gebrechen, an Ueberfülle und später an dunkler Kürze; die Harmonie zwischen Inhalt und Form, die sich später in Göthe offenbarte, ist noch keineswegs erreicht, sondern nur die Bahn zu ihr gebrochen. Daher kommt es denn auch, daß sich in den Dichtungen Klopstocks namentlich aus spätern Jahren manche einzelne Schwächen finden, die an die früheren durch ihn überwundenen Zeiten erinnern, es begegnet hie und da, wenn auch selten, ein der vorhergehenden Periode eigenthümlicher Abfall von der Höhe des Pathos oder des dichterischen Bildes in die Tiefe der alltäglichsten Vorstellungs- und Ausdrucksweise.

Was wir bisher erörtert haben, reicht hin, um uns die Einsicht zu gewähren, daß Klopstocks Stellung in der Geschichte der deutschen Dichtkunst eine überaus gewaltige, tief einschneidende ist, daß wir in ihm den Anfänger und Begründer einer neuen Zeit verehren dürfen. In der That lassen sich sogar Zusammenhänge Klopstocks mit der nachklassischen Zeit nachweisen, so daß man z. B. sowohl in den Romantikern, als in den Freiheitsdichtern, ja in der noch spätern Dichtung, soweit sie sich auf politische Tendenzen warf, Beziehungen zu Klopstock erblicken dürfte: es ist nicht mit Unrecht bemerkt worden, daß kaum irgend eine neuere poetische Richtung — es wäre denn die rein realistische und darum kaum poetische — zu finden ist, für die nicht die ersten Anregungen durch Klopstock gegeben wurden. Gehen wir aber nicht so weit über ihn hinaus,

*) So von Herder in den Fragmenten zur deutschen Dichtkunst (Werke 1, S. 84 flg.)

so ist die gewaltige Wirkung auf die nächste Zeit unverkennbar, nur tritt nirgends das Ganze der Klopstockschen Natur und Dichtung wirksam auf, sondern die Wirkung äußerte sich in gewaltiger Strömung nach allen Seiten hin. Je weniger der Dichter persönlich anzuregen verstand, wie wir oben sahen, desto bedeutender waren die von ihm in den Geist der Litteratur übergehenden Einflüsse. Diese riefen zunächst die jungen Kräfte wach, deren die Poesie zu ihrer weitern Entwickelung bedurfte, und aus denen später das Haupt und die Spitze der neuen Blüthezeit, Göthe, hervorgieng.

So steht denn in Klopstock eine der bedeutungsvollsten litterarhistorischen Erscheinungen vor uns, eine inhaltsvolle Persönlichkeit von entscheidendem Einflusse auf die Folgezeit, einer der Männer unsrer Litteraturgeschichte, deren historische Bedeutung den Werth ihrer einzelnen Leistungen weit überragt. Er ist kein Klassiker in strengerem Sinne, wohl aber steht er wie der Wegweiser und Pfadfinder am Eingange der neuen Zeit. Er ist nicht geeignet, jemals wieder ein Lieblingsschriftsteller zu werden und Schiller hat nicht Unrecht, wenn er um den besorgt ist, der sich die Messiade zu seinem Lieblingsbuche erliest*), aber er hat noch heute gerechten Anspruch darauf, nicht völlig vergessen und nicht bloß mit traditioneller Verehrung genannt zu werden. Hat doch derselbe große Dichter, der die Messiade der Jugend nicht als Lieblingsbuch geben möchte, Worte wärmster Verehrung für die Vorzüge des großen „musikalischen" Dichters. Lessings bekanntes scharfes Epigramm:

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? Nein!
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein. —

*) Schillers Werke, Bd. 12, S. 213.

ist freilich zumal heute nicht ohne faktische Wahrheit: aber es sollte nicht in vollem Umfange wahr sein, denn einen Theil seiner Schärfe schreiben wir wohl mit Recht dem natürlichen Widerspruch zu, in dem ein so überaus hell und verstandesklar angelegter Geist zu dem empfindungsvollen und in Stimmungen lebenden Klopstock stand. Wir Jüngeren, denen der Rückblick aus größerer Ferne jedes Einzelnen Werth und Unwerth zeigt, vermögen jedem in unserer Neigung und unserm Beifalle die ihm gebührende Stelle anzuweisen: uns darf auch der Sänger der Messiade im Kreise unsrer dichterischen Freunde und Gefährten nicht fehlen. —



Michael Denis.

Michael Denis wurde am 27. September 1729 zu Schärding geboren, einer damals Bairischen, später Oesterreichischen Stadt am Inn; sein Geburtstag war zugleich der Tag, an welchem im Jahre 1590 der Jesuitenorden, dem Denis später angehörte, von dem Papst Paul III. bestätigt worden war. Sein Vater, Johann Rudolf Denis, war Rechtsgelehrter und ein großer Bücherfreund, welche Neigung auf unsern Denis, das fünfte Kind der Ehe, übergieng. In der heiligen Taufe empfieng dieser die Namen Johann Michael Cosmas, zu denen später durch die Firmelung der Name Petrus hinzukam. Im Jahre 1734 siedelte die Familie nach Haidenburg über, als dem Vater die Rechtspflege auf den Gütern der Closen'schen Familie übertragen worden war. Der Erziehung des Knaben nahm sich besonders seine Tante Sophie an, eine Frau von streng religiöser Gesinnung, welche ihn frühzeitig in den Lehren der Kirche unterwies und Ehrfurcht vor den Vorschriften derselben in ihm zu erwecken bemüht war. Auch in den elementaren Fertigkeiten, im Lesen und Schreiben, ward er unterrichtet und bei glücklicher Auffassungsgabe war er bald im Stande, sich mit lehrreichen Büchern zu beschäftigen: er erzählt selbst*),

*) Michaelis Denisii commentariorum de vita sua libri V. (in: M. Denis litterar. Nachlaß, herausgegeben v. J. Fr. Freih. v. Retzer. Wien 1801. 2 Bde.)

daß die Lebensgeschichten der Heiligen und einige geschichtliche Handbücher ihn zuerst an sich gefesselt hätten. Dem Knabenalter aber ist eine besonders lebhafte Freude an dem Wunderbaren und Märchenhaften eigen, und in um so höherem Grade, je stärker und lebendiger die angeborene Einbildungskaft ist. In dem jungen Denis war sie in hohem Grade thätig: so war es natürlich, daß ihn auch die Erzählungen von den Haimonskindern, von dem Kaiser Oktovianus und andere wundersame Geschichten dieser Art gar sehr anzogen. In spätern Jahren schämte er sich fast dieser Jugendbeschäftigung; aber man kann dem greisen Selbstbiographen die Bezeichnung jener Sagen (putidae fabellae) schon zu Gute halten, wenn man bedenkt, wie weit man in jener Zeit von einer gerechten Würdigung des Volksthümlichen in der Litteratur entfernt war. Außerdem war der Verkehr mit der Natur eine Hauptquelle seiner Jugendfreuden: er war ein großer Blumenfreund und eifriger Insektensammler.

Aus des Dichters ausführlichen Mittheilungen über seine Jugendgeschichte geht deutlich hervor, daß der in dem Kreise der Familie herrschende Geist ein trefflicher, daß der Eltern Beispiel durchaus nachahmungswürdig, die Erziehung der Kinder auf Liebe und Strenge gegründet war. So blickte der Dichter, der hochbejahrt die Geschichte seines Lebens zu erzählen unternahm, voll dankbarer Erinnerung auf die Tage der Kindheit zurück. Nur eine Erinnerung gibt ihm Anlaß den Wunsch auszusprechen, daß man nachtheiligem Einfluß hätte wehren sollen. Die überaus reizbare Phantasie des Knaben war nemlich durch allerlei Gespenster- und Spukgeschichten von den Dienstboten thörichter Weise öfters allzusehr angeregt worden. Wenn Denis selbst von seinen spätern Jahren noch erzählt, daß er überaus leicht Thränen vergossen habe, weil ihn der geringste Umstand in heftige Rührung versetzte, so mag

man ihm wohl Recht geben, wenn er beklagt, daß ihm jene Eindrücke nicht erspart worden seien, welche er noch in reifern Jahren, trotz der Hilfe, welche Vernunft und Wissenschaft darbot, nicht leicht habe verwinden können. Für das Verständniß seiner spätern poetischen Richtung sind diese Notizen von nicht geringer Wichtigkeit.

Das achte Lebensjahr brachte ihm die erste Bekanntschaft mit der lateinischen Sprache, welche der Vater sehr liebte und mit großer Fertigkeit handhabte. Diesen ersten Unterricht ertheilte ein Schreiber des Vaters, Namens Hofbauer, ein energischer Mann, der des Knaben ganzes Interesse zu gewinnen verstand. Nach vielen und schweren Lebenserfahrungen ward Hofbauer Kamaldulensermönch mit dem Namen Pater Arsenius: in hohem Alter ward ihm noch die Freude zu Theil, seinen Zögling als Lehrer an dem Collegium Theresianum in Wien aufzusuchen. Auch in der Musik erhielt Michael Unterricht und zeigte sich dafür begabt, so daß er das Flötenspiel, mit dem er sich noch gern beschäftigte, als er dem Klavier schon entsagt hatte, auf eigene Hand lernte.

Im November des Jahres 1739 trat Denis in das Jesuitergymnasium zu Passau ein, welche Stadt in freundlicher Gegend am Zusammenflusse des Inn und der Donau liegt. Unter der Leitung tüchtiger und wohlwollender Lehrer machte er die glücklichsten Fortschritte und gieng bei den in den Jesuitenanstalten üblichen und in ihrem Erziehungssystem keine kleine Rolle spielenden Preisvertheilungen niemals leer aus; vielmehr gelang es ihm öfters, mehrere erste Preise zu erwerben. Das Schulleben erlitt nur eine größere Unterbrechung, als im Jahre 1742 die Kriegsunruhen den Eltern die Rückkehr des Sohnes wünschenswerth erscheinen ließen: doch wurden auch zu Hause unter des Vaters und des ältern Bruders Leitung die Beschäftigungen mit den klassischen Schriftstellern und den

historischen Wissenschaften rüstig fortgesetzt. In dieser Zeit ward Denis von der Blatterkrankheit befallen und durch dieselbe dem Tode so nahe gebracht, daß er die Sterbesakramente empfieng: indes überwand er die Gefahr glücklich und erlangte seine volle Gesundheit wieder, nur die äußern Spuren der zerstörenden Krankheit blieben zurück. Hatte er während seiner Schuljahre den Entschluß gefaßt, sein Leben dem Dienste Gottes im Anschluß an einen Priesterorden zu weihen, so war es die Liebe zur Wissenschaft, welche er vorzüglich vom Jesuiterorden gepflegt sah, die ihn bewog, in diesen selbst einzutreten. So reichte er denn, als der letzte Schulkursus, der philosophische, sich seinem Ende nahte, sein Aufnahmegesuch bei dem Ordensprovincial in Wien ein und erhielt im August 1747 von diesem den Bescheid, daß er zugelassen und deshalb für den Oktober nach Wien berufen werde. Nach kurzem Aufenthalte bei den geliebten Eltern, die sich glücklich fühlten, einen Sohn dem Dienste der Kirche erzogen zu haben, trat er seine Reise über Passau nach Wien an, wo er am 17. Oktober im Kollegium zu St. Anna eintraf.

Ueber poetische Jugendarbeiten finden sich nur spärliche Nachrichten, wie denn überhaupt für die Lebensgeschichte des Dichters uns wenig Quellen zu Gebote stehen. Indes läßt sich wohl mit leidlicher Sicherheit schließen, daß eine so begabte und empfängliche Natur schon in früheren Jahren Gedanken und Empfindungen poetisch zu gestalten versuchte. Darauf weisen auch einzelne Andeutungen in Denis' Selbstbiographie hin. So gedenkt er der im Jahre 1743 durch Fenelon's Talemach empfangenen Anregung, der Nachahmung fremder Verse und auch eigner Versuche*). Aus dem Jahre 1746

*) Tentabam etiam quandoque praeter pensa scholastica meo Marte quaedam in chartam conjicere. (Comment. de v. s. lib. I. cap. VII).

erinnert er sich der Bekanntschaft mit den Werken von Hoffmannswaldau, Triller und Brockes und eines eignen scherzhaften Gedichtes (canticum joculare), das ihm später, freilich in veränderter Gestalt (transscribendo deformatum) wieder in die Hände fiel. Indessen könnten diese Gedichte auch in lateinischer Sprache verfaßt worden sein, in welcher Denis auch noch später Gedichte schrieb: eine solche Vermuthung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man die ausführliche Schilderung des Unterrichtsganges in der Jesuitenschule liest, welche den Hauptinhalt der commentarii des Denis bildet. Andrerseits ist freilich kaum anzunehmen, daß diese poetischen Versuche nur der lateinischen Sprache sich bedient haben.

Nachdem nun Denis seine zwei Probejahre in Wien zu St. Anna rühmlich bestanden hatte, blieb er daselbst noch ein Jahr, um die orientalischen Sprachen zu erlernen; in diesem Jahre verfaßte er ein lateinisches Schauspiel, Gasto, das später von den Schülern nicht ohne Beifall dargestellt wurde. Im August 1750 wurde er nach Grätz als Lehrer der untersten lateinischen Klassen geschickt. Von da ward er im Herbste 1752 nach Klagenfurt versetzt, wo er ein Jahr lang Rhetorik und Poetik lehrte. Dieser Unterricht gab erwünschte Gelegenheit zu poetischen Beschäftigungen: verschiedene Stoffe aus der biblischen Geschichte wurden in kleinen lateinischen Dramen (declamationes) bearbeitet, daneben auch eine deutsche Nachbildung der Menaechmen des Plautus unternommen. 1754 kehrte Denis nach Grätz zurück, um den vierjährigen theologischen Kursus zu beginnen, der nach den Einrichtungen des Jesuitenordens erst nach Vollendung der übrigen Studien und nach längerer Lehrübung aufgenommen wurde und das gesammte Gebiet der Theologie umfaßte. Im vierten Jahre dieses Kursus ward ihm die Priesterwürde ertheilt, worauf er nach Judenburg in Steiermark abgieng, um das letzte Probejahr zu

bestehen. Hierauf wurde er nach Presburg versetzt, um daselbst im geistlichen Amte predigend und seelsorgend thätig zu sein, aber schon nach Jahresfrist nach Wien berufen, wo er am Kollegium Theresianum, einer von der Kaiserin Maria Theresia 1746 gestifteten Unterrichts- und Erziehungsanstalt für die adelige Jugend, das Lehramt der schönen Wissenschaften übernahm. Dieser Anstalt gehörte er 25 Jahre hindurch an, bis zum Jahre 1784, in welchem sie von Kaiser Joseph II. aufgehoben wurde. Ueber seine umfassende Thätigkeit am Theresianum hat uns Denis selbst einen ausführlichen Bericht hinterlassen, aus dem hervorgeht, daß er ein unermüdlicher Lehrer der Jugend und ein treuer Freund der Musen war. Auch entgieng ihm nicht die wohlverdiente Anerkennung. Denn schon im Jahre 1762 erleichterten die Oberen seines Ordens, welche das Lehrtalent, den Lehreifer und die gründliche Gelehrsamkeit an ihm zu schätzen wußten, ihn in der Ausübung der anfänglich mit dem Lehramte verbundenen geistlichen Amtspflichten: er ward fast ausschließlich für den Unterricht verwendet. War er von Haus aus für Poesie empfänglich und selbst dichterisch begabt, so brachte es nun auch der ihm anvertraute Unterricht mit sich, daß er sich öfters dichterisch versuchte und außer andern Gedichten auch die officiellen Festgedichte und Anreden verfaßte, durch welche die Akademie große Begebenheiten und hervorragende Persönlichkeiten zu feiern pflegte. Ein Trauergedicht auf den Tod Dauns im Jahre 1766 brachte ihm von der Kaiserin eine goldne Medaille, und im Jahre 1770, als die ersten Theile der Uebersetzung des Ossian erschienen waren und Denis auch als Bardendichter („die Bardenfeier") mit großem Beifall aufgetreten war, ward ihm ein Gnadengehalt von 300 fl. ausgesetzt. Nun wurde er im Auslande bekannt, und die gefeiertsten Dichter damaliger Zeit traten mit ihm in Verbindung: davon geben zahlreiche Briefe von Klopstock, Bod-

mer, Geßner, Gleim, Lavater ꝛc., welche Retzer in den schon erwähnten litterarischen Nachlaß aufgenommen hat, Zeugniß. Der älteste Brief Klopstocks, an den sich Denis in seinen Dichtungen besonders eng anschloß, ist vom 22. November 1766 aus Kopenhagen datiert, also noch vor der Herausgabe der Ossianübersetzung, welche Denis nach seiner eignen Angabe erst 1767 begann, geschrieben. Im Jahre 1772 erschienen die Lieder Sined's, welchen Namen Denis von dem Zittauer Dichter Kretschmann erhielt, der sich selbst den Barden Rhingulph nannte.

Nachdem Denis im folgenden Jahre die Aufsicht über die mit dem Theresianum verbundene Garelli'sche Bibliothek übernommen hatte, brachte dasselbe Jahr, das er selbst in seinen Aufzeichnungen „ein schweres Jahr" nennt, ein in des Dichters Leben und Wirken tief einschneidendes Ereigniß. Lange Zeit schon war der Jesuitenorden Gegenstand heftiger Angriffe und Anfeindungen, gerechter wie ungerechter gewesen. Als aber der portugiesische Minister Pombal die Jesuiterkollegien schließen und die Ordensglieder nach dem Kirchenstaate bringen ließ, andere, namentlich die bourbonischen Höfe ähnlich gegen den Orden verfuhren und die allgemeine Zeitstimmung diese Maßregel'n entschieden billigte, ließ sich endlich auch die päpstliche Kurie dazu herbei, gegen den Orden einzuschreiten. Papst Clemens XVI. (Ganganelli) löste 1773 die Gesellschaft Jesu auf und schloß ihre im Kirchenstaat befindlichen Kollegien. Dadurch wurde auch Maria Theresia genöthigt, in ihren Staaten ein Gleiches zu thun und damit das Theresianum den Händen der Jesuiten entzogen. Auch Denis stellte seine amtliche Thätigkeit als Professor der schönen Wissenschaften ein.

Wer seine in vieler Hinsicht interessante Selbstbiographie liest, ersieht daraus deutlich, wie schmerzlich ihn dies Ereigniß berührte: auch noch in den Worten des Greises ist der Schmerz darüber lebendig. Denn er hieng mit treuer Ergebenheit an

dem Orden und schätzte die Verdienste desselben um Unterricht und Wissenschaft sehr hoch, obgleich seine Liebe nicht blind gegen die Mängel und Unzulänglichkeiten, namentlich gegen die starre Abneigung des Ordens gegen zweckmäßige Neuerungen war. Wie schwer aber auch und wie hart der Schlag traf, in Bezug auf Denis möchte doch auch eine ersprießliche Wirkung nicht zu verkennen sein. Denn indem er sich nun auf das Studium der Bibliographie warf, über diese sowie über Litteraturgeschichte Vorlesungen hielt und darin Unterricht ertheilte, erwarb er sich um die österreichischen Lande ein nicht geringes Verdienst. Man war in diesen Dingen damals in Oesterreich noch unverhältnißmäßig weit zurück, und es war darum von großem Gewinn, daß Denis diesen Gebieten jetzt seine ganze Kraft widmen konnte. Auch kam die ihm fortan verstattete freiere Bewegung seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu Gute, so daß bei weitem die Mehrzahl seiner Schriften der Zeit nach 1773 angehört. Als Maria Theresia im Jahre 1779 die Garellische Bibliothek mit ihrem Besuche beehrte, ernannte sie Denis zum k. Rath und ließ ihm das Ernennungsdekret kostenfrei ausfertigen. Schon das folgende Jahr aber entriß ihm die erhabene Beschützerin. Maria Theresia starb 1780, und theils in gerechtem Schmerze über diesen unersetzlichen Verlust, theils der Mahnung eingedenk: solve senescentem mature sanus equum, ne peccet ad extremum ridendus et ilia ducat*), entsagte Denis fortan seiner dichterischen Thätigkeit und beschränkte sich fast ganz auf wissenschaftliche Arbeiten. Als 1784 das Theresianum gänzlich aufgehoben wurde, übertrug ihm Kaiser Joseph II. die Stelle des zweiten Kustos an der k. k. Hofbibliothek, aus der er 1791 in die des ersten Kustos aufrückte und zugleich vom Kaiser Leopold II. zum k. k. Hofrath

---

*) Horat. Epist. I, 1, 8. 9.

ernannt wurde. Er starb am 29. September 1800 und wurde, wie er es selbst gewünscht, auf dem zwei Stunden von Wien entfernten Kirchhofe zu Hütteldorf begraben. In seinem Testamente, in dem er jenen Wunsch ausgesprochen, setzte er sich auch die einfache Inschrift, welche jetzt noch auf dem Grabsteine zu lesen ist:

Hic tumulum optavit Michael Denis exstinctae S. J. sacerdos, a consil. et biblioth. Augg. natus Schardingae a. MDCCXXIX obii Viennae a. MDCCC.

Denis zeigt sich in seinem Leben und Wirken als eine höchst tüchtige und achtungswerthe Persönlichkeit. Freilich sind die vorhandenen Nachrichten nicht ausführlich genug, um aus ihnen ein treues vollständiges Bild seines menschlichen Wesens herzustellen: es fehlen gerade die kleinen und doch an Aufschluß über Denk- und Handlungsweise des Menschen so reichen Züge, deren der Biograph dringend bedarf. Aber so viel scheint gewiß: die in ihrem Lobe einstimmigen Zeugnisse der Zeitgenossen standen auf berechtigter Ueberzeugung. Vor Allem fehlte ihm das nicht, was das Erste und Höchste für jeden Christen sein sollte, und was derjenige insbesondere besitzen muß, der sein Leben dem Dienste Gottes und der Kirche gewidmet hat, ein gläubiges Herz und ein frommer in treuer Pflichterfüllung und warmer Menschenliebe sich bethätigender Sinn. Und was für den katholischen Priester und den Anhänger der Gesellschaft Jesu kein geringes Lob ist, er war frei von Intoleranz und Verfolgungssucht. Ein besserer Beleg der toleranten Gesinnung, welche Denis hegte, ist wohl nicht zu finden, als die Inschrift, welche er für die reformierte Kirche in Wien verfaßte*): „dem Gotte des Friedens und der Liebe, der uns Joseph II. und durch Joseph christliche Duldung und freie

*) Litterar. Nachl. v. Retzer, Bd. 2. S. 8.

Religionsübung schenkte, heiliget diesen Bau die reformirte Gemeinde in Wien. 1783." Man würde aber sehr irren, wollte man hinter diesem duldungsvollen Sinne, wie das nur zu oft geschieht, religiösen Indifferentismus und Mangel an Bekenntnißtreue suchen. Dem Einflusse des Josephinischen Humanismus hatte sich freilich Denis nicht entziehen können, aber er war und blieb trotzdem ein treuer Anhänger seines Ordens. Noch sein Testament, das ein beredtes Zeugniß seiner Religiosität und Menschenfreundlichkeit ist, bezeichnet ihn als solchen, indem er erklärt, daß er niemals irgend einem Orden oder einer Gesellschaft angehört habe, außer der Gesellschaft Jesu, in welcher ich durch 26 Jahre nichts als Gutes gelernt und genossen habe." Seine Toleranz war die einzig echte, welche sich vor einseitigem verwerfendem Aburtheilen über Bekenntniß und Glaubensleben Anderer bewahrt, aber unerbittlich streng gegen sich selbst ist. So ward er denn auch von Katholiken wie von Protestanten hoch geehrt, und heftige Angriffe gegen die Jesuiten unterließen nicht, ihn unter denjenigen Männern zu nennen, welche der gegen den Geist und das Wirken dieses Ordens gerichtete Tadel nicht treffen sollte. Denis war in Sinn, Wort und That ein guter Christ, und wenn wir auch bei ihm ein Vorwalten der religiösen Empfindung wahrnehmen, so war doch dieses Gefühlselement nicht so übermächtig, daß die tieferen sittlichen Einwirkungen des christlichen Glaubens gehindert worden wären.

Zeigt sich Denis ferner als ein treuer und gewissenhafter Lehrer und Führer der Jugend, so war er auch ein fleißiger Jünger der Wissenschaft: er besaß die erste Eigenschaft des Gelehrten, ausdauernden Fleiß. Die Emsigkeit seines wissenschaftlichen Arbeitens bekunden seine zahlreichen litterargeschichtlichen und bibliographischen Schriften, bei deren Beurtheilung man freilich sowohl den allgemeinen Zustand dieser

Wissenschaften zu damaliger Zeit, als auch insbesondere die Lage derselben in Oesterreich berücksichtigen muß. Oesterreich muß Denis zu hohem Danke verpflichtet sein, denn er ist einer der Ersten, welche auf Reinigung der Sprache, Erweiterung der litterarhistorischen Kenntnisse und Verbesserung des Geschmackes bedacht waren.

Wir haben endlich in dem Charakter Denis' noch das patriotisch-deutsche Element hervorzuheben. Ist es leider zu keiner Zeit unter den Deutschen selbstverständlich gewesen, daß ein Jeder der Vorzüge deutsches Geistes und Wesens sich bewußt war und sich als Deutscher fühlte, so war man im vorigen Jahrhundert ganz besonders undeutsch. Unter den Persönlichkeiten, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und darüber hinaus bemüht waren, die Deutschen auf das Deutsche aufmerksam zu machen und sie zu einer gerechteren Würdigung und liebevolleren Pflege desselben zurückzuführen, ist auch Denis mit Ehren zu nennen.

Wie schon bemerkt wurde, gehört Denis' schriftstellerisches Wirken zwei Gebieten an, der Poesie und der Wissenschaft. Was seine poetischen Werke betrifft, so ist eine vollständige Ausgabe derselben in 6 Bänden unter dem Titel: „Die Lieder Ossians und Sineds" 1791 und 1792 in Wien erschienen. Als das Hauptwerk ist die Uebersetzung des Ossian anzusehen, welche zuerst 1768 in Wien an das Licht trat und eine litterarhistorische Bedeutung gewonnen hat. Es knüpfen sich die für das Verständniß jenes fabelhaften Dichters, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so großen Enthusiasmus erregte, nothwendigen Erörterungen hier am passendsten an, wo wir von dem Dichter handeln, der den Ossian zuerst vollständig ins Deutsche übersetzte.

Schon seit geraumer Zeit wußte man in England, daß die Gälen nationale Gesänge aufbewahrten, und Buchanaas histo-

ria Scotiae berichtete darüber ausdrücklich, indes wurden sie nicht bekannt. Auch wurde frühzeitig schon (zuerst im Giraldus Cambrensis) der Name Ossians, des blinden kaledonischen Barden, genannt. Dieser sollte um 300 n. Chr. gelebt haben und der Sohn des hochschottischen Helden Fingal (Fionnghal) gewesen sein; durch den im Kampfe erfolgten Tod seines Sohnes Oskar sei er, so erzählte die Sage, der letzte seines Stammes geworden.

Hieronymus Stone von Dunkeld faßte zuerst den Gedanken, die gälische Bardenpoesie zu sammeln. Er übersetzte auch wirklich mehrere solcher Gedichte und veröffentlichte sie 1755 in dem Scotish Magazine. Auch der Landprediger A. Pope gab mehrere Gedichte unter dem Namen Ossianischer heraus, und Chalmers, welcher den litterarischen Nachlaß Stone's sammelte, theilte auch die der Uebersetzung zu Grunde liegende Urschrift mit.

Im Jahre 1760 gab nun der Schottische Gelehrte James Macpherson, damals Hauslehrer bei Graham, Bruchstücke altschottischer Gedichte in englischer Uebersetzung als Remains of ancient poetry heraus, in denen man Gesänge Ossians des Barden zu erkennen glaubte. Der Beifall, welchen diese Gedichte fanden und das neu erregte Interesse für Ossianische Dichtung veranlaßte ihn, selbst in das Land der Bergschotten zu reisen, um Nachforschungen nach den angeblich dort noch vorhandenen Liedern anzustellen. Als das Resultat dieser Bestrebungen ließ er dann 1762 das größere Gedicht Fingal, sowie 16 kleinere, 1763 das Gedicht Temora und 5 kleinere erscheinen und vereinigte alle diese Gedichte 1765 in einer Gesammtausgabe der Werke Ossians (the works of Ossian the son of Fingal translated). Diese Veröffentlichung war der Anfang eines lange andauernden Streites. Denn während Viele in dem Macphersonschen Ossian die Ueberlieferung al-

tersgrauer Vorzeit erblicken zu müssen und ein echtes Urepos zu besitzen glaubten, begann man von anderer Seite bald Zweifel gegen die Echtheit dieser Gedichte zu hegen und zu äußern. Dort gieng man so weit, die Gesänge Ossians in die Zeiten des römischen Kaiserreichs hinein zu versetzen, hier unternahm es zuerst der gelehrte Johnson (1775) sie geradezu für untergeschoben zu erklären, eine Ansicht, welcher auch der bekannte deutsche Gelehrte Adelung beitrat. Es entspann sich eine heftige litterarische Fehde, welche um so heftiger wurde, als die Haupteigenschaften der neu entdeckten Gedichte so recht mit der poetischen Grundstimmung der Zeit übereinstimmten: war man doch geneigt dem Barden Ossian den Vorzug vor dem Homer einzuräumen. Als Macpherson 1796 gestorben war, wurde sogar eine Kommission durch die Edinburgische Alterthumsgesellschaft niedergesetzt, welche die Echtheit der in dem Nachlasse des Verstorbenen befindlichen und an seinen Freund Mackenzie zur Herausgabe testamentarisch cedierten Urschriften prüfen sollte. 1807 erschien das Original im Abdruck, nach dem der deutsche Ahlwardt 1811 eine getreue Uebersetzung herausgab. So viel zeigte eine Vergleichung der Uebersetzung mit dem Originale, daß Macpherson mit Nachlässigkeit und Willkür verfahren war.

Mit unumstößlicher Gewißheit wird sich auch heute das Alter der Ossianischen Gedichte nicht feststellen lassen, aber es kann uns wenigstens das als gewiß gelten, daß die im vorigen Jahrhundert von Vielen, unter ihnen auch von Denis festgehaltene Ansicht, die in ihnen uralte Bardengesänge erblickte, eine irrige war. Jener Zeit mangelte es an einer genügenden Einsicht in das Wesen des Epos, an einem Verständniß der volksthümlichen Dichtung, der historischen Entwicklung derselben, insbesondere an einer ohne diese Voraussetzungen unmöglichen Würdigung der Homerischen Gedichte, als muster-

giltiger Volksepen. Man war in der Subjektivität befangen und es lag im Gange der litterarhistorischen Entwicklung, daß man sich zunächst einseitig auf diese stellte. Dadurch wurde Ossian, dessen Gedichte, wie Herder *) sehr richtig bemerkt, sich dadurch vornehmlich von den Homerischen unterscheiden, daß Homer objektiv, Ossian subjektiv ist, so sehr in den Vordergrund gedrängt. Das also kann uns als gewiß gelten, daß die von Macpherson veröffentlichten Gedichte nicht die Werke eines Dichters aus dem 3. oder 4. Jahrhundert nach Christi sind, daß der „Barde Ossian" eine fabelhafte unbeglaubigte Figur ist, daß eine Täuschung durch Macpherson vorgegangen ist. Andrerseits wird man nicht so weit gehen müssen, den Herausgeber wegen seiner Vertrautheit mit der gälischen Sprache für den Verfasser der Gedichte zu halten. Er mag ältere Lieder, von deren Vorhandensein ja auch andere zuverlässige Nachrichten reden, vorgefunden und zu Grunde gelegt haben: gewiß hat er sie vielfach überarbeitet, interpoliert, willkürliche Veränderungen vorgenommen und Einzelnes zu einem Ganzen verbunden. Er muß sogar den Inhalt hie und da verändert haben, um den Glauben an ihr Alter zu stützen. Ein Epos im Sinne des Homers und der Nibelungen ist hier nicht zu suchen: das ist unzweifelhaft. Aelter als aus dem 10. Jahrhundert dürften die aufgefundenen Lieder schwerlich sein. Denis war nun der Erste, welcher im Deutschen eine vollständige Uebersetzung der Ossianischen Gedichte gab, nachdem vorher schon Engelbrecht (Hamburg 1763) und Wittenberg (ebendaselbst 1764) einzelne Theile übertragen hatten. Denis wählte die Form des Hexameters, wahrscheinlich durch Klopstocks Messiade bestimmt und vergriff sich damit durchaus, obschon er die Aufnahme jenes Maßes in die deutsche Litteratur

*) Herder, zur schönen Litteratur u. Kunst, 12. Bd. S. 387.

dadurch förderte. Denn seine Hexameter sind im Ganzen gut zu lesen, man sieht ihnen an, daß der Uebersetzer mit Fleiß und Sorgfalt verfuhr; aber den Gedichten that es Schaden, daß diese Form gewählt wurde. Das Grundmaß der Ossianischen Gesänge ist als der daktylisch-katalektische Trimeter, bald mit Anakrusis, bald mit einer trochäischen Basis, bezeichnet worden *). Sie können aber kaum in einem solchen Maße gedichtet worden sein, sondern haben sich jedenfalls nach dem Gesetze der Hebungen und Senkungen, nicht nach der antiken Gliederung in Versfüße, gebildet. Mit Leichtigkeit erkennt der Leser im Ossian Verse mit in der Regel drei, bisweilen auch zwei Hebungen und willkürlich dazwischen geschobenen Senkungen als das ursprünglich zu Grunde liegende Versmaß, welches Macpherson selbst nicht verstanden haben mag. Er selbst gab seine Uebersetzung bekanntlich in Prosa.

Denis that Unrecht, die Ossianischen Gedichte in Hexametern zu übertragen: denn der Hexameter eignet sich nicht für die Lyrik, und im Ossian überwiegen die lyrischen Bestandtheile. Zwar wurden einzelne Episoden in andern Maßen übersetzt, aber da es nur einzelne eingeschobene Gesänge sind, so wird dadurch der Mangel nicht ausgeglichen. Bei einem solchen Haupt- und Grundfehler ist es selbstverständlich, daß wir die Nachdichtung nicht als gelungen bezeichnen können: zudem ist sie nicht frei von gezwungenen, unverständlichen Stellen und von Provincialismen. Schon die Zeitgenossen machten darauf aufmerksam, wie ein Aufsatz des Dichters, der in dem litterarischen Nachlaß enthalten ist, deutlich nachweist. Indes hindern diese Mängel nicht, die Arbeit eine fleißige und ver-

*) Vergl. den sonst inhaltsreichen Artikel über Ossian bei Ersch und Gruber, 3. Sect. 6. Thl.

dienstliche zu nennen, und wer heut zu Tage, wo vom Ossian nicht viel mehr die Rede ist und auch nicht wohl die Rede sein kann, Denis' Uebersetzung zur Hand nimmt, wird manche glücklich gestaltete, durch Angemessenheit des Ausdruckes und rhythmische Leichtigkeit erfreuende Stelle finden.

Denis war eine weiche, empfindsame Natur und dadurch von Haus aus auf die lyrische Dichtung hingewiesen. Auf diese hat er sich denn auch mit kaum nennenswerthen Ausnahmen beschränkt: ein in den jüngeren Jahren gefaßter Plan zu einem umfassenden Epos kam nicht zur Ausführung.

In seinen eigenen Gedichten finden wir ihn mit Gellert, Gleim und Klopstock in einem Verwandtschaftsverhältniß. Die Jedem bekannte Art und Weise des ersten dieser Männer, den Denis außerordentlich hoch schätzte, klingt deutlich aus den leichteren lyrischen Gedichten heraus, wie z. B. „der Chronographist"*) (1762):

Manche machen so viel Wesen,
Wenn sie Poesien lesen.
Ich begreife nicht, warum!
Was sind aller Dichter Werke?
Ich, ich setze meine Stärke
In ein Chronographikum.

Mag doch Stax beim Hübner fluchen,
Silben zählen, Reime suchen;
Was entgehet mir darum?
Ich muß seines Fleißes lachen:
Er kann Epopöen machen,
Ich ein Chronographikum rc. rc.

Hierher gehören Gedichte wie: „an einen Jüngling" (1764):

---

*) Ossians und Sineds Lieder; Wien 1792. 6. Bd. S. 273.

Mein junger Freund! die schnellen Jahre weichen,
  Des Lebens Lenz ist kürzer als man glaubt,
Der Wangen Zier, die Morgenrosen gleichen,
  Kaum aufgeblüht, wird von der Zeit geraubt.
Und dennoch nimmt kein andrer Wunsch Dich ein,
  Als wohlgeputzt und schön zu sein 2c. 2c.

oder „an meinen Vogel" (1763), „Mutterlehren an einen reisenden Handwerksbursch" (1761):

Mein Sohn, sprach Gertraud schwer an Jahren:
  Du zeuchst von mir.
Auf Reisen wirst Du viel erfahren,
  Ach, merk' es Dir!
Die Lehren aus der Mutter Munde
  Schlag nicht in Wind!
Du bist (gesagt zur guten Stunde!)
  Ein Sonntagskind 2c. 2c.

welches letztere Gedicht besondern Beifall fand. Hier bedient sich auch Denis, sowie in einigen andern Gedichten, des Reimes, den er in seiner Barden- und Odenpoesie nicht anwendete. In der Einleitung zum 6. Bande seiner poetischen Werke („Gespräch über den Werth der Reime") spricht er sich dahin aus, daß der Reim nicht gebraucht werden dürfe, „wo ernste Handlungen, wo aufgebrachte Leidenschaften, wo Schwung und Begeisterung, wo ununterbrochener Gedankenschwall sein soll". Es ist diese irrthümliche Auffassung bei Denis umsomehr zu beklagen, als er den Reim im Ganzen mit Gewandtheit handhabt.

Sind nun die oben erwähnten Gedichte im Stile Gellerts wenig befriedigend, ohne tiefern lyrischen Gehalt, so sind einige andere kleinere Dichtungen entschieden als werthvoll zu bezeichnen. Sind sie auch nicht frei von Mängeln, indem die Ausführung hie und da zu breit, der Ausdruck ungeschickt wird, so waltet doch in ihnen eine reine lyrische Stimmung; es fehlt

sogar nicht an poetischem Schwunge, der freilich nicht gleichmäßig festgehalten ist. Hieher gehören die Gedichte: „Sineds Abendlied", „Gruß des Frühlings", „das Donnerwetter", „Sineds Morgenlied", „Sineds Träume". So beginnt z. B. das erste dieser Gedichte also:

O fahre wohl in Deinem milden Westen,
Erleuchterin der Welt!
Es trinkt den letzten Segen deiner Strahlen
Ein weiter Wolkenkreis 2c. 2c.

„Das Donnerwetter" — heut zu Tage nehmen wir schon an der Ueberschrift Anstoß — ist reich an schönen Einzelheiten, und leidet nur hie und da durch das Streben nach Detailschilderung; dasselbe gilt von dem „Gruß des Frühlings". Es sei gestattet, aus dem zweiten Traume Sineds die schöne Schlußstelle noch anzuführen:

Tröste dich, Baum! Ein Baum ist gefallen, mit dem du verglichen
Staude nur bist. Sein himmelerreichender Wipfel mit allen
Herrlichen Aesten und Zweigen, die liegen in Osten und Westen,
Norden und Süden verstreut und schlafen im Trümmergemenge
Mächtiger Reiche, gewaltiger Städte, berufener Völker,
Schlachten und Helden den ewigen Schlaf. Nur Bardengesänge
Streichen zuweilen noch über sie weg. So beugen auf Gräbern
Nächtliche Lüfte die Spitzen des Grases. Sie beugen die Spitzen,
Aber erwecken sie den, der unten im Moder hinanschläft?

So erscheint gerade in denjenigen Gedichten, welche den Hauptrichtungen des Dichters, der Bardenpoesie und dem vaterländischen Gesang, nicht angehören, seine poetische Begabung am reinsten und läßt uns aufrichtig bedauern, daß er so ganz und gar zu den Vergessenen gehört. Es sind freilich nur die Anfänge der neuen Zeit, die uns in Denis hie und da entgegentreten, aber sie sind eben so erfreulich wie beachtenswerth.

Wie der Halberstädter Gleim den preußischen König Friedrich II. besang, so widmete Denis einen nicht kleinen Theil

seiner Gedichte der Verherrlichung Marien Theresiens und Josephs II. Er nennt sich geradezu ihren Barden, wohl auch den Oberbarden an der Donau. Damit tritt er zugleich in Beziehung zu dem „obersten der Barden Teuts"*), zu Klopstock, der in dem Bardenkreise auch Werdomar hieß. Beiden Dichtern war er mit warmer Verehrung und Liebe zugethan, beiden an vaterländischem Sinne verwandt, ja über Klopstock darin hinausreichend, daß er, obwohl Oestreicher, sich gegen des Preußenkönigs Größe nicht verschloß, und in deutscher Gesinnung dem Sänger Friedrichs, „dem Bardenführer der Brennerheere" die Hand reichte. Durch und durch ehrenwerth ist diese Gesinnung, wahrhaft erquicklich dieses patriotische Element in dem Dichter. Dagegen stehen die Gedichte dieser Gattung, bei weitem die Mehrzahl der selbständigen Dichtungen, hinter den oben genannten bedeutend zurück. Sie sind ihnen zwar an Schwung überlegen, aber dieser ist häufig mehr das Produkt künstlicher Steigerung als lebendiger Empfindung. Es gilt dies von der gesammten höhern Lyrik des Denis, in der gegen Klopstock ein bedeutender Abstand nur zu fühlbar ist. Höchstens kann man ihm das Zugeständniß machen, daß seine Odendichtung sich gleichmäßiger bleibt, und während sie die Macht und das Feuer Klopstockscher Dichtungen aus den früheren Jahren nirgends erreicht, auf der andern Seite auch nicht den Grad von Gespreiztheit und Dunkelheit besitzt, der auf den spätern Oden Klopstocks lastet. Im Ganzen ist Denis leichter zu lesen, er ist glatter, aber ist freilich auch um ein gutes Theil matter. Zudem trifft man hie und da auf wunderliche, ja geradezu geschmacklose Ausdrücke und Wendungen. Und worin er ganz besonders zurücksteht, ist die selten glückliche Wahl des Stoffes: wie oft ist Schwung und Pathos an

*) Ossians und Sineds Lieder VI, 131.

einen Gegenstand gesetzt, der einen solchen Kraftaufwand durchaus nicht zuläßt, wie z. B. an die Reisen des Kaisers Joseph. Doch bleibt des Lesenswerthen genug übrig, wie denn z. B. gleich das erste Gedicht des 5. Bandes (das erste der Lieder Sineds), „an Ossians Geist", schön genannt werden kann; doch mangelt es auch sonst nicht an gelungenen Einzelheiten. Wie ehrlich er es aber mit dem deutschen Volke meinte, davon geben zahlreiche Stellen seiner Gedichte unwiderlegbare Beweise; so z. B. die „dritte Klage Sineds", in der es heißt*):

Fragt eure Söhne von der Deutschen Thaten,
Von unsrer Ahnen Zeit,
Von Weisen, die wir haben, die wir hatten,
Und ihrer Trefflichkeit;

Von unsrer Barden feuervollem Singen,
Von unsrer Künste Zahl,
Von allem dem, was unsre Gauen bringen,
O fraget hundertmal!

Sie stehn und schweigen. Könnt ihr dieses ahnden?
Beim Teut! ihr könnt es nicht!
Woher von dem, was Lehrer nicht verstanden,
Des Lehrlings Unterricht?

Und wird sich der stolz einen Deutschen nennen,
Der nichts von Deutschland weiß?
Wird je sein Herz dem Vaterlande brennen?
Dann brennet auch das Eis!

Und dieselbe kräftige vaterländische Gesinnung spricht aus zahlreichen andern Gedichten.

Wir haben schließlich noch einiger religiösen Gedichte zu gedenken, denen es zwar nicht an religiöser Empfindung, wohl

*) Ossians und Sineds Lieder V, 119.

aber an Tiefe und Einfachheit fehlt. Da in denselben fast durchgängig der Reim beibehalten ist, ersieht man, daß er sie volksmäßig dichten wollte, was ihm aber durchaus nicht gelungen ist.

Von seinen übrigen zahlreichen Schriften, welche meist dem Gebiete der Litterargeschichte und Bibliographie angehören, haben wir oben schon bemerkt, daß sie das Werk unermüdlichen emsigen Fleißes, gewissenhaftesten Sammelns und Ordnens sind. Das Lob des „emsigsten" ward ihm denn auch in öffentlichen Beurtheilungen verdientermaßen zu Theil. Für unsre Zeit haben diese Arbeiten freilich kaum irgendwelche Bedeutung: aber der Hinblick auf die Zustände jener Wissensgebiete im vorigen Jahrhundert, insbesondere in den österreichischen Ländern, gibt den rechten Maßstab für ein anerkennungsvolles Urtheil.

So lebte und wirkte Michael Denis, keiner der großen Werkmeister in der Werkstätte der Litteratur, sondern einer der Gehilfen und Mitarbeiter, die im Anschluß an die Meister ihre Arbeit thun, der geringeren Aufgabe mit treuem Fleiße sich hingebend. Zwischen den glänzenderen Namen jener werden diese nur zu leicht vergessen, oder die Kenntniß von ihnen wird zu einer dürren Notiz. Und doch ist das Leben und Streben auch dieser Kleinen inhaltreich, belehrend und anziehend genug, und es ist ein erfreuliches Geschäft, ihr wohlverdientes Ansehen zu erneuern. Wer gewänne Denis nicht lieb, wenn er ihm in sein bescheidenes Leben und Wirken folgt, das so redlich und so tüchtig ist und in der Uebereinstimmung des Menschen und des Dichters ein ausgiebiges Gegengewicht gegen die Mängel des Dichters besitzt, der freilich mehr durch sein Streben und die ihn beseelende Gesinnung, als durch seine Werke hervorragt. Er selbst singt:

Fandet ihr an meinem Herzen
Menschenwerth,
O so menget meinen Namen
Euern Liedern ein! —

und mit nicht geringerem Rechte an einer andern Stelle:

War von meinem Harfenspiele
Stolz und Bitterkeit und Tadel
Meiner Brüder weit:
Weckten meine Lieder
Liebe zu der Gottheit
Und zum Vaterlande,
Tapferkeit und Tugend
Und der Wehmuth Lust:
O so lehre sie die Nachzeit, Heldenvolk!
O so zeichne meinen Hügel,
Daß ihn in dem spätsten Alter
Noch der Enkel kennt! —

Und wenn gleich die Zeit der Barden und die Tage der Ossianbegeisterung vorüber sind, vergessen braucht der ehrliche Michael Denis nicht zu sein, der durch seinen Charakter die Abneigung gegen den Jesuiten selbst bei ihren entschiedensten Gegnern zu besiegen wußte.



Karl Friedrich Kretschmann.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde häufig ein Dichter genannt und den besten Dichtern seiner Zeit beigezählt, der heute kaum dem Namen nach gekannt ist. Die Litteraturgeschichten gedenken seiner mit wenig Worten, wenn sie die Bardendichtung erwähnen, und höchstens versteigt man sich zu der Bemerkung, daß er „zu früh vergessen scheine"*). Zugleich sind die Nachrichten über sein Leben so außerordentlich dürftig, daß man nur mit Mühe ein deutliches Bild von ihm gewinnt, während auf der andern Seite das Wenige, was sich darüber auffinden läßt, so recht geeignet ist, ein lebhafteres Interesse für ihn zu erwecken.

Es ist dies der Zittauer Dichter Karl Friedrich Kretschmann, der als Bardendichter den Namen Rhingulph führte. Er wurde in Zittau am 4. December 1738 geboren, wo sein Vater Oberamtsadvokat war. Das Gymnasium seiner Vaterstadt bereitete ihn für das Studium der Rechtswissenschaft vor, das ihn im Jahre 1757 nach Wittenberg führte. Die kriegerischen Ereignisse dieses Jahres, welche auch Zittau schwer heimsuchten, beraubten die Kretschmannsche Familie ihres Vermögens, und so wie der Vater das Bombardement Zittaus, so erlebte der Sohn während seiner Studienjahre die Bela-

*) Pischons Leitfaden d. d. L. S. 114.

gerung Wittenbergs. Durch diese kriegerischen Unruhen und Drangsale ward die akademische Studienzeit unfreiwillig verlängert, und erst im Jahre 1762 verließ Kretschmann die Universität, nachdem er seine Dissertation de eo quod extremum est in jurisdictione criminali öffentlich vertheidigt hatte. Hierauf wurde er 1764 Oberamtsadvokat und 1774 Gerichtsaktuarius in seiner Vaterstadt, aber schon 1797 in den Ruhestand versetzt. Er starb am 16. Februar 1809 am Schlagflusse. Das sind die Nachrichten, die über seinen Lebensgang vorhanden sind, und es scheint, als ob man niemals Ausführlicheres darüber gewußt habe. Wenigstens bemerkt schon der im „neuen teutschen Merkur" (1809, S. 130 flg.) enthaltene, von Böttiger verfaßte Nekrolog: „Kretschmanns bürgerliche Verhältnisse und Lebensumstände bieten dem Biographen durchaus keinen weitern Stoff dar, als den jeder Leichenstein in vier Reihen aufzählen kann."

Möchte es nun schon an sich wünschenswerth sein, von dem Leben eines Mannes mehr zu wissen, der einer so außerordentlich bewegten Zeit angehörte, und überdies einem Lande welches von den kriegerischen Ereignissen so sehr betroffen ward, so steigert sich dies Interesse, wenn man sich mit Kretschmanns Schriften genauer bekannt gemacht hat. Denn wir dürfen mit Bestimmtheit annehmen, daß er den Zeitereignissen mit lebendiger Theilnahme gefolgt ist, und wir sehen zugleich, daß sein eigenes äußerlich unscheinbares Leben von innern Konflikten lebhaft bewegt ward.

Wenn es früher als ein folgenreiches Verdienst Klopstocks bezeichnet ward, daß er den Stand des Dichters von dem ihn bisher belastenden Vorurtheil befreite, daß er dem Dichter als solchem Ehre und Ansehen sicherte, so scheint Kretschmanns Leben ein Beweis dafür zu sein, daß diese bürgerliche Emancipation des Dichters noch nicht vollzogen war. Vielleicht, daß

die Verhältnisse einer Provincialstadt in jener Zeit noch weniger als dies sonst der Fall war, dazu angethan waren, um ein dichterisches Talent zu der rechten Geltung und zu der ihm nothwendigen freieren Bewegung gelangen zu lassen: gewiß ist, daß Kretschmann unter diesem Mangel an Geltung und an freier, sein Talent fördernder Bewegung litt. Wir sehen in ihm den gegen das Vorurtheil und die Engherzigkeit des damaligen und sicher in der kleinern Stadt nur um so schärfer ausgeprägten Bürgerthums ankämpfenden Dichter. Zugleich gehört er auch zu denen, in denen sich der Konflikt zwischen Ideal und Leben, Poesie und Wirklichkeit, Neigung und Pflicht offenbart, und während wir ihm im Kampfe gegen die Nichtanerkennung beistehen, können wir im zweiten Falle ihn nicht von aller Schuld freisprechen.

Es begründen sich aber jene Behauptungen durch die unzweideutigen Aeußerungen des Dichters. So heißt es in der Ostern 1783 geschriebenen Vorrede zu dem ersten Bande der sämmtlichen Werke*): „Meine jetzige Situation erlaubt mir schlechterdings nicht, meiner Liebe zur Dichtkunst weiter thätig nachzuhängen. Mögen alle Entwürfe, die der freie Jüngling machte, vom Manne, dem die Hände auf den Rücken gebunden sind, aufgegeben werden! Ich bin ein Deutscher und finde mich in das allgemeine Schicksal unsrer Litteratur." — Hieraus geht hervor, daß Kretschmann durch seine Amtsgeschäfte gehindert ward, seine poetischen Pläne zu verfolgen, und daß man in Zittau wenig Neigung zeigte, ihm dabei erleichternd die Hand zu bieten. Doch hören wir weiter. Die Vorrede zum zweiten Bande (1784), welche ausführliche und nicht uninteressante Betrachtungen über die Dichtkunst enthält, bringt

---

*) K. Fr. Kretschmanns Werke, Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung 1784 flg. 7 Bde.

geradezu einen Scheidebrief an die Poesie: „Treue Gefährtin durch den besten Theil meines Lebens, Geberin der unschuldsvollsten Freuden und der süßesten Stunden, göttliche Dichtkunst, die du das reinste Feuer in mir entflammtest, woran sich Tugend und Gutheit ohne Furcht und Erröthen wärmten, die du mir auf deiner Harfe, Leier oder Flöte Lieder lehrtest, die von Herzen kamen und zu Herzen giengen, — siehe, wir müssen uns verlassen! Ich nehme hier öffentlich von dir Abschied, und ich bekenne, er wird mir schwer. Zwar darf ich mich nicht rühmen, alle deine Vertraulichkeiten genossen zu haben, wie manche deiner vorzüglichen Lieblinge, aber auch der Umgang der Freundin war erquickend, voll Wonne und Kraft. Vielleicht wär' er endlich zur herzlichsten Liebe gereift und hätte uns ans Ziel der unauflöslichsten Verbindung geführt, wenn nicht der Pfad, den ich vor mir abgesteckt fand, für dich zu dornenvoll und öde gewesen wäre. Das Geschrei des Drangsals, vereint mit der Stimme weit anderer Pflichten, riefen mich unaufhörlich, ich ward unwillig, meine Freundin länger der Noth oder dem Hohngelächter Preis zu geben, und so verließest du mich endlich; aber keinen Undankbaren, denn das Andenken deiner Freundschaft wird mir zeitlebens theuer sein." — „Bei allem Guten, — heißt es in dieser Vorrede weiter unten — das dem deutschen Charakter eigen ist, und weswegen ich mir, wenn es auch in meiner freien Wahl stände, nie ein anderes Vaterland wünschen würde, hat er dennoch einen beträchtlichen Fehler, der sogar einen Theil des originellen Guten wieder hinwegnimmt; und dieser Fehler besteht in einer schimpflichen Indolenz und Gleichgültigkeit gegen sein wahres Interesse, seinen Ruhm und seine Vervollkommnung. Alle dahin abzweckende Bemühungen und Produkte werden mit einer Trägheit angesehen, gerade als ob sie so und nicht anders sein könnten noch müßten; sie gehn vor uns vorbei wie

die Bilder einer magischen Laterne, und die Urheber werden nicht besser noch schlechter gelobt und belohnt wie jene Schattenspielmacher. — Man gehe doch hin zu andern Völkern und sehe zu, ob dort, bei so weniger Aufmunterung und Belohnung als Deutschland von jeher gab, die Dichtkunst dennoch an diejenige Vollkommenheit gelangt sein würde, zu der sich die unsrige mit eignen Kräften und fast ohne Beihilfe hinaufschwang? Das ist, wird der gleichgiltige Deutsche sagen, immer Ehre für sie! Aber auch wahrlich, setze ich hinzu, keine Ehre für dich! Zwar verkannten andere Nationen auch manchen ihrer großen Dichter und ließen ihn mit Noth und Mangel ringen: aber allgemeine Vernachlässigung der schönen Musen kömmt ihnen niemals zu Schulden. Ihre Dankbarkeit, ihre Versorgung und Belohnung hat ihnen den größten Theil ihrer besten Schriftsteller und vorzüglich ihrer geistvollsten Dichter verschafft, und auch dadurch den Nationalruhm auf's gründlichste befestigt. Sogar gegen die im Leben Verkannten suchten sie nach ihrem Tode das Unrecht gut zu machen und, so viel möglich, diesen Schandfleck abzuwischen: deutsche Dichter aber mögen leben oder sterben, darben oder leiden, essen oder hungern; es ist der Nation einerlei!" — In der Vorrede zum dritten Bande ist zu lesen: „Völlige Ausbildung, vollkommene Politur fordert auch völlige Freiheit und Muße. Ich habe keines von beiden. Ich bin ein Deutscher, und Unmöglichkeiten sind und bleiben Unmöglichkeiten." —

Das geht unzweifelhaft aus diesen Aeußerungen hervor, daß sich Kretschmann in einer sehr gedrückten Lage befand, daß er mit äußerer Noth und mit übermäßiger Arbeitslast zu kämpfen hatte. Eben so kann als gewiß gelten, daß er Geringschätzung und Kränkung zu erleiden hatte, und daß der oben berichtete Entschluß, sich fernerer poetischer Arbeiten zu enthalten, schwerlich ein ganz freiwilliger war. Kann man

nun auch in der Reizbarkeit seines Wesens einen Grund für jene Verstimmtheit und fast verzweifelnde Resignation erblicken, und zugleich bedauern, daß er so wenig verstand, sein Berufsleben mit seinem dichterischen Schaffen zu versöhnen: so ist doch schwerlich an eine unberechtigte Ueberschätzung seiner Leistungen, an ein anmaßungsvolles begehrliches Auftreten Kretschmanns zu denken. Dagegen sprechen zahlreiche Stellen seiner Schriften, die durchweg einen bescheidnen, wenn auch selbstbewußten und das Recht der Dichtkunst vertretenden Sinn bekunden. Und eine bloße hypochondrische Grille läßt sich nicht als einziger Grund unterschieben, da man ja recht gut weiß, wie es den Dichtern und Schriftstellern im deutschen Lande ergangen ist. Ist es doch auch gar nicht in der Art eines Hypochonders und Misanthropen, wie Kretschmann that, den Ertrag einzelner Schriften zur Linderung des entsetzlichen Nothstandes, der damals auch in Sachsen herrschte, zu verwenden und sich auch sonst mit allen Kräften der Hilfsbedürftigen anzunehmen *)! Es muß dem Dichter das Leben durch allerlei Unbilligkeiten und Uebelwollen verbittert worden sein.

Das zeigt sich auch in den Briefen an den befreundeten Gleim, welche das litter. Konversationsblatt vom Jahre 1822 mittheilt. Unter dem 18. März 1789 dankt Kretschmann dem verehrten Vater Gleim für die Zusendung der nachgelassenen Werke Friedrichs II., ein für ihn um so werthvolleres Geschenk, als er sich mit dem Plane trug, den großen König in einem epischen Gedichte zu besingen. Schmerzlich fühlt er die Härte seines Schicksals, daß er nur „Nehmer und nicht Geber sein soll." Alle Zeit, die er seinen „Amtsplackereien abreißen" kann, hat er dem großen Friedrich bis in die Nacht hinein gewidmet, und in seinen unsterblichen Werken lesend,

*) Vergl. die Vorrede zum 5. Bde.

ganz vergessen, daß er ein Sachse sei, daß er ein Deutscher sei, da doch Friedrich Deutschlands Geist und Litteratur verachtet habe. Er möchte seine alte bestaubte Harfe wieder stimmen, um ihm ein würdiges Todtenopfer zu bringen, aber „Fesseln, die Schicksal und Verdruß um mich schlingen, halten mich auf meiner Bucht zurück.“— Unter dem 23. Mai desselben Jahres überschickte er Gleim den fünften Band seines „armen Nachlasses“ und bittet um ein Stündchen von des Freundes Zeit und um ein Plätzchen in der Bibliothek desselben. Bescheiden und schwermüthig setzt er hinzu: „Manches darinnen ist neu: manches werden Sie sich gelesen zu haben vielleicht erinnern: alles aber ist — nicht so, wie es sein könnte und sein sollte, wenn der Verfasser sich nicht sein Lebelang mit Amt und Schicksal hätte herumschlagen und die wenigen vertrauten Stunden für den Umgang mit der geliebten Muse gleichsam stehlen und wie was Böses verheimlichen müssen.“ So vergleicht er sich einem Eichbaum, der erst fröhlich aufgewachsen sei;

„Doch dürre Sommer schwächten seine Kräfte,
Der Wurm sog seiner Wurzel Säfte
Und seiner Sprossen welkes Laub
Ward Käfer- und Insektenraub.
Da steht er nun verdorrt am Wege,
Ein dürrer Klotz für Axt und Säge,
Und ist noch kaum zum Sessel gut,
Worauf Themidens Schwerpunkt ruht.“

Noch deutlicher redet ein späterer Brief vom 14. April 1790, in dem sich Kretschmann für eine Zuschrift Gleims bedankt, die eine Beilage enthielt, „die mich eben so gerührt als erstaunt gemacht hat.“ Es kann sich das wohl nur auf ein Geldgeschenk beziehen, das Gleim ihm gemacht hatte, damit er ein besseres Bild von sich herstellen lasse, vielleicht auch nur diese

zartere Form für eine Unterstützung des bedürftigen Freundes wählend. Gerührt schreibt Kretschmann:

„Doch als ich nun erwachte,
Da kam die Post und brachte
Mir Staunendem ein liebes Blatt
Von Gleim, der mehr an mir als noch kein König that."

Er ist fast zu Boden gedrückt von seinem Amte, das ihm „bei aller herkulischen Arbeit nur das nothdürftigste Auskommen verschafft." Aehnliche Klagen finden sich in einem Briefe vom 9. Juli 1790, in dem es übrigens auch mit männlicher Ergebung heißt: „ich bin ein Mensch, der da wohl weiß, daß er unter der weisern Regierung des Schicksals steht; und so mag es gut sein, weil es so und nicht anders sein soll." Mit der 1797 erfolgten Pensionierung, von der sich nicht erkennen läßt, unter welchen Umständen sie erfolgte, scheint sich Lage und Stimmung des Dichters gebessert zu haben. Nur durch diese Annahme, daß sich die äußern Verhältnisse des Dichters um das Jahr 1790 wesentlich verbessert haben und die dann später erfolgte Pensionierung den Konflikt zwischen dem Berufe und der dichterischen Thätigkeit löste, lassen sich Kretschmanns Aeußerungen mit anderweitigen Nachrichten aus seiner Vaterstadt vereinigen. Nach diesen war Kretschmann später in sehr glücklichen äußeren Verhältnissen, besaß ein eigenes Haus und einen Brauhof, bezog zudem eine Pension und hatte dabei nur für einen einzigen Sohn zu sorgen, dessen späteres Leben wenig dazu beitrug, das Andenken an den berühmten Vater zu erhalten. Durch diesen ist wahrscheinlich der sehr werthvolle, namentlich an Briefen litterarhistorisch bedeutender Männer reiche handschriftliche Nachlaß Kretschmanns verloren gegangen. Wenn wir nun bei der früher ausgesprochenen

Ansicht trotz dieser aus glaubwürdiger Quelle*) geflossenen Nachrichten stehen bleiben, so ist nur noch hinzuzufügen, wie eine so wesentlich subjektive Natur, wie Kretschmann war, allerdings wenig geschickt sein mochte, sich in dem amtlichen Berufe mit pflichtmäßiger Regelmäßigkeit zu bewegen und sich über das kleinbürgerliche Ignorieren litterarischer Verdienste hinwegzusetzen.

Kretschmann war ein außerordentlich rühriger, schaffenslustiger und fruchtbarer Schriftsteller: die Gesammtausgabe seiner Werke ist nichts weniger als vollständig und enthält nicht einmal eine genügende Auswahl der besten Gedichte. Er war Bardendichter, Epiker, Lyriker, Fabeldichter, Epigrammatiker, Dramatiker, Novellist, außerdem auch Uebersetzer und juristischer Schriftsteller. Freilich ist er auf keinem Gebiete wirklich bedeutend, aber doch überall strebsam und durchaus nicht ohne Talent. Am wenigsten eignete sich seine Natur, nicht weniger subjektiv angelegt, als die der vor ihm geschilderten Dichter, für das reine Epos, obwohl er entschieden weniger subjektiv war als sein Bardenbruder Denis, dem er den Namen Sined beilegte. Es war eben jener Zeit eigenthümlich, daß sie im größeren und kleineren Epos nichts zu leisten vermochte, und es hatte das sein Gutes, weil zunächst die poetische Empfindung wieder frei und mächtig werden mußte. Kretschmanns Bardengedichte (der Gesang Rhingulphs und Rhingulphs Klage) bekunden durchaus poetische Befähigung und edeln Sinn, aber leiden nur zu sehr durch die gesteigerte Stimmung, welche den dieser Gattung eignen Mangel aller realen Basis ausgleichen sollte und sich nun in den von Göthe mit Recht getadelten Ausrufen: Ha! — und Ah! ꝛc. Luft

*) Wir verdanken diese Mittheilungen dem als gelehrten Schriftsteller, namentlich für Provinzialgeschichte, wohlbekannten Archid. Dr. Peschek zu Zittau.

macht. Dagegen zeigt sich nicht geringe Gewandtheit in der Behandlung des Rhythmus und der Sprache; auch der Reim, dem Kretschmann im Ganzen treu blieb, ist nicht ohne Geschick gebraucht. Auch begegnet man seltener den mit dem gewaltigen Anlauf der Begeisterung so arg kontrastirenden Geschmacklosigkeiten, wie sie noch kurze Zeit vor Kretschmann in unsrer Litteratur so recht im Schwange waren. Sie sind bei ihm weniger häufig, das poetische Feuer ist nicht so künstlich gesteigert, es zeigt sich ein Streben nach künstlerischem Maße, wenn auch noch nicht das Maß selbst. So enthält denn auch die Sammlung seiner lyrischen Gedichte manche sehr ansprechende Gabe, die das oben angeführte Urtheil, Kretschmann scheine zu früh vergessen zu sein, bestätigt. So z. B. „die Abendfeier", (Bd. 2. S. 103):

Der holden Sonne Glanz verschwand,
Die stille Nacht verhüllt das Land
In ihren schwarzen Schleier:
Des Tages Woge braust nicht mehr,
Und die Natur rings um mich her
Wird andachtsvolle Feier. 2c. 2c.

Während in den ernsteren Gedichten Kretschmanns die ersten Anfänge einer bessern, mehr auf wahrer Empfindung ruhenden Lyrik vorliegen, ist den scherzhaften Gedichten eine größere Bedeutung nicht wohl zuzugestehen, obgleich gerade aus diesen einzelne in Anthologien aufgenommen worden sind, um unsern Dichter zu vertreten. Trotzdem daß hie und da ein leidlicher Humor herrscht und die sprachliche Darstellung leicht und fließend ist, sind sie doch im Ganzen als oberflächlich und unpoetisch zu bezeichnen.

Auch als Epigrammatiker hat sich unser Dichter versucht, und was die Anzahl der von ihm verfaßten Sinngedichte betrifft, so gehört er zu den fruchtbarsten Poeten dieser Gat-

tung. An muthwilliger Laune und an Witz fehlt es auch den Sinngedichten durchaus, und man ersieht leicht aus ihnen, was durch andere Nachrichten bestätigt wird, daß Kretschmann große Neigung hatte, sich in Witzen zu ergehen. Besonders gern soll er in den Verhören, die er von Amtswegen abzuhalten oder denen er beizuwohnen hatte, Epigramme auf Zettel geschrieben und andern Anwesenden zugeschoben haben. Daß gerade die Epigramme Kinder flüchtiger Laune sind, zeigt schon der bei den meisten hervortretende Mangel an Schärfe und Präcision: auch ist der Gegenstand, auf den sie sich beziehen, häufig gar zu unbedeutend. Als eines der gelungneren kann man die Grabschrift eines Arztes anführen (Werke Bd. 2, S. 269):

Steh, Wandrer, lies und sei vergnügt,
Obgleich ein Arzt dicht vor dir liegt.
Er ruht, durch den so Viele ruhn,
Geh nun getrost: er darf nichts thun!

Daß sich eine vielseitig begabte Natur wie Kretschmann war, auch auf dem Gebiete der Fabel bethätigte, ist fast selbstverständlich: denn die Fabel war so recht geeignet, der Dichtung eine unmittelbare Nützlichkeit zu verleihen, und wenn man sich auch von der beschränkteren Auffassung der Poesie loszureißen begann und sich dem wahren Wesen derselben allmählich näherte, so reichte doch der Einfluß der Zeit vor Klopstock noch in manchen Stücken in die neue Zeit hinein. In der Fabel war Gellert Vielen noch Meister und Vorbild, Gellert, der Dichter, der selbst bei entschiedenen Klopstockianern, wie z. B. Denis war, die wärmste Verehrung genoß. Auch der Barde Rhingulph war ein Verehrer Gellerts, auf den er ein nicht weniger als 19 Seiten langes Gedicht (Ehrengedächtniß Christ. Fürchteg. Gellerts, Bd. 2, S. 125—142) verfaßte. Die Fabeln Kretschmanns zeigen zwar einen gesunden

Sinn für Recht und Unrecht, haben aber sonst nur untergeordneten Werth.

Seine dramatischen Arbeiten zerfallen in selbständige und fremden Originalen nachgebildete. Stücke eigener Erfindung sind: die Familie Eichenkron oder Rang und Liebe, Lustspiel in 5 Akten; die Belagerung, Lustspiel in 5 Aufzügen; der alte böse General, Lustspiel in 3 Akten. Ein viertes Lustspiel: die Hauskabale, in 5 Akten, ist nach einem Lustspiele von Goldoni bearbeitet, auf den Lessing dringend aufmerksam gemacht hatte. Diese dramatischen Versuche sind des Dichters schwächste Produkte, indem ihnen fast alles mangelt, was zum Drama, insbesondere zum Lustspiel gehört. Sie gehören entschieden der vor-Lessingschen Zeit an und laufen auf einige rührende Scenen und ein vergnügliches Ende der spärlichen Verwicklung hinaus. Will man ihnen ein Lob angedeihen lassen, so kann das höchstens die Gesinnung, die moralische Tendenz der Stücke treffen, aber so sehr wir heut' zu Tage etwas von jener moralischen Tüchtigkeit im Drama brauchen könnten, zum Drama gehört jedenfalls mehr als eine anwendbare Moral. Auch kann ein wohlwollendes Auge wohl leise Spuren einer Individualisierung der auftretenden Personen entdecken, einen Fortschritt in der Behandlung des Dialoges erkennen, aber weiter wird auch das wohlwollendste Urtheil nicht gehen können. Der Versuch, Goldoni bei uns einzubürgern, wäre für Kretschmann noch verdienstlicher, wenn ihm nicht Andere darin vorangegangen wären.

Während wir die Erzählungen Kretschmanns als wenig bedeutend, gut gemeint aber sehr flüchtig ausgeführt, bezeichnen, müssen wir ihm noch dafür zu Dank verpflichtet sein, daß er sich bemühte, einzelne Werke römischer Schriftsteller dem deutschen Volke in Uebersetzungen zugänglich zu machen. Hieher gehört die Germania des Tacitus, der Historiker J. Annaeus

Florus, Bruchstücke aus Silius Italicus und Vieles aus dem Epigrammatiker Martialis. Bei der großen Bedeutung, welche die römische und griechische Litteratur für die Entwicklung unserer eignen Litteratur gehabt und noch heute hat, darf diese Richtung der Thätigkeit unsres Dichters nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Endlich hat er auch über das Wesen der Poesie und der einzelnen Dichtungsarten theils in den Vorreden zu seinen gesammelten Werken, theils in Zeitschriften sich mehrfach ausgesprochen. Für uns haben diese Bemerkungen wenig Werth: sie bekunden aber Kretschmanns Streben, wenn es auch eine Schwäche jener Zeit war, der Zeit des Werdens einer neuen Poesie, daß so viele Dichter, während sie sich von alten Regeln befreiten, selbst wieder neue Regeln aufstellten.

Fassen wir unsre bisherigen Bemerkungen zum Schlusse kurz zusammen, so erblicken wir in Kretschmann eine jener zahlreichen dichterischen Persönlichkeiten, deren glückliche Befähigung auf den Wirkungskreis des Talentes beschränkt bleiben mußte, weil ihnen die geniale Kraft fehlte, für ihre Bestrebungen neue Bahnen zu erschließen, und deren Wirken dennoch keineswegs unersprießlich war und deshalb auch nicht unbeachtet bleiben darf. Nirgends wirklich originell — denn auch in der Bardendichtung kann er nicht als der Begründer, sondern nur als der erste der Nachfolger gelten — hat er auf den verschiedensten Gebieten der Dichtkunst mit regem Eifer geschaffen und für seine Zeit nicht Unerhebliches geleistet. Günstigere äußere Verhältnisse, lebendigere Anregung und freundlichere Förderung seiner Intentionen hätten bei seinem unzweifelhaft glücklichen Talente wahrscheinlich noch weit Besseres entstehen lassen, während er so auf eine kleine Stadt und wenig ausgiebige Verhältnisse beschränkt, selbst einer der Kleineren blieb und um so schneller vergessen wurde. Daß seine

bildsame und eindrucksfähige Natur unter andern Verhältnissen und Umgebungen sich zu bedeutenderen Fortschritten auf dem Wege zum Neuen und Besseren ausgebildet haben würde, dafür spricht der Umstand, daß er eine größere Theilnahme für die Fortbewegung der Litteratur zeigte, als Denis, ja als der Meister Klopstock selbst: wenigstens spricht er mit warmer Verehrung von Lessing und erwähnt Göthe's Götz. So kann man denn wohl kaum in das absolut geringschätzende Urtheil einstimmen, das neuerdings öfters über ihn ausgesprochen worden ist, sondern bei unparteiischer Würdigung seiner vielfachen Mängel, sowie der verkehrten Richtung, welche seine sonst so löbliche patriotische Gesinnung in dem Bardengesange einschlug, ihm auch billige Anerkennung zu Theil werden lassen.



Heinrich Wilhelm von Gerstenberg.

Gerstenberg wurde am 3. Januar 1737 zu Tondern im Herzogthum Schleswig geboren, wo sein Vater, der dänischer Officier war, in Garnison stand. Nachdem er das Gymnasium zu Altona besucht hatte, bezog er die Universität Jena, um daselbst die Rechtswissenschaft zu studieren. Schon auf dem Gymnasium war in ihm die Liebe zur Poesie erwacht und die damals in Jena bestehende deutsche Gesellschaft, unter deren Mitgliedern sich auch Musäus befand, trug nicht wenig dazu bei, diese Neigung zu nähren und auszubilden. Ein Besuch in Leipzig vermittelte des in jener Zeit hochangesehenen Gellert Bekanntschaft, der sich des strebenden Jünglings mit Wohlwollen annahm und gern der Bitte willfahrte, ihm einige satirische Dichtungen übersenden zu dürfen.

Der Plan zu dem ersten größeren dichterischen Versuche entstand in Gerstenberg, als die Bibliothek der schönen Wissenschaften einen Preis auf das beste Trauerspiel ausgesetzt hatte. Unter den Bewerbern errangen zwei denselben, Cronegk und Brawe, jener durch sein Trauerspiel „Codrus", dieser durch den „Freigeist". Das wurde für Gerstenberg zum Antriebe, sich auf dem Gebiete des Dramas zu versuchen. Die Geschichte des Turnus aus dem Virgil schien ihm einen geeigneten dramatischen Stoff zu bieten, und er bearbeitete denselben in dem damals vielgebrauchten Maße der Alexan-

driner. Gellert, dem das Drama zugesendet wurde, lehnte die Begutachtung desselben ab und verwies den jungen Dichter an Weiße, der sich sehr günstig darüber aussprach und fortan mit Gerstenberg in so freundschaftlichem Verkehr blieb, daß er ihm seine eignen dramatischen Arbeiten vor der Veröffentlichung zur Durchsicht zuschickte. Inzwischen war das erste dramatische Feuer in Gerstenberg verraucht, so daß der Turnus für ihn kein rechtes Interesse mehr hatte; er gelangte auch niemals zur Veröffentlichung. Er arbeitete an seinen „Tändeleien", welche 1759 zu Altona erschienen und lebhaften Beifall fanden, so daß sie mehrmals aufgelegt werden mußten; auch äußerte sich der erste Kritiker Deutschlands, Lessing, in den Berliner Litteraturbriefen sehr günstig über dieselben. Diesem ersten dichterischen Werke folgte noch in demselben Jahre das zweite, eigentlich ältere: „die prosaischen Gedichte", welche weniger Aufsehen erregten und allerdings auch von geringerem Werthe sind.

Bald nachdem Gerstenberg seine akademischen Studien beendet hatte, traten in seinem Vaterlande Verhältnisse ein, welche auf sein Leben entscheidend einwirkten. Denn die Drohungen des russischen Kaisers Peter III. riefen das dänische Heer unter die Waffen, das Land mußte eilig in Vertheidigungsstand gesetzt werden. Unter den jungen Männern, welche diese Gefahr des Vaterlandes bewog, Kriegsdienste zu nehmen, war auch Gerstenberg. Er trat als Kornet bei den Dragonern ein und hatte das Glück, in kaum fünf Jahren, in denen er bei dem Generalquartiermeisterstabe beschäftigt war, bis zum Rittmeister aufzusteigen, ein Glück, das er selbst der Gunst des Feldmarschalls Grafen von St. Germain zuschreibt. Aber diese militärische Wirksamkeit — zum wirklichen Kriege kam es bekanntlich nicht — that seiner schriftstellerischen Thätigkeit keinen Abbruch. Er dichtete die „Kriegslieder eines dänischen Grena=

diers"*), gab ein Handbuch für Reiter (unter dem Namen Ohle Madsen) heraus und betheiligte sich als Hauptmitarbeiter an der holsteinischen Wochenschrift: der Hypochondrist, die in erster Ausgabe 1763 zu Schleswig erschien. Als er nach Kopenhagen versetzt war, trat er mit den dort unter der Regierung Friedrich V. und seines trefflichen Ministers Bernstorff vereinigten ausgezeichneten Männern in Verbindung. Die Theologen Cramer und Resewitz, der Professor Schlegel, der Dichter Klopstock, H. Sturz wurden seine Freunde; auch Basedow, der sich in Soroe aufhielt, kam öfters nach Kopenhagen, um im Kreise der Befreundeten zu verweilen. In dieser Zeit war es, wo Gerstenberg sich auf das Studium der nordischen Mythologie legte und sein berühmtes „Gedicht eines Skalden" schrieb, welches die altnordische Göttersage in die Bardendichtung einzuführen unternahm. Die Scene dieses Gedichtes bildet ein alter Grabhügel in der Nähe von Sandholm, einem Landsitze des Hofpredigers Cramer. In dieser Anwendung der altdeutschen Mythe ist Gerstenberg nicht der Nachahmer, sondern der Vorgänger Klopstocks, wie er selbst ausführlich nachweist, ohne zu verkennen, daß erst Klopstocks Nachfolge es war, welche diesem Bestreben ein größeres Interesse gewann. Doch war dieses Gedicht nicht die einzige Frucht dieser Jahre: auch außerhalb der nicht bloß durch das Skaldengedicht vertretenen lyrischen Poesie war er gerade in diesen Jahren rastlos thätig. Das Studium der Litteratur ward eifrig gepflegt, und eine ziemlich umfassende kritische Thätigkeit entwickelte sich theils in einem dänischen kritischen Journal, theils in den Briefen über Merkwürdigkeiten der Litteratur (1766 u. 1767), zu denen auch Sturz, Resewitz, Klopstock ꝛc. beitrugen. Das Interesse für die dramatische Litte-

*) Wenn er überhaupt als Verfasser dieser Lieder gelten kann.

ratur ward neu belebt, und Gerstenberg richtete sein Augenmerk besonders auf das englische Drama, was ihn zu der Uebersetzung des Trauerspieles „die Braut“*) veranlaßte, die 1765 mit gleichfalls aus dem Englischen übersetzten Abhandlungen und einem Schreiben an den Kreissteuereinnehmer Weiße in Leipzig 1765 veröffentlicht wurde. So wurde er zu dem Studium des größten neueren dramatischen Dichters, Shakespeare's geführt, dessen gewaltige Dichtungen den mächtigsten Eindruck auf ihn machten: er blieb ein lebhafter Verehrer des brittischen Dichters und suchte in mehreren Aufsätzen auf ein besseres Verständniß desselben hinzuwirken. In dieser Zeit entstand auch sein eignes vielgenanntes Trauerspiel „Ugolino“ (1768), die bekannteste seiner Dichtungen, welche außerordentliches Aufsehen machte und trotz ihrer undramatischen, ja unpoetischen Ungeheuerlichkeit selbst bei Klopstock Bewunderung erregte, so daß dieser es des Rühmens werth hielt, daß er Gerstenberg mit dazu ermuntert habe. Auch dichtete er die tragische Kantate: Ariadne auf Kaxos (1767).

Ueber Gerstenbergs häusliches Leben in dieser Kopenhagener Zeit berichtet Sturz, derselbe, der uns früher über Klopstocks Leben in jener Stadt erzählte: „Wie oft lauschten wir (Sturz und Klopstock) an unseres Gerstenbergs Klavier, wenn er den holden Wechselgesang mit seiner zärtlichen Gattin anstimmte. Gerstenberg lebte damals in Lyngbye (einem Dorfe in einer anmuthigen Gegend, eine Meile von Kopenhagen, in der Nähe des Thiergartens) nahe bei Bernstorff, und hatte durch eine Reduktion den größten Theil seiner Einkünfte verloren, aber in seiner Hütte wohnten heitere Ruhe der Tugend und alle Freuden der Liebe. Hier sang er seinen unsterblichen

*) Nach Braumont und Fletcher.

Skalden, manches holde Katullische Lied und erfand die goldnen Träume des guten, leidenden Gaddo."

Die militärische Laufbahn, so glücklich begonnen, verlor an Aussichten auf weitere Beförderung, als der im Jahre 1766 erfolgte Tod des Königs den Zurücktritt des Feldmarschalls, seines Gönners, zur Folge hatte. Indes eröffnete sich eine günstige Gelegenheit, in den Civilstaatsdienst überzutreten. Gerstenberg war kurz vor dem Tode des Königs, als eine umfassende Veränderung in der Militärverwaltung eintreten sollte, für das Referat in holsteinschen Militärangelegenheiten in Aussicht genommen worden. Bernstorff hatte das erfahren, und als jene Veränderung von dem König Christian VII. nicht ins Werk gesetzt wurde, ernannte er Gerstenberg zum Mitglied der deutschen Kanzlei. Auf diese Weise in den Civilstaatsdienst eingetreten, bekleidete er in den Jahren 1768 bis 1775 unter verschiedenen Ministerien verschiedene Aemter, ward geheimer Konferenzsekretär unter Struensee, dann in die deutsche Kammer, hierauf in die Kommerzdeputation kommittiert und endlich an die allgemeine Rentkammer versetzt. Im Jahre 1775 siedelte er als dänischer Resident und Konsul nach Lübeck über, verkaufte jedoch schon 1783 mit Genehmigung der Regierung diesen einträglichen Posten um einen ansehnlichen Preis und begab sich nach dem nur wenige Meilen von Lübeck entfernten Eutin, wo er im innigsten Verkehre mit Voß lebte. In diese Zeit, welche an litterarischer Fruchtbarkeit gegen den Kopenhagener Aufenthalt weit zurück steht, fällt das zweite größere dramatische oder vielmehr melodramatische Gedicht Gerstenbergs: „Minona oder die Angelsachsen", das auch in Musik gesetzt wurde (1785). Im Jahre 1785 wurde er als Justizdirektor des königl. Lottos nach Altona versetzt, wo er sich nach dem 1783 erfolgten Tode seiner ersten Gattin, einer gebornen Trochmann aus Schleswig, 1796 zum zweiten Male

mit einer Engländerin, Namens Steman, verheirathete. Inmitten einer zahlreichen Familie, mit seinem Amte zufrieden, namentlich mit philosophischen Studien beschäftigt, mit der poetischen Litteratur weniger verkehrend, erreichte er ein hohes Lebensalter, indem er erst am 1. November 1823 starb, nachdem er 1812 seine amtliche Thätigkeit aufgegeben hatte. Im Jahre 1808 erlebte er noch die Freude, von der Münchner Akademie der Wissenschaften zum auswärtigen ordentlichen Mitgliede ernannt zu werden, vermuthlich auf Jakobi's Betreiben.

Gerstenbergs dichterische Thätigkeit zeigt recht deutlich die Bewegungen in unserer Litteratur, den Gährungsprozeß in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, in der sich Altes und Neues von einander schied. Er gehört der alten wie der neuen Zeit an, freilich der letzteren nur, insofern er von neuen Ideen und die weitere Entwicklung fördernden Strömungen heftig ergriffen ward.

Zunächst steht er in seinen „poetischen Tändeleien" ganz und gar auf der Seite der Vorklopstockianer, der Hagedorn-Gleimschen Anakreontiker. Man wird diesen Gedichtchen so wenig wie den „prosaischen Gedichten", die ihnen im Inhalt wesentlich verwandt sind, schwerlich Geschmack abzugewinnen vermögen. Diese Poesie der Grazien mit ihren Nymphen und Liebesgöttern, mit ihrer unangenehmen Unentschiedenheit zwischen Phantasie und Wirklichkeit, mit ihrem Schwanken zwischen Harmlosigkeit und Frivolität ist längst überwunden. In ihr waren beide Gegensätze, Idealismus und Realismus, ungeschickt vereinigt: beide haben sich im Lauf der Zeit emancipiert und beide sich von diesen harmlos sein sollenden Tändeleien losgesagt. Etwas Bedeutendes findet sich in diesen Jugendprodukten Gerstenbergs nicht; es zeigt sich eine lebhafte Einbildungskraft, eine leidliche Gewandtheit im Ausdruck, aber wenig poetischer Inhalt, wenig eigentlich dichterische Empfin-

dung, vor Allem wenig künstlerisches Maß. So bleibt nur die Maßlosigkeit, die Uebertreibung, die, um recht poetisch zu sein, erst recht unpoetisch wird, als Eigenthümlichkeit übrig. Man wird nicht leicht Gedichte finden, die so mit müßigen Beiwörtern überladen sind, wie diese Gerstenbergschen: es ist eine wahre Jagd nach solchem Aufputz. Und was für Geschmacklosigkeiten laufen da mit unter! So z. B.:

„Der Abend treibt die stillen Schatten vor sich her auf die Wiesen und über die güldnen Häupter der Berge. Flüssiges Silber schwimmt auf der schuppichten Quelle und den Blättern jener bejahrten Eiche, die sich über die Quelle beugt, daß die Nymphe, die in ihren Zweigen sitzt, sich in dem erhellten Gewässer spiegeln könne." — Oder:

„Der grimmige Cerberus liebkoste dir sanftmüthig mit dem unschädlichen Schwanze. Als du in die Oberwelt zurückeiltest, leckte seine dreifache Zunge schmeichlerisch dein göttliches Knie und berührte gebändigt die festgeheftete Ferse, die auf seinem Rücken ruhte." —

Es fehlt in den Tändeleien gar zu sehr an wirklichen poetischen Motiven, und auch das einzige Thema, das fortwährend variiert wird, ist höchst oberflächlich behandelt. Oder kann es als Dichtung gelten, wenn es heißt:

„Amor fliegt mit Schmetterlingen,
Um in frohem Wechselstreit
Sich den Preis der Schnelligkeit
Vor den Thierchen zu erringen:
Doch er fällt aus Müdigkeit
Schnell in einen Bach und schreit."

Eine Ode, eins der wenigen kleineren lyrischen Gedichte, die sich über die Nymphen-, Busen- und Kunstpoesie zu erheben suchen, nimmt erst einen gewaltigen Anlauf:

Ich fühl's, es kämpfen in mir die schon verwandelten Glieder,
Ich fühl's, der Mensch hört auf in mir!
Da schwimm' ich durch Wolken dahin mit neu erschaffnem Gefieder,
Zu stolz vor niedrigerm Revier!
Ich eil' in unbeflogne Höhen,
Kaum kann mich Hammons Adler sehen. — —

und schließt dann mit folgenden Versen:

Hoch über Wolken hingetragen,
Werd ich ein Spatz an Venus Wagen! —

Hätte Gerstenberg dieses Gedicht nicht in die Ausgabe seiner Schriften vom Jahre 1815 aufgenommen, so wäre man versucht, es für eine Ironie zu halten.

Eine recht charakteristische Probe von dem Geist dieser Grazienpoesie findet sich in dem Gedicht „der Lauscher“):

Gewährt sich mir mein Wunsch so schnell?
Ists Traumbild? ists Entzücken?
Welch Schauspiel, so ganz wahr, so hell,
Enthüllt sich meinen Blicken!
Ich sehe Götterchen der Luft,
Gleich kleinen Schmetterlingen,
An ihrem Hals, um ihre Brust
Im Busenschleier ringen. —
— — — — — — — —
Kaum lächelt sie dem Scherz, alsbald
Sind sie in beiden Grübchen,
Und wo nur eine Locke wallt,
Schwebt gleich ein Liebesbübchen.
Drei Götter glitschen auf dem Kinn,
Fünf kollern um die Wette
Vom glatten Hals noch tiefer hin,
Entlang des Busens Glätte.
— — — — — — —

Gegen diese ersten Gedichte erscheint nun freilich das demnächst folgende Gedicht eines Skalden als ein gewaltiger Um-

schwung. Da ist von der Tändelei und Spielerei der Grazien keine Rede, sondern es handelt sich um hohe und ernste Dinge. Zugleich ist in demselben an die Stelle der griechischen Mythologie die nordische getreten: wie in jenen der weniger in mythischen Namen erfahrene Leser hie und da eines Kommentars bedürfte, so ist er hier nun vollends nöthig, wenn man die bisweilen förmlich aufgeschichteten mythologischen Namen bewältigen will. So heißt es z. B.

Ihm reichen Hrist,
Und Skogula und Mist,
Und Hilda und Hertrudra,
Und Hloka und Hersiudra,
Gaull, Geira, Radgrida,
Hod, Reginleif, Rangrida,
Und alle Valkyriur in Valholl
Einherium Oll."

Der Umschwung der Gerstenbergschen Dichtung erklärt sich am leichtesten durch den Mangel an innrer Selbständigkeit. Denn das Skaldengedicht ist doch nur eine Folge der damals allgemeinen Begeisterung für den angeblichen Urbarden Ossian, und wenn Gerstenbergs Skalde älter ist als Kretschmanns Rhingulph, und wenn er in der Einführung der nordischen Mythologie in die deutsche Dichtung origineller ist, so will das nicht so gar viel sagen. Man kann ihm in dieser Beziehung die Priorität zugestehen, ohne ihn als eigentlichen Tonangeber gelten zu lassen: dies bleiben Ossian, d. h. die unter diesem Namen veröffentlichten Gedichte und Klopstock. Erwähnen läßt sich noch, daß Gerstenberg in seinem Skaldengedicht sich nicht ganz und gar von dem Reim und den üblichen Formen lossagte, wenn er auch beides ziemlich willkürlich behandelte.

Das wunderlichste seiner Werke ist der Ugolino, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, welches eine kurze Episode aus Dantes

göttlicher Komödie dramatisiert. Ein ähnliches dramatisches Ungethüm hat unsre Litteratur nicht aufzuweisen, und es ist fast eine Unmöglichkeit es in einem Zuge durchzulesen, geschweige denn daß es bei einer Bühnendarstellung anzusehen wäre. Denn es enthält nichts als einen verwicklungslosen fünfaktigen Jammer: Ugolino und seine drei mit ihm in Gefangenschaft gerathenen Söhne fangen mit dem ersten Auftritt des ersten Aktes zu sterben an, und am Schlusse des Stückes ist der Vater im Begriff wirklich zu sterben. Dabei sind alle Greuel der „Phantasie eines Henkers", wie Gervinus sagt, aufgeboten, und die Empfindung ist so übermäßig gesteigert, daß man nur die Wahl zwischen dem allerwiderwärtigsten Eindrucke oder gar keinem Eindrucke hat.

Wenn nun dieses Trauerspiel in seinem Inhalt, in der Anlage und Ausführung als durchaus verfehlt erscheint, und man andrerseits erwägt, welche Lobpreisungen es seiner Zeit erntete, und welchen Eindruck es unter Andern auch auf Schiller machte, so läßt sich schon daraus schließen, daß es bei aller Mangelhaftigkeit Eigenschaften besitzen muß, die ihm eine historische Bedeutung in der Geschichte der dramatischen Poesie sichern. Anders läßt sich wohl auch nicht erklären, daß der streng richtende Lessing es mit einer sonst bei ihm seltenen Nachsicht behandelte. Und in der That hat der Ugolino auch seine verdienstliche Seite; nur muß man nicht von dem, was nach ihm im dramatischen Gebiete entstand, sondern von den Vorgängern ausgehen. Mit Lessings im Jahre 1772 erschienener „Emilia Galotti" war freilich Gerstenbergs Tragödie so gut wie beseitigt, und wenn auch hier noch etwas Verdienstliches und Eigenthümliches in der Gerstenbergschen Tragödie unaufgewogen blieb, so verschwand auch dies, als im folgenden Jahre (1773) Göthe mit seinem Götz von Berlichingen hervortrat. Aber ehe Lessing in jenem Trauerspiel einen prak-

tischen Kommentar zu seinen Lehren über Wesen und Gestalt des Dramas gab, ehe er einen mustergiltigen Plan für die Oekonomie der Tragödie, für Individualisierung der Charaktere und für die Bearbeitung des Dialoges aufstellte, sah es in unsrer dramatischen Litteratur traurig genug aus. Bei der Abhängigkeit unsrer Dramendichter von der französischen Tragödie, welche wesentlich auf einem Mißverständniß der Aristotelischen Poetik beruhte, und bei der nüchternen Regelmäßigkeit, welche alle Poesie dazumal herabdrückte, war zweierlei durchaus nothwendig: ein Verlassen der französischen Vorbilder und eine freiere Bewegung der poetischen Empfindung, ein kühneres Walten der Leidenschaft als eines Hauptfaktors der Tragödie. Es ist bekannt, daß die Befreiung und Erhebung unsres Dramas theils durch das von mehreren Seiten geförderte Verständniß Shakespeares, theils durch eine tiefere Einsicht in die Lehren des Aristoteles, als den Kanon aller Tragik, erfolgte.

Hier liegt nun Gerstenbergs unbestreitbarstes Verdienst. Er ist einer der Ersten, welche eindringlich und mit dichterischem Verständniß auf den großen englischen Dramatiker hinwiesen. Unter mehreren einschlagenden Aufsätzen, die in den schon erwähnten „Briefen über Merkwürdigkeiten in der Litteratur" erschienen, ist hier besonders die Abhandlung „Etwas über Shakespeare" (1766) zu erwähnen, welche auch in die vermischten Schriften aufgenommen wurde. Diese ist von keiner geringen Bedeutung für die Entwicklung unsrer Dramatik, und ihr Verdienst ist schon dadurch zu erkennen, daß sie um zwei Jahre älter ist als Lessings Hamburgische Dramaturgie, die freilich einen so außerordentlichen Fortschritt enthielt, daß Gerstenberg damit antiquiert war. Was aber auch unvollkommen an dieser Schrift ist, sie ist immer noch beachtenswerth und zeigt wenigstens einen litterarisch wohl be-

wanderten und in dem Verständniß der Bedingungen des Dramas gegen frühere Ansichten wesentlich geförderten Verfasser. Auch sind einzelne Stellen aus Shakespeare nicht ungeschickt in das Deutsche übertragen. Die Hauptschwäche der Arbeit liegt in der sehr mangelhaften Würdigung der Aristotelischen Poetik, die Gerstenberg als ein nur „ziemlich obenhin oder wenigstens nach sehr prekären Prämissen überdachtes" Werk bezeichnete. Wer die Schrift des Aristoteles kennt und weiß, von welcher unumstößlichen Giltigkeit dieselbe für dramatische Dichkunst ist, und wie sie mit Fug und Recht seit Lessing als der Kanon der Tragik angesehen wird, der wird nun freilich Gerstenbergs Arbeit schon um dieser verkehrten Auffassung willen als verunglückt ansehen müssen. In der geistigen Geschichte der Völker aber haben auch vorübergehende Irrthümer ihre wohlthätigen Folgen, wenn sie auf Ueberzeugungstreue ruhen.

Wenn nun der 1768 erschienene Ugolino offenbar das praktische Resultat der Shakespearestudien Gerstenbergs ist, so ist seine dramatische Schwäche gewiß mit eine Folge der mannigfachen Irrthümer, von denen der Dichter befangen war. Zugleich aber ist auch das Verdienstliche der Dichtung eine unmittelbare Folge derselben. Indem Gerstenberg die Tiefe der Aristotelischen Lehren nicht zu fassen vermochte, in Shakespeares großartigsten Dramen nicht die Erweckung des Schreckens*) und des Mitleides beabsichtigt glaubte, sondern in ihnen „lebende Gemälde der sittlichen Natur von der unnachahmlichen Hand eines Raphael" erblickte, wurde er auf das psychologische Element des Dramas hingewiesen, auf die Schilderung der Leidenschaft und des Schmerzes. Damit ward der Mattherzigkeit und dem inhaltslosen Pathos in den dramatischen

---

*) So faßte man den φόβος des Aristoteles.

Dichtungen der durchaus nothwendige Gegensatz gegeben: es ward ihm zur Aufgabe, zur Darstellung der Leidenschaft selbst durchzudringen, durch einen künstlerisch gemäßigten Realismus zu wirken. Die Leidenschaft und die Empfindung wurde frei, und wenn sie im Ugolino erst ihre Flegeljahre erlebte, so hatte das um so weniger Gefahr, als Lessing, der dieser Bedeutung der Gerstenbergschen Dichtung nicht fremd blieb, stillschweigend in seiner Emilia Galotti den künstlerischen Damm gegen diese Unbändigkeit aufbaute und in seiner Dramaturgie die dramatische Regel neu befestigte. So wird es vollkommen erklärlich, daß Ugolino so großen Ruhm erwarb, einen Ruhm, der sich noch lange erhielt: noch 1807 schreibt Jördens: „So malt Aeschylus, wenn er die Furien wüthen oder den gepeinigten Prometheus jammern läßt.“ Von Schiller ist schon erwähnt, wie sehr er für den Ugolino in seiner Jugend schwärmte, und ohne Einfluß auf „die Räuber“ ist er nicht geblieben: aber auch noch in späteren Jahren, als sich die Jugendgluth längst geläutert hatte, hielt er ihn in hohen Ehren. Auch kann man der Sprache im Ugolino einiges Verdienst wohl einräumen: wenn schon excentrisch und hie und da überblumenreich, ist sie doch im Ganzen edel und kräftig, und ist darum auch in dieser Beziehung von wohlthätigem Einfluße auf die Jüngeren gewesen.

Dagegen läßt sich herzlich wenig Gutes von der „Minona“ sagen, welche 17 Jahre nach dem Ugolino erschien. Das ist ein wunderliches einheitsloses langgedehntes Stück, das noch ärger als jenes gegen die Regeln des Dramas verstößt und des Ugolino verdienstlichen Eigenschaften nicht besitzt. Gerstenberg hat sich als Dichter sehr frühzeitig erschöpft, und mit dem Ugolino nicht sowohl seine poetische Höhe, als sein poetisches Ende erreicht. Beispielsweise stehe nur eine Strophe aus einem Liede der Franken hier:

So hau'n wir uns durch, hau'n Loch an Loch
In euren vollen Wanst,
Und fallen euch flugs durch Dick und Dünn
Mit Kling, Klang, Klirr und Zetergeschrei,
Juch Zetergeschrei!
Und fallen euch so in die Flanken.*)

In den letzten Lebensjahren zog sich Gerstenberg ganz von der Dichtung zurück und lebte fast ausschließlich in dem Studium der Kantschen Philosophie, wovon auch einzelne Aufsätze im dritten Bande der vermischten Schriften Zeugniß geben. Sie haben nicht viel mehr Verdienst als das des guten Willens, für eine allgemeinere Würdigung des Kantschen Systems zu wirken, das ihm allen Anforderungen zu entsprechen und nur eines weiteren Ausbaues zu bedürfen schien. Auch dem politischen Leben hat er sich in einer Abhandlung über das Ein- oder Zweikammersystem (1792) vorübergehend zugewendet, doch ist diese Arbeit neben vielen andern in Zeitschriften zerstreuten in die Ausgaben seiner Werke nicht aufgenommen worden. Von seiner vielfachen Beschäftigung mit der Musik, die bei den Dichtern jener Zeit eine hervorragende Rolle spielt, erzählen uns nicht bloß Gerstenbergs Biographen, sondern es ist in seinen Schriften auch eine Abhandlung „über Recitativ und Arie" (1770) enthalten, welche beweist, daß Gerstenberg sich viel und eingehend mit Musik beschäftigte.

Kein Dichter aus der Klopstockperiode hat ein so hohes Alter erlebt wie Gerstenberg, der erst 1823 starb, als die Blüthezeit des Weimarschen Poesielebens schon vorüber war. Wir können uns eines seltsamen Gefühles nicht erwehren, wenn wir Gerstenberg so ganz und gar ohne eine lebhafte innere und äußere Beziehung zur deutschen Litteratur der spätern Jahre

*) Aus der ersten Ausgabe der Minona (Hamburg 1785), Akt III.

erblicken. Nach seiner Thätigkeit in den Jahren 1759—1768 hätte man anderes erwarten sollen. So repräsentiert er denn ganz besonders die jener Zeit eigenen subjektiven Individualitäten, die über sich und das ihnen zunächst Liegende, ihnen selbst Verwandte nicht hinaus kamen und der weitern Entwicklung abhold, auf dem im raschen Anlauf gewonnenen Posten stehen bleibend, sich abschlossen: Keiner that dies in dem Grade wie er, der in den letzten 38 Jahren seines Lebens aufgehört hat ein Dichter zu sein.

Christian Friedrich Daniel Schubart.

Der Dichter, dessen Leben und Wirken die nachfolgenden Blätter zu schildern versuchen, gehört zu denen, deren Dichtungen kaum noch gelesen werden: die Neigung und das Urtheil unsrer Zeit haben sie in den Hintergrund gedrängt. Von dem Lebensgange Schubarts kann man ein Gleiches nicht behaupten: der Gefangene auf dem Hohenasperg ist noch immer ein Gegenstand lebhafter Theilnahme. Und nicht bloß diese traurige und lange Zeit der Gefangenschaft ist es, die ihm ein besonderes Interesse verleiht, es ist der unruhige, wechselvolle Gang seines Lebens überhaupt, der eine anziehende Kraft ausübt. Ein äußerlich und innerlich vielfach bewegtes Leben nimmt überall unsre Theilnahme in Anspruch: aus den Bestrebungen, Irrungen, Kämpfen, aus dem Unterliegen oder der siegreichen Erhebung solcher Männer dringen die ernstesten und inhaltvollsten Mahnungen an uns selbst heran. So gewinnt manche Biographie eine nicht geringe sittliche Bedeutung, sei es daß sie ein Bild menschlicher Schwäche und sittlichen Verfalls aufrolle, sei es daß sie ein energisches und durch Gottes Gnade sieggekröntes Ringen zum Guten darstelle. Freilich bedürfte es für den Einzelnen kaum solcher aus vergangenen Zeiten entlehnter Bilder, solcher Persönlichkeiten, deren menschliche Seite durch ihre wissenschaftlichen, dichterischen, politischen Bestrebungen an Interesse gewinnt und in der Er-



Schubart.

innerung der Nachwelt festgehalten wird. Wer in sich selbst und im Bewußtsein des allen Menschen gemeinsamen Zieles nicht der Mahnung genug findet, für wen es der Anregung von außen, der zur Nachfolge auffördernden oder von derselben abmahnenden Beispiele unbedingt bedarf, dem böte schon ein voller und heller Blick ins Leben überreichlich was er braucht. Aber freilich ist das Lebende, das Nahe nicht für Jeden gleich lebendig und nah, und überdies wird wohl manche inhaltvolle Herzens- und Kampfgeschichte, wenn sie überhaupt von Andern erkannt und verstanden wurde, durch den Grabstein in unlösbares Schweigen gehüllt. Je äußerlicher unsre Zeit lebt, desto weniger hat sie den Sinn, das Innerliche in ihrer Nähe zu spüren und zu beachten, wenn eben nicht durch Aeußeres ein Interesse an dem Innern gegeben wird. So erhöht sich der Werth solcher biographischer Erinnerungen: sie müssen für die Vielen und das Viele, was unerkannt und verschwiegen bleibt, mitreden.

Christian Friedrich Daniel Schubart, geboren am 26. März 1739 zu Obersontheim in der Grafschaft Limpurg in Würtemberg, war der Sohn des dortigen Kantors und Pfarrvikars Johann Jakob Schubart; seine Mutter war Helena Hörner aus Sulzbach am Kocher. Beiden stellt Schubart in seiner bekannten Selbstbiographie*) das rühmlichste Zeugniß aus. Von dem Vater erzählt er, daß er von Jugend auf mit ungünstigen Vermögensverhältnissen habe kämpfen müssen, ohne die Freudigkeit des Herzens und die Frische des Geistes einzubüßen. Während des Vaters musikalische Begabung auf den Sohn übergieng, pflanzte sich der jenem eigenthümliche Sinn für Ordnung nicht auf diesen fort, wie die Geschichte seines

*) Schubart's Leben und Gesinnungen. Von ihm selbst im Kerker aufgesetzt. Stuttgart 1791.

Lebens nur allzu deutlich zeigt. Die Mutter zeichnete sich „durch Einfalt und Mütterlichkeit" aus: sie muß eine treue, liebevolle fromm gesinnte Frau gewesen sein. Denn der Gedanke an sie bewegte den gefangenen Sohn besonders schmerzlich. „Segne sie, Gott, denn sie ist es werth! — schreibt er im Eingang seiner Biographie — Erbarme dich über ihre grauen Haare und lohn' ihr die Thränen, die sie über mich, ihren Liebling (ich verdient' es nie, ihr Liebling zu sein) zu Tausenden hingoß!" —

Schubart war noch nicht ein Jahr alt, als sein Vater 1740 nach Aalen im Kocherthale als Lehrer und Kantor berufen wurde, welche Stellung er 1744 mit dem dasigen Diakonat vertauschte. Hier blieb der junge Schubart bis zum Jahre 1753, also bis zum vollendeten 14. Lebensjahre. Der Charakter der Stadt und ihrer Bewohner ist darum gewiß von großem Einfluß auf die sehr empfängliche Eindrücken bloßstehende Natur des Knaben gewesen. Mag auch des Dichters Schilderung, der sie Bürger von altdeutscher Sitte, bieder, geschäftig, wild und stark wie ihre Eichen, Verächter des Auslandes, trotzige Vertheidiger ihres Kittels, ihrer Misthaufen und ihrer donnernden Mundart nennt, etwas subjektiv gefärbt sein: so ganz unrecht hat er wohl nicht, wenn er „seinen derben deutschen Ton" mit aus diesen Jugendjahren ableitet. Freilich hätte er sich damit nur ein Unwesentliches angeeignet, und den ehrenfesten strebsamen und frommen Sinn, der die Bürgerschaft damals zierte, nicht in sich aufgenommen.

Hier empfieng er den ersten Unterricht, der in den ersten Jahren wenig fruchten wollte: Unsauberkeit, Unordnung, Trägheit waren mächtige Hindernisse, ja es schien überhaupt, als fehle es dem Knaben an geistiger Begabung. Plötzlich aber erwachte diese und begann sich in glücklichster Weise zu entwickeln, so daß der anfänglich arg Zurückgebliebene bald seine

Mitschüler überholte, vorzüglich in der Musik, für welche er ein auffallendes Talent zeigte, wenn es auch sehr fraglich ist, ob er „einer der größten Musiker geworden wäre, wenn er diesem Naturhange allein gefolgt hätte," wie er von sich selbst sagt. Aber auch in den alten Sprachen, in die er von dem Lehrer Rieder eingeführt wurde, zeichnete er sich aus, so daß der Vater den Entschluß faßte, den Sohn für eine wissenschaftliche Laufbahn vorzubereiten. Vertraute er nicht der musikalischen Befähigung des Sohnes, die in der Familie großes Aufsehen machte, oder hatte er erkannt, daß es einer strengeren und ernsteren Schule für jenen bedurfte? Auch des ersten Religionsunterrichts gedenkt die Selbstbiographie: der Vater und der Stadtpfarrer Koch, beide fromme gläubige Männer, ertheilten denselben. Er verfehlte nicht, religiöse Empfindungen zu erwecken, aber es blieb eben bei der Empfindung, die nicht in der Tiefe des Herzens einwurzelte und lebendige Früchte trug.

Im Jahre 1749 war Schubart nahe daran, der Mörder seines jüngsten Bruders zu werden. Der Großvater, Forstmeister Hörner, hatte seine Pistolen in das Zimmer gelegt und war dann mit dem Diakonus Schubart ausgegangen. Der ältere Bruder ergreift die eine Pistole, setzt sie scherzend dem Bruder auf die Brust und frägt, ob er losschießen solle. Arglos bejaht dieser die Frage, und jener drückt ab. Glücklicherweise verletzten die Kugeln den Bruder nicht, sondern fuhren durch den Rock in die Wand: Gottes Gnade hatte ihn vor einer entsetzlichen That bewahrt. In leidenschaftlicher Aufregung wollte sich der Knabe ertränken, aber ein handfester Bürgersmann ergriff ihn, als er eben ins Wasser springen wollte, und brachte ihn nach Hause.

Man darf es dem Manne wohl glauben, wenn er, auf seine Jugend zurückblickend, bemerkt, daß schon in diesen Knaben-

jahren „in seiner Seele die Farben des Tages und der Nacht, die Bilder der Schwermuth und der Freude beständig" wechselten. Wären die Bekenntnisse vom Hohenasperg auch nicht so aufrichtig gehalten, wie sie es in der That sind, diese Aeußerung wird durch die ganze Lebensgeschichte Schubart's bestätigt. Er ist ja im Grunde das geblieben, was er hier schon ist: eine in hohem Grade receptiv begabte, den verschiedenartigsten Einwirkungen zugängliche, hastig zu Gegensätzen überspringende, eine in sich unharmonische und haltlose Natur, eine lehrreiche aber im Ganzen unerfreuliche Erscheinung.

Eine so reizbare Phantasie mußte wohl Freude an Romanen und Rittergeschichten finden. Hier war regelloses Lesen nur gefährlich, ja es war Gift: bei so lebhafter Einbildungskraft wirkt ja sogar das Gute nachtheilig, weil im glücklichsten Falle doch die Empfindung überreizt wird. Unter anderen Verhältnissen hätte der Verkehr mit Luthers Schriften, auch wohl die Lektüre des Messias, andere Wirkungen haben können, als ersichtlich sind. Denn an Luther behagte ihm „der derbe Ton", und bei Klopstock „schauerte er vor Freuden": dort die Oberflächlichkeit, hier die Ueberspannung.

Nun verlangte die erwählte Laufbahn den Besuch einer höhern Lehranstalt: deshalb siedelte Schubart 1753 nach Nördlingen über, um Schüler des dortigen Lyceums, welches unter der Leitung des wackern Thilo stand, zu werden. Bei einem Chirurgus, Namens Seidel, quartierte er sich unter sehr bescheidenen Verhältnissen ein. Der Unterricht an dieser Anstalt muß mit Ernst und Gründlichkeit ertheilt worden sein; namentlich wurde die lateinische Sprache mit Eifer und Erfolg betrieben. Auch war Thilo ein warmer Freund der vaterländischen Litteratur und pflegte seine Schüler auf Klopstock, Bodmer, Haller und den damals noch nicht von seiner Jugendrichtung abgefallenen Wieland eindringlich aufmerksam zu

machen. Dagegen war leider auch in Nördlingen die Unterweisung in den Lehren der Religion durchaus unzulänglich; der Religionsunterricht war nüchtern und leblos, nicht ergreifend und befruchtend. „War von klassischen Autoren, Philosophie, Geschichte, schönen Wissenschaften die Rede, so lebt' und webte alles in der Schule: giengs aber an's Christenthum, so fröstelte, gähnte, langweilte man." So schreibt der Dichter, und warum sollen wir ihm nicht glauben? Ist's doch leider selbst heute an mancher Schule nicht anders! — So mag denn Schubart in Nördlingen wohl allerlei Kenntnisse gesammelt und Fertigkeiten sich angeeignet haben, seine Gesammtentwicklung aber bekam keine entschiedene Richtung, er gewann weder ein bestimmtes wissenschaftliches Ziel, noch, was ihm vor Allem Noth that, einen sittlichen Halt. Regungen und Entschlüsse zum Guten blieben nicht aus, aber sie hatten nicht Folge noch Bestand. In Nördlingen, wo ihn übrigens sein musikalisches und deklamatorisches Talent vielfach zerstreute, sind seine ersten Dichtungen entstanden, ein Gedicht auf das unheilvolle Erdbeben von Lissabon im Jahre 1755 und einige Volkslieder, welche mehr Lob verdienen als viele seiner späteren Dichtungen.

Im Jahre 1756 verließ er Nördlingen und begab sich nach Nürnberg, wo er in die Schule z. h. Geist eintrat, welcher der Rektor Gahn vorstand. Hier traf er einen lebhaften Sinn für Musik und tüchtige Musiker, Schüler von Sebastian Bach, an die er sich bald anschloß. Musik und Kunst, für welche letztere Nürnberg so reiche Schätze besitzt, nahmen ihn nun mehr in Anspruch als die Schule. Zwar schreibt der Dichter, der Unterricht in Nürnberg sei ziemlich schlecht gewesen, aber sicherlich war diese Unzulänglichkeit, wenn sie anders wirklich in solchem Grade vorhanden war, nicht der Hauptgrund, der seine wissenschaftlichen Studien beeinträchtigte. Man braucht

nur zu lesen, was er Alles in Nürnberg trieb, und man weiß wenigstens so viel, daß für ein geregeltes Studieren nicht Raum genug übrig war. Denn er wurde Organist und Frühmesser, gab Unterricht, benutzte Bibliotheken und Buchläden, pflegte die Dichtkunst als Erklärer der Messiade und als Preußendichter (1757 war der preußische General Maier mit einem Streifkorps nach Nürnberg gekommen, und Schubart hatte sich für ihn und alles Preußische begeistert), genoß mancherlei Umgang, schloß sentimentale Freundschaftsbündnisse und gerieth in Liebesverhältnisse. Dieses Vielerlei sieht nach Allem aus, nur nicht nach einer geordneten Lebensweise und nach wissenschaftlichem Fleiß. Vielmehr scheint der sonst wohl an Anregungen reiche Nürnberger Aufenthalt das erste Stadium der Verirrungen Schubarts zu bilden: es ist doch in ihm die Emancipation der Sinnlichkeit enthalten. Die Einwirkung der Schulregel ist noch nicht völlig aufgehoben, und das Treiben im Weltgetümmel hat wohl etwas von einer jugendlichen Sturm- und Drangperiode, aber es fehlt das Ziel, das auch den Abirrenden nicht verläßt, es fehlt ein geistiger und sittlicher Mittelpunkt. Er selbst blickt gerade auf die Nürnberger Zeit mit weniger strengem Urtheil zurück, als ihm sonst in seinen Bekenntnissen eigen ist, ja er spricht davon, daß ihm sich dort günstige Verhältnisse geboten hätten, die wohl ein Lebensglück hätten begründen können und beklagt, daß er Nürnberg verlassen habe. Worauf sich diese Andeutungen in Bezug auf eine Versorgung stützen, ist nicht ersichtlich: daß ihn aber, wie er innerlich war, damals irgend welche Lebensstellung dauernd glücklich gemacht und ihm weitere Irrungen erspart haben würde, das ist sehr zu bezweifeln. Dazu hätte es eines innern Umschwunges bedurft, und in den Nachrichten über das Nürnberger Leben findet sich nichts, was an die Wahrscheinlichkeit eines solchen glauben ließe. Er kehrte also

im Herbst 1758 nach Aalen zurück, um nach einem kurzen Aufenthalte bei dem Pfarrer Schüler in Essingen, der nach Schubarts Schilderung ein einsichtsvoller Mann war und mit scharfem Auge in des Jünglings Herzen sah, was ihn bedrohte, die Universität Jena zu beziehen und dort Theologie zu studieren. Aber er kam nicht einmal bis Jena, sondern blieb in Erlangen, wo die Stürme des Krieges eine überaus große Anzahl von Studenten aus aller Herren Ländern zusammenwehten. Schubart, dessen theologische Intentionen schon durch den Besuch der Nürnberger Freunde nicht gerade gestärkt sein mochten, fand in Erlangen lustige Gesellschaft, die ihn anzog und fesselte: das Bedenken, welches für die Weiterreise aus den damaligen Kriegsgefahren erwuchs, war sicherlich nicht unwillkommen. Nun war die Freiheit, nach der er sich gesehnt hatte, in vollem Maße gegeben, aber auch ihr Mißbrauch: es begann ein tolles wildes Treiben, bei dem das wissenschaftliche Studium nicht gedeihen konnte. Doch hörte er wenigstens eine Reihe von Kollegien über Theologie, Philosophie, Geschichte, Naturrecht, schöne Wissenschaften und hebräische Sprache, unter denen die philosophischen Vorlesungen des Professors Suckow ihn am meisten ansprachen. Die Selbstbiographie beklagt auch hier die trockne Behandlung der Theologie von Seiten der Docenten, durch welche in dem Hörer der Wahn geweckt, es liege dies in der Natur der Wissenschaft, und sein religiöses Interesse zur Gleichgiltigkeit abgestumpft worden sei. Das Haupthinderniß lag doch in ihm selbst, er selbst hatte kein inneres Verhältniß zu seiner Aufgabe. So ist es denn das Bild eines wüsten und zerrissenen Lebens, das die Berichte aus der Erlanger Periode vor uns aufrollen. Der unordentliche Lebenswandel strafte sich in schwerer Krankheit und in vierwöchentlicher Gefangenschaft, die durch die Gläubiger veranlaßt ward. Aber diese schweren Strafen übten keine läuternde

Kraft: die auf dem Krankenlager gefaßten Vorsätze waren nur Seifenblasen, und die Karzerhaft wußte er sich durch die Besuche seiner Freunde und „einer zärtlichen, ihn mit Thränen beklagenden Freundin," sowie durch Musik zu versüßen.

Nur einer kleinen Episode aus der Erlanger Zeit sei hier noch gedacht, weniger um des Dichters willen, als wegen der christlichen Gesinnung, mit der ihm ein schlichter Bürger aus Erlangen in schweren Tagen nahe trat. Die Gläubiger hatten dem Gefangenen kein Bett gelassen, aber dieser Bürger, obwohl persönlich Schubart fast fremd, schickte ihm ein solches und versprach ihm seinen Beistand. Als der Befreite zu seinem Wohlthäter eilte, ihm zu danken, sprach dieser zu ihm: „Herr Schubart, Sie sind krank, und dieser Mann könnte Sie kurieren." Dabei wies er auf Steinhofers Predigten, die aufgeschlagen vor ihm lagen. Aber die Mahnung des trefflichen Mannes war fruchtlos.

Nicht einmal die poetische Thätigkeit scheint in Erlangen gediehen zu sein: Schubart selbst erwähnt nur einige im Gefängniß entstandene Gedichte erotischen Inhalts, die später hie und da abgedruckt von ihm nicht als die seinigen in Anspruch genommen worden seien. Das Resultat der Studienzeit war auf diese Weise ein durchaus unbefriedigendes: Zeit, Geld, Gesundheit war vergeudet, ein nicht geordnetes, fragmentarisches Wissen die einzige positive Ausbeute. Die Eltern riefen den Sohn nach Aalen zurück. Von dieser Zeit ab (1760) wird nun Schubarts Briefwechsel *) eine Hauptquelle für die Geschichte seines weitern Lebens.

Nur kurze Zeit verweilte er in Aalen, wo ihm bei den beschränkten Verhältnissen seiner Familie und bei seiner Abneigung

*) Christian Friedrich Daniel Schubart's Leben in seinen Briefen. Von David Friedrich Strauß. 2 Bde. Berlin 1849.

gegen ein ernstes und stilles Leben nicht wohl werden mochte. Nachdem er eine Weile daselbst seine musikalischen Beschäftigungen fortgesetzt und sich auch im Predigen nicht ohne glücklichen Erfolg mehrfach versucht hatte, nahm er eine Hauslehrerstelle in Königsbronn an bei dem Fabrikanten Blezinger. Aber wie gut er auch hier gehalten wurde, und obschon ihm das Unterrichten nicht schwer fiel, sein unruhiger, Veränderung begehrender Sinn trieb ihn auch hier wieder bald hinweg: er überließ seine Stelle dem jüngern Bruder und kehrte nach Aalen zurück, „um dort und in den angrenzenden Dörfern den Geistlichen im Predigen beizustehen." Schon im August 1762 finden wir seine Briefe wieder aus Aalen datiert: sie sind zumeist an seinen Schwager, den Rektor Böckh in Eßlingen, einen tüchtigen, charaktervollen, ihm sittlich durchaus überlegenen und mit treuer Liebe zugewendeten Mann gerichtet. Außer diesem finden wir ihn in Beziehung zu dem Pfarrer Balthasar Haug, der besonders durch das „Schwäbische Magazin" bekannt ist, welches auch in Schillers Lebensgeschichte eine Rolle spielt. Die Briefe dieser Jahre sind weit besseren Inhaltes als man es nach der Erlanger Studentenzeit erwarten sollte: es zeigt sich in ihnen ein frischer Geist und ein erfreuliches Streben, sich litterarisch weiter auszubilden, sowie ein gesundes Urtheil. Der Schubart dieser Briefe ist jedenfalls besser als der Schubart der Selbstbiographie, die hier weder deutlich noch unparteiisch zeichnet. Freilich klingt der Grundmangel, die Quelle aller späteren Irrungen und Leiden, die innere Unbestimmtheit, auch hier durch, aber im Verhältniß zu den vorhergehenden Jahren ist doch eine Besserung nicht zu verkennen. Diese zeigt sich auch in seinen theologischen Wanderfahrten, von denen er in einem der Briefe (vom 23. Juli 1763) ausführlich, in sehr anziehender und charakteristischer Weise berichtet: seine Predigten (über den Unterschied der Frommen und Lasterhaf-

ten in diesem und jenem Leben, über die Aufforderung zur Buße, über den glücklichen Charakter eines Mannes, der seine Pflicht kennt, über den Reichthum des rechtschaffenen Mannes) fanden viel Beifall. Es versteht sich von selbst, daß es ihm dafür an der innern Glaubenserfahrung gebrach, sowie an einer gründlichen Durcharbeitung der Predigten. Eine glückliche Redegabe, Leichtigkeit der Darstellung, poetisches Feuer konnte jenen Grundmangel nicht ersetzen: ihm wurde die Predigt zu einem Produkt der momentanen Erregung, Inhalt und Form waren improvisiert. So gieng er selbst leer dabei aus, ja wohl leerer noch als seine Zuhörer: er gab was ihm der Augenblick brachte, war während der Predigt wohl ganz in dem, was er lehrte, aber mit dem letzten Worte der Predigt war er auch der momentanen Stimmung los und ledig.

In diese Zeit fällt eine Ode an den Fürst-Probst von Ellwangen, welche dem Dichter eine Gratifikation von 4 Louisd'or eintrug, von denen er sich einen neuen Anzug machen ließ. Dieses sich Geschenke erdichten bleibt unserm Dichter durch sein ganzes Leben eigen und ist einer der unerfreulichsten Züge seines Charakters: leider ist ihm seine Muse für schnöde Trinkgelder — denn kann man es anders nennen? — zeitlebens feil gewesen. Auch darin zeigt sich der Mangel eines innern sittlichen Halts, sein Selbstgefühl wird zur Eitelkeit, nicht zu edlem Mannesstolz.

Die Hoffnung, daß der Fürst von Ellwangen, aus dem Hause Fugger, ihm eine Pfarrstelle übertragen würde, erfüllte sich nicht, Schubart konnte seinen Eltern nicht länger aufliegen und liebte auch wohl die größere Gebundenheit im Vaterhause nicht: so nahm er das sich ihm darbietende Präceptorat in Geißlingen an, womit die Stelle des Organisten verbunden war. In Aalen hinterließ er ein geliebtes Mädchen, das später seines Bruders Gattin wurde und in jungen Jahren starb.

Aber die Wunde, welche ihm der Abschied schlug, sowie die Weigerung der Eltern sich von ihrer Tochter zu trennen*), kann nicht tief gewesen sein: am 29. December 1763 schreibt er schon aus Geißlingen an Böckh, daß er verlobt sei und am 10. Januar Hochzeit halten werde. Er hatte die Tochter des Oberzollers Bühler in Geißlingen, ein einfaches Mädchen, das ihm eine treue treffliche Gattin ward, gewählt.

So war denn eine Berufsstelle und ein eigner Herd gewonnen, aber nicht Zufriedenheit, nicht dauernde Befriedigung. Nur wenige Monate kann er sich in Geißlingen wohl gefühlt haben, wenn es überhaupt jemals soweit gekommen ist. Denn schon ein Brief an Wieland, der erste, den er an ihn schrieb, vom 20. Juni 1764 datiert, zeigt einen mit seiner Lage Unzufriedenen. „Das weiß ich — heißt es in demselben —, daß ich so bald noch nicht im Stande bin einer Neigung zu entsagen, die so viele mühsame Stunden meines jungen Lebens versüßt, die mich in die Gesellschaft so vieler glänzenden Genies führt und mich für den tödlichen Umgang schadlos hält, mit dem mich öfters die Nothwendigkeit und ein feindseliges Geschick verknüpft." — Und in demselben Schreiben nennt er sich „einen jungen Menschen, der noch wenig Erfahrung hat, und unter Leuten lebt, wovon er den besten mit Zurückhaltung trauen darf." — An Haug schreibt er (5. September 1764): „Fragen Sie nicht, wie ich mich befinde. Elend, von undankbaren Arbeiten danieder gedrückt, kaum noch das Gerippe eines Liebhabers der Künste und Wissenschaften, von Freunden und Feinden verfolgt, unter dem Schutte der allerniedrigsten Verrichtungen, öfters im Kampfe mit Dürftigkeit und Gram, — das ist das Gemälde ihres Bewunderers und Verehrers, der nichts von Ihnen verlangt, als die Freiheit, ungestört vor Ihnen

*) Selbstbiographie, I. 83.

seufzen zu dürfen." — Noch mißmuthiger, ja fast verzweifelt klingt, was er an den Konsulent Häckhel in Ulm schreibt (24. December 1764): „Ein Mensch, der eine Frau hat, die zugleich seine Magd ist; der unter liederlichen Arbeiten keucht; der vor dem Sarge einer alten Spitalfrau mit acht geflickten Mänteln wie unsinnig ein Todtenlied schreien muß; der unter hundert und zwanzig Tartaren, mit der Knute in der Hand, zwölf Stunden des Tages umherwandeln muß; der endlich an des Herrn Ruhetag mit neun Furien, die anstatt brennender Fackeln Fidelbögen tragen, gemartert wird; der die heiligen Christfeiertage mit zwei und vierzig Eseln und einem Maulthiere, das auf lateinisch Kantor heißt, von Haus zu Haus betteln gehn muß; der mit allen diesen tödtenden Verrichtungen nicht sich selbst, sondern einem alten ausgedienten deutschen Schulmeister den Branntwein in's Haus schaffen muß; der endlich, um den Kelch des Elends und der Niedrigkeit bis auf die Hefen auszusaufen, keinen Freund um sich hat, dem er seinen Jammer klagen kann: der Mensch, ich bitte Sie um der beleidigten Vernunft willen, der sollte noch beneidet werden können?" — Diese Mittheilungen genügen, um die Stimmung zu erkennen, in der sich Schubart bereits im Jahre 1764, also im zweiten seines Präceptorates und im ersten seiner Ehe, befand. In der That kam auch Vieles zusammen, ihm das Leben zu verleiden. Die kärglich ausgestattete Stelle war nicht nur mit vieler und schwerer Arbeit verbunden, durchaus nicht bloß mit elementarem Unterricht im Sinne unsrer Tage, da er im Lateinischen und Griechischen mit zu unterweisen hatte, sondern auch mit allerlei Nebengeschäften belastet, welche seinem Gefühl widerstrebten. Dazu war das Schullokal in schlechtestem Zustande, „einem Stalle ähnlicher als einem Erziehungshause für Christenkinder," und die Zahl der Schüler viel zu groß. Schubart fehlte es durchaus nicht an Lehrtalent, aber

an ausdauernder Energie; unter den oben beschriebenen Verhältnissen aber wäre auch wohl ein Anderer und Besserer mißmuthig geworden. Das Gegengewicht gegen die Berufslast, welches ihm die eigne Häuslichkeit hätte bieten sollen und können, fand er zunächst noch nicht in ihr. Er hatte es hier auch wie überall sonst gemacht; er war in die Ehe hineingerannt ohne redliche und ernste Prüfung. Seine Frau besaß vortreffliche Eigenschaften, die sie in den folgenden schweren Zeiten so herausbildete, daß sie als ein Muster unter den Frauen gelten darf. Aber es ist doch nicht zu leugnen, daß sie erst wurde, was sie später unzweifelhaft war, daß ihr anfangs ein rechtes Verständniß ihres Mannes fehlte, daß sie unter seinem geistigen Gesichtskreis stand und durch die Einflüsse ihrer nahen Verwandten in ihrem Verhältniß zu Schubart eher gehindert als gefördert ward. Auf solchen häuslichen Zwiespalt weist ein Brief an Böckh hin (den 20. November 1767): „Mein Weib haust mit ihren Eltern, die, so lang' ich in der Schule bin, in mein Haus stürmen, wieder mich conspiriren, meine Briefe erbrechen, Bücher, von welchen sie vermuthen, daß sie noch nicht bezahlt sind, wieder fortschicken, meine Buchhändler und Buchbinder warnen, mir keinen Kreuzer zu creditiren, meine sauer verdienten Gelder selbsten einnehmen und damit schalten und walten wie sie mögen." — So bot ihm die Häuslichkeit nicht das, was er bedurfte. Mit der Geselligkeit aber in Geißlingen war es weit übler bestellt, und sprechen wir ihn im Verhältniß zu seiner Gattin nicht von Schuld frei, so müssen wir hier eingestehen, daß er sich nicht wohl fühlen konnte. In der Mitte eines beschränkten Spießbürgerthums wird das Genie stets eine mißliche Stellung einnehmen, zumal wenn es im äußern Leben nicht Maß und Form bewahren will. Das war freilich Schubarts Sache nicht, dem es erst im Wirthshaus hinter dem Weinkrug recht wohl ward, und der dabei mit seiner

Gesellschaft nicht wählerisch, sondern leicht zufrieden war, wenn sich nur irgend eine Zuhörerschaft für Scherz und Spott fand. Wer mag es seinen Vorgesetzten verdenken, wenn ihnen solch ein tumultarisches Kneipenleben ärgerlich schien, wenn sie von dem Lehrer ihrer Stadtkinder eine andere Lebensweise verlangten? Und wer mag sich andrerseits verwundern, wenn er Schubarts Wesen erkannt hat, daß dieser auch im Amte sich allerlei Unregelmäßigkeiten und Willkürlichkeiten zu Schulden kommen ließ, wie er denn unter Anderem einmal mehrere Tage lang in der Umgegend herumstreifte, anstatt Schule zu halten? Kurz, es dauerte nicht lange, so hatte er sich seine Stellung in Geißlingen verdorben, er war mit ihr unzufrieden, man war mit ihm unzufrieden, der Boden, auf dem er stand, war unterminiert. Daß sich aber sein Mißbehagen steigerte, das lag in seiner Natur mehr als in den allerdings ungünstigen Verhältnissen: er hatte den Schlüssel zu seinem eignen Herzen nicht, sondern verlegte alle Schuld aus sich heraus, er schien sich nur der Leidende, Verkannte, Gemißhandelte, während er doch in der That sich und seine Umgebung, zumeist aber sich selbst mißhandelte. Es ist überflüssig auf eine Detailschilderung der Geißlinger Verdrießlichkeiten und Unannehmlichkeiten einzugehen: Jeder entwirft sich leicht ein Bild von dem äußern und innern Leben des Schulmeisters Schubart. So wollen wir auch nicht auf die Briefe aus dieser Periode (an Böckh, Haug und Wieland) weiter eingehen, so weit sie eben Klagen über seine Stellung enthalten. Trotz des aufrichtigsten Mitleidens wird man solcher Lamentationen endlich überdrüssig, wenn man sieht, daß der Klagende niemals das punctum saliens trifft. Und doch fehlte es nicht an den ernstesten Erlebnissen, welche so oft auf den Menschen eine gewaltige heilende Kraft ausüben. Denn während der Geißlinger Jahre starb ihm nicht nur ein Kind, sondern er selbst verfiel in eine ge-

fährliche Krankheit (1766), von der er sich nur mühsam erholte.

Um so erfreulicher sind jene Briefe, soweit sie ein Zeugniß von Schubarts geistigem Leben in dieser Periode ablegen. Man kann sich des Staunens nicht erwehren, wenn man seine Berichte liest über die wissenschaftlichen und künstlerischen Gebiete, mit denen er sich beschäftigt. Seine Briefe werden bisweilen zu Repertorien und zu litterarhistorischen Skizzen. Und überall zeigt sich lebendiges Interesse, glückliche Aneignungsfähigkeit und ein nicht minder glücklicher Instinkt in der Beurtheilung. Denn freilich — und dies ist die Schattenseite dieser Studieremsigkeit — darf an ein wirklich gründliches Studium irgend einer der Wissenschaften, in denen er sich genußsüchtig und genußfroh herumtummelte, nicht gedacht werden. Das lag in dem sehr mangelhaften Unterbau seines Wissens, das durchaus unsolid war, in seiner Abneigung gegen Gründlichkeit, in dem epikureischen Dilettantismus, der ihm selbst auf den Gebieten anhieng, für die er am befähigtsten war, in der Musik und in der Dichtung. Schubart war eben ein Genußmensch und ist's bis zuletzt geblieben: selbst die religiöse Umstimmung auf dem Hohenasperg reduciert sich zuletzt auf einen innerlichen Genuß, auf einen Gefühlsrausch, der die ihm abgeschnittenen Weltfreuden ersetzen sollte. Bei alledem wird man in dieser Beziehung jene Briefe nur gern lesen. Denn Schubarts bedeutende Begabung tritt unverkennbar hervor, sowie sich auch ein Wachsthum seiner Individualität, eine freiere Entfaltung seiner Natur zeigt. Der Schriftsteller regt freier seine Flügel — der Mensch seufzt unter dem Drucke seiner Schwächen.

Schubarts poetische Thätigkeit in diesen Jahren ist nicht von großer Bedeutung. Zwar gehören diesen Jahren außer der Ode auf den Tod Franz I., die ihm das kaiserliche Dichter-

diplom eintrug, die Zaubereien, Todtensänge, einzelne Oden und geistliche Lieder an, sowie manche Gelegenheitsgedichte; auch weisen die Briefe auf eine nicht unbedeutende journalistische Thätigkeit hin*). Aber Geißlingen war mit seinen Berufslasten für die Poesie kein Terrain, und zudem vergriff sich der Dichter in seinen Vorwürfen. Denn indem er zuerst Wieland, dann Klopstock nachzuahmen versuchte, gab er seine eigne von den Vorbildern ganz verschiedene Persönlichkeit auf und mit ihr die Möglichkeit eines entscheidenden Fortschrittes.

Nachdem mehrere Bemühungen um einen andern Wirkungskreis erfolglos geblieben, und Schubarts Stellung durch seine Ausgelassenheit und Verbitterung fast unhaltbar geworden war, eröffnete sich durch Haug's Vermittlung, welcher Professor in Ludwigsburg war, daselbst eine Aussicht für unsern Dichter. Man suchte daselbst einen Organisten und Musikdirektor, und Haug schlug Schubart für diesen Posten vor. Zwar stellten sich Schwierigkeiten in den Weg, indem der Special (Superintendent) Zilling, der dem Dichter nicht gewogen war und ihm auch nicht gewogen sein konnte, einen andern Bewerber, den Oberpräceptor Jahn, Schillers Lehrer, unterstützte; indeß Haug und der Oberamtmann Kerner, der Vater des noch lebenden Dichters, drangen mit ihrem Kandidaten durch. Nachdem in Ulm Bericht über den Lebenswandel des Geißlinger Präceptors eingefordert war und man in Bezug auf die jenem vorgeworfene Trunksucht erklärt, daß „an seinem Lebenswandel, da er die seiner Jugend zugeschriebenen menschlichen Fehler auf geschehene Ermahnungen gebessert,

---

*) So erwähnt ein Brief an den jüngern Bruder Jakob Schubart (Geißlingen, den 21. December 1768) eine in Lindau erscheinende Zeitschrift: „der neue Rechtschaffene", an welcher außer Schubart Wieland und Geßner u. A. arbeiteten. Schubarts Beiträge sind mit H. unterzeichnet.

nichts Sonderliches auszusetzen sei", genehmigte Herzog Carl die Berufung, und am 28. September 1769 trat Schubart sein neues Amt in Ludwigsburg an, das zwar nicht mit reichlicher Besoldung ausgestattet war, aber ihm doch einstweilen 700 fl. trug und Muße genug vergönnte, um seine Einnahme zu erhöhen.

Mit der Theologie war entschieden gebrochen: die innerliche Entfremdung war ein äußerer Akt geworden. Zwar war in dem Antrag die Rede von „der Freiheit zu predigen und der sichern Hoffnung einer weitern Promotion ins Gymnasium oder Ministerium", aber Schubart glaubte wohl selbst nicht ernstlich an eine solche Beförderung. Gleichwohl klammert er sich mit seinem schwankenden unentschiedenen Wesen anfänglich an diese Aussicht an, als wolle er sich nicht gestehen, daß die Uebersiedelung nach Ludwigsburg ein entscheidender Wendepunkt in seinem Leben sei. Ein langer Brief an Böckh (vom 6. Juli 1769) zeigt recht deutlich sein Bemühen, seinen innern Bedenken zu entschlüpfen. Er hüllt sich in den Mantel der Demuth und meint, er solle im Staube bleiben und bleibe es gern, weil Gott auf den Wurm wie auf den Seraph heruntersehe; er wolle gern rang- und titellos sterben, überzeugt, daß auch der Titelstaub zu dem Staube komme, in den unsere Hülle zerfallen werde. Hinter diesen sentimentalen Brocken hinken dann einige weltkluge Erwägungen nach, indem er Ellwangen mit jungen Geistlichen besetzt sieht, wodurch seine Hoffnungen auf ein Pastorat verkümmert werden; zugleich malt er sich die Möglichkeit vor, „von Ludwigsburg aus ins Limpurgische schlüpfen zu können" und in der Erde zu sterben, die ihn geboren habe. So redete er, der doch sicherlich von dem ihn erwartenden weltlichen Treiben nicht wenig angezogen ward, sich geradezu ein Märtyrerthum auf. In einem Briefe an Haug vom 12. September 1769 spricht er von einem „Opfer, das er

thun muß", und meint, seine Denkungsart solle weder durch Kleid noch Stand profaniert werden können. Man weiß kaum, wenn man diesen Brief liest, ob es ihm mehr Unruhe macht, der geistlichen Tracht zu entsagen oder mehr Sorge, sich ein neues und zwar weltliches Kleid anzuschaffen. Bezeichnend für sein Verhalten und für sein ganzes Wesen sind die Worte: „Nach meinen jetzigen Grundsätzen habe ich mir vorgenommen, zwischen dem geistlichen und weltlichen Stande zu balanciren, damit mir der Uebergang, entweder zur Rechten oder zur Linken, gleich leicht bleibe." Er selbst nennt diese Worte „eine Hieroglyphe", für uns sind sie leicht verständlich, denn sie sind der volle Ausdruck seines halt- und mittelpunktlosen Wesens, der treue Abdruck seiner Ungeneigtheit, sich selbst etwas zuzumuthen, einer Ungeneigtheit, die ihn schon in Geißlingen, als er in religiösen Angelegenheiten schon sehr rationalistisch dachte, momentan zu einem Anhänger der schroffsten Prädestinationslehre machte, was freilich die bequemste Art war, mit dem Gewissen Abrechnung zu halten.

Seiner Frau und deren Anverwandten mußte die Berufsänderung Schubarts, zumal die Uebersiedelung nach Ludwigsburg sehr unliebsam sein. Helena Schubart mochte eine einfache Erziehung empfangen haben und für das Leben in einer größern Stadt weder geeignet noch befähigt sein, sie mochte schon darum gegen die beabsichtigte Veränderung sich mißgestimmt zeigen: was weit mehr in Anschlag kam, war ihr ernster religiöser Sinn, ihre christliche Lebensanschauung, ihr Glaube, der in ihrem einfältigen Herzen so köstliche Früchte erzog. Sie, die längst erkannt hatte, was ihrem Gatten fehlte, und was ihn auch von ihr abzog, sie mußte in dem nun auch äußerlich zu vollziehenden Abfall vom geistlichen Stande den Verlust des letzten Rettungsankers erblicken. Sie sah ihren Mann dem Christenthum abtrünnig werden, ihr ahnte, es werde sich zwi-

schen ihn und sie in Ludwigsburg eine unübersteigliche Kluft eindrängen. Schubart erzählt selbst von dem Abschied, den sie von ihm nahm, als er ihr voraus nach Ludwigsburg abzureisen im Begriff stand. Sie fiel vor ihm auf die Knie nieder und bat ihn mit aufgehobenen Händen: „o Mann, ich bitte dich, werd ein Christ!" — Auch sein Bruder Jakob trennte sich von ihm mit dem Gefühle, daß des Bruders fernere Wege dunkel, daß sie innerlich geschieden seien. „Bruder, sagte er, Dich hab' ich verloren! o daß ich nicht Abadonna's Klage weinen müsse:

Abdiel, mein Bruder, ist mir auf ewig gestorben."

Es war aber nicht bloß die Besorgniß, Schubarts sittliche Zerfahrenheit und seine Weltlust möchten ihn in der neuen Stellung auf gefährliche Irrwege leiten, was die Familie so verstimmte, sondern es kam noch die eigenthümliche Beschaffenheit des neuen Wohnortes dazu: Ludwigsburg war so recht dazu angethan, einen Mann wie Schubart in den Strudel der Irrungen hineinzuziehen. Ludwigsburg war kein Geißlingen, sondern ein deutsches Versailles: ein leichtes lockeres Genußleben, mit socialem Firniß übertüncht und mit musikalischer und theatralischer Kunst aufgeputzt, herrschte daselbst. Das war für Tausende gefährlich, für keinen unter Allen vielleicht in dem Grade wie für Schubart. Wenn man dagegen im Bühlerschen Hause die Opposition gegen das Ludwigsburger Amt so weit trieb, daß man, als schon die Ernennung erfolgt war, des Schwiegersohnes künftige Stellung zu unterminieren und ihm, der nur zu geschickt war sich Feinde zu machen, von vornherein deren zu erwecken suchte, wenn man sogar seine Gattin zurückhalten wollte, so daß diese in der That in der letzten Zeit in Geißlingen nicht bei ihm wohnte, und ihm erst später nachfolgte: so kann dieses Verfahren gewiß nicht Billigung finden. Doch haben der alte Zoller Bühler sowohl wie

namentlich Helena durch ihre treue liebevolle Anhänglichkeit an Schubart während der Hohenasperger Schmerzenszeit ihr Unrecht reichlich ausgeglichen.

Man hatte kaum zu viel gefürchtet. Wenn auch im Anfang sich die Sache ganz leidlich anließ, und Excesse und Unordnungen nicht vorfielen, so dauerte es doch gar nicht lange, daß Schubart mitten im tollsten Weltgetümmel war. Er hatte sich zwar vorgeredet*), daß „stille Musenfreude, Amtssorgen, Vertrauen auf Gott im Gebet“ die Hauptzüge des Plans sein werden, den er in Ludwigsburg befolgen werde und befolgen könne, aber derselbe Brief, der diese Entschlüsse verkündet, bringt die Nachricht von dem ersten Diner bei Hofe. Anfänglich wird noch die ernstere Tracht der vorigen Jahre beibehalten und dem Gedanken, vielleicht einmal wieder zu predigen, zur Beruhigung nachgehangen, aber im folgenden Jahre (1770) wird auch der ganze äußere Mensch modernisiert und über alle Bedenken mit einem: „Was will man machen?“**) hinweggesprungen. Und nun folgt Aergerniß auf Aergerniß. Von ernstlichen poetischen und litterarischen Bestrebungen aus diesen Jahren ist fast gar nichts zu erwähnen: die Sammlung Klopstock'scher Oden und Aufsätze, welche Schubart 1770 unternahm, kommt zu gutem Theile auf des fleißigen Schwagers Böckh Rechnung. Sonst scheint er über seine Gewohnheit, den Pegasus zum Dienst großer und kleiner Gönner zu satteln nicht hinausgekommen zu sein und sich nebenbei allenfalls in der poetischen Litteratur auf dem Laufrade erhalten zu haben. Ernstere Lektüre, wie z. B. Michaelis' Uebersetzung des alten Testamentes, wird zwar erwähnt, und zwar als „Leiblektüre“, aber es mögen das nur momentane

*) Brief an Böckh vom 23. September 1769.
**) An denselben vom 20. November 1770.

Beschäftigungen gewesen sein; gewiß waren es wirkungslose. Denn Musik und Gesellschaft, Weinfreude und Liebelei waren seine Leitsterne, für ihn nur allzu trügerische Irrlichter. Vornehme Kreise öffneten sich seinem musikalischen und poetischen Talente sowie seinem leicht fließenden Witze, aber in der frivolen Atmosphäre vornehmer französisierter Cirkel ward seine eheliche Treue wankend, und was bedurfte es denn bei ihm mehr, als der Gelegenheit, um der Versuchung zu erliegen? Galante Abenteuer mit widerwärtigen Folgen verjagten seine Frau in ihr elterliches Haus. Nun ist er außer sich, zerknirscht und reumüthig und bittet um Gotteswillen, daß sie zurückkehren möge. Aber es dauert nicht lange, so hat er sich einreden lassen, er sei der Verrathene und Betrogene, die Frau die Schuldige, die Verrätherin und Verleumderin, und er treibt es nur noch ärger, so daß er im stadtkundigen Umgange mit einer Geliebten vor dem öffentlichen Aergerniß sich nicht scheut. Vielleicht wäre ihm auch das hingegangen, da man über eheliche Treue nicht sonderlich streng denken mochte, obwohl ihm der Special Zilling, sein Vorgesetzter, von Haus aus abgeneigt war, aber er war auch ein unvorsichtiger Witzbold und Spötter. In Geißlingen schon war ihm ein solches unzeitiges Impromptu gefährlich geworden, aber die Gefahr hatte sich beseitigen lassen: das hätte ihn für alle Zeit kurieren sollen. Aber nein, nachdem ihn jener Liebeshandel mit einer Landsmännin aus Aalen schon ein paar Tage in das Gefängniß gebracht hatte, wo ganz nach der Erlanger Melodie in der Haft ein lustiges Leben geführt wurde, ließ er sich noch verleiten, auf einen einflußreichen Hofmann ein Spottlied zu dichten und die Litanei zu parodieren. Da nun, nachdem seine Frau (1772) wiedergekehrt, aber eine Besserung in seinem Leben und Treiben nicht erfolgt war, da wurde er durch Herzogl. Reskript vom 21. Mai 1773 seines Dienstes entsetzt, ihm „um des in

dem Publico in so mancherlei Betracht gestifteten Aergernisses willen das consilium abeundi gegeben." Ohne von Frau und Kindern Abschied zu nehmen, einen Thaler in der Tasche, verließ Schubart Ludwigsburg und wanderte planlos in die Fremde, zunächst nach Heilbronn.

Hier verweilte er nur kurze Zeit, weil sich keine Aussicht auf dauernde Versorgung zeigte, weshalb er über Anspach nach Berlin zu gehen beschloß. Dieser Plan aber wurde durch ein anderes Projekt gekreuzt, indem er von einem Herrn von Gritsch, einem „Luftbaumeister vom ersten Range", aufgefordert war, an einer Ritterakademie zu Saarbrücken eine Professur zu übernehmen. Ohne die Solidität dieses Antrages, der sich bald als ein Luftschloß erwies, gründlich zu prüfen, gab er Berlin auf und gieng nach Mannheim; hier und in Heidelberg und Schwetzingen hielt er sich die nächsten Monate auf, ein leichtes oberflächliches, ihn selbst nicht befriedigendes Leben führend, wenig von dem Ludwigsburger verschieden. An Anerkennung und Aufmunterung, an Beifall und Gunst fehlte es ihm nicht, ja es möchte ihm vielleicht sogar gelungen sein, in der Pfalz eine dauernde Anstellung zu erlangen, wenn er nur einigermaßen hätte Maß halten und seine Zunge hätte hüten wollen. Aber er that keins von beiden, er ließ sich gehen und redete mehr als recht, noch mehr als klug war: ein Tadelwort gegen die Mannheimer Akademie ausgesprochen und von Schubarts Feinden, die er sich überall schnell machte, geschickt benutzt, entzog ihm das schon gewonnene Wohlwollen des Kurfürsten.

Es folgt nun eine kurze Episode im Leben unseres Dichters, die in ihrer Widerwärtigkeit zugleich recht bezeichnend für seine damalige sittliche Gesunkenheit ist. Als die Pfälzer Aussichten geschwunden, macht er die Bekanntschaft des Bairischen Gesandten Baron von Leiden. Bei einem Gespräche weist

dieser auf die Möglichkeit hin, daß Schubart in Baiern sein Glück machen könne, wenn er sich entschließe katholisch zu werden. „Was hast du zu verlieren, dacht' ich und versprach es ihm, ohne weitere Ueberlegung, wenn er die Gnade haben und mich mitnehmen wollte"*). Schmählicher hat Schubart wohl nie gehandelt, als in diesem Momente, da er seinen Glauben gegen eine Aussicht auf Anstellung hinzugeben bereit war: es ist ein Akt der schnödesten Gewissenlosigkeit. Denn man würde irren, wollte man diese Geneigtheit zum Uebertritt aus einem schwärmerisch mystischen Zuge Schubarts ableiten. Allerdings war ein solches Element in ihm vorhanden, wie das nicht bloß die Selbstbiographie und zwar in stärkster Färbung aufweist, sondern auch der Briefwechsel der früheren Perioden, in dem nicht selten ein positiv-christlicher Klang, freilich nur vereinzelt und von unlauterer Beimischung getrübt, sich vernehmen läßt. Aber trotzdem war Schubart doch stets protestantisch gesinnt, auch auf dem Hohenasperg, und katholischer Auffassung abgeneigt. So reiste er denn nach München, aber der leichtsinnige Schritt bestrafte sich bald: es dauerte nicht lange, so ward das Gewissen in ihm wach, und wenn es ihm auch nicht zu einer raschen Umkehr half, so verbitterte es ihm doch das Münchner Leben. Er selbst berichtet, daß München seine Sonnenferne gewesen sei: „nirgends — schreibt er**) — war ich so unfähig zum Guten wie hier. Nicht eine Komödie, die ich zehnmal anfieng und bereits einen Plan dazu entworfen hatte, der Jedermann gefiel, nicht die Berichtigung an Burneys Reisen, die ich versprach, nicht eine Ode, ein Lied, ein Menuett, nicht einmal ein Brief wollte mir gelingen." Indeß, wer weiß, wozu es noch gekommen wäre bei Schubarts

*) Schubarts Leben, Thl. 1. S. 234.
**) Ebendaselbst S. 288.

Schwäche und Bestimmbarkeit, wenn man nicht von München aus in Stuttgart Erkundigung über ihn eingezogen hätte. Man erhielt wenig befriedigende Antwort: Schubart ward als ein sittenloser Mensch bezeichnet, der „an keinen heiligen Geist glaube" und vorzüglich deswegen das Würtembergische habe räumen müssen. Zeigte nun der Convertend selbst wenig Neigung, den Akt des Uebertrittes zu vollziehen, und schien der Werth der Erwerbung nach den Stuttgarter Nachrichten sehr gering, so ist's begreiflich, daß sich die Stimmung zur Ungunst gegen ihn umsetzte: man gab ihm den Laufpaß, Schubart war herzlich froh, ihn zu erhalten und hatte auch Ursache genug, sich des zu freuen.

Aber wohin sich wenden? Dem schnell Projekte Machenden schwebten Petersburg, Wien und Stockholm vor: nach kurzem Ueberlegen entschloß er sich für die letztgenannte Stadt. Es gieng ihm aber nicht anders wie es ihm gegangen war, als er nach Jena und später, als er nach Berlin hatte reisen wollen: er blieb auf der ersten Station hängen. Er stieg in Augsburg in der Weberherberge ab, bald waren Bekanntschaften gemacht, litterarische Anträge wurden gestellt, und es bedurfte wohl kaum der Bitte seiner Frau, die ihn bat, nicht so weit in die Fremde hinaus zu irren, um ihn in Augsburg festzuhalten. Ein beabsichtigter Roman blieb nach den ersten Bogen liegen, dafür ergriff er den glücklichen Gedanken, eine Zeitschrift herauszugeben und führte ihn aus: die „deutsche Chronik" entstand.

Diesesmal hatte der Tastende einen glücklichen Griff gethan, eine journalistische Thätigkeit war just wie für ihn gemacht. Dazu reichten seine mehr mannigfaltigen als gründlichen Kenntnisse völlig aus, hier kam es nicht auf Arbeiten an, welche mühsame Vorstudien und sorgfältige Ausführung, somit Fleiß und Ausdauer verlangten, sondern hier hatte die

Eingebung des Momentes, das Produkt der Stimmung einen freien Spielraum. Schubarts ursprüngliche geistige und poetische Begabung hätte freilich mehr hergeben können, als eine Chronik, so verdienstlich in mancher Beziehung sein Unternehmen in damaliger Zeit war, zumal in jenen Gegenden, die hinter andern Theilen Deutschlands bedeutend zurückgeblieben waren. Aber die Wege, die er in seiner geistigen und sittlichen Bildung gegangen war, hatten aus ihm nicht werden lassen, was eine strengere Selbstzucht aus ihm hätte machen können. Wie er nun war, vielseitig aber nicht gründlich, empfänglich aber widerstandslos, leicht erregt aber nicht ausdauernd, höhere Ziele fühlend aber nicht energisch ihnen nachstrebend, war die Journalistik das Beste, was er ergreifen konnte: für ein größeres poetisches oder prosaisches Werk war er nicht der Mann, nur für die Erzeugnisse des Augenblicks war er befähigt. Dafür war aber seine Begabung durchaus nicht gering: er wußte sich schnell, was ihm im Leben und in der Litteratur begegnete, anzueignen, seine lebhafte Einbildungskraft vermochte das Empfangene rasch zu gestalten, mit Leichtigkeit und Gewandtheit warf er diese Eindrücke als prosaische und poetische Impromptu aus sich heraus, Witz und Spott stand ihm zu Gebote, und zudem schrieb er ein gutes, gebildetes Deutsch, das zwar niemals ganz korrekt war, aber doch gegen das damalige deutsche Sprachwesen in Baiern und Schwaben gewaltig und zu seinem Vortheil abstach. Freilich war sein ganzes Wesen auf Subjektivität gegründet, und heut zu Tage möchte uns ein Uebermaß von Subjektivität auch bei dem Redakteur einer Zeitung nicht anstehen; wir wollen in dem periodischen Blatte und an ihm mehr haben als die momentane persönliche Stimmung des Journalisten. Aber es läßt sich auch nicht leugnen, die subjektive Haltung einer Zeitschrift kann von der allergrößten Wirkung sein; es kommt nur auf

die Persönlichkeit des Schriftstellers an, daß sie auch die ersprießlichste werde. Zu Schubarts Zeit aber, zumal in schwäbischen Landen, war eine solche durch die Unmittelbarkeit ihrer Expektorationen — er pflegte seine Chronik im Wirthshause zu diktieren — wirkungsvollere Zeitschrift auf das noch nicht rege und kräftiger Aufrüttelung bedürftige geistige Leben des Volkes im Ganzen von vortheilhaftem Einflusse. Denn auch das muß zugestanden werden: Schubart gieng bei seiner Chronik von durchaus löblichen Absichten aus. Die besseren Züge seiner geistigen und sittlichen Physiognomie sind seiner Zeitschrift deutlich aufgeprägt: daß der Journalist an sich selbst manches nicht verwirklichte, was er in die Welt hineinschrieb, das konnte zunächst dem Blatte nicht schaden, das weit und breit Beifall fand. Es gieng ihm eben wie es schwachen Naturen wohl geht, denen die momentane Regung zum Guten die Grenze ihrer Tugend ist: die Stimmung des Augenblicks schwoll zur Ueberzeugung an, die auch die Kraft besaß, Andere zu überzeugen. Uebrigens war auch sein Programm ganz respektabel: er eiferte für deutsche Sitte und Vaterlandsliebe, für Männlichkeit und gegen Ausländerei und Servilität, ja er bekämpfte sogar religiöse Aufklärerei. Freilich konnte namentlich auf dem religiösen Gebiete die eigene innere Mangelhaftigkeit nicht einflußlos bleiben: die deutsche Chronik Schubarts konnte so wenig der Wandsbecker Loote des trefflichen Claudius werden, als Schubart selbst jemals Claudius ähnlich war.

Die Zeitung gefiel dem Publikum, der Zeitungsschreiber fand Gefallen an der neuen Thätigkeit. Diese war so recht nach seinem Sinn, der ganz besonders darauf gerichtet war, keine amtlichen Geschäfte zu haben. Deutlicher spricht er sich nicht aus, als in einem der wenigen Briefe aus dieser Periode an seinen Bruder, in dem es heißt: „Kerl, s' ist dir 'ne Lust

kein Amt zu haben"*). Gute Einnahme und im Grunde nichts thun, als was er in seinem beweglichen Leben zusammentrug, was ihn beschäftigte und erregte, wöchentlich zwei Mal in schnell gefundener Form in die Welt hinauszuschicken und daneben Musik zu treiben, mühelos ein berühmter und gesuchter Mann zu sein und doch das Bewußtsein einer Wirksamkeit zu haben. Kurz, es waren goldne Tage.

Allerdings dauerte das journalistische Leben in Augsburg selbst nicht lange: das verhinderte der Augsburger Bürgermeister von Kuhn. Denn da Schubart seine Anzeige mit den Worten geschlossen hatte: „Und nun werf' ich mit jenem Deutschen, als er London verließ, meinen Hut in die Höhe und spreche: „O England, von deiner Laune und Freiheit nur diesen Hut voll!" meinte jener Bürgermeister im Senate: „Es hat sich ein Vagabund hereingeschlichen, der begehrt für sein heilloses Blatt einen Hut voll Englischer Freiheit: nicht eine Nußschale voll soll er haben!" — Nach den ersten Blättern schon wurde der Druck der Chronik in Augsburg untersagt und deshalb nach Ulm verlegt. Als nun aber die ohnehin angefeindete Zeitung sich tadelnd gegen die Jesuiten aussprach und angreifend gegen den Pfarrer Gaßner in Klösterle auftrat, da war nicht bloß das Blatt, sondern auch der Redakteur in Gefahr. Man setzte ihn sogar gefangen, und als die protestantische Partei seine Entlassung aus der Haft durchsetzte, verwies man ihn wenigstens aus der Stadt, die er denn auch im Anfange des Jahres 1775 verließ, nachdem er kurz vorher die Nachricht vom Tode seines würdigen Vaters erhalten hatte.

Er wandte sich nach Ulm, wo seine Chronik gedruckt wurde: es beginnt hier die beste, freilich auch die kürzeste Periode in seinem Leben. Die Chronik nahm überaus glücklichen Fort-

*) Vom 17. November 1775 aus Ulm.

gang, was sowohl auf die äußere Lage, wie auf die litterarische Stellung des Verfassers von günstigem Einflusse sein mußte. Seine Frau und Kinder holte er von Geißlingen, wo er von der treuen liebevollen Gattin mit unverdienter Zärtlichkeit empfangen wurde. Auch anderweitiger Umgang fehlte nicht: außer den durchreisenden Notabilitäten ist hier besonders der bekannte Martin Miller, der Verfasser des Siegwart, zu nennen, der unserm Dichter mit herzlicher Liebe zugethan war und später der vereinsamten Gattin ein so treuer helfender Freund ward. Dieser blieb nicht ohne Einfluß auf Schubart, der während seines Ulmer Aufenthalts sich in seinem Leben im Vergleich zu der Ludwigsburger und der darauf folgenden Wanderzeit besser hielt, wenigstens die groben Excesse mied, welche das eheliche Zusammenleben besonders gestört hatten. Wenn freilich der brave Miller ihm Mangel an Grundsätzen vorwarf und ihm rieth: „Werd' ein Christ, so ist dir's wohl", so blieb Vorwurf und Rath unfruchtbar, so treffend beide waren. Von einer Sinnesänderung findet sich keine Spur, und im äußern Leben waren es eben nur die ärgerlichsten Auswüchse, welche hier abgeschliffen wurden. Dem tollen Wirthshausleben blieb der deutsche Chronikschreiber unverbrüchlich treu, war ja doch die Bierbank für ihn ein wesentlicher Faktor seiner Journalistik.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die eben erörterten Verhältnisse auf Schubarts geistige Thätigkeit von fördernder Einwirkung waren. Rechnen wir ab, was abzurechnen ist, daß bei dem äußerlichen tumultarischen Leben wie bei dem Journalistenthum eine geistige und poetische Tiefe nicht gedeihen konnte, daß seine Raisonnierlust oft stark ins Freigeisterische spielte, so bleibt doch immer anzuerkennen, daß in Ulm mit dem Schriftsteller auch die Produktion besser gedieh. Zwar wurde abermals ein angefangener Roman (die Geschichte eines

Genies) unvollendet bei Seite gelegt, aber es ist das nicht zu bedauern, da Schubart nicht der Mann für größere Kunstschöpfungen war. Dagegen entstanden in und außerhalb der Chronik manche prosaische und poetische Arbeiten, die zu seinen besten Leistungen gehören. Hier kann auch das Verdienst nicht unerwähnt bleiben, das sich Schubart um die Klopstockſche Messiade erwarb. Ein leidenschaftlicher Verehrer derselben, die zumal in ihren ekstatischen Gefühlsergüssen ihm natürlich zusagen mußte, und begabt mit bedeutendem deklamatorischem Talent und klangvollem ausgiebigem Organ, wurde er der Rhapsode der Messiade. In Augsburg und Ulm gewann er durch seine Vorlesungen der Dichtung zahlreiche Freunde. Das Gesammtresultat des Ulmer Lebens kann also im Verhältniß zu Schubarts übrigem Leben vorher und nachher als günstig bezeichnet werden; der jüngste Biograph des Dichters *) hat ganz recht, wenn er sagt, Schubart sei niemals mehr, niemals besser, auch später, als er viel höher zu stehen meinte, zeitweise schlechter und geringer gewesen. Es ist das freilich nur ein schwaches Lob, aber bis zu einem rückhaltslosen Lobe, ja nicht einmal bis zu einem Entschuldigen ist bei ihm nicht zu kommen: Schubart ist auch in Ulm der Doppelmensch, der Edles will und Gemeines thut, aber es ist doch gerade hier das Gemeine und Zerfahrene nicht so sehr im Uebergewichte. Man braucht nur die Briefe dieser Periode zu betrachten: in ihnen zeigt sich ein starkes, kräftiges Leben, es ist Regsamkeit und Schwung in ihnen, man spürt etwas vom Volksschriftsteller. Daneben geht es denn auch in den Briefen, wie in dem Leben, bisweilen etwas derb und cynisch zu.

Allein nicht lange sollte dieses Glück währen: schon zogen sich Gewitterwolken über Schubarts Haupte zusammen, und

---

*) Schubarts Leben, von D. F. Strauß, I. 308.

fürchterlich sollte der Schlag sein, der ihn träfe. Es kam die Katastrophe, die Jedem bekannt ist, seine Gefangennehmung und die darauf folgende langjährige Haft auf dem Hohenasperg. Wir können uns hier um so kürzer fassen, je mehr eben alle Welt dieses Theiles des Schubart'schen Lebens kundig ist. Herzog Karl von Würtemberg hat sicher nicht geahnt, daß seine willkührliche That dem Verfolgten erst recht zu Ruhm und Ansehen verhelfen würde: vermuthlich hätte er sonst den verhafteten Zeitungsschreiber in Ulm ruhig gewähren lassen. Die Gefangennehmung erfolgte in dem Würtembergischen Grenzort Blaubeuren, wohin der dortige Klosteramtmann Scholl Schubart am 23. Januar 1777 im Schlitten aus Ulm abgeholt hatte, unter dem Vorwande, daß er ihn mit seinem Schwager bekannt zu machen wünsche. In Blaubeuren angelangt, fand er den Würtembergischen Major von Vahrenbühler, der ihm im Namen des Herzogs Karl Arrest ankündigte: am Abend des 24. Januars war er bereits nach dem besondern Befehle des Herzogs auf der Festung Hohenasperg, in einem finstern, dumpfen Thurmgefängniß, getrennt von seiner hilflosen Familie, unter der Obhut des mehr berüchtigten als berühmten Oberst Rieger.

Bis auf diese Stunde ist nicht vollständig klar, welche Veranlassungen und Gründe den bekannten Würtemberger Fürsten zu diesem so harten wie rechtswidrigen Verfahren bewogen. Der Herzogliche Erlaß an den Klosteramtmann Scholl zu Blaubeuren vom 18. Januar 1777 gibt als Grund an, daß „dieser sich nunmehr zu Ulm aufhaltende Mann (Schubart) bekanntermaßen in seinem Geleise fortfahre und es bereits in der Unverschämtheit so weit gebracht habe, daß fast kein gekröntes Haupt und kein Fürst auf dem Erdboden sei, so nicht von ihm in seinen herausgegebenen Schriften auf das freventlichste angetastet worden." Dies habe Se. herz. Durchlaucht

schon seit geraumer Zeit auf den Entschluß gebracht, dessen habhaft zu werden, um durch sichere Verwahrung seiner Person die menschliche Gesellschaft von diesem unwürdigen und ansteckenden Gliede zu reinigen. Weil es aber zu weitläufig erscheine, sich dieserwegen an den Magistrat zu Ulm zu wenden, vielmehr der vorgesetzte Endzweck dadurch gänzlich verfehlt werden könne, sei es am zweckmäßigsten, „wenn Schubart unter einem scheinbaren oder seinen Sitten und Leidenschaften anpassenden Vorwande auf unstreitig herzogl. Würtembergischen Grund und Boden gelockt und daselbst sofort gefänglich niedergeworfen werden könnte.“ Nach diesem Erlaß müßte man glauben, Schubart habe in seiner Chronik alle gekrönten Häupter mit Schmähungen überhäuft, so daß Herzog Carl im Namen der gesammten Fürsten sich zum Werkzeug der Strafe hergegeben habe. Aber eine solche herausfordernde Stellung hat Schubart nie eingenommen, vielmehr im Ganzen nicht nur eine Grenze im Tadel und Angriff eingehalten, sondern leider oft genug dem von ihm selbst aufgestellten Princip: Schreib was du mußt, und denke was du willst — gehuldigt. Das soll freilich nicht heißen, als wären alle feinere und gröbere Stiche und Anspielungen unterblieben, wie denn z. B. der Hinweis auf die vielen kinderlosen Ehen der Fürsten in damaliger Zeit mit dem Zusatz: „Die Ursache ist leicht zu errathen, aber schwer zu sagen“ empfindlich genug war.

Wahrscheinlich ist vielerlei zusammengekommen, den Herzog zu jenem willkürlichen und unwürdigen Schritt zu bewegen. Einzelne Bemerkungen der Chronik über Regenten und Regierung, mehr noch die häufigen Invectiven gegen das Pfaffenthum, die losen Reden Schubarts hinter dem Weinkrug, bei denen die Geliebte und spätere Gemahlin des Herzogs, Gräfin Franziska von Hohenheim als „Donna Schmergalina“ übel wegkam, endlich die Insinuationen des kaiserlichen Minister-

residenten zu Ulm, Generals von Ried, den Schubart gekränkt hatte und zwar nach seiner Erzählung durch eine Virtuosencaprice, indem er einmal keine Lust hatte vor dem General zu spielen: Alles das, vielleicht noch manches Andere muß zusammengewirkt haben, den Herzog jenen Entschluß fassen zu lassen. Dazu kam die damalige Vorliebe des Herzogs für pädagogische Unternehmungen: er mag es sich in den Kopf gesetzt haben, an Schubart ein pädagogisches Kunststück zu machen. Es sollte eine Parforcekur an ihm versucht werden, und der Doctor ward dazu gefunden in der Person jenes Oberst von Rieger, welcher Kommandant auf dem Hohenasperg war. Dieser seltsame Mann, dessen wunderbare Lebenswege wahrscheinlich Schillers Erzählung „Spiel des Schicksals" veranlaßt haben, war der rechte Mann für das Besserungswerk, das an Schubart vollzogen werden sollte. Denn er gab der pädagogischen Idee eine bestimmte Gestalt und Färbung, indem er den gefangenen Dichter zu einem Christen zu machen beflissen war, für welche Bekehrung er als Hauptmittel militärische Strenge und Härte verwendete. Eigene vieljährige Gefangenschaft auf der Festung Hohentwiel hatten Rieger nicht dazu gebracht, selbst ein milder Gefangenwärter zu sein: im Gegentheil verstand er es sehr gut, die Willensmeinung seines Gebieters übervollständig zu realisieren. Man kann nach Allem, was über ihn vorliegt, auf seine Frömmigkeit nicht eben viel geben: sicherlich war in ihm nicht die Liebe, die des rechten Glaubens Frucht ist. Wie hätte er sonst die Gefangenen auf dem Asperg so hart und launisch behandeln mögen! Zudem war er ein kluger Herr und gab wohl selbst seine strengen Grundsätze daran, wenn sich etwas gewinnen ließ. So wurde Schubart, dem man übrigens lange Zeit jedes Schreibwerkzeug und was sich etwa zum Schreiben brauchen ließ, schonungslos wegnahm, von ihm als Gelegenheitsdichter gern benutzt, und wenn es seiner Verherr-

lichung oder dem Lobe seines durchlauchtigsten Gebieters oder auch der Unterhaltung des Officiercorps galt, so war sogar ein theatralisches Spiel nicht unerlaubt. Der Herr Oberst erscheint in der That bisweilen selbst wie ein Schauspieler, der sich auf Effekte versteht. So führte er im Jahre 1780, als Schiller den in seiner Haft erleichterten Schubart besuchte, ein Stück Komödie auf, indem er ihn unter falschem Namen mit Schubart zusammenbrachte. Dieser mußte dann eine Recension der Räuber vorlesen, in welcher diese begeistertes Lob ernteten. Nun konnte der Oberst ausrufen: da steht Schiller selbst! — die Scene war fertig.

In der That, die beängstigenden Träume, welche in den letzten Wochen vor der verhängnißvollen Fahrt nach Blaubeuren unsern Dichter in derselben eigenthümlichen Gestalt, wie schon früher in Geißlingen geschreckt hatten, die düstern Ahnungen der besorgten Gattin — Alles gieng auf schreckliche Weise in Erfüllung. Schubarts Gefangenschaft auf dem Hohenasperg gehört zu dem Dunkelsten und Abstoßendsten, was die Geschichte deutscher Dichter aufzuweisen hat. Zumal die erste Zeit derselben, die ersten 377 Tage, die er in einer abscheulichen, fast lichtlosen Thurmzelle zubrachte, in so dumpfer Luft, daß ihm die Kleider vom Leibe faulten; er hat dieses erste Jahr niemals ganz verwunden, es war der erste Nagel zu seinem Sarge. Dazu kein menschliches Antlitz als das des Oberzuchtmeisters und des Gefängnißwärters und des Ersteren energische Bekehrungsversuche: kein Wunder, wenn der Gefangene in ernstliche Gefahr gerieth, schon im ersten Stadium der Kur zu unterliegen. Am 3. Februar 1778 trat zwar eine Milderung ein, indem er in eine trockene und luftige Zelle versetzt ward, aber Schreibmaterialien blieben versagt, dagegen wurden Andachtsbücher zugelassen, und der Pfarrer Hahn ward sein religiöser Rathgeber und Beistand. Im Februar 1779 ward ihm

gestattet, dem Festungsgottesdienst beizuwohnen, und am Ostertage desselben Jahres genoß er zum ersten Male wieder — nach fast 2½ Jahren — das Glück eines Spaziergangs in freier Luft. Das Schreiben blieb auch jetzt noch untersagt, und sogleich ward nach Allem gespürt, was sein erfinderischer Kopf als Griffel gebrauchte, wie Lichtscheere, Gabel und Knieschnalle. Aber der innere Drang zu schaffen, besiegte alle Hinternisse und fand stets neue Mittel und Wege, zuletzt den des Diktierens an den Gefängnißnachbar: so entstand die bekannte Selbstbiographie und das berühmteste seiner Gedichte, die Fürstengruft. Die erste Idee zu diesem empfieng er in München, als er ein Requiem in der Kirchengruft anhörte, jetzt wurde diese Idee zur poetischen That, als Versprechungen des Herzogs in Bezug auf seine Freilassung unerfüllt blieben. Das Gedicht, das bald aus dem Hohenasperg hinaus in die Welt drang, mag den fürstlichen Verfolger nicht besonders günstig für den Dichter gestimmt haben. Denn zu welcher Gattung ihn Schubart rechnete, wenn er in der Fürstengruft sang:

> Denn ach, hier liegt der edle Fürst, der gute,
> Zum Völkersegen einst gesandt,
> Wie der, den Gott zur Nationenruthe
> Im Zorn zusammenband —

darüber kann er kaum in Zweifel gewesen sein. Dem Gefangenen blieb Befreiung versagt, ja sie blieb es noch bis zum Jahre 1787. Verwendungen angesehener Schriftsteller, wie Lavaters, Campes, blieben erfolglos, Klopstock scheint durch Rieger vermittelst einer Specifikation der Schubartschen Vergehungen abgeschreckt worden zu sein, und Göthe, der mit Karl August am Würtembergischen Hofe zum Besuch war, kam gar nicht dazu, ein Fürwort einzulegen, indem der Herzog sich ungnädig gegen ihn bezeigte. Erleichterungen wurden zwar gewährt, Freunde zugelassen, auch freie Spaziergänge gestattet

und Schriftstellerei unter Censur erlaubt, dagegen ein Wiedersehen der Familie wurde hartnäckig verweigert. Es war die Zeit, in der der fromme Oberst seinen Gefangenen weidlich als Festungsdichter und Privatsekretair zu benutzen bemüht war, — schlimm genug, daß dieser sich selbst zu Prologen zum Lobe des Herzogs hergab. Aber in welche innere Verfassung hatte man auch den Unglücklichen gebracht! Das erste Jahr hatte seiner Gesundheit einen argen Stoß gegeben, die fortwährende Spannung, die zuletzt einer verzweifelten Stimmung, einem stumpfen Verzichten auf alles Erdenglück Platz machte, als Jahr auf Jahr verstrich, konnte weder dem Körper noch dem Geiste wohlthun. Und die religiöse Umstimmung, deren unvergängliches Denkmal die bekannte Selbstbiographie ist, auf welchem Boden war sie erwachsen? Sicherlich nicht auf einem gesunden: es war der potenzierte „moralische Katzenjammer," um mit Strauß zu reden, eine selbstmörderische Zerknirschung, die keine Früchte bringen konnte: sie hielt gerade bis an das Thor der Festung Stand, nicht fünf Schritt darüber hinaus.

Es war ein Glück für Schubart, daß 1782 Rieger starb, der gewiß den Dichter gern noch recht lange oben behalten hätte. Aber wenn auch mildere Kommandanten auf ihn folgten, General Hügel und Oberst Seeger, — Milderung seiner Haft war nicht Freiheit. Endlich wurde ihm 1785 nach 9jähriger Trennung gestattet, Frau und Kinder bei sich zu sehen, ein Glück, das der von wiederholten Schlaganfällen Heimgesuchte fast mit schwerer Krankheit bezahlt hätte. Auch erhielt er die Erlaubniß zur Herausgabe seiner gesammelten Gedichte, eine Bewilligung, die weniger als eine musenfreundliche Gunst, denn als eine finanzielle Spekulation zu betrachten sein möchte. Oberst Seeger hatte klüglich herauskalkuliert, daß der Vertrieb von Schubarts Dichtungen der akademischen Druckerei in Stutt-

gart ein gutes Stück Geld eintragen müsse, und Geld war ein willkommener Artikel. In der That zog die Druckerei auch volle 2000 fl. Gewinn aus diesem Geschäft.

In dem zweiten Bande dieser Sammlung war das Gedicht enthalten, das endlich Schubarts Fesseln lösen sollte. Er war schon längst, obwohl Süddeutscher, gut preußisch gesinnt gewesen und hatte wohl auch dadurch früher in Ulm sich Ungunst zugezogen, Friedrich der Große insbesondere war stets von ihm verehrt und gefeiert worden. In dem zweiten Bande der Gedichte erschien nun ein Hymnus auf den großen Preußenkönig, und das Gedicht ward gerade veröffentlicht, als Friedrich II. im Jahre 1786 starb. Die ohnehin schon große Theilnahme für den Dichter steigerte sich so schnell wie bedeutend: man fühlte allgemein die unwürdige Lage, in der er sich befand, man interessirte sich für seine Befreiung. Und das geschah nicht bloß in Privatbriefen, sondern der preußische Minister Graf von Herzberg wendete sich im Auftrag seines Königs an den Herzog von Würtemberg, Prinz Heinrich und die Prinzessin Friederike von Preußen unterstützten persönlich den Minister. Das änderte die Situation, einer solchen Verwendung konnte man nicht den Rücken kehren, und so sauer es auch dem Herzog und seiner Gemahlin werden mochte, man willigte in die Befreiung, die dem Dichter am 11. Mai 1787 auf dem Asperg durch die Gemahlin des Herzogs verkündet wurde. Denn man mußte das Gnadenwort nun auch recht glänzend in Scene setzen. Dazu reichte die Entlassung aus der Haft nicht hin: es mußte mehr geschehen, um dem Gerede der Welt und des Dichters selbst, der sicherlich allerlei Gesprächsmaterial besaß, vorzubauen. Zudem ließ sich ja Schubart brauchen, er war geschickt und war berühmt. Oberst Seeger machte wieder ein Rechenexempel, welches ergab, daß wenn man Schubart als Theaterdirektor und Theaterdichter anstelle und ihm auf=

erlege, seine deutsche Chronik für die akademische Druckerei wieder herauszugeben, die Anstellung des Dichters nichts koste, sondern noch etwas einbringe. So geschah es denn wirklich: Schubart wurde Hofdichter und Theaterdirektor zu Stuttgart, und wenige Wochen nach seiner Freilassung begann die deutsche Chronik wieder zu erscheinen, anfänglich als „Vaterländische Chronik," seit 1790 einfach als „Chronik." So war er für Würtemberg, das Land seiner Pein und Qual, erhalten, während sein Sohn Ludwig in preußische Dienste gegangen war.

Blicken wir noch einmal auf die Zeit der Gefangenschaft zurück, so müssen wir unsre volle Bewunderung der Gattin des Dichters schenken: in schwerer Zeit hat sie sich treu bewährt. Wer war doch mehr und empfindlicher durch Schubart gekränkt worden als sie, die er den bittersten Sorgen preisgegeben hatte? Aber sowie er unverdientem Leid anheim fällt, da ist in ihr jeder Gedanke an erfahrenes Unrecht erstorben: da ist sie nur die treue, liebende, ja mehr noch, die muthige, handelnde, keinen Weg und keine Mühe scheuende Gattin, der die Befreiung ihres Mannes der höchste Wunsch, das einzige Ziel ist.

Sie ist unermüdlich in ihren Bemühungen und scheut, die einfache Frau, selbst den Parketboden des herzoglichen Schlosses nicht, ihrem Manne Begnadigung zu erwirken. Aber Alles vergeblich, selbst der mühsame und kostspielige Versuch ihn auf dem Hohenasperg zu besuchen! Und auch ihre äußere Lage war keineswegs leicht. Denn die 200 Gulden, die ihr der Herzog weniger aus Gnade, denn aus Klugheit als Pension ausgesetzt hattte, als ihr Mann gefangen gesetzt worden war, reichten begreiflicher Weise nicht für ihren Unterhalt aus, wenn ihr auch die Erziehungssorgen erleichtert waren, indem der Sohn in die Karlsakademie aufgenommen war, die Tochter eine Stelle in der école des demoiselles erhalten hatte. Diese Letztere ließ derselbe Herzog, der den Vater zu einem ordentlichen

frommen Mann erziehen wollte, für seine Hofbühne als Sängerin und Schauspielerin ausbilden. In diesen schweren Zeiten erwies sich der schon erwähnte M. Miller in Ulm der sorgenvollen Gattin Schubarts als treuer edelsinniger Freund. Er übernahm die Fortsetzung der Chronik zum Besten der Verlassenen und erwies ihr auch, nachdem durch die Bewilligungen des Herzogs der dringendsten Noth vorgebeugt war, in Rath und That, in Hülfe und Trost, die trefflichsten und uneigennützigsten Dienste.

Nicht lange genoß der aus 10jähriger Haft erlöste Dichter das Glück der Freiheit: nur wenige Jahre waren ihm noch beschieden. Er verlebte sie in einer ihm zusagenden Thätigkeit als Hofdichter, Theaterdirektor und Herausgeber der Chronik, die von neuem außerordentlichen Beifall fand. Daß er gerade Hofdichter wurde, ist freilig seltsam, da ihm damit die Aufgabe zufiel, dem Würtemberger Landesherrn und den Hoferlebnissen seine Muse zu widmen. Aber wir wissen ja, wie wenig genau er es mit Gelegenheitsgedichten nahm, und hatte er es auf dem Hohenasperg über sich gewonnen, Herzog Karl dichtend zu verherrlichen, so konnte er es jetzt um so mehr. In der That dürfen wir seinem leichten Sinne, der eben zum guten Theile Leichtsinn war, wohl zutrauen, daß er einmal befreit und in sorgenloser Lage — seine Einnahme belief sich nach 1787 auf etwa 4000 fl. — mit keinem Athemzuge mehr daran dachte, daß dieser Herzog Karl derselbe war, der ihn 10 Jahre lang gepeinigt hatte. Unter seinen Geschäften trat die Redaktion der Chronik, mit ihrem mannigfaltigen in so ereignißvoller Zeit doppelt anziehenden Treiben ihn besonders anmuthend, in erste Linie.

Wen mag es Wunder nehmen, wenn er hört, Schubart war nach den 10 Jahren der Gefangenschaft ungefähr derselbe, der er früher gewesen war? Schon auf dem Asperg hatte die

fromme Zerknirschung, wie aus Briefen Anderer zu ersehen ist, gelegentlich sehr weltlichen Stimmungen Platz gemacht. Der Ton der Selbstbiographie stammt aus den ersten Jahren dieser Zeit und rührt wesentlich von der Riegerschen Parforcemethode her; wäre das Buch in der zweiten Hälfte der Gefangenschaft und nicht unter commandantlicher Censur geschrieben worden, es wäre sicher manches Andere darin zu lesen. Freilich ist ein religiöses und zwar positiv gläubiges Element in den spätern Jahren bei Schubart nicht zu verkennen, man braucht nur seine Urtheile in der Chronik zu lesen: aber war das die Folge der Asperger Erziehung? Gewiß nicht, denn auch in den allerärgsten Zeiten war es in Schubart vorhanden, der Zeitlebens zwischen Gegensätzen des religiösen Lebens unentschieden hin und her schwankte und allezeit lebte, wie es ihm im Moment gerade behagte. Und diesem Behagen gieng er denn auch in den letzten Jahren weidlich nach und hielt sich um so mehr für die knapperen Jahre in Gastereien und Gelagen schadlos, als seine Einnahme ihm ein solches Gebaren gestattete. Seiner Gesundheit that der Wechsel freilich nicht gut: sie war schon zerrüttet, theils durch das frühere unordentliche Leben, theils durch die bösen ersten Jahre im Kerker, und die wiederholten Schlaganfälle hätten wohl zu einer mäßigeren Lebensweise ermahnen sollen. Aber so sind ja die Menschen, die im Augenblicke und vom Augenblicke leben, und ein solcher Mann des Moments war Schubart im eigentlichsten Sinne.

Indeß verdienen die letzten 4 Jahre doch auch ein Lob, das man ja da um so weniger sparen darf, wo sonst nicht viel zu loben ist. Sein Familienleben in dieser Zeit, sein Verkehr mit der trefflichen Gattin und den Kindern, von denen die Tochter sich mit einem Kaufmann verheirathet hatte, wird von allen Seiten als friedlich und glücklich bezeichnet. Er hatte doch erkennen lernen, was er an seiner Helene besaß, und diese

mochte ihrerseits jetzt sich leichter in seine Gewohnheiten finden, da sie den Hausstand und Ehefrieden nicht mehr gefährdeten. Seinen Kindern war er ein treuer sorgsamer Vater, mit ihnen sowohl durch das Band der Liebe, wie durch eine geistige Beziehung, die er sorgfältig pflegte, vereinigt.

Aber es waren nur 4 Jahre, die auf das Asperger Decennium folgten: im Herbste 1791 befiel ihn ein Schleimfieber, und als er schon fast genesen war, tödtete ihn ein Rückfall am 10. Okt. 1791. Am 12. Okt. wurde er auf dem äußern Spitalkirchhofe begraben, aber die Stelle, wo er ruht, ist nicht mehr aufzufinden. Die vielgeprüfte Gattin, der er kein Vermögen hinterließ, lebte als Wittwe in kümmerlichen Verhältnissen noch über 26 Jahre. Nachdem sie auch die verheirathete Tochter 1801 und den Sohn, welcher den preußischen Dienst wieder verlassen hatte, 1806 durch den Tod verloren, starb sie endlich in dem Stuttgarter Pfleghause am 25. Jan. 1819.

Wir haben uns bisher vorzugsweise mit dem Lebensgange unsers Dichters beschäftigt und sind zum Schlusse noch seiner schriftstellerischen Bedeutung ein würdigendes Wort zu widmen verpflichtet. Indeß bedarf es keiner neu ansetzenden Betrachtung, sondern wir haben nur die in dem menschlichen Lebensbilde Schubarts bereits gegebenen zerstreuten Züge zu sammeln, um aus ihnen das Bild des Dichters zu gestalten. Denn Schubart der Mensch ist das getreue Abbild des Dichters Schubart: wie er im Leben war, so war er im Gedicht, hier wie dort voll Begabung ohne Ausbildung, in Extremen sich bewegend, der Mann der momentanen Stimmung. Zunächst muß sofort einleuchten, daß in der Poesie die Lyrik, in der Prosa der Journalartikel seine Provinz war, über die er sich weder hier noch dort hinauswagen durfte. Und in der Lyrik war es wieder besonders die kleinere leichtere Gattung, das Gelegenheitsgedicht und das Gedicht im Volkstone, was ihm vorzüglich

gelang. Wir verstehen hier unter dem Gelegenheitsgedichte nicht die zahlreichen Produktionen Schubarts, in denen er sein Talent zur Erwerbsquelle im gewöhnlichsten Sinne erniedrigte, sondern diejenigen lyrischen Gedichte, welche der Ausdruck eigenster Einzelstimmung sind. Auf diesem Gebiete hat er Treffliches geleistet, das auch heute noch unbestreitbare Geltung hat. Die hier zu ziehende Schranke liegt in dem Leben des Dichters, wie wir es geschildert, deutlich bezeichnet: es können nur die Stimmungen gemeint sein, die eine poetische Darstellbarkeit hatten, die gesunderen glücklicheren Momente seines innern Lebens, nicht die Stunden der unnatürlichen Ueberspannnng, nicht die häufigeren des Verfalles zu niederer Sinnlichkeit. Auf dem Kothurn des rhetorischen Pathos ist für ihn so wenig Gelingen, wie in den Tiefen eines realistischen Naturdienstes, dort wird er hohl, hier gewöhnlich, ja gemein.

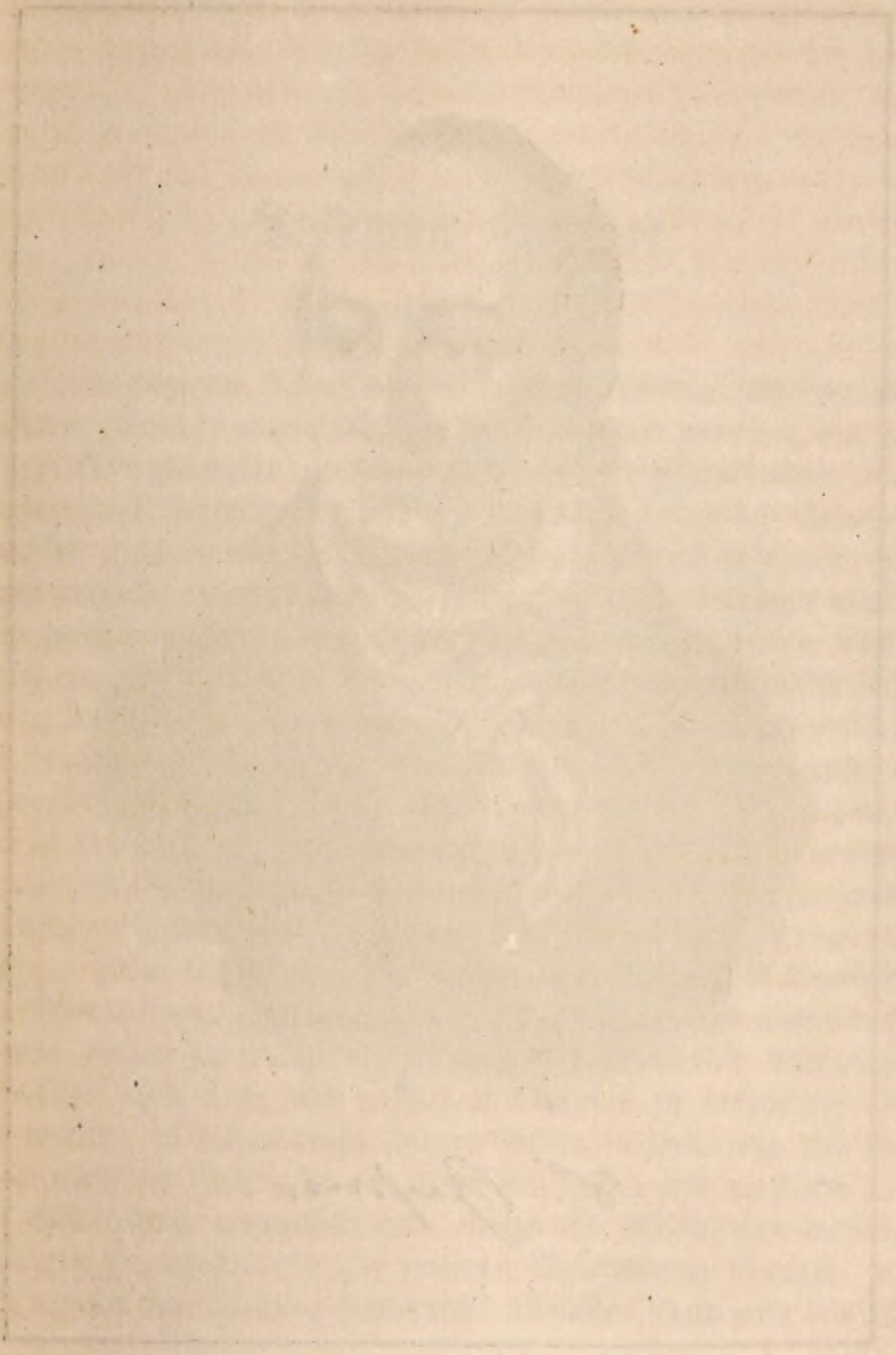
Dagegen sind seine Gedichte, wie das schöne, vielleicht schönste: „Wenn aus deinen sanften Blicken ꝛc.," „an meine Gattin, in einer Krankheit," „der glückliche Ehemann," „der erste Schnee," „an den Mond," „die Linde," „Lied eines Gefangenen" als vorzügliche Leistungen zu bezeichnen. Weniger Lob ist seinen zahlreichen geistlichen Gedichten zu spenden, denen es zumeist an innerer Wahrheit, an der rechten Herzenserfahrung fehlt. Nur hie und da, wo sie aus dem Gefühle der Glaubensbedürftigkeit entsprungen sind, kann man ihnen wirklichen Werth zugestehen. Wo er sich auf Dogmatisches und Kirchliches einläßt, wird er unerquicklich, es waltet dann das rhetorische Pathos vor, das doch nimmermehr und hier am allerwenigsten die Empfindung ersetzen kann. Am beachtenswerthesten möchte das Lied: „Urquell aller Seligkeiten" sein; an einzelnen warm empfundenen Stellen fehlt es auch in andern nicht. Besonders glücklich, wie wir schon bemerkten, trifft Schubart hie und da den volksmäßigen Ton: bewegte er sich

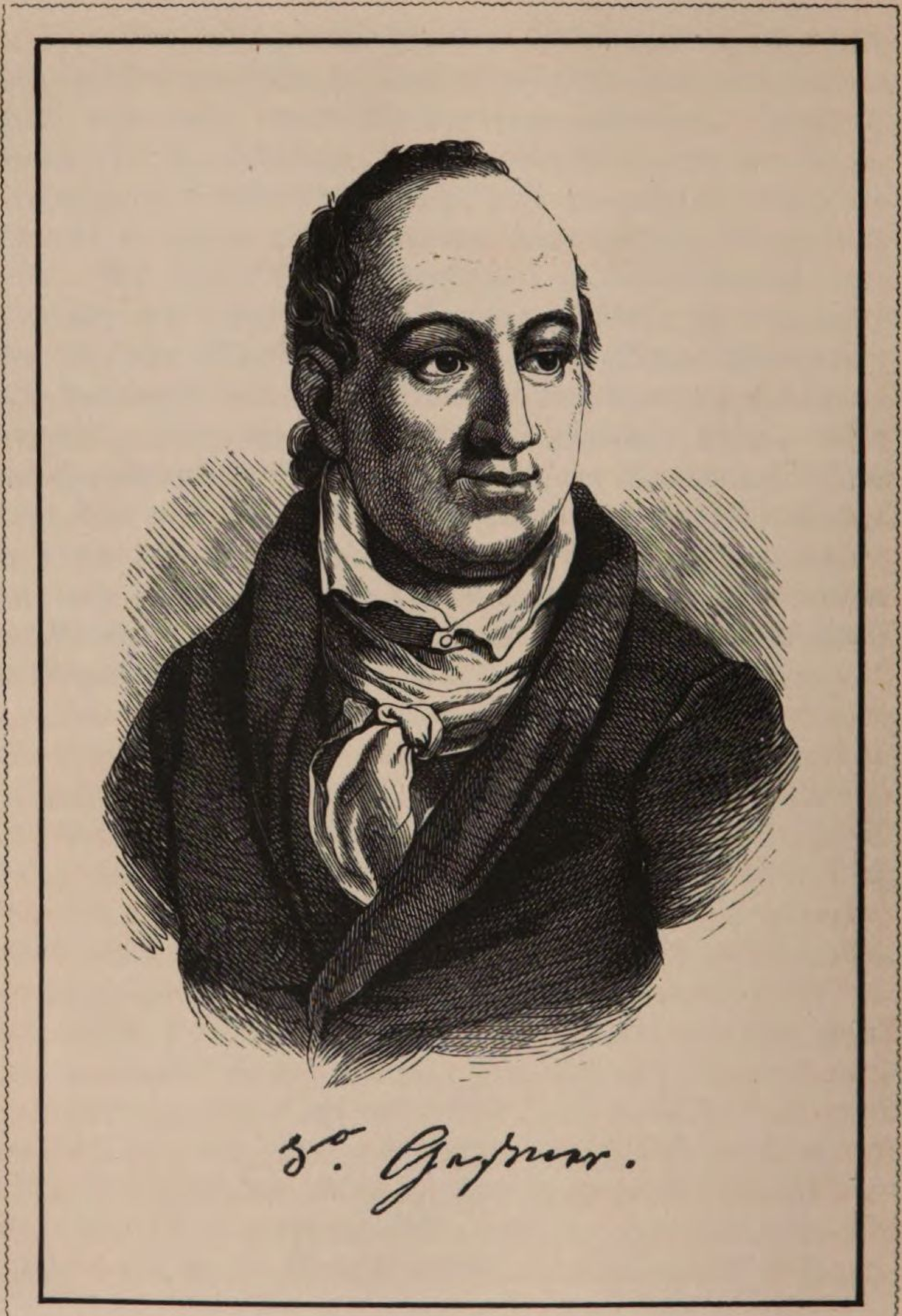
doch Zeitlebens am liebsten in den niedern Schichten der Gesellschaft. Außer dem früh entstandenen Liede eines reisenden Schneiders ist hier „der Bauer in der Ernte" und „Lisels Brautlied" sowie das „schwäbische Bauernlied" zu erwähnen, besonders aber das „Kaplied," welches er im Jahre 1787 dichtete, als der Herzog von Würtemberg der Holländisch-Ostindischen Kompagnie ein Regiment Soldaten lieferte. Auf dem Gebiete der höheren Lyrik, der Oden- und Hymnenpoesie, zu der ihn Klopstocks Vorgang anregte und seine Neigung über seine Empfindung hinaus zu rhetorisieren, haben seine Dichtungen im Ganzen keinen Werth: im glücklichsten Falle finden sich gelungene Einzelheiten, aber es fehlt den Gedichten an Einheit, an Durchbildung, an wahrem Leben, es ist viel Künstliches an ihnen und doch wenig Kunst. Hierher gehört denn auch die vielgenannte Fürstengruft, sein berühmtestes Gedicht, und doch hinter weit weniger gekannten bedeutend zurückstehend. Dasselbe gilt von seinen patriotischen Gedichten, wo sie über das Epigrammatisch-Satirische hinausgehen; nur innerhalb dieser mehr negativen Aeußerungen des Patriotismus finden sich mehr halb und halb gelungene Inpromptus, als wirklich Befriedigendes. Ist es nun ohne Zweifel die Lyrik, in welcher unser begabter Improvisator einigermaßen Erhebliches leistete, und wo er zugleich von seinem musikalischen Talente, welches ihm die Melodie zu dem Liede gab, erfolgreich unterstützt wurde, so ist das Gebiet des Epos dagegen ihm durchaus nicht zugänglich. Wenn er mehrere Male ansetzte, um sich zu einem größern epischen Gedichte aufzuschwingen und nicht damit zu Stande kam, so war das weniger Folge äußerer Zufälle, sondern innerer Nothwendigkeit; für ein größeres, planmäßiges, kunstvoll gegliedertes und sorgfältig ausgearbeitetes Gedicht war er nicht gemacht, noch hatte er sich zu solcher Fähigkeit erzogen. Dazu fehlte ihm nicht viel weniger als Alles, und

wir haben alle Ursache zufrieden zu sein, daß der „ewige Jude“ unvollendet blieb. Dagegen reichte seine Kraft auf dem Felde der poetischen Erzählung so weit, daß er einen, nicht zu hoch gegriffenen mäßigen Inhalt in leichterem Ton zu bewältigen vermochte: die Ballade und Romanze lag ihm schon zu hoch, wie „der Fluch des Vatermörders,“ ein zu seiner Zeit viel gepriesenes Schauergedicht, deutlich zeigt. Dagegen sind die Gedichte: „Froschkritik“ und „Märchen vom Bäuerlein“, wenn man die Tendenz des letzteren in ihre Grenzen weist, vortrefflich.

Von den dramatischen Dichtungen, welche zumeist der Festungsperiode angehören, ist nicht viel zu sagen: sie ruhen im Grabe der Vergessenheit und brauchen nicht aus ihrem Schlummer erweckt zu werden. Als Prosaiker aber ist Schubart durchaus nicht zu übersehen. Freilich fehlte ihm auch hier, was ihm dort und was ihm überall fehlte, Maß, Selbstbeherrschung, Durchbildung, Korrektheit, aber für seine Zeit, insbesondere für Süddeutschland ist er nicht ohne Bedeutung. Er hat sich als Prosaist vorzüglich in seiner Zeitschrift und in seiner Biographie gezeigt, nächstdem in seinen Briefen, die der getreueste Ausdruck seines Wesens sind, wie er denn überhaupt die gute Seite hat, daß er nie und nirgends sich besser darstellte, als er war, ein Vorzug, der allerdings auch mit in dem Mangel eines energischen sittlichen Gefühles lag. So ist denn seine Prosa sehr ungleich, hie und da einfach, lebhaft, kräftig und doch schön, öfter unsauber, springend, forciert, geschmacklos. Unter den zahlreichen Beiträgen, die er für Zeitschriften damaliger Zeit geliefert hat, und die nicht vollständig gesammelt vor uns liegen, ist insbesondere die Erzählung im schwäbischen Magazine zu erwähnen, durch welche Schiller zu seinen Räubern angeregt wurde: das Thema kommt öfter bei Schubart vor und erinnert auch in einem Gedichte an das Kraftstück des berühmteren Landsmanns.

Eine Persönlichkeit wie Schubart konnte nicht befähigt sein, einen großen nachhaltigen Einfluß auf unsre Litteratur auszuüben: dazu reicht geniale Naturanlage nicht aus. Vorübergehend aber hat Schubart zahlreiche Verehrer gefunden, besonders auch auf Schillers dichterische Anfänge, auf seine Freiheitsrichtung in ihrem ersten Stadium nicht geringe Einwirkung geübt. Als sich Schillers Idealismus zu klären begann, war es freilich mit solchem Einfluß völlig vorüber, zu dem außer dem liberalen Miasma der damaligen geistigen Atmosphäre auch das durch das Kerkerleiden des Landsmannes gesteigerte persönliche Interesse das Seinige hinzugethan hatte. Aber eine eigenthümliche Erscheinung in unserer Litteraturgeschichte bleibt Schubart: ein Bild und Beispiel unerzogener Begabung, die durch den Mangel an Zucht und in dieser gewonnenen Halt weit hinter ihrer Fähigkeit zurückbleibt, und schon darum eine Erscheinung, die auch unserer Zeit als inhaltsreiche Lehre im Bewußtsein zu erhalten ist.




Dr. Gaßner.

Salomon Gessner.

Der im vorigen Jahrhunderte vielbewunderte Idyllendichter Geßner wurde am 1. April 1730 zu Zürich geboren, wo sein Vater Buchhändler und Mitglied des großen Rathes war. Von seiner Jugendgeschichte verlautet nur, daß der Schulunterricht in den alten Sprachen bei ihm schlecht anschlug, was wohl mit an der Art und Weise lag, in der er ertheilt wurde. Ein desto lebhafteres Interesse zeigte Salomon früh an realen Dingen, insbesondere an der Thierwelt, zugleich machte sich frühzeitig in ihm der Trieb und die Fähigkeit geltend Gegenstände der Natur nachzubilden. Freilich erwählte er für diese künstlerischen Bestrebungen einen sehr unpassenden Schauplatz, indem er sich in den Schulstunden dadurch für die Langeweile zu entschädigen suchte, die ihm der sprachliche Unterricht verursachte. Das veranlaßte empfindliche Strafen, aber unterblieb dennoch nicht. Zum Glück für ihn wies ein einsichtsvoller Gelehrter die Eltern darauf hin, daß der sonst regsame und aufgeweckte Knabe wegen jener Abneigung gegen die formellen Bildungselemente noch nicht als geistig unbefähigt zu betrachten sei. Er meinte, es lägen wohl andere Gaben in ihm, und das war denn auch der Fall. Ja es zeigte sich auch, als man ihn von der Stadtschule wegnahm und einem als Pädagogen wohlbewährten Landgeistlichen zur weitern Ausbildung übergab, daß er auch an sprachlichem Unterricht Gefallen fand und leidliche

Fortschritte machte. Hier auf dem Lande kam er in sein eigentliches Element und fieng an, sich glücklich zu entwickeln. Auch ward er mit Brockes Gedichten bekannt, die ihn sehr anzogen, und wie früher die Robinsonaden in dem Knaben das schriftstellerische Talent erweckt hatte, so bildete es sich hier weiter aus zu Naturschilderungen und Anakreontischen Tändeleien, die damals arg im Schwange waren.

Im Jahre 1749 siedelte Geßner nach Berlin über, um Buchhändler zu werden. Aber was er als Lehrling im Geschäft zu thun hatte, das mißfiel ihm so gründlich, daß er eigenwillig das Verhältniß zu seinem Principal abbrach. Der Vater ermahnte, bat, drohte, Alles fruchtete nichts; selbst als jener, um seiner Mahnung Nachdruck zu geben, die Drohung, daß er kein Geld mehr schicken werde, verwirklichte, blieb der Sohn bei seinem Entschlusse. Er hatte einen Weg gefunden, der mit seiner Natur und Neigung besser übereinstimmte, als das Leben im Buchladen und der Packkammer, und auf dem er selbständig fortzukommen hoffte: er wollte sich ganz der bildenden Kunst widmen. Denn jene ersten schon erwähnten Versuche der Nachbildung waren fortgesetzt und zu eifrigen Zeichenübungen erhoben worden. In Berlin widmete er sich der Zeichenkunst mit regem Eifer und fand freundliche Aufmunterung bei dem dortigen Hofmaler Hempel, der den Entschluß des Jünglings nicht mißbilligte. Als die Eltern sahen, daß es sich bei ihrem Sohne nicht sowohl um eine eigenwillige Abneigung gegen ihre Pläne, sondern um einen entschiedenen Zug zur bildenden Kunst handelte, und die Gunst, welche der angesehene Berliner Künstler ihm zuwandte, auf das Vorhandensein eines leidlichen Talentes hinwies, söhnten sie sich mit Salomons Vorhaben aus und ließen ihm wieder ihre Unterstützung zu Theil werden.

Indeß ward Berlin auch der poetischen Thätigkeit Geßners

förderlich und für dieselbe in gewisser Weise bestimmend. Er ward nämlich mit Ramler bekannt, dem er seine poetischen Arbeiten mittheilte. Ramler nahm sie freundlich auf und ermunterte ihn zu fortgesetzter Thätigkeit auf dem Felde der Dichtung, rieth ihm aber zugleich ab, in poetischer Form zu schreiben, weil seine Versifikation den strengen Formrichter durchaus nicht befriedigte. Geßner folgte dem Rathe und schrieb fortan fast nur in Prosa: in seinen gesammelten Werken hat keines der wenigen Gedichte, welche sich auch poetischer Form bedienen, Aufnahme gefunden.

Von Berlin führte ihn ein kürzerer Ausflug nach Hamburg, wo der damals vielgeltende Hagedorn den jungen Dichter in freundlichster Weise aufnahm. Nach kurzem Aufenthalte begab er sich in das heimathliche Schweizerland zurück, um daselbst seinen dauernden Wohnsitz zu nehmen.

Aus dem Jahre 1751 datiert sein erstes öffentliches Auftreten als Schriftsteller, indem er in Bodmers und Breitingers Zeitschrift Crito das „Lied eines Schweizers an sein bewaffnetes Mädchen" abdrucken ließ: dieser ersten Produktion folgte 1753 die „Nacht", welche anonym einzeln erschien, sowie auch das 1754 veröffentlichte Gedicht „Daphnis", welches durch die Lectüre des Longus in der Uebersetzung des Amiot entstand, Geßners Namen anfänglich nicht trug. Im Jahre 1756 trat das erste Bändchen der „Idyllen" in die Oeffentlichkeit, desjenigen Werkes, dem der Verfasser seinen schriftstellerischen Ruhm vornehmlich verdankt. Als nun Bodmer — und gewiß nicht mit Unrecht — das Urtheil aussprach, Geßner sei nicht fähig, ein Epos zu dichten, wendete sich der gekränkte Dichter, der sich von der Lieblingsdichtung der damaligen Zeit, dem durch Klopstock neu erweckten, freilich sehr unepischen Epos nicht ausgeschlossen sehen wollte, dieser Dichtungsart zu und ließ 1758 seinen vielgenannten „Tod Abels" erscheinen.

Darauf erschien die erste Gesammtausgabe seiner poetischen Schriften 1762 in vier Bänden, in welche unter anderem auch „der erste Schiffer aufgenommen" war, in seinem Schaffen aber trat eine zehnjährige Ruhe ein.

Während dieser Zeit beschäftigte er sich vorzugsweise mit der nie ganz vernachlässigten Zeichenkunst, der er sich nach seiner Verheirathung mit einem jungen, unbemittelten Mädchen, Judith Heidegger, die er wegen des übeln Rufes, in dem ihr Vater stand, nur mühsam durchsetzte, ganz und gar zuwendete. Seiner idyllischen Richtung auch auf diesem Gebiete treu, bewegte er sich ausschließlich in der Landschaftsmalerei und legte sich zugleich auf die Radierung von landschaftlichen Darstellungen. Schriftstellerisch fortan weniger thätig (1772 erschien ein zweites Bändchen Idyllen und darauf die „Briefe über die Landschaftsmalerei") lebte er in glücklichen häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen. Die Achtung seiner Mitbürger wählte ihn zum Mitgliede des täglichen Rathes und übertrug ihm die Aufsicht über die Siehlwälder von Zürich. Treu seiner Heimath und beglückt von ihrer Naturschönheit, aber auch in manchen litterarischen Verbindungen, zu denen außer seiner eignen poetischen Thätigkeit auch seine Theilnahme an der Geßnerschen Verlagssocietät Anlaß gab, so insbesondere mit Wieland, lebte er, im Sommer auf seinem Landhause nahe bei der Limmat, in den letzten Jahren ganz im Sihlwalde, bis ihn am 2. März 1787 ein Schlagfluß aus diesem Leben abrief. Sein Sohn, der Buchhändler Geßner, wurde der Schwiegersohn des langjährigen Freundes seines Vaters, Wieland, und von Herder 1795 in Weimar getraut.

Geßner genoß seiner Zeit einen dichterischen Ruf, der freilich gegen das Urtheil unsrer Zeit über seine poetischen Verdienste arg absticht. Damals ward er alles Ernstes unter

die „wahrhaft großen Dichter" gerechnet und von Kritikern neben Klopstock, Ramler, Wieland, Gleim, ja noch über die beiden letzteren gestellt *). Insbesondere ward er im Auslande gefeiert, namentlich in Frankreich, wo er durch die Uebersetzung von Michael Huber bekannt wurde. Wie groß der Beifall war, welchen die Franzosen dem „Tod Abels" zollten, erhellt daraus, daß die Uebersetzung in zwei Jahren drei Auflagen erlebte. Dagegen ist jetzt vielleicht kein Schriftsteller aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so völlig vergessen wie Geßner, von dem höchstens in litterar-historischen Lesebüchern eine Idylle aufgenommen wird und in ihnen ungelesen bleibt.

Beides aber hat seinen guten Grund, daß man ihn früher überschätzte und jetzt kein inneres Verhältniß zu ihm mehr zu finden vermag. Er war — das muß zuerst ins Auge gefaßt werden — eine durchaus weiche, sentimentale Natur: diese Weichheit und Empfindsamkeit zeigt sich schon in seiner Jugend, ihrer Abneigung gegen ernstere Studien und in ihren künstlerischen Spielereien. An einer poetischen Naturbegabung ist bei ihm nicht zu zweifeln, aber sie ist von Haus aus beschränkt und auf eine einzelne Richtung hingelenkt: sie steht in engstem Zusammenhang mit seiner künstlerischen Anlage und Thätigkeit. Er wurde Landschaftsmaler, und wie er als Maler über die Darstellung der Landschaft nicht hinweg noch hinaus kam, so wurde er und blieb ein auch poetischer Landschafter, aber nicht der Dichter der realen Natur, sondern einer gemachten, erträumten.

Wir heben aus seinen Schriften diejenigen heraus, durch die er seine Berühmtheit erlangte, und die seine poetische

*) „Ueber den Werth einiger deutscher Dichter und über andere Gegenstände den Geschmack und die schöne Litteratur betreffend. Ein Briefwechsel." Frankfurt und Leipzig 1771. 72. (Von Jak. Mauvillon und Ludw. Aug. Unzer.)

Eigenthümlichkeit am deutlichsten bezeichnen: den „Tod Abels" und die „Idyllen." In dem ersten Gedichte zeigt sich Geßner als Nachahmer Klopstocks, dessen „Tod Adams" 1757 erschienen war. Die biblischen Stoffe wurden damals nach dem Erscheinen der Messiade eine Zeit lang allen andern vorgezogen, und die dramatischen Gemälde nach dem Vorgange Klopstocks in dem genannten Gedicht waren beliebt. Geßners Tod Abels ist ganz und gar in dem Tone des Vorbildes gehalten; nur treten vermöge der weniger kräftigen und durchaus nicht epischen Individualität des Dichters gerade die Schwächen jenes Modegenres am grellsten hervor. Denn allerdings ist von einer dramatischen Anlage, von einer Handlung, von Charakteristik der auftretenden Personen gar keine Rede: wir haben nur ein dialogisiertes Gemälde vor uns. Es ist bezeichnend für den damaligen Geschmack der Franzosen, daß sie gerade dieses Gedicht so überaus hoch stellten: aber freilich, die französische Kritik hatte auch den Tod Adams mit dem Oedipus des Sophokles zusammenzustellen beliebt*). Das Gedicht Geßners hat in Deutschland niemals den Beifall gefunden, der ihm auswärts zu Theil ward, und wir dürfen es heute mit Fug und Recht zurücklegen, denn es ist ein verfehlter Versuch innerhalb einer von Haus aus verfehlten Richtung. Weit größeren Werth hat das viel weniger bekannte Gedicht „der erste Schiffer", in zwei Gesängen (1762). Denn obwohl nicht frei von den Hauptfehlern der Geßnerschen Poesie, der Weichheit und ermüdenden Detailmalerei, ist es theils schon in der Erfindung ansprechend, theils auch an einzelnen Schönheiten gar nicht arm.

Von größerer Bedeutung sind jedenfalls seine Idyllen

*) — chef d'oeuvre bien au dessus de l'Oedipe de Sophocle avec lequel il a quelque ressemblance.

schon darum, weil der Dichter hier selbständiger erscheint. Freilich ist die Richtung auf die Naturmalerei hier nichts weniger als ein Weg, den Geßner zuerst eingeschlagen hätte: vielmehr liegt es klar zu Tage, daß er von Brockes zuerst angeregt wurde, und daß auch in dieser Beziehung Klopstock mächtigen Einfluß übte. Aber Geßners Idylle wurde doch eine selbständige Aeußerung dieser Schilderungspoesie, vermittelt durch die specielle künstlerische Natur und Begabung des Dichters. Man hat früher diese Dichtungen den Idyllen des Theokrit an die Seite gestellt und in der damals beliebten Weise ihren Verfasser den deutschen Theokrit genannt: gegen diese ungehörige Vergleichung hat man sich in neuerer Zeit entschieden erklärt, aber man ist in das andere Extrem verfallen und hat an dem Idyllendichter Geßner kein gutes Haar lassen wollen. Die Geßnersche Idylle will eben mit dem antiken Idyll nicht verglichen sein; die griechischen Namen, die in ihr vorkommen, berechtigen uns nicht dazu. Wir dürfen ihre malerische Natur nicht nur nicht übersehen, sondern vielmehr von dem künstlerischen, malerischen Gesichtspunkte bei ihrer Betrachtung ausgehen: es sind eben poetische Gemälde, und als solche durchaus nicht ohne erhebliches Verdienst. Freilich ist Handlung und große Mannigfaltigkeit der Figuren in ihnen nicht zu finden, aber auch nicht die Armuth, die man ihnen häufig Schuld gibt: der landschaftliche Reichthum aber kann, sobald man sich nur die Mühe gibt, ihn zu beachten, gewiß nicht verkannt werden. Dabei erscheinen die in den Idyllen auftretenden Personen keineswegs bloß als die Staffage, sondern sie sind der Mittelpunkt des Bildes, um den sich alles Uebrige künstlerisch ordnet. Und das Ganze entbehrt durchaus nicht der nothwendigen Einheit der Stimmung, wie sie das Kunstwerk unbedingt fordert. So muß man denn in diesen „Bildchen", wie sie der Dichter nannte, in der That kleine wohl angelegte, sorgfältig

ausgearbeitete und in sich abgeschlossene Kunstwerke erblicken, wenn man nicht ungerecht sein will.

Ein Anderes ist es, wenn man den dichterischen Inhalt ins Auge faßt, wenn man das Verhältniß der Geßnerschen Idylle zu den Gesetzen der Dichtung prüft. Hier liegt ihre schwache Seite und der Grund, warum sie nur vorübergehend Beifall finden konnten. Denn Geßner malt uns eine Welt, die in der Wirklichkeit nicht existirt hat, noch jemals existieren wird, eine Welt, die er sich selbst erdacht hat. Das empfand J. H. Voß sehr richtig, als er (1774) an Brückner schrieb: „Was gibst du mir, wenn ich dir zeige, daß Geßner nur da vortrefflich ist, wo er wirkliche Natur hat?" — Die Idylle hat, wie Schiller in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung sagt*), den Zweck, den Menschen im Stand der Unschuld, d. h. in einem Zustand der Harmonie und des Friedens mit sich selbst und von außen darzustellen. Und ein solcher Zustand findet nicht bloß vor dem Anfange der Kultur statt, sondern er ist es auch, den die Kultur als ihr letztes Ziel beabsichtigt; der Glaube an die mögliche Realität desselben kann allein den Menschen mit den Uebeln versöhnen, denen er auf dem Wege der Kultur unterworfen ist.

Der in der Kultur begriffene Mensch begehrt, von der Ausführbarkeit jener Idee eine sinnliche Bekräftigung zu erhalten und da die Erfahrung den Glauben daran stets widerlegt und nicht nährt, kömmt auch hier das Dichtungsvermögen der Vernunft zu Hülfe. Aber der ästhetische Werth dieser Hirten-Idyllen wird dadurch wesentlich vermindert, daß sie uns theoretisch rückwärts führen, indem sie uns praktisch vorwärts führen. Sie stellen unglücklicher Weise das Ziel hinter uns, dem sie uns doch entgegen führen sollten, und können uns daher

*) Schillers Werke. Bd. 12. S. 225 fg.

bloß das traurige Gefühl eines Verlustes, nicht das fröhliche der Hoffnung einflößen. Weil sie nur durch Aufhebung aller Kunst und nur durch Vereinfachung der menschlichen Natur ihren Zweck ausführen, so haben sie bei dem höchsten Gehalt für das Herz allzuwenig für den Geist, und ihr einförmiger Kreis ist zu schnell geendigt. Sie können nur dem kranken Gemüthe Heilung, dem gesunden keine Nahrung geben; sie können nicht beleben, nur besänftigen. Diesen in dem Wesen der Hirten-Idylle gegründeten Mangel hat alle Kunst der Poeten nicht gut machen können.

Schiller spricht hier von der sentimentalischen Art der Idyllendichtung, zu der wir eben unsers Geßner Dichtungen rechnen müssen. Ueber diesen insbesondere sagt er weiter: Ein Geßnerscher Hirte kann uns nicht als Natur, nicht durch Wahrheit der Nachahmung entzücken, denn dazu ist er ein zu ideales Wesen; ebensowenig kann er uns als ein Ideal durch das Unendliche des Gedankens befriedigen, denn dazu ist er ein viel zu dürftiges Geschöpf.

Und allerdings in Geßners Idyllen haben wir, was die Schilderung der Menschen betrifft, weder ideale noch reale Figuren vor uns, es sind inhaltlose Schattenbilder. Der Dichter will uns in naive, ursprüngliche, harmonische Zustände versetzen, aber er vermag es nicht: die modernen Kulturelemente sind doch so mächtig in ihm, daß sie in seine Figuren übergehen, und diesen einen durchaus unnaiven Zusatz verleihen. In dieser Beziehung hat die Vorrede des Dichters zum Tode Abels Interesse, in der er sagt: Abel wird ein zärtlicher junger Herr sein und Kain wie ein russischer Hauptmann, und Adam soll nichts reden, was nicht ein betagter Franzose, der die Welt kennt, sagen könnte! Und etwas von diesem gefährlichen Programm ist unzweifelhaft auf die Idyllen übergegangen.

Dieser Mangel an Wahrheit in den Personen, welche in

den Idyllen auftreten, und der Ueberfluß an empfindsamer Weichheit stößt uns heute so entschieden ab, wie er damals Viele anzog. Wir sind dem Realismus in demselben Grade verfallen, als damals die entgegengesetzte Richtung herrschte. Aber darin ist Geßner gewiß ein echtes Kind seiner Zeit, daß er, einen Inhalt für die Dichtung suchend, die Poesie in erträumte Regionen verpflanzte, anstatt sie in dem Leben und in dem Menschen selbst zu finden.

Verweilen wir zum Schluß noch einen Augenblick bei der Form seiner Dichtungen, so steht auch hier Bedenken neben Anerkennung. Wir dürfen es ihm als Verdienst anrechnen, daß er sich einer gewählten und flüssigen Prosa bediente und können doch die Verschmelzung von Prosa und Poesie, die sich durchgängig bei ihm findet, nicht billigen. Schiller hat nicht Unrecht, wenn er sagt: „Es ist sonderbar, daß diese Halbheit sich auch bis auf die Sprache des genannten Dichters erstreckt, die zwischen Poesie und Prosa unentschieden schwankt, als fürchtete der Dichter, in gebundener Rede sich von der wirklichen Natur zu weit zu entfernen und in ungebundener den poetischen Schwung zu verlieren." Aber auf die Ausbildung einer leichten, fließenden Prosa haben Geßners Schriften jedenfalls vortheilhaft gewirkt: es scheint, als ob die Sauberkeit der sprachlichen Ausarbeitung von der Kritik der neuern Zeit nicht nach Verdienst gewürdigt worden sei.

In seinem Privatleben endlich zeigte sich Geßner als ein sanftmüthiger, liebenswürdiger Charakter, als ein Mann von Herzensgüte und Wohlwollen gegen Andere, und worauf ihn sein dichterisches und künstlerisches Streben hinwies, als ein Freund heitern Stilllebens. Bemerkenswerth ist, daß der Trieb zur Nachahmung, der ihn auf der Schulbank allerlei Thiere nachbilden ließ, und der in seinen dichterischen und malerischen Beschäftigungen ihn mit in die Bahn der Idylle und

Landschaftsmalerei drängte, sich auch im socialen Leben durch eine nicht unbedeutende Befähigung und Neigung für komische Darstellungen äußerte.

Geßners Denkmal, vom Bildhauer Trippel gefertigt, steht nahe bei Zürich, da wo sich die Flüsse Limmat und Sihl vereinigen. —

Christoph Martin Wieland.

Wieland, der Dichter des Oberon, der Herausgeber des deutschen Merkur, der Günstling des deutschen gebildeten Lesepublikums im vorigen Jahrhundert, eines der thätigsten Mitglieder des Dichterbundes an Weimars Musenhofe, ist eine der hervorragenden Erscheinungen in unserer Litteraturgeschichte. Zwar ist das Verhältniß dieses Jahrhunderts zu ihm ein anderes, als das des vorhergehenden war, unsre heutige Lesewelt verkehrt nicht mehr mit ihm, und kaum ist noch der Oberon auf dem Lesetische zu finden, aber desto mehr berichten große und kleine Litteraturgeschichten über Wielands Stellung und Bedeutung in der Entwickelung unsers Schriftenthums. Er ist eine historische Größe geworden, die nicht mehr im lebendigen Besitze des deutschen Volkes ist, und von der sich auch mit Bestimmtheit sagen läßt, daß sie für alle Zeiten ausgelebt hat. Wie unsre an originalen Hervorbringungen arme Zeit, unser Epigonenzeitalter auch bemüht ist, in der Vergangenheit zu leben, ja selbst den Schutt früherer Zeiten zu durchwühlen, um hie und da ein Goldkörnchen dem überkommenen Erbe zuzulegen, sie wird Wieland aus seiner historischen Ferne nicht wieder näher heranzubringen vermögen. Vielleicht gelingt es, in den nachfolgenden Blättern, welche ein kurzes Lebensbild des Dichters zu geben versuchen, den Schlüssel zu dieser immerhin befremdenden Thatsache zu bieten, zu zeigen, warum Wieland



Wieland.

in Bezug auf seine Stellung zu unserer Zeit das Widerspiel von Lessing ist, der in demselben Grade in der Theilnahme der Nachwelt zugenommen hat, wie jener darin gesunken ist.

Christoph Martin Wieland wurde am 5. September 1733 zu Oberholzheim geboren, einem würtembergischen Dorfe, welches damals zum Gebiete der Reichsstadt Biberach gehörte. Sein Vater, Matthäus Wieland, war daselbst Pfarrer, wurde aber schon 1734 als Prediger an der evangelischen Hauptkirche nach Biberach versetzt, wo er später Senior des geistlichen Ministeriums wurde. Der Vater war ein fromm-gesinnter Mann, der Spenerschen Richtung zugethan, was nicht ohne Einfluß auf das Gemüth des Sohnes bleiben konnte. Mehr noch indeß scheint dieser, wie sich das Vorwiegen mütterlichen Erbes bei so vielen unsrer Dichter bemerken läßt, von seiner Mutter Naturell empfangen zu haben; diese, eine geborene Kieke, wird als eine Frau von sanftestem, dabei etwas reizbarem Gemüthe geschildert, Eigenschaften, die sich beide an unserm Dichter in nicht geringem Grade wiederfinden.

Wenn Wielands Vater der Erziehung seiner Kinder die unermüdlichste Sorgfalt widmete, so kann das nur von wohlthätigem Einfluß gewesen sein: wenn er aber zu weit gieng und den wohlbegabten Sohn zu frühzeitig geistig anstrengte, — der Unterricht wurde schon im 3. Lebensjahre Wielands begonnen — so konnte das nur zu bedenklicher Frühreife führen. Der regsame reizbare Knabe faßte überaus schnell und glücklich, und früher, als sonst der Fall ist und der Fall sein soll, zeigte sich ein unersättlicher Wissensdurst, so daß er in die ernstliche Gefahr kam, ein Wunderkind zu werden. Als er noch nicht 8 Jahre alt war, war ihm Cornelius Nepos geläufig, im dreizehnten Jahre las er Virgil und Horaz mit Leichtigkeit: überdies wurde Hebräisch, Mathematik, Geschichte, Zeichnen, Musik, ja sogar Logik getrieben. Was auch in dieser ersten

Schulzeit an geistigem Besitz und Vermögen gewonnen worden sein mag, die Gesammtentwickelung Wielands ist dadurch nicht gefördert worden. Es ist hier schon der Keim zu einer unersprießlichen Universalität und allseitigen Beweglichkeit gelegt, zugleich in der Ueberanstrengung seines receptiven Talents die Produktionskraft für immer geschwächt worden.

Auch von frühzeitig entstandenen poetischen Versuchen wird berichtet: im zwölften Jahre verfaßte er lateinische Gedichte, von denen eines die „Pygmaeen", eine Satire auf die kleine Frau des langen Schulrektors zu Biberach war. Auf seine deutschen Gedichte hatte namentlich der in damaliger Zeit viel geltende Brockes viel Einfluß, sowie in Bezug auf Theorie Gottsched und Hübner Wegweiser waren. Sogar ein Epos, „die Zerstörung Jerusalems", soll er in dieser Zeit gedichtet haben, indeß ist von allen diesen poetischen Studien nichts erhalten, weil der Verfasser gescheidt genug war, sie zu verbrennen.

Er war nun älter geworden und hatte denjenigen Stand der Vorbildung erreicht, daß an den Besuch einer höhern Lehranstalt gedacht werden mußte. Die religiösen Ueberzeugungen des Vaters ließen ihn bei der Wahl einer solchen vorzüglich auf diejenigen Anstalten blicken, in welchen die Spenersche Richtung Eingang gefunden hatte. Eine solche war, und in dieser Beziehung von hervorragendem Rufe, Klosterbergen bei Magdeburg, wo auch Hermes und Adelung ihre Jugendbildung empfiengen. Dahin wurde denn auch der junge Wieland 1747 geschickt, um unter der Leitung des Abtes Steinmetz, welcher der Schule vorstand, sich weiter auszubilden.

Mit dem alten Eifer und demselben glücklichen Erfolg lag Wieland auch hier den Schulstudien ob, und ward insbesondere ein feuriger Verehrer des Griechen Xenophon und des Römers Cicero. Aber es traten auch andere Einflüsse an ihn heran,

welche für sein ganzes späteres Leben und Wirken bedeutungsvoll waren.

Bisher war die fromme Hingebung an die christlichen Glaubenslehren, die religiöse Stimmung, welche im elterlichen Hause geherrscht hatte, ohne Anfechtung geblieben; sie hatte sich frei entwickelt und hatte das reizbare Gemüthsleben des Knaben mächtig, vielleicht mehr extensiv als intensiv, stark ergriffen. Hier in Klosterbergen begann die Beschäftigung mit den philosophischen Systemen, zunächst der Alten, ein Gegengewicht zu schaffen. Entstand schon dadurch in dem jugendlichen Geiste, der so schwerer Aufgabe noch nicht gewachsen sein konnte, quälende Skepsis, so mußte diese nur noch zunehmen und zu einer gefährlichen Gemüthslage führen, als sich zu den Alten die Neueren, die Franzosen hinzugesellten. Er wurde mit Voltaire bekannt, dessen religiöser Libertinismus im vorigen Jahrhundert in Deutschland so überaus nachtheilig wirkte. Es war eine unheilvolle Bekanntschaft, diese Bekanntschaft mit dem geistreichen, aber frivolen und glaubenslosen Franzosen, sie wurde entscheidend. Denn wenn er sich auch zunächst noch loswand und wenn er auch niemals sich ganz an Voltaires Anschauungen anschloß, so blieb er ihm doch Zeitlebens zugethan, und nicht ohne guten Grund stand noch 50 Jahre später die Büste des Franzosen in Wielands Zimmer.

Indes, wie schon gesagt, zunächst war nur die Saat gesät, sie gieng nicht sobald auf. Der zersetzende Geist der französischen Philosophen besiegte die religiöse schwärmerische Gesinnung noch nicht, die Wieland im elterlichen Hause und in der Schule eingesogen hatte, aber jene Gesinnung war leider mehr Gefühl und Stimmung als innerlicher Lebensodem, mehr überkommen und empfangen als selbstthätig angeeignet. So entstanden denn bald ernste Konflikte zwischen Verstand und Gefühl;

wir sehen den Jüngling zwischen Glaubenslosigkeit und religiöser Schwärmerei hin und herschwanken, ohne daß er sich für eine Richtung bestimmt entschieden hätte. Nun kam die vertrautere Bekanntschaft mit der altklassischen Literatur hinzu, und hier fand sich eine Mittelstellung, die er später im Ganzen festhielt, durch die Sokratische Tugendlehre, die den nachhaltigsten Eindruck machte und nach beiden oben angedeuteten Seiten abwehrte. Wie stark aber die Skepsis bei Wieland in diesen Jugendzeiten schon war, beweist die Nachricht, daß er schon in Klosterbergen in einem Aufsatze zu beweisen versuchte, das Universum habe sich, ohne die schöpferische Thätigkeit eines Gottes, aus ewigen Elementen bilden können. Damals mochte er wohl selbst vor diesem Gedanken zurückschrecken und ihn bereuen: aber ist nicht schon in diesem Jugendversuch Wielands materialistische Richtung auf das deutlichste vorgezeichnet?

Von Klosterbergen begab sich Wieland 1749 nach Erfurt, wo er von einem Verwandten, dem Dr. Baumer, der später Bergrath in Hessen-Darmstadt ward, im Studium der Philosophie nach Wolff'schem Systeme gefördert ward. Auch machte dieser ihn mit dem Don Quixote bekannt, welcher ihm als die große allgemeine Naturgeschichte der menschlichen Thorheit und Narrheit erschien. Der Eindruck, welchen er von Cervantes empfieng, ist sicher kein geringer gewesen, wie die später sich durch seine Schriften hindurchziehende Neigung, allerlei Don Quixoterien zu schildern, Jedem deutlich zeigt.

Im Jahre 1750 kehrte er nach Biberach zurück und brachte den Sommer im elterlichen Hause zu: in diese Zeit fällt seine bekannte Jugendliebe zu Sophie von Guttermann und die Veranlassung zu seinem ersten gedruckten Gedichte. Sophie von Guttermann, als Sophie la Roche bekannter, war die Tochter eines Arztes und mit der Wielandschen Familie verwandt. Es war weniger die Schönheit und der Jugendreiz des blühenden

Mädchens, das zwei Jahre älter war als Wieland, sondern weit mehr ihre geistige Begabung und Bildung, sowie ihr lebhaftes sich für alles Schöne und Große leicht begeisterndes Naturell, was den Jüngling mächtig anzog. Er ward von lebhafter Neigung für sie erfüllt, und seine Liebe blieb nicht unerwiedert. Die poetischen Pläne Wielands bildeten den Mittelpunkt ihres Verkehrs, und Sophiens feiner Geschmack sowie die Festigkeit ihres Charakters mag nicht ohne vortheilhaften Einfluß auf den jungen Skeptiker gewesen sein; Wieland selbst gedachte noch in spätern Jahren mit dankbarer Erinnerung an diese Jugendliebe. Als er in dieser Zeit der ersten jugendlichen Begeisterung seinen Vater über den Text: „Gott ist die Liebe" predigen hörte, schien ihm die Predigt viel zu kalt und nüchtern, er meinte den Gegenstand in einer ganz andern und und viel ergreifenderen Weise behandeln zu können. Ein Nachmittagsspaziergang mit der Geliebten bot willkommene Gelegenheit zu umfänglichen Auseinandersetzungen über dieses Thema, das so ganz zu seinem Gemüthszustande paßte: kein Wunder, wenn sein feuriger Vortrag die befreundete Zuhörerin entzückte, so daß sie ihn aufforderte, seine Gedanken poetisch gestaltet niederzuschreiben. Dies war die Veranlassung zu Wielands erstem größeren Gedichte: „die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt", das er, nachdem Sophie nach Augsburg zurückgekehrt war, in Tübingen, wohin er im Herbst 1750 als Student übersiedelte, in kurzer Zeit dichtete; denn er fieng es im Februar 1751 an und hatte schon im April das druckfertige Manuscript an Professor Meier in Halle, den bekannten Vertheidiger der Messiade, abgesandt. Meier nahm sich der anonymen Sendung an, indem er das Gedicht sofort veröffentlichte und mit einer Vorrede begleitete. Es wurde mehrmals aufgelegt und nach Wielands Gebrauch, der im Ausfeilen seiner Schriften bis an sein Ende unermüdlich

blieb, in vielen Stücken umgearbeitet, so daß der in den sämmtlichen Werken*) vorliegende Text, die Redaktion des Jahres 1770, nur zum Theil als der ursprüngliche betrachtet werden kann. Aber Wielands litterarhistorisches Hauptverdienst, dem poetischen Ausdruck eine gefälligere Form zu geben, die freiere und geschmackvollere Behandlung der Sprache tritt schon hier deutlich entgegen und wird erst recht augenfällig, wenn man gleichzeitige Schriften Anderer daneben hält. Ueber das Gedicht, welches Bodmer, Breitinger, Hagedorn, Sulzer ꝛc. mit lebhaftem Beifall begrüßten, hat Wieland selbst später sehr streng geurtheilt. Er sagt in dem Vorbericht zur dritten Ausgabe von 1770: „Doch, die Musen hätten thun mögen, was ihnen beliebt hätte, wenn das Werk nur unter den Augen derjenigen geschrieben worden wäre, für die es anfänglich zunächst bestimmt war: vermuthlich würde es dann eine ganz andere und gefälligere Gestalt genommen haben. Der Verfasser würde von denjenigen Theilen desselben, welche eigentlich in das Gebiet der Einbildungskraft gehören, mehr Vortheil gezogen haben, die unverständliche und einschläfernde Metaphysik des zweiten und dritten Buches würde weggeblieben, der Vortrag nicht so platt und trocken, und das Ganze überhaupt interessanter und mit sich selbst übereinstimmiger geworden sein. Da es aber in einer sehr schwermüthigen Einsamkeit aufgesetzt wurde, und der Verfasser überdies zur bösen Stunde den Gedanken gefaßt hatte, zu einem so antilukrezischen Gedichte den Lukrez zum Muster zu nehmen; so blieb die Ausführung, schon aus diesen beiden Ursachen, weit unter der ursprünglichen Idee, zumal da der Dichter in einem Alter war, wo man impatiens limae zu sein pflegt, und der letzte Vers des sechsten Buchs kaum auf dem Papiere stand, da vermöge einer andern Un-

*) Wielands sämmtliche Werke. Leipzig 1839. Bd. 25.

tugend dieses Alters, schon der Plan zu einer andern Unternehmung sich aller seiner Aufmerksamkeit und Zuneigung bemächtigte." Man kann im Ganzen diese Worte unterschreiben, wenn gleich nicht Alles in ihnen berührt ist. Denn bemerkenswerth ist die jugendliche Zuversicht, mit der der junge Dichter hier sich in die Reihe der größten Philosophen stellte, und noch auffälliger ist selbst hier, in dem Jugendgedichte, sogar da, wo er die beste Gelegenheit hat, die Fülle der Empfindung walten zu lassen, die Mattigkeit und Schwunglosigkeit, die ihn durch all sein späteres Dichten begleitete, sowie der allerwärts hervortretende Zug nach Breite.

Er war Tübinger Student geworden, um Rechtswissenschaft zu studiren, da Schwäche der Brust ihm das theologische Studium verbot. Aber für das Berufsstudium geschah nicht zuviel: er gieng seinen eignen Weg, und nicht den Kühweg, wie er sich wohl später auszudrücken pflegte, d. h. er studierte mehr Philologie, Geschichte und Philosophie als Jurisprudenz. Ueberdies nahm die eigene poetische Thätigkeit, die Beschäftigung mit fremden Litteraturen, dann auch der sich anzuknüpfende Verkehr mit den Führern der Litteratur — an Bodmer schickte er bald nach Vollendung des ersten Gedichts am 4. Aug. 1751 die fünf ersten Gesänge eines „Hermann" — Zeit genug in Anspruch. So war das poetisch-wissenschaftliche Stillleben zu Tübingen, wo er auf einem Weinberg diesseits des Neckars wohnte, der noch jetzt das Wielandshäuschen zeigt, immerhin nicht unfruchtbar. In den letzten zwei Monaten des Jahres 1751 und den drei ersten des folgenden entstanden die zehn moralischen Briefe, angeregt durch die épitres diverses des Barons von Bar*), welche damals großes Aufsehen

*) Georg Ludwig von Bar, Erblanddrost des Stiftes Osnabrück, gest. 1767. —

machten. Nach einer Mittheilung Böttigers*) aus dem Munde von Sophie La Roche hätte Wieland diese Briefe geschrieben, um ihr zu beweisen, daß er wohl Besseres zu schaffen vermöge, als der Franzos, dessen Buch sie gerade gelesen habe. Daß er in dieser Zeit alle seine Werke für Sophie von Guttermann dichtete, auf deren Besitz er sich ernstliche Hoffnungen machte, das ist unzweifelhaft, aber kein Grund liegt vor, jene anekdotische Nachricht sonst zu adoptieren. Gewiß hat nicht der Verdruß, sondern die nachahmungslustige Bewunderung die moralischen Briefe hervorgerufen, wie schon des Dichters Vorwort bestätigt: „Lieblingslektüren pflegten damals (und noch ziemlich lange hernach) allezeit so stark auf ihn zu wirken, daß er unvermerkt, ja meistens gegen seinen eignen Wunsch und Willen, etwas von der Manier des Autors annahm, der gerade zur Zeit, wenn er etwas komponierte, am meisten bei ihm galt." Auch dies ist ja ein charakteristischer Zug in Wieland, daß er so leicht empfänglich, von einer so reizbaren Receptivität war. Was diese moralischen Briefe betrifft, so sind sie gleichwie das vorige Gedicht in paarweise gereimten Alexandrinern geschrieben, in der gewandten Weise Wielands, aber freilich in ihrem Inhalte, wie es der Dichter später selbst that, als eine im Ganzen unreife Produktion zu betrachten. Wie dort, so war auch hier der gewählte Gegenstand nicht bloß über der Entwickelungsstufe des Dichters, sondern überhaupt außerhalb seiner Befähigung: es war nur der Anschluß an Moderichtungen, der sie hervorbrachte.

Der Mai desselben Jahres brachte die „moralischen Erzählungen", später einfach „Erzählungen" genannt; sie sind darum zu beachten, weil der Verfasser sich in ihnen zuerst von

*) Litterarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus K. A. Böttigers handschr. Nachlasse. Hgg. v. K. W. Böttiger. — Leipzig 1838. S. 246. —

der herrschenden Form des Alexandriners entfernt und sich reimloser fünffüßiger Jamben bedient. Dann aber bezeichnen sie Wielands erstes Auftreten auf dem Gebiete, in dem er später so viel Ruhm und Beifall fand, auf dem Gebiete der poetischen Erzählung. Freilich ist der Wieland dieser Jugenderzählungen nicht der Wieland des „Oberon" und des „Idris", aber man darf sich durch den sentimentalen Ton nicht täuschen lassen, so ehrlich derselbe auch gemeint ist: es begreift sich leicht, daß der Verfasser gerade diesen Erzählungen auch später besonders gewogen blieb.

Bald darauf entstand der Anti-Ovid, ein Lehrgedicht über die Liebe, das eilfertig „in wenig Tagen ejaculirt wurde", wie das Vorwort ausdrücklich sagt. Es ist das unter den Jugendwerken wohl die schwächste Leistung, daher auch nach und nach bei der Wiederherausgabe so umgestaltet worden, daß der ursprüngliche Text kaum zu erkennen ist. Nennenswerth ist es uns nur, weil es einen formellen Fortschritt ausdrückt: denn Wieland gieng in demselben zu einer freieren Versart, zu Reimzeilen von verschiedener Länge über, worin ihm allerdings schon Brockes vorangegangen war.

In die Tübinger Zeit fällt zugleich die Bekanntschaft mit dem Dichter, der nach Wielands eignen Worten mit einer Gewalt auf ihn gewirkt wie kein andrer, der sein ganzes Gefühl in Anspruch genommen, sein ganzes Wesen gestimmt, und selbst auf seine Sprachdarstellung Einfluß gehabt hat, die Bekanntschaft mit Klopstock, der 1751 die ersten 5 Gesänge der Messiade herausgegeben hatte. Die dichterische Kraft und Hoheit, welche zumal die erste Hälfte des Messias schmückt, mußte auf den empfänglichen und begabten Dichter mächtig wirken; noch in späteren Zeiten gedachte Wieland dieser schwärmerischen Begeisterung für Klopstock, „zu dem er gern gewallfahrtet wäre." Allerdings waren die beiden Männer von Haus

aus so verschieden angelegt, daß dieser Enthusiasmus des Jüngeren ihn nicht zum Nachahmer Klopstocks machte: aber doch braucht man nur das Gedicht „der Frühling" (aus dem Frühling des Jahres 1752) anzusehen, um nicht bloß in der Wahl des Hexameters, sondern auch in der Sprache Klopstocksche Einflüsse zu erkennen. Freilich war diese Einwirkung nur vorübergehend und trat mehr und mehr zurück, als sich die Jugendschwärmerei in die spätere realistische Richtung umsetzte, die früh schon in ihm begründet, erst nach allerlei Umwegen zur ausschließlichen Geltung kam.

Im Juni dieses Jahres kehrte er nach Biberach zurück, nach einer Studienzeit, welche auf einen künftigen Beruf zum großen Verdruß des Vaters so gut wie keine Rücksicht genommen hatte. Auch sehnte er sich weniger nach einer praktischen Thätigkeit, als nach der Möglichkeit, seine geliebte Sophie heimzuführen, an der er noch mit warmer Liebe hieng: beide Familien dachten damals ernstlich an eine Verbindung der Kinder. In diesem Sinne hätte er wohl gern ein Lehramt an einer gelehrten Schule übernommen und richtete sein Augenmerk besonders auf das Braunschweiger Carolinum, an welchem damals mehrere litterarisch bekannte Männer wirkten doch wollte sich dort keine Aussicht zeigen. Weil er aber dem väterlichen Hause nicht zur Last fallen wollte, beschloß er, dem Wunsche des Vaters nachgehend, sich nach Göttingen zu wenden und daselbst sich als Docent niederzulassen. Aber es war ihm eine andere Bahn beschieden.

Wie schon bemerkt ward, hatte er 1751 an Bodmer die ersten Gesänge eines Epos „Hermann" anonym eingesendet, um dem damals hochgeehrten Schweizer Kritiker und Dichter sein junges Talent zu empfehlen. Nachdem dieser die Sendung freundlichst aufgenommen hatte und zugleich durch Meiers Vermittlung „die Natur der Dinge" gedruckt worden war

und großen Beifall geerntet hatte, war ein lebhafter Briefwechsel zwischen Bodmer und Wieland entstanden. Und Bodmer, der jüngere Talente gern unterstützte und n sich heranzog, lud ihn ein, auf längere Zeit bei ihm seinen Wohnsitz zu nehmen, ein Anerbieten, das in Biberach freudig begrüßt wurde. Mitbestimmen mochte ihn und die Familie die Wendung, welche das Verhältniß zu Sophie von Guttermann nahm; schon vor der Abreise müssen sich seine Hoffnungen auf den Besitz Sophiens getrübt haben, woran gewiß der Mangel aller Aussicht auf eine sichere Lebensstellung seinen begründeten Antheil hatte. So erinnert uns der im Herbste 1752 nach der Schweiz reisende Wieland an Klopstock, der nicht lange vorher dem Rufe desselben Bodmer gefolgt war und in Zürich Heilung vor Liebesleid und eine Zukunft gesucht hatte, obwohl freilich Klopstocks Leid um Fanny nicht mit dem leichteren Unmuth identificiert werden kann, von dem Wieland vor seiner Abreise befallen war, als seine Jugendträume keine reale Gestalt annehmen zu wollen drohten. Er verließ Biberach mit der Absicht, länger in der Schweiz zu verweilen, was aus seiner Bemühung, sich daselbst eine Hofmeisterstelle zu verschaffen, weshalb er an den Rathsherrn Schinz in Zürich schrieb, deutlich hervorgeht. Am 13. Oktober 1752 traf er in Zürich bei Bodmer ein.

Bodmers Haus — schreibt Wielands bekannter Biograph, J. G. Gruber*) — war in der That ganz zu einem kleinen Musentempel eingerichtet. Am Fuß eines Berges zwischen der Stadt und dem Lande gelegen, hatte es hinter sich einen mit Reben bepflanzten Berg, dessen Gipfel mit Fichten gekrönt war, und vor sich den Uto vor benachbarten Bergen ansehnlich

---

*) Christoph Martin Wieland, geschildert von J. G. Gruber. Leipzig 1815. I. Thl. S. 53.

erhöht. Zur Seite breiteten sich fruchtbare Ebenen aus, durch freundliche Windungen der Limmat und Sihl bewässert, während am südlichen Horizont Alpen sich in die Wolken thürmten, deren ewiger Schnee eine liebliche Kühlung von den Gipfeln in das Thal herab goß. So mangelte diesem friedlichen Aufenthalte nichts, was die Sinne und das Herz erfreuen, den Geist beleben, die Phantasie beflügeln und mit schönen und erhabenen Bildern bereichern konnte. — Hier zog Wieland ein und fand die freundlichste Aufnahme, denn Bodmer suchte für den schweren Verlust, der ihn in dem Tode seiner Gattin und Kinder betroffen, Ersatz im Verkehr mit den Musen und ihren jüngeren Lieblingen, wobei es ihm auch darum zu thun war, den Schweizerischen Ansichten von der Poesie gegenüber den Gottschedischen Anhänger von Talent zu gewinnen. Er selbst war noch in spätern Lebensjahren in die Reihen der Dichter eingetreten und in dieser Eigenschaft nicht viel älter als Wieland. Dieser aber war geeigneter, längere Zeit in einem ungetrübten Verhältnisse zu ihm zu stehen, als sein Vorgänger im Bodmerschen Hause, Klopstock, der weit selbständiger als Wieland, überdies auch um 9 Jahre älter sich zu dem unbedingten Anschluß an seinen schweizerischen Freund und Gönner nicht verstand, sondern seine eignen Wege suchte und fand. Auch hatte sich Bodmer von Wielands Persönlichkeit und Wesen durchaus nicht jene überspannte Vorstellung gemacht, mit welcher er dem Sänger des Messias entgegen gesehen hatte, in diesem ein ätherisches, kaum irgendwie mit Irdischem verkehrendes Wesen erwartend: eine Fiktion, gegen die sich dann freilich die Wirklichkeit in argen Widerspruch setzte. Dagegen war Wieland durchaus hingebungsfähig und leicht bestimmbar, auch in seiner äußern Erscheinung weit hinter Klopstock zurückstehend, der schon durch seine Persönlichkeit sich rasch zahlreiche Freunde gewonnen hatte. So schloß sich denn Wieland eng

an Bodmer an, wendete ihm aufrichtige Neigung und Verehrung zu und ließ sich willig von ihm leiten. Auch trat, selbst als die Wege sich später völlig schieden, nie die gespannte Entfremdung ein, wie wir sie bei Klopstock haben kennen lernen, sondern es blieb in ihm eine dankbare Erinnerung an das, was er Bodmer zu verdanken hatte.

Und in der That, dieser bot ihm auch nicht Geringes. Denn nicht nur daß die freie Muse inmitten einer von Gott reich gesegneten Natur von günstigen Einfluß sein mußte, sowie daß Bodmer doch immer ein Mann war, in dessen vertrautem Umgange sich mancherlei Kenntniß und Anschauung gewinnen ließ, Wieland wurde hier in die litterarische Welt eingeführt, er wurde ein Mitglied des dichterischen Kreises, der mit Bodmer in naher Beziehung stand. Die Züricher standen in lebhaftem Briefwechsel mit Hagedorn, Gleim, Haller, Rost, Schlegel, Gellert, Klopstock, Sulzer 2c., und schon der engere Kreis der Heimischen, welchem Bodmer, Breitinger, Hirzel, H. Meister, Sal. Geßner, Füßli, Heß 2c., vorübergehend auch Kleist angehörte, bot geistige Nahrung und poetische Anregung genug dar. Wieland schreibt selbst in einem Briefe: „Sie kennen Bodmer aus dem Noah. Sie dürfen der liebenswürdigen Idee, welche dieses vortreffliche Werk von dem Genie und dem moralischen Charakter des Herrn Bodmer Ihnen darstellen wird, kühnlich trauen und sich versichern, daß man, so ungewöhnlich es auch ist, doch bei ihm einen sichern Schluß von seinen Schriften auf ihn selbst machen kann. Sie können hieraus selbst muthmaßen, wie glücklich die Zeit, die ich bisher bei diesem weisen, und in unserm Weltalle in der That seltnen Mann zugebracht, für mich gewesen, und daß mich der Umgang mit meinen hiesigen klugen und edelmüthigen Freunden in gewisser Absicht edel gemacht." Auch äußerlich ergaben sich nich geringe Vortheile, indem Bodmer ihn nicht bloß gastfrei auf=

genommen hatte, sondern ihm auch vielfach Gelegenheit zu litterarischer Thätigkeit gab.

Auf der andern Seite aber lassen sich freilich auch nachtheilige Einwirkungen nicht verkennen. Diese hatten ihren Grund weniger in dem, was man von ihm begehrte, als in der unselbständigen Haltung, in der Schwäche Wielands, die ihn auf sehr bedenkliche Irrwege führte. Denn in seiner Bewunderung für Bodmer und in seinem Anschluß an dessen kritische und poetische Ansichten gieng er weit über das rechte Maß hinaus und wurde theils ein Parteigänger, theils eignete er sich äußerlich Richtungen an, welche ihm innerlich nicht homogen waren noch wurden.

Eine Frucht der Dankbarkeit gegen Bodmer war zunächst die neue Ausgabe der Sammlung der Zürichischen Streitschriften zur Veranlassung des deutschen Geschmackes wider die Gottschedische Schule (in 3 Bänden 1753), welche von Wieland mit einer Vorrede begleitet ward. In demselben Jahre erschien auch die „Abhandlung von den Schönheiten des epischen Gedichtes: der Noah, von dem Verfasser des Lehrgedichts über den Ursprung der Dinge", welche schon in Biberach begonnen worden war. Diese Abhandlung ist nichts als ein Panegyrikus der Noachide, der gewiß aufrichtig gemeint war. Der Verfasser sah später wohl ein, daß seine junge Kritik hier einen argen Bock geschossen hatte, doch blieb er zeitlebens geneigt, das Verdienstliche der Bodmerschen Dichtung anzuerkennen. Besonders hatte er dabei übersehen, daß Bodmer sehr Vieles aus englischen Gedichten entlehnt hatte, denn der gute Alte — so äußerte sich Wieland in einem Gespräche gegen Gruber — stahl als Dichter wie ein Nachtrabe. „Dabei — fährt er fort — entwickelte sich denn auch mein eignes Talent zum Stehlen, und wenn ichs ihm nicht zuvorthat, hab' ichs ihm wenigstens gleichgethan. Aus dem, was ich in Bodmers

Hause schrieb, mag darum mancher ein Recht haben, dies und jenes als sein Eigenthum zu reklamieren." Es ist das nicht zu verwundern, wenn man übersieht, in welchen Produktionsstrudel er in Zürich gerieth, und wie er ohnehin schon geneigt genug war, Projekt über Projekt aufzunehmen.

Außer einigen weniger bedeutenden Aufsätzen gehören in die Zeit seines Aufenthaltes bei Bodmer noch die Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde, welche 1753 erschienen. Ein ähnliches Werk, welches die englische Dichterin Elisabeth Singer-Rowe 1726 unter dem Titel: „Friendship in death" veröffentlicht und das dem leichtbegeisterten Dichter außerordentlich gefallen hatte, gab die Anregung zu diesen acht Briefen, welche in hexametrischer Form gedichtet sind. Das Studium des Plato, mit dem er sich angelegentlich zu beschäftigen fortfuhr, ist nicht ohne Einfluß auf diese Dichtungen geblieben, die einen mehr didaktischen als lyrischen Charakter haben und deshalb auch nicht wohl mit dem Namen den Heroide bezeichnet werden könne.n Im Vergleiche gegen die früheren moralischen Briefe erscheinen sie als ein nicht unbedeutender Fortschritt unsers Dichters.

Wielands Stellung zur Religion war bisher, trotz aller skeptischen Anwandlungen, keine wirklich negative oder auch nur theilnahmlose gewesen: freilich kann sie eben sowenig die Stellung eines gläubigen Christen genannt werden. Antike und moderne Philosopheme hatten von Jugend auf in ihm nicht erfolglos gearbeitet und ihn auf eine Moralphilosophie mit einem allgemeinen Theismus geführt: es ist das die Position, die er durch sein ganzes späteres Leben einnahm. Innerhalb derselben kann er als ein Strebender betrachtet werden: der specielle christliche Glaube fehlte ihm, und selbst in Zeiten, in denen er anders zu stehen schien, reduciert sich doch seine Christlichkeit auf eine Empfindungs-

schwärmerei; sie ist eine Folge seiner überaus großen Reizbarkeit.

Einer solchen Natur lag die Gefahr nahe, einer religiösen Richtung in die Hände zu fallen, die mit allem Anscheine der Religiosität im Grunde nicht religiöser, noch gar christlicher ist, als jenes dichterische Moralisieren. Und in der That trat ihm in der Schweiz diese Gefahr sehr nahe. Ihr erstes Dokument ist das biblische Epos des Jahres 1753: der geprüfte Abraham, in 4 Gesängen, welche später vom Dichter auf 3 Gesänge vermindert wurden, eine Dichtung, speciell auf Bodmers Anregung und Aufforderung entstanden, Wielands Tribut an die biblische Ependichtung damaliger Zeit. Er schreibt darüber in dem Vorberichte: „das folgende ist das einzige biblische Gedicht, welches der Verfasser zu verantworten hat, wiewohl ihm damals noch verschiedene, die von dem seligen Bodmer in der Folge selbst reklamirt worden sind, vor die Thüre gelegt wurden. Es wurde in dessen Hause, in eben dem Zimmer und an eben dem Tische verfertigt, woran Bodmer wechselsweise, bald an seiner Uebersetzung Homers, bald an einer von den kleinen Epopöen, wozu ihm die Familie Abrahams den Stoff gab, arbeitete; und sehr wahrscheinlich würde es ohne diesen Umstand und aus selbsteigner Bewegung nie von unserm Dichter unternommen worden sein." — Verläugnet das Gedicht das Talent seines Verfassers nicht ganz, so verläugnet es noch weit weniger seine schnelle und äußerliche Entstehung und zeigt deutlich, daß der Dichter einem solchen Stoffe innerlich nicht gewachsen war.

Das Ende des Jahres 1757 brachte eine trübe Kunde, die sicherlich beitrug, ihn der Richtung in die Arme zu werfen, die in den Erzeugnissen der nächsten Jahre so seltsam hervortritt. Noch hatte er den Gedanken an eine Verbindung mit Sophie nicht aufgegeben, als von dieser selbst der entscheidende

Schritt ausgieng, indem sie ihm ihre Vermählung mit dem kurmainzischen Hofrath de la Roche anzeigte. Damit war der Jugendtraum, in dem er sich an Sophiens Seite erblickte, und den er, obwohl die Wirklichkeit ihn leicht über die Unausführbarkeit des Wunsches hätte belehren können, lange fortgesponnen hatte, verschwunden. Der Schlag traf hart: denn unzweifelhaft hatte er Sophien herzlich geliebt. Man braucht nur die Schilderung zu lesen, welche F. H. Jakobi von einem Besuche Wielands bei La Roche gibt, um zu erkennen daß auch von Seiten Sophiens die Trennung keine ganz freiwillige gewesen war. Dieses Erlebniß trug nur bei, des Dichters ohnehin schon reizbare Natur nur noch reizbarer zu machen, und da ihn Bodmer auf religiöse und biblische Gebiete geleitet hatte, so war es natürlich, daß er mit aller seiner geistigen Empfänglichkeit und Berührbarkeit, mit diesem leichten fieberhaften Wesen sich gerade auf das religiöse Gebiet warf. Es lagerte sich auf ihn eine trübe Stimmung, eine Lichtscheu, und er, der vordem auf dem besten Wege war, ein Freidenker à la Voltaire zu werden, ward ein religiöser Schwärmer.

Es ist selbstverständlich, daß wir uns auch in diesen Jahren, welche die „Hymnen" (1754),*) die Empfindungen an ein Freundin (1755), die „Empfindungen eines Christen", später „Psalmen" genannt (1755), außerdem die „Timoklea" (1754), den ersten Versuch in Sokratischer Manier, die „Platonischen Betrachtungen über den Menschen (1755), das „Gesicht des Mirza" (1754), das „Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen" (1754) und die „Sympathien" (1755)**) hervorbrachten, Wieland durchaus nicht tief innerlich christlich angeregt vorstellen

*) In Wielands sämmtliche Werke ist nur ein Hymnus „an Gott" (XXVI, 195) aufgenommen worden.

**) Erst später gedruckt.

dürfen. Bodmers Einfluß, die Macht, welche Klopstock und Young auf den reizbaren Jüngling ausübten, die Verstimmung wegen getäuschter Hoffnungen, das Alles wirkte zusammen, um den jungen und unreifen Mann auf ein Gebiet zu ziehen, dem er innerlich fremd war, und dem er darum auch nur so lange angehören konnte, als jene Einwirkungen andauerten. Seine eigentliche Naturanlage, sein inneres Leben ward nur oberflächlich berührt: über die Empfindung, die Stimmung, welche zwa das Herz beschwert, aber es nicht bekehrt, kam er nicht hinus. So ist denn nur überreizte Empfindung und tendenziöse Parteilichkeit sichtbar, es ist das Treiben dieser Jahre, das bei einer größern Tiefe und bei einer innerlicheren Erfassung der Prinzipien, mit denen er keck um sich schlug, einen ganz andern Wieland hätte erzeugen können, ein unfruchtbares, weil eben ungesundes, unwahres. Der Wieland der Jahre 1754 und 1755 ist eine traurige Erscheinung, aber sie darf nicht unbeachtet bleiben in einer Zeit, die dergleichen äußerliche Aneignung und tendenziöse Parteinahme so häufig zeigt. Wer vermag zu sagen, ob es nicht bei uns verlaufen wird wie damals: ob nicht mancher dieser Eiferer in kommenden Tagen, früher oder später, gerade wie Wieland, auf der Seite derer stehen wird, die er vordem getadelt und geschmäht?

Man kann daher auch nicht viel Gutes von dem Inhalte dieser Schriften sagen: den speciell religiösen, von denen die Psalmen in Prosa geschrieben sind, fehlt es gänzlich an Tiefe und Wärme, weil sie eben die Produkte einer überreizten Phantasie sind. Ihren christlichen Inhalt wird man auch nicht besonders loben können, da er viel zu wenig auf Objektivität und auf positivem Glauben ruht. Wieland hatte die „Empfindungen“ dem Oberconsistorialrath Sack in Berlin gewidmet. In der Vorrede zur ersten Auflage forderte er diesen ganz ernstlich auf, „die Unordnung und das Aergerniß zu rügen, welches die leicht-

sinnigen Witzlinge anrichten", und bezeichnet sogar, weil „dieses Ungeziefer" jedem nicht einmal bekannt sei, einige dichterische Erscheinungen. Unter diesen sind die „lyrischen Gedichte" von Uz.

Zu diesem beklagenswerthen Schritte hatte ihn, wie nach dem bisher Mitgetheilten selbstverständlich, nicht die eigene Ueberzeugung geführt, aber es war schlimm genug, daß sich seine Unselbständigkeit soweit fortreißen ließ. Uz hatte nehmlich sich über Bodmers Anglomanie ausgelassen und dabei den Bodmerschen Epen ihre Langweiligkeit vorgeworfen. Die Schweizer rächten sich, indem sie die Uzsche Poesie unsittlich schalten, und Wieland, als unbedingter Verehrer Bodmers, nahm diese sehr ungünstige Gelegenheit wahr, sich seine kritischen Sporen zu verdienen. Es war ein Dienst, den er Bodmer erwies und durch den er sich selbst entschieden schadete, eine Denunciation, deren ihn nur die große augenblickliche Verblendung, in der er sich befand, fähig machen konnte, da dergleichen in seiner übertoleranten Natur gar nicht lag. Es war ein ganz anderer Dienst, als seine „Dunciade", die er schon 1752 gegen Gottsched geschrieben hatte, als Entgegnung auf, das bekannte neologische Wörterbuch, welches die Gottschedianer gegen die Schweizer und den von ihnen gepriesenen Klopstock veröffentlicht hatten.

In der That machte Wielands Auftreten gegen die Graziendichter und Anakreontiker, deren Kulminationspunkt er selbst später wurde, leidliches Aufsehen. Ein Kritiker frug mit gutem Recht, ob es einem Christen, ja nur einem ehrlichen Manne anstehe, bei einem Dichter die vortrefflichsten ernsthaften Gedichte nicht sehen zu wollen, deren Zahl fast so groß sei als die der scherzhaften; ob es ihm anstehe, eine Menge unschuldiger Scherze mit einem hämischen Gifte zu besprützen, an denen auch der strengste Sittenlehrer nichts tadeln könne, als daß sie

Scherze seien. Uz selbst hatte den ersten in den Sympathien erfolgten Angriff leicht genommen, indem er erwiederte: Wieland hat mich schon, dem Vernehmen nach, in seinen Sympathien von den frommen Dichtern ausgeschlossen. Weil ich ihn in meinem Briefe*) vom Tempel des guten Geschmackes ausgeschlossen, will er mich aus Rache vom Himmel ausschließen, aber vermuthlich nur vom Bodmerischen Himmel." Als dann der gereizte Dichter in jener Vorrede sich zu so unwürdiger Entgegnung hatte fortreißen lassen, schrieb Uz: „Wenn ein Dichter an seinem poetischen Charakter angegriffen wird, so kann er schweigen und der Welt das Urtheil überlassen, ob seine Verse gut oder schlecht sind. Wenn hingegen sein moralischer Charakter angetastet wird, so muß er sich vertheidigen. Kann er gleichgültig bleiben, wenn ein poetischer Haß die entferntesten Gelegenheiten, seine Sitten verdächtig zu machen, herbeizieht, die verehrungswürdigsten Gottesgelehrten, wenn es möglich wäre, zu Werkzeugen seiner Rachbegierde zu machen und sich unter die Decke der Religion zu verbergen sucht? Ein fanatischer Eifer ist ansteckend." — Dieses bestrafende Wort war nur zu berechtigt: Wielands Vorrede an Sack ist seine schlimmste Jugendsünde, und er hat nie aufgehört, anders als mit Reue daran zurückzudenken.

Seine äußere und innere Lage, beide bedurften der Veränderung, und der vermittelnde Uebergang war leicht gegeben. Denn in Bezug auf seinen innern Zustand läßt sich das ernstlichere Studium des Plato bereits als den Anfang der Umkehr bezeichnen, so daß schon das Jahr 1755 diese anzubahnen beginnt. Aeußerlich mußte er aus dem einseitigen Umgang mit Bodmer heraus, und dazu führte zunächst eine Erweiterung seiner persönlichen Beziehungen in Zürich. Bodmers Haus

*) Vgl. Uz' poetische Briefe, IV. u. VI.

hatte er schon im Juni 1754 verlassen, um nicht dem verehrten Freunde zu lange zur Last zu fallen, und hatte bei einem Herrn von Grebel den Unterricht zweier Söhne desselben übernommen, in welcher Stellung er vier Jahre verblieb. Es war eine natürliche Folge dieser Thätigkeit, daß er sich nicht mehr ausschließlich auf den Umgang mit Bodmer beschränken konnte: Sal. Geßner, Füßli und Zimmermann, der Verfasser des berühmten Buches über die Einsamkeit, wurden ihm befreundet. So trat zwar kein Bruch, ja nicht einmal eine Entfremdung gegen Bodmer ein, aber Wieland fieng doch an, selbständiger zu werden. Es ist bezeichnend für jenen, daß er auch hier, und zwar schon im Jahre 1754 über Vernachlässigung von Seiten des jungen Schützlings Klage führte. Es sei erlaubt, an dieser Stelle ein Urtheil Wielands über sich selbst anzuführen, welches dem im Jahre 1756 begonnenen Briefwechsel mit Zimmermann, welcher Stadtarzt zu Brugg war, entnommen ist, weil es überaus bezeichnend ist, bezeichnender, als der Briefsteller wohl selbst jemals gedacht hat. Er sagt nämlich: „Was Sie mein Genie nennen, sind sehr reizbare Fibern, und eine daraus entspringende Lebhaftigkeit der Empfindungen, Imagination, Aktivität, Kühnheit, Neigung zum Wunderbaren, zum Ausschweifenden u. dergl. Verdient das, daß ich mich hochachte, oder daß ich mir selbst etwas darauf einbilde? Gewiß nicht! — In der That ist in dem Ausdruck „reizbare Fibern" Wielands poetische Naturanlage sehr glücklich geschildert, wenn er aber fortfährt und sagt: Ich liebe mehr die Aussichten in ein anderes als in dieses Leben; hier bin ich nur par devoir, nicht par inclination" — — so war das freilich eine arge Selbsttäuschung.

Die bekannten Litteraturbriefe, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, soweit Lessing an ihnen betheiligt war, den Mittelpunkt der deutschen litterarischen Kritik bildeten,

widmeten dem jungen aufstrebenden und vielversprechenden Talente eingehende Aufmerksamkeit. Lessing selbst war es, der verschiedentlich das Wort ergriff und sich über Wielands Richtungen und Leistungen aussprach. Da diese Kritiken, obwohl in Lessings Werke aufgenommen, im Ganzen wenig bekannt sind, gestatten wir uns aus ihnen einige Mittheilungen. Im 7. Brief *) (erster Theil, vom 18. Jenner 1759) schreibt Lessing: „Wenig Gelehrte werden eine mehr doppelte Rolle gespielt haben, als Herr Wieland. — So viel ist unwidersprechlich, daß jenes Lehrgedicht **) und die moralischen Briefe uns den Herrn Wieland auf einem ganz anderen Wege zeigten, als ihm hernach zu betreten beliebt hat. Wenn diese Veränderung durch innere Triebfedern (mich plump auszudrücken), durch den eigenen Mechanismus seiner Seele erfolgt ist, so werde ich nicht aufhören, mich über ihn zu verwundern. Ist sie aber durch äußere Umstände veranlaßt worden, hat er sich, aus Absichten, mit Gewalt in seine itzige Denkungsart versetzen müssen, so bedauere ich ihn aus dem Innersten meiner Seele. — Sie wissen es schon zum Theil, wie schlecht er sich gegen den Herrn Uz aufgeführt hat. Herr Uz, nach der Freiheit, zu der Jeder seines Gleichen berechtigt ist, erklärte sich wider eine gewisse Art von Dichtern; Herr Wieland hielt sich beleidigt, und anstatt seinen Gegner gleichfalls von der Seite des Schriftstellers anzügreifen, fiel er mit so frommer Galle, mit einem so pietistischen Stolze auf den moralischen Charakter desselben; brauchte so hämische Waffen, verrieth so viel Haß, einen so verabscheuungswürdigen Verfolgungsgeist, daß einen ehrlichen Mann Schauder und Entsetzen darüber befallen mußte. Er hatte sogar das Herz, einen verehrungswürdigen Gottesgelehr-

*) Lessings sämmtliche Schriften, herausgegeben von K. Lachmann. Bd. 6. S. 14.

**) Die Natur der Dinge.

ten zum Werkzeug seiner Erbitterung brauchen zu wollen. — Ich sende Ihnen hier diese Sammlung, in welcher Sie manchen neuen Aufsatz finden werden. Sie müssen sie alle lesen; denn wenn man einen Wieland nicht lesen wollte, weil man Dieses und Jenes an ihm auszusetzen findet, welchen von unsern Schriftstellern würde man dann lesen wollen?"

Der achte Brief handelt von „den Empfindungen eines Christen", welche Lessing „das anstößigste" unter Wielands Schriften nennt. Er sagt darüber: „dieselben Empfindungen des Christen heißen Empfindungen, die ein jeder Christ haben kann und haben soll. Und von dieser Art sind die Wielandischen nicht. Es können aufs höchste Empfindungen eines Christen sein; eines Christen nemlich, der zu gleicher Zeit ein witziger Kopf ist und zwar ein witziger Kopf, der seine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre Geheimnisse zu Gegenständen des schönen Denkens macht. Gelingt es ihm nun hiermit, so wird er sich in seine verschönerten Geheimnisse verlieben, ein süßer Enthusiasmus wird sich seiner bemeistern, und der erhitzte Kopf wird in allem Ernste anfangen zu glauben, daß dieser Enthusiasmus das wahre Gefühl der Religion sei. Ist er es aber? Und ist es wahrscheinlich, daß ein Mensch, der den Erlöser am Kreuze denket, wirklich das dabei denket, was er dabei denken sollte, wenn er seine Andacht auf die Flügel der Horazischen Ode setzt und anhebt: Wo ist mein entzückter Geist? Welch ein furchtbares Gesicht um mich her! Schwarze Finsterniß, gleich der ewigen Nacht, liegt auf dem bebenden Erdkreis. — — Schön! Aber sind das Empfindungen? Sind Ausschweifungen der Einbildungskraft Empfindungen? Wo diese so geschäftig ist, da ist ganz gewiß das Herz leer, kalt. So wie es tiefsinnige Geister gab und noch gibt, welche uns die ganze Religion platterdings wegphilosophiren, weil sie ihr philosophisches System darein verweben

wollen, so gibt es nun auch schöne Geister, die uns eben diese Religion anzweifeln, damit ihre geistlichen Schriften auch zugleich amüsiren können." — Bei einer sich hieran anknüpfenden Vergleichung der Wieland'schen Schrift mit „Petersens Stimmen aus Zion" sagt der Kritiker ferner: „Herr Wieland ist reich an Blümchen, an poetischem Geschwätze, Petersen an starken Gedanken, an großen Gesinnungen, ohne Zwang, ohne Schwulst. Beide haben die Sprache der heiligen Schrift zu brauchen gewußt, nur daß sie Petersen in ihrer edeln Einfalt gelassen, Wieland aber durch affektirte Tiefsinnigkeiten, durch profane Allusionen verunstaltet hat. Und gleichwohl sind Petersens Stimmen gar bald verachtet und vergessen worden. Denn Petersen war ein Schwärmer!"

Als Lessing diese scharfen und schneidenden Worte schrieb, war nun freilich Wieland schon geraume Zeit auf dem Rückzuge von dieser Verirrung begriffen, wie schon erwähnt wurde. Natürlich war im Gefolge jener exaltierten und heraufgeschraubten Stimmung eine länger anhaltende Abspannung, die sich vornehmlich in seiner poetischen Thätigkeit zeigte. Er wendete sich in seinen Studien mehr und mehr zu dem Alterthume zurück, insbesondere außer Platon zu Xenophon, dessen Cyropädie ihm den Stoff zu der dialogisirten Erzählung „Araspes und Panthea" gab (1758). Diese Erzählung war ursprünglich bestimmt, als Episode in das Epos „Cyrus" aufgenommen zu werden, mit dem er sich in den Jahren 1756 und 1757 beschäftigte, das aber unvollendet blieb, so daß nur jene Episode selbständig bearbeitet wurde. An dem Plane, die Geschichte des Cyrus episch zu behandeln, hatten die großen politischen Ereignisse jener Jahre nicht geringen Antheil, indem Wieland mit Bewunderung den Thaten des großen Preußenkönigs folgte, der damals im Kampfe gegen überlegene Kriegsmacht seine Größe bewährte. Wie sehr Wieland zu den

Bewunderern Friedrich des II. gehörte, beweist ein Gedicht, das er 1758 auf ein Portrait Friedrichs verfaßte: in diesem wenig bekannten Gedichte heißt es:

Du Friedrich, den die Vorsicht auserkoren,
Der Schutzgeist dieser Welt, die jener*) einst verheert,
Zu sein, weit mehr als er bist du Homere werth,
Doch fehlen die Lysippen und Homere.

So war es zum Theil die antike Welt, die ihn seiner Schwärmerei entriß, zum Theil die lebensvolle Wirklichkeit, die seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Aber auch die sociale Welt äußerte ihren Einfluß; nach und nach trat die Verstimmung wegen Sophiens Verlust zurück, und sein Verkehr dehnte sich auch auf Frauen aus. Wieland selbst äußerte in spätern Jahren, „in Zürich habe er sich ein Serail gehalten": insbesondere fesselte ihn der Umgang mit einer geistreichen Frau, die wohl um das Doppelte älter war als er. Ganz im Stile des eben erwähnten Ausspruches nannte er diese „seine Favoritsultanin." „Araspes und Panthea", sowie „Theages oder über Schönheit und Liebe" sind mit besonderer Beziehung auf diese Freundin geschrieben. Es waren das nur platonische Verhältnisse, d. h. der junge Dichter war weit entfernt von einem Kultus grober Sinnlichkeit: auf der andern Seite hatte die Sinnlichkeit doch auch ihren Antheil. Es ist hier eine entscheidende Wendung in dem geistigen Leben des Dichters, der Uebergang von der Religionsschwärmerei zu der Liebesschwärmerei und zwar einer Schwärmerei mit realistischem Beisatz: es ist die Brücke zu dem spätern Wieland, die in dieser Periode des Frauendienstes geschlagen wird.

Noch andere Umstände kommen hinzu, die Metamorphose zu vollenden. Der siebenjährige Krieg, dessen verheerendes Feuer damals in Deutschland loderte, trieb die Ackermannsche

*) Alexander von Macedonien.

Schauspielergesellschaft nach Zürich. Den jungen Wieland zog die Bühne mächtig an, und er versuchte sich selbst auf dem Gebiete des Dramas. Die Beschäftigung mit der Geschichte der Johanna Gray, sowie die Studien, zu welchen der „Cyrus“ aufforderte, der als ein Ideal menschlichen Heldenthums, als die Vereinigung alles Großen und Edeln erscheinen sollte, führten ihn auf das Gebiet der Geschichte. Zu keinem Gebiete hatte er eine geringere innere Beziehung, als zu diesem: eine objektive Natur war er durchaus nicht. Vermochte nun der Einfluß jener Studien ihn auch nicht in der Weise umzuwandeln, daß er historischen Sinn, objektive Betrachtungsweise gewonnen hätte, blieb auch sein nervöser Subjektivismus bestehen: so viel ist doch gewiß, daß die Geschichte gerade recht geeignet war, ihn aus seiner fingierten Welt und erkünstelten Stimmung herauszureißen, ihn auf das Reale, factisch Gegebene hinzuweisen. Weil aber seine realistische Natur einen so eigenthümlichen Bildungsgang genommen hatte, daß er im Grund des Herzens materialistisch gesinnt, in seinem Geistes- und Phantasteleben sich in eine chimärische Welt eigener Erfindung hineingelebt hatte, so hatten diese Impulse die andere natürliche Folge, daß sie ihn in Konflikt mit sich selbst und und zugleich mit der Wirklichkeit brachten. Es entstand ein innerer Zwiespalt in ihm, der zeitlebens sich nicht aussöhnte und seinen bestimmten Ausdruck in der Neigung zur Satire und Ironie, in der Litteratur wie in der eignen Produktion, fortan fand. Die Unentschiedenheit, oder besser gesagt, Charakterlosigkeit Wielands, der nicht stark genug ist, dem idealen Zuge seines Geistes zu folgen und doch auch nicht kräftig genug, sich entschieden auf die Seite seiner realistischen Neigung zu stellen, ist der Grund, auf welchem jede Beurtheilung seiner litterarischen Stellung stehen muß: von hier aus lösen sich alle Fragen ohne alle Mühe.

Man kann schon an den ersten Produkten, welche nach der Umkehr entstanden, das deutlich beobachten. Die historischen Studien führten zu einer politischen Schrift: „Gedanken über den patriotischen Traum, die Eidgenossenschaft zu verjüngen", die ohne alle Bedeutung ist. Nächstdem erschien seine „Johanna Gray," welche von der Ackermannschen Gesellschaft im Juni 1758 zu Winthertbur aufgeführt ward und auf verschiedenen Bühnen großen Beifall fand.

So war denn in der That erfolgt, was die „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland*)" schon 1753 gesagt hatten: „Wielands Muse ist ein junges Mädchen, das auch, wie die Bodmerische, die Betschwester spielen will, um der alten Wittwe zu gefallen, sich in ein altväterisches Käppchen einhüllt, das ihr gleichwohl nicht kleidet. Sie bemühet sich, eine verständige erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur zu sehr hervorleuchtet, und es wäre ein merkwürdiges Schauspiel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin sich wieder in eine muntere Modeschönheit verwandelte." War auch noch nicht die Modeschönheit, das Weltkind, da, so war doch der geistliche Mantel abgeworfen. Und es war sicher gut, daß es so geworden war, weil eben jene religiöse Stimmung keine innerliche Tiefe besaß, nicht im Leben und fürs Leben erfaßt war. Die litterarische Kritik war darum nicht im Unrecht, wenn sie den Umschwung mit Freude begrüßte. Lessing schrieb in den schon erwähnten Litteraturbriefen**): „Freuen Sie sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen und wandelt wieder unter den Menschenkindern!" —

Weniger befriedigt war der große Kritiker von dem dra=

*) Von Fr. Nikolai. —

**) Lessings sämmtl. Werke, herausgeg. v. K. Lachmann. Bd. 6. S. 164. fg.

matischen Versuche selbst, dem er besonders seine Unselbständigkeit vorzuwerfen hatte: denn allerdings ist das englische Trauerspiel das Nikolas Rowe fast in Bodmerscher Manier benutzt, und überdies nicht einmal glücklich, indem — so schreibt Lessing — ein prächtiger Tempel eingerissen ist, um eine kleine Hütte zu bauen. Begabung für das Drama besaß Wieland allerdings nicht, dazu fehlte ihm die höhere Produktivität, welche des dramatischen Dichters vorzüglichste Eigenschaft sein muß, die schöpferische Kraft, welche Gestalten zu schaffen weiß. Der schaffende Genius war nicht das Erbtheil, das Wieland empfangen hatte, noch weniger besaß er den genialen Blick, welcher das dramatische Element in einem historischen oder poetischen Stoffe herauserkennt, und von diesem Kerne aus den Stoff zu gestalten versteht. Zudem war seine Theorie vom Drama eine völlig schiefe: er suchte den Zweck des Dramas noch darin, daß es das Große, Schöne und Heroische der Tugend auf die rührendste Art vorstelle, wie das Vorwort zur Johanna Gray ausdrücklich erklärt. Lessing sagte deshalb mit gutem Recht in den Briefen über die neueste Litteratur: „Die meisten von den Charakteren sind moralisch gut: was bekümmert sich ein Dichter, wie Herr Wieland, darum, ob sie poetisch böse sind? Die Johanna Gray ist ein liebes frommes Mädchen; die Lady Suffolk ist eine liebe fromme Mutter; der Herzog von Suffolk ein lieber frommer Vater; der Lord Guilford ein lieber frommer Gemahl, sogar die Vertraute der Johanna, die Sidney, ist eine liebe fromme — ich weiß selbst nicht was. Sie sind alle in einer Form gegossen; in der idealischen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätherischen Gegenden gebracht hat. Oder weniger figürlich zu reden: der Mann, der sich so lange unter lauter Cherubim und Seraphim aufgehalten, hat den gutherzigen Fehler, auch unter uns schwachen Sterblichen eine Menge Cherubim und

Seraphim, besonders weiblichen Geschlechts, zu finden. Teufel zwar erblickt er auch nicht wenige, sie verhüllen sich aber alle vor seinen Augen in finstere Wolken, aus welchen er sie nicht im geringsten zu exorcisiren suchte, aus Furcht, sie möchten uns, wenn wir sie näher und in ihrer Wirksamkeit kennen lernten, ein wenig liebenswürdig vorkommen. So hat er es mit seinem Herzoge von Nordhumberland und mit seinem Bischof Gardiner gehalten. Abscheulich sind sie genug; aber Schade, daß man sie nur lästern hört, ohne sie handeln zu sehen. — Lassen Sie es gut sein; wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter den Menschen gewesen sein, so wird sich dieser Fehler seines Gesichts schon verlieren. —" Wenn auf diese Weise das Drama als eine Nachdichtung bezeichnet ward und zugleich als undramatisch, so blieb und bleibt dem Dichter doch ein Verdienst, wenn auch nur ein formales. Der fünffüßige Jambus, der später unser dramatisches Versmaß wurde, ist hier zuerst für das Drama angewendet, und, wie schon die gleichzeitige Kritik bemerkte, mit Geschick, wie auch die Sprache gewandt und wohlklingend genannt werden kann.

Als 1758 Wielands bisherige Zöglinge das elterliche Haus verließen, übernahm der Dichter eine ähnliche Aufgabe in dem Hause des Berner Patriciers von Simmer, in welches er 1759 übersiedelte. Doch gab er die Hauslehrerstelle sehr bald auf und beschränkte sich darauf, einigen jungen Leuten Vorlesungen über Philosophie zu halten. In Bern erscheint Wieland nun schon völlig umgewandelt, aus dem Mystiker war ein fröhliches Weltkind geworden, für das es eine nicht unwichtige Frage war, wie man sich in Bern zu kleiden habe, ob man einen schwarzen Rock zu einer weißen Weste tragen dürfe und dergleichen mehr. Der kurze Aufenthalt in Bern ist weniger durch dichterische Ergebnisse bemerkenswerth, als wegen einer Herzensepisode, die nicht ohne Einfluß auf Wieland war.

Er lernte nemlich in Bern die Tochter des Schultheiß Bondeli, Julie Bondeli, kennen, ein durch Geist und Bildung ausgezeichnetes Mädchen.*) Um zwei Jahre älter als Wieland, diesem an geistiger Energie und wohl selbst an Kenntnissen überlegen, zudem als die gefeierte Königin der Berner guten Gesellschaft im Vortheil gegen den Neueintretenden, wußte sie den jungen Dichter, der im ersten Stadium des Ruhmes stand und mit vielem Selbstvertrauen auftrat, so zu imponieren, seine Eitelkeit so zu verletzen und seine Ansprüche auf dies geistige Principat so abzuweisen, daß Wieland die Gesellschaft in der unzufriedensten Stimmung verließ. So war ihm noch Niemand entgegen getreten, so hatte ihn, zumal ein weibliches Wesen nicht seine Ueberlegenheit fühlen lassen. An seinen Freund Zimmermann schrieb er darüber (4. Juni 1759): „Der Fräulein Bondeli ist es vollkommen gelungen, mich zwei volle Stunden höchlich zu langweilen. Es ist ein erschreckliches Mädchen, diese Bondeli. Sie sprach mir nichts, dir nichts von Plato, von Plinius, von Cicero, von Leibnitz, von Pfaff, von Aristoteles, von Locke, von Dreiecken, Rechtecken, Parallelogrammen, — und was weiß ich, wovon noch mehr, denn sie sprach von Allem. — Es leben die ungelehrten Weiber! Kein Oberländermädchen, das ich dieser gelehrten Bondeli nicht vorzöge."

Aber dieser Unmuth hielt nicht Stand: er gieng eben nur aus dem Unbehagen hervor, daß ihm ein Mädchen solche Ueberlegenheit zeigen und seine poetischen Verdienste so wenig würdigen durfte. So kehrte er zu dem „erschrecklichen Mädchen" zurück, aber auch die nächste Begegnung war noch keine freundliche; denn Wieland versuchte den Galanten zu spielen, wo-

*) vgl. Julie Bondeli, die Freundin Rousseaus und Wielands. Ein Beitrag zur Kunde Bernerischer Kulturzustände von P. J. J. Schädelin. Bern, 1838. S. 74 fgg.

durch er bei Julie sich nur noch weniger in Gunst setzte. Noch einmal ließ er sich über sie unmuthig gegen Zimmermann aus, aber schon am 28. Juli 1759 schrieb er dem Freunde, dessen feines Auge den Umschwung seiner Stimmung voraus gesehen hatte: „Sie haben es errathen, was sich mit mir und Fräulein Bondeli zutragen würde. So sehr sie mir das erste Mal mißfiel, so sehr nahm sie mich das zweite Mal ein. Das dritte Mal glaubte ich schon, sie besitze ein ganz vortreffliches Herz, und Jedermann bestärkt mich in diesem Glauben." Das Verhältniß nahm schnell an Innigkeit zu und es dauerte nicht lange, so kannte Wieland kein größeres Glück, als seine Zeit in der Nähe Juliens zuzubringen. „Welche Veränderung auch mit mir vorgehen mag, so kann dieses Sentiment nicht geändert werden." Auch Julie empfand ein Wohlwollen für den jungen, sich ihr mit Enthusiasmus hingebenden Dichter, das an Liebe grenzte — das einzige Mal in ihrem Leben, daß dieses Gefühl ihren freundschaftlichen Beziehungen nicht fern blieb. In dieser Zeit mag Wieland ernstlich an eine eheliche Verbindung mit Julie gedacht haben, aber freilich waren die äußern Verhältnisse solchen Wünschen noch wenig günstig. Zudem traten bald Umstände ein, die ihn aus der Schweiz für immer abriefen.

Denn nicht bloß Wieland selbst war darauf bedacht, sich eine sichere Lebensstellung zu erwerben, auch die Eltern in Biberach waren dafür thätig. Sie hegten den Wunsch, den Sohn in der Vaterstadt angestellt zu sehen, aber ihre Bemühungen, ihm eine Stelle im Rathskollegium zu verschaffen, waren bisher erfolglos geblieben. Der junge Dichter, der alles Ernstes an eine Verheirathung mit Julie Bondeli dachte, der alles zu thun entschlossen war, „wenn Juliens Besitz der Preis davon wäre", gerieth auf den Gedanken, eine Zeitschrift herauszugeben und beabsichtigte sogar eine Buchhandlung zu grün-

den. Der Plan zu der periodischen Schrift kann als der erste Gedanke für den „deutschen Merkur" angesehen werden: von der Beweglichkeit des Publicisten hatte ja Wieland ein gutes Theil in sich. Die Buchhandlung sollte der Verbreitung der Bildung, der Läuterung des Geschmackes, der Hebung der Litteratur dienen; gute Uebersetzungen klassischer Schriften des Alterthums wurden besonders ins Auge gefaßt, gleichfalls ein erstes Anklingen eines später von ihm erfolgreich aufgenommenen Strebens. Die buchhändlerische Idee mag bei seinen Freunden Anklang gefunden haben. Wenigstens wurde ihm das Städtchen Zopfingen als geeignet für ein solches Unternehmen bezeichnet.

Da traf — im Mai 1760 — aus Biberach die Nachricht ein, daß er zum Rath erwählt worden sei, zugleich die Aufforderung, so schnell als möglich nach Hause zurückzukehren; so mußte Wieland schon am 22. Mai abreisen und konnte nicht einmal von Julien, die gerade in Neuenburg war, Abschied nehmen. Er hat sie nie wiedergesehen. Ein Briefwechsel wurde zwar begonnen, kam aber nie zu rechtem Leben, so daß uns nur ein Brief Wielands an die frühere Geliebte erhalten ist, dessen Inhalt wenig zu dem früheren Verhältniß stimmt. Schon vor seiner Abreise soll sich Julie verletzt vor ihm zurückgezogen haben, doch läßt sich nicht ermitteln, worin Wielands in Briefen an Zimmermann (vom 14. und 21. Oktober und 18. December 1761) eingestandenes Unrecht gegen jene bestanden hat. Es finden sich noch einige wenige Stellen in spätern Briefen, in denen er ihrer Erwähnung thut, die letzte aus dem Jahre 1767. Julie starb unverheirathet nach langen und schweren Leiden am 8. August 1778.

Unmittelbar nach Wielands Ankunft in der Vaterstadt eröffnete sich für ihn eine vortheilhaftere Aussicht, indem durch die Wahl eines neuen Bürgermeisters die Stelle des

Kanzleidirektors, der zugleich als Stadtschreiber das Rathsprotokoll führte, erledigt ward. Das gute Einvernehmen, in dem er mit dem Neugewählten stand, verschaffte ihm jene Stelle, allerdings zunächst nur provisorisch, weil die katholische und protestantische Partei in Biberach in einen Rechtsstreit geriethen. Das Amt war zwar beschwerlich, aber mit auskömmlichem Gehalt verbunden, indem es 1000 Gulden eintrug und zudem die Benutzung eines geräumigen Wohnhauses bot; das Provisorium aber dauerte bis zum Jahre 1764 fort, da sich jener Proceß nicht eher beilegen ließ.

War es nun anfangs die Unsicherheit seiner Stellung, in der ihm die Begründung eines Hausstandes bedenklich erschien, was ihm das Leben in der Vaterstadt erschwerte, so möchte, als jene Hoffnung und Absicht mehr und mehr zurück trat, wohl in der trockenen und reichlichen Kanzleiarbeit Grund genug gelegen haben, ihm den Aufenthalt in Biberach weiterhin unleidlich zu machen. Indeß die Muthlosigkeit, die sich seiner bemächtigte, sollte bald einer frischeren, ersprießlicheren Stimmung Raum geben, er sollte in Verhältnisse eintreten, die von der größten Wichtigkeit für sein ferneres Leben wurden. Im Anfange des Jahres 1762 erhielt er „eine so entscheidende Probe von einer höhern, für ihn sorgenden Vorsicht", daß er nach seiner Meinung nicht zu entschuldigen gewesen wäre, wenn er sich jemals wieder dieser Muthlosigkeit überlassen hätte.

Diesen Umschwung in der Gemüthslage des Dichters bewirkte der unweit von Biberach gelegene Marktflecken Warthausen, der Hauptort einer gleichnamigen der gräflichen Familie Stadion gehörenden Herrschaft. Auf das reizend gelegene Schloß, das eine weite Aussicht in das Rießthal gewährt, hatte sich im Jahre 1762 der Besitzer der Herrschaft, Friedrich Graf von Stadion, Kurmainzischer Minister, zurückgezogen. Graf

Stadion hatte in früheren Jahren sich eines verwaisten Knaben, Namens Frank, angenommen, ihn erzogen und in den Kurmainzischen Staatsdienst gebracht, sich des fähigen Mannes für die wichtigsten und vertrautesten Angelegenheiten mit Nutzen bedienend. Dieser Pflegsohn war kein anderer als der Kurmainzische Hofrath La Roche, der Gatte von Sophie von Guttermann, der die Administration der Stadionschen Besitzungen übernommen hatte und den Gönner nun nach Warthausen begleitete. In diesem Kreise, dem Wieland bald völlig angehörte, fand er das, was ihm Biberach auf keine Weise bot. Der Graf war ein Mann von feinster Weltbildung und von französischer Lebhaftigkeit, ein Freund der Kunst und der Litteratur, namentlich der französischen und englischen; seine älteste Tochter, eine Gräfin von Schall, lebte bei ihm, und häufig nahm auch die jüngere, eine Stiftsdame, ihren Aufenthalt bei dem Vater. Der geistige Mittelpunkt des belebten Kreises aber war Sophiens Gatte, La Roche, seines Gönners gelehriger Schüler, ihm aber an Schärfe des Verstandes und Weltkenntniß wohl noch überlegen. Tüchtig und redlich in seinem Geschäftskreise, hegte auch er jene leichte und heitere Lebensanschauung, die sich auf das Terrain der Berufspflicht beschränkend alle ernsteren und tieferen Strebungen als schwärmerisch und empfindsam von sich abweist; zugleich war ihm jene Ironie eigen, die aus der Weltkenntniß entspringt, welcher bei aller Fülle von Erfahrungen, auf denen sie ruht, die einzige rechte Erfahrung mangelt. Eine solche Persönlichkeit, der zugleich die umfassendsten Kenntnisse zur Seite standen, war so recht geeignet, auf Wieland die entschiedenste Wirkung auszuüben.

Und diesem begabten, gewandten, geistreichen Manne stand seine Sophie als Gattin zur Seite, als die liebenswerthe, nach allen Seiten hin Theil nehmende Frau, wie sie auch Göthe

uns schildert*). Es mochte wohl ein schweres Wiedersehen geben, und nur mühsam mochte sich der junge Dichter in das bloß freundschaftliche Verhältniß eingewöhnen, auf das er nun angewiesen war. Aber wie auch auf beiden Seiten, so glücklich auch Sophie mit ihrem Gatten lebte, zu kämpfen war, man fand den richtigen Weg, und La Roche's Einfluß machte sich auch hier bei Wieland geltend. Und in der That, just an diesen schloß er sich so eng an, daß er vorzugsweise mit ihm verkehrte; seine Lebensanschauung bildete sich nach der des weltkundigen Freundes. Nicolai's Prophezeiung gieng in Erfüllung, die Betschwester ward zu einem offenen Weltkinde. Das spricht ein Brief an Zimmermann aus dem Jahre 1762 in bezeichnenden Worten aus: „Non sum qualis eram, mon cher Zimmermann! sans m'étonner d'avoir été enthousiaste, hexamétriste, ascète, prophète et mystique, il y a bien du tems, que je suis revenu, grâce à Dieu, de tout cela .... Platon a fait place à Horace, Young à Chaulieu, l'harmonie des sphères aux avis de Galuppi et aux symphonies de Jomelli, et le nectar des Dieux au Tokay des Hongrois!“ —

Wenn man die amtliche Stellung, in der er sich in Biberach befand, mit den aus dieser sich an ihn ergebenden Arbeitsansprüchen in Anschlag bringt und die Zeit berechnet, welche der Verkehr mit Warthausen forderte, so muß man über die Produktivität des Dichters in dieser Zeit erstaunen. Der „Agathon", Wielands erster größerer Roman, in welchem er, durch den Jon des Euripides angeregt, die Geschichte seiner eignen Metamorphose darzustellen unternahm, wurde begonnen. Weil ihm aber theils die Amtsgeschäfte, theils seine innere Beweglichkeit nicht gestatteten, bei der Ausführung dieses Werkes ausdauernd zu verbleiben, trat der zweite Roman, Don

*) Vgl. Göthe, Wahrheit und Dichtung, dreizehntes Buch.

Silvio von Rosalva, den er im Juni 1763 anfieng und zu Anfang des folgenden Jahres beendigte, früher vollendet hervor. Der Dichter selbst bezeichnet diese Dichtung in einem Brief an Geßner (5. Aug. 1763) als „eine Art von satirischen Roman, der unter dem Schein der Frivolität philosophisch genug ist, und keiner Art von Lesern, die äußern ausgenommen, Langeweile machen soll". Die Sympathie, die er in früheren Jahren für den Don Quixote des Cervantes gewonnen hatte, war von entscheidendem Einflusse auf die Gestaltung des Romanes, der zuerst anonym erschien; dem Aberglauben und dem Enthusiasmus durch Scherz und Ironie entgegenzuarbeiten, war die Absicht des Dichters, wie er in einem Briefe an den genannten Schweizer Freund deutlich ausspricht. Diese Opposition gegen Schwärmerei und Idealismus, das Streben einer realeren Lebensanschauung und dem heiteren Lebensgenusse das Wort zu reden, blieb fortan der Grundton in Wielands schriftstellerischer Thätigkeit. Die Bekanntschaft mit neueren französischen Philosophen der sensualistischen Richtung, sowie mit Ariost und Sterne trug nicht wenig bei, diese materielle Richtung, die zunächst nicht einmal mit dem Mantel der Ehrbarkeit sich bedeckte, den sie später trug, zur vollen Entwicklung zu bringen.

In dieser Zeit begann er auch seine Shakspeare-Uebersetzung, die in 8 Bänden als „Shakspeare's theatralische Werke" (Zürich 1762—66) heraustrat. Es ist dies Unternehmen in Wielands gesammter schriftstellerischer Thätigkeit eins der erfreulichsten und anerkennenswerthesten. Denn man war dazumals in Deutschland mit Shakspeare's dramatischem Genius noch wenig bekannt, und Lessings dramaturgisches Wirken hatte noch nicht begonnen. Bei der Bedeutung aber, welche der brittische Dichter für uns Deutsche gewonnen hat, dessen Wirksamkeit noch keineswegs abgeschlossen und dessen Wirkungs-

fähigkeit noch kaum vollständig gewürdigt ist, hat der erste Uebersetzer, wie unvollkommen auch seine Leistung genannt werden mag, Anspruch auf warme Anerkennung. Auch möchte Wieland, wenn er strenger gegen sich verfahren wäre und das Uebersetzergeschäft nicht zu leicht genommen hätte, wohl Erfreulicheres geleistet haben. Freilich darf dabei nicht übersehen werden, wie schwach die innere Verwandtschaft zu dem Britten bei Wieland war; ja es sieht wie ein Curiosum aus, daß Wieland zu diesem und gerade diesem Dichter sich wendete, dessen hoher sittlicher Ernst und poetische Tiefe so wenig zu dem Schüler der Franzosen paßte. Aber abgesehen davon, daß die poetische Begabung Wielands in Shakspeare doch den Dichter zu empfinden vermochte, war auch der bei diesem waltende Humor ein mächtiges Bindemittel. Freilich war für die Tiefe des Humors, für den Ernst, der in ihm liegt, wie frei und ungebunden er sich auch bewege, in Wieland kein rechtes Verständniß möglich; ihm ward Shakspeare zu einem humoristischen Dichter, wie wir ihn uns heut zu Tage nicht mehr als solchen denken, er blieb, wie natürlich, mehr auf der Oberfläche, und war mehr nervös von jenem angeregt, als tief innerlich erfüllt. Gleichwohl darf neben vielem andern oft Erwähnten diese fast gänzlich vergessene Shakspeare-Uebersetzung Wielands durchaus nicht ohne Lob und Dank angeführt werden.

Was seine eigentliche poetische Produktion in diesen Jahren betrifft, so fallen die später unter dem Titel „komische Erzählungen" gesammelten kleineren Gedichte („Diana und Endymion", „das Urtheil des Paris" rc.) in diese Zeit. Der Werth, den diese Poesien in Rücksicht auf die Lebhaftigkeit der Darstellung und die Gewandtheit der Sprache haben mögen, tritt gegen den Vorwurf, der sie wegen ihrer Leichtfertigkeit trifft, gänzlich zurück. Man kann sich damit nicht beruhigen,

daß Wielands Leben mit der Frivolität dieser Schilderungen thatsächlich nichts gemein hatte; es bleibt nur zu bedauerlich, daß solche Stoffe in unserer Litteratur und in solcher Behandlung Eingang fanden. Und das zu einer Zeit, da noch vor Kurzem erst die ernsten Klänge der Messiade durch die deutschen Lande erklungen waren! Allerdings auch ein neuer Beweis, daß das Klopstocksche Epos in das Leben der Zeitgenossen nicht tief eingegriffen hatte.

Das Jahr 1765 brachte eine wichtige Veränderung in das Leben des Dichters, indem er sich mit einer Augsburgerin, Dorothea Hillebrand, verheirathete, nachdem im Jahre zuvor seine Stellung als Kanzleidirektor in Folge eines zwischen den Parteien zu Biberach abgeschlossenen Vergleiches eine feste geworden war. Eine poetische That war diese Ehe nicht, vielmehr gieng es recht prosaisch-bürgerlich zu. Ihm gieng an „den Bedürfnissen des menschlichen Lebens nichts ab als ein Weib", die bejahrten Eltern drangen in den Sohn, sich zu verheirathen, er ließ für sich suchen und nahm, was man für ihn fand. Und die Wahl war für Wieland eine glückliche, denn er fand in seiner Gattin eine treue, liebevolle Lebensgefährtin, eine sorgliche Hausfrau und Mutter; das Verhältniß blieb bis zu Dorotheens wenig Jahre vor dem des Dichters erfolgten Tode ein durchaus zufriedenes, glückliches. Der Dichter freilich fand keine Rechnung bei diesem Bündniß; er scherzt selbst über die „Unwissenheit" seiner Frau, von der man sogar erzählt, daß sie ihres Mannes Schriften niemals gelesen habe. Man wundert sich aber weniger über diesen scheinbar mit seinem bisherigen Gebaren scharf kontrastierenden Lebensakt, wenn man ins Auge faßt, wie wenig echter dichterischer Idealismus und geniale Originalität — vielleicht hier gerade zum Glücke des Dichters — in diesem war.

So lebte er denn glücklich in den sich um ihn freundlich

geänderten Verhältnissen, und da zugleich seine amtlichen Beziehungen durch das ihm zu Theil werdende Vertrauen angenehm wurden, ließ sich für ihn sogar der Weggang des Grafen Stadion aus Warthausen verschmerzen, der 1766 auf ein anderes Gut zog. Uebrigens hatte die freundschaftliche Stellung in dem gräflichen Kreise zu Warthausen, welche Wieland eingenommen hatte, schon vorher einen Abbruch erlitten, indem er in einem zwischen dem Grafen und der Stadt Biberach ausgebrochenen Streite die Interessen seiner Vaterstadt lebhaft vertrat. Auch die ersten Jahre seiner Ehe waren an poetischen Erzeugnissen außerordentlich ergiebig: der „Agathon" wurde vollendet, das Gedicht „Musarion" geschrieben und veröffentlicht (1768), „Idris und Zenide" wenigstens beendigt, der „neue Amadis" und die „Grazien" begonnen. Das erste dieser Gedichte ist darum besonders zu erwähnen, weil der Dichter sich hier zuerst in einer freien Nachbildung der italienischen Stanze versuchte, „Musarion" oder wie das Gedicht auch heißt, „die Philosophie der Grazien", ein Lieblingswerk Wielands, möchte dagegen dasjenige sein, welches die poetische Individualität Wielands am deutlichsten kennzeichnet. Eine Philosophie der Grazien, freilich nicht jener nicht bloß heitern, sondern auch edeln hellenischen Grazien, vielmehr eine moderne französisch gefärbte Lebensanschauung war es, welche er zur Basis seines poetischen Wirkens fortan machte.

Wir können heut zu Tage diese leichtfertige Richtung unmöglich mit nachsichtigem Urtheile betrachten; das Wort des römischen Dichters:

castum esse decet pium poëtam
ipsum, versiculum nihil necesse est —

vermögen wir in keiner Weise zu unterschreiben. Unser Dichter hatte sich auf dasselbe und auf die Autorität des jüngern Plinius (Ep. 4, 14) gestützt, als es galt, seinen Schweizer

Freunden die Metamorphose seines Wesens zu erklären. Und wahrlich, wen erfüllt es nicht mit Verwunderung, wenn er den vorher so „christlich" gesinnten, ja ascetischen Wieland nun den gewaltigen Sprung zu den heidnischen Schriftstellern machen sieht? Auf der andern Seite war er ja doch nichts weniger als antik, sondern in seiner Apotheose der Sinnlichkeit nur eine Carikatur der reinen Antike, eine durchaus moderne Erscheinung.

Das verwerfende Urtheil, das wir im Ganzen und Großen gegenüber der Wielandschen Richtung auszusprechen haben, wurde übrigens bereits von Zeitgenossen bestimmt und scharf ausgesprochen. Selbst die neue Bibliothek der schönen Wissenschaften erklärte*), daß man „sie nicht nach der Sittenlehre beurtheilen dürfe". Daß die Schweizer Freunde, insbesondere Geßner, sich nicht mit Allem einverstehen konnten, daß ihnen Gedichte wie „Jupiter und Ganymed" in hohem Grade anstößig waren, das ist nach dem, was über Geßner früher mitgetheilt wurde, selbstverständlich. Und je mehr in unsern Tagen eine Beurtheilung der Poesie, wie durchaus nöthig, Eingang findet, welcher der sittliche Kern und Grund nicht ein gleichzeitiges Moment, und die auch in dem Litteraturleben der Nation ein Hinstreben nach den höchsten und letzten Zielen des Menschen wahrnehmen möchte, ohne darum sich einer tendenziösen Einseitigkeit hinzugeben: desto mehr müssen wir uns heut zu Tage auf die Seite der Gegner Wielands stellen.

Aber wie sehr das auch, und wie entschieden es geschehen möge, wir dürfen weder das Gute in Wielands poetischen Produktionen übersehen, noch ihren in gewisser Beziehung nicht unwohlthätigen Einfluß auf die Entwicklung unsrer Litteratur verkennen. Denn einen formellen Fortschritt

*) 1. Bd. S. 300.

müssen wir in diesen Dichtungen gegen die Vorgänger und Zeitgenossen unbedingt anerkennen. Man halte nur die „komischen Erzählungen" oder „Musarion" gegen die Schweizerischen Produktionen oder gegen die Poesien der Leipziger Dichter — der gewaltige Abstand springt sofort Jedem in die Augen. Hier ist nicht bloß Lebhaftigkeit der Darstellung, die sich bis zur Wärme steigert, sondern auch Gewandtheit im Versbau und Leichtigkeit in der Behandlung der Sprache. Auf diesen Gebieten ist Wieland seinen Vorgängern weitaus überlegen. Ja noch mehr: auch in Bezug auf den Inhalt ist nicht alle Anerkennung zu versagen. Denn auch hier war gegenüber der biblischen Epopöe und der prosaischen Didaktik, welche in der Litteratur herrschte, eine Reaktion nothwendig, die freilich, wie es bei Reaktionen der Fall zu sein pflegt, zunächst das Kind mit dem Bade verschüttete. Eine Befreiung aus unlebendigem Rigorismus und ein engerer Anschluß der Dichtung an die Wirklichkeit war durchaus nothwendig, wenn die Dichtung ins Volk eindringen sollte, und nie wäre eine weitere Entwickelung ohne dieses Eindringen möglich gewesen. Also, indem Wieland andere Vorwürfe für seine Dichtungen wählte, indem er sich auf eine realere Basis stellte, und dadurch den Gesichtskreis erweiterte, erwarb er sich nicht geringes Verdienst. Daß er in ein entgegengesetztes Extrem verfiel, daß er dadurch im Fortschritt zugleich einen Rückschritt hervorbrachte, das bleibt freilich im höchsten Grade bedauerlich.

Unter Klopstocks Verdiensten wird es als eins der bedeutendsten hervorgehoben, daß er für die Person des Dichters Geltung zu erringen wußte, daß er den Dichter als solchen zur Geltung brachte; zudem das andere, daß von ihm eine mächtige Anregung auf die deutsche dichtende Jugend ausgieng. Aber die deutsche Litteratur des 18. Jahrhunderts bedurfte einer zweiten Eroberung: das Interesse der Gesell-

schaft mußte für die Litteratur erweckt werden. In den eigentlich Ton angebenden Kreisen war für Klopstock in seiner epischen und lyrischen Dichtung, wie die Dinge dazumal standen, nur ein succès d'estime zu erlangen. In jenen Kreisen wird es ihm damals ergangen sein wie heute: er galt als berühmter Dichter, aber wurde nicht gelesen. Es bedurfte eines Dichters, den man nicht bloß verehrte, sondern auch las, und wiederum nicht bloß las, sondern auch gern las. Das 18. Jahrhundert aber mit seiner gallischen Kultur konnte nur durch einen Dichter gewonnen werden, der mehr ergötzte, als begeisterte, der mehr lockte, als mahnte, durch einen Dichter, der das Gewissen fein in Ruhe ließ. Und ein solcher war Wieland, der metamorphosierte Wieland, durchaus: er war glatt, gefällig, lebensfroh, leicht verständlich und im Punkte der Sittlichkeit bequem. Das Alles war Klopstock in weit geringerem Grade, und darum wurde Wieland der Lieblingsschriftsteller der feinen Welt im weitesten Sinne des Wortes. Insofern es nun eben durchaus nöthig war, daß die Poesie zu allgemeinerer Werthschätzung praktisch gelangte, kann man Wieland dieses Verdienst, die Poesie in die allgemein-gebildeten Kreise eingeführt zu haben, nicht verkümmern. Freilich ist es just kein erhebender Gedanke, daß gerade solche Gedichte, wie die komischen Erzählungen und Idris und Zenide, dieses Resultat herbeigeführt haben.

Weil Wieland gerade in diesen ersten Jahren nach seiner Verheirathung mit Erfolg und Entschiedenheit seine sich fortan wenig verändernde litterarische Position einnimmt, schien es gerathen, an dieser Stelle jene allgemein beurtheilenden Bemerkungen einzuschalten; wir können nun schnelleren Schrittes durch sein weiteres Leben hindurchgehen.

Wieland hatte noch in Biberach die Bekanntschaft des Professors Friedrich Justus Riedel gemacht, der damals an

der kurmainzischen Universität zu Erfurt lehrte und sich an diesen zwar talentvollen, aber oberflächlichen Mann ziemlich eng angeschlossen, so daß er ihm die erste Ausgabe des „Idris" zugeeignet hatte. Mochte er sich nun bisweilen in Biberach nach einem geistig angeregteren Leben sehnen (obwohl im Ganzen aus seinen Briefen und Schilderungen eine fast philiströse Behaglichkeit an dieser kleinstädtischen Existenz spricht), oder weckte die freundschaftliche Beziehung zu Riedel in Beiden solche Wünsche —, als der kurmainzische Kammergerichtsassessor v. Loskant gegen Wieland äußerte, eine Professur in Erfurt müsse ihm ohne Zweifel weit lieber sein, als das Biberacher Kanzleidirektorat, wies der Dichter solch einen Gedanken nicht von der Hand. La Roche wurde zu Rath gezogen und trug die Sache dem Minister von Großschlag vor, der Wielands Dichtungen hoch schätzte. Der ging lebhaft auf das Projekt ein, da der Kurfürst Emmerich Joseph den Wunsch hegte, seiner Universität jüngere und wohlbekannte Kapacitäten zu gewinnen. Und in der That erhielt Wieland nach kurzen Verhandlungen den definitiven Antrag, als erster Professor der Philosophie mit dem Charakter eines kurfürstlich mainzischen Regierungsrathes und einem Gehalte von 600 Thalern nach Erfurt überzusiedeln. Es ward ihm zugleich zu erkennen gegeben, daß seine Berufung insbesondere wegen seines Rufes als Schriftsteller erfolge, und daß man ihm dadurch keineswegs eine bestimmte Thätigkeit vorzeichnen wolle. Daß er aber als Professor der Philosophie berufen wurde, das mochte insbesondere wegen seiner Beziehung zu den neuern französischen Philosophen geschehen. Wieland nahm den Ruf an, und Riedel erließ unter dem 3. März in der Erfurtischen gelehrten Zeitung eine überaus pomphafte Ankündigung dieses die Universität Erfurt beglückenden Ereignisses, in der von Wieland als einem „ersten Genie" gesprochen und gesagt wird,

daß dadurch der Universität Erfurt ein Glanz verschafft würde, in welchem sie gegen ihre Schwestern stolz sein könne. Am 24. März ward dem Dichter das Ernennungsdekret zugefertigt. Nachdem er in Biberach seine Entlassung erhalten, seine Angelegenheiten geordnet, trat er gleich nach Pfingsten mit seiner Frau und der 23 Wochen alten Tochter, mit dem Sohne seines Freundes La Roche und einer alten treuen Dienerin die Reise nach Erfurt über Augsburg, Nürnberg, Erlangen, Koburg, Ilmenau, Arnstadt an und langte an seinem neuen Wohnplatze am 1. Juni 1769 an.

Rechte Befriedigung konnte aber die neue Stellung in Erfurt füglich nicht gewähren. Die Universität war verfallen, die Zahl der Studirenden auf 25 gesunken, die konfessionelle Ungleichheit der akademischen Lehrer, die theils Katholiken, theils Protestanten waren, konnte nicht günstig wirken. Wielands Berufung als erster Professor der Philosophie erregte den Neid der Kollegen, obgleich diese Auszeichnung nicht viel besagen wollte, da er nach den dortigen Fakultätseinrichtungen nur als außerordentlicher Professor fungierte und erst später durch besondere Verfügung außerordentlicher Beisitzer des concilii academici wurde. Die älteren Docenten waren aber der in Mainz beabsichtigten Regeneration der Akademie und den in dieser Absicht berufenen jüngeren Lehrern, wie Wieland und Riedel, nicht günstig gesinnt; man verbreitete sogar das Gerücht, diese beiden seien ausersehen, an die Spitze der ganzen Universität zu treten. Zudem fehlte es ihm nicht an principiellen Gegnern, und es kann nicht befremden, wenn insbesondere von ernster gesinnten Geistlichen vor Leuten gewarnt wurde, die „mit Wein und Rosen und Grazien und Liebesgöttern ihre Lebenszeit verscherzen.“ So beschränkte er sich denn in Erfurt in seinem Umgange fast nur auf Riedel: weder im Verkehr mit seinen andern Kollegen, noch in ander-

weitigen geselligen Kreisen fand er Befriedigung. Seine Wohnung, an die ein freundlicher Garten stieß, im Gasthofe zum Schwane hinter dem Schottenkloster, verließ er Tage lang nicht, wie Heinse an Gleim berichtet. Uebrigens bemühte er sich, der Universität nicht bloß durch seinen Namen, sondern auch durch eine akademische Thätigkeit Nutzen zu bringen. Er hielt im ersten Jahre Vorlesungen über die Geschichte der Menschheit, bei denen er das in früherer Zeit vielgenannte Werk von Iselin zu Grunde legte, und zugleich Montesquieu's esprit des loix erläuterte. Außerdem las er in den 3 Jahren seines Erfurter Aufenthaltes über Geschichte der Philosophie, über Theorie und Geschichte der schönen Künste, über einige Stücke des Aristophanes, über die Briefe des Horaz und die ars poëlica desselben, über Cicero's Bücher de officiis. Diese Vorlesungen, an die sich noch litteraturgeschichtliche Uebersichten, Vorträge über Abschnitte aus der praktischen Philosophie und über den Don Quixote anschlossen, zeigen uns, wie thätig er als akademischer Lehrer war. Auch fehlte es ihm nicht an Beifall, und in der That stieg die Frequenz der Universität auf 50 Studenten, von denen wohl mancher besonders durch Wieland angezogen sein mochte. Unter diesen letzteren befand sich der, in dem die realistisch-sinnliche Richtung unsers Dichters in einer von ihm selbst freilich nicht vorgezeichneten Weise ihren Höhepunkt später erreichte, der Verfasser des Ardinghello, Wilhelm Heinse. Dieser schrieb Ende des Jahres 1770 an Gleim: „Mein guter Genius zeigte mir den Weg nach Erfurt, und hier lehrte mich Wieland — hier kann ich nicht weiter schreiben! — — — Sie kennen den großen Mann! Ihr Genius und der Wielandische sind in dem Griechenlande des Platonischen Himmels von den Musen und Grazien auf Rosen erzogen, und nach einander auf diese Unterwelt — nicht wegen begangener Sünden — sondern wegen ihres großen Adels

herabgesandt worden, um das menschliche Geschlecht glückselig zu machen." Es ist kaum zu glauben, daß viele Musensöhne eine solche Höhe der Begeisterung für Wieland erklommen haben. Ueber des Dichters Lebensweise schreibt derselbe: „Unser theuerster Wieland ist in Erfurt fast ganz gesellschaftslos. Er käme wohl Monate lang nicht vor seine Hausthüre, wenn er nicht Sonntags in die Kirche gehen müßte." — „Unser liebster Wieland hat zwei Töchterchen; mit diesen scherzt, plaudert und kurzweilt er. O könnten Sie nur minutenlang das Vergnügen genießen, ihm hierbei zuzusehen. Jedes Lallen, jedes Witzchen, jeder Blick, jede Miene, jede Geberde ist dem tief sehenden Manne eine neue Entdeckung in der Philosophie des menschlichen Herzens und der musikalischen Sprache. Mit einem Blicke, nur mit einem einzigen sollte der Bürger von Genf, der Verfasser der Schrift über die Ungleichheit der Menschen, diese Vaterliebe sehen; reisen durch ganz Europa würde er dann gewiß und stehlen und verbrennen dieses sein Buch! — wenigstens würde er widerrufen, daß die rege Liebe des vaterlosen wilden Zustandes des menschlichen Geschlechtes die glückselig machende Liebe sei!" —

In Erfurt schrieb Wieland noch im Sommer 1769 die „Dialogen des Diogenes", ein Werk im Stile Sterne's, das nicht geringen Beifall fand, insbesondere in Warthausen bei La Roche und seiner Gattin. Das schon begonnene Gedicht „die Grazien" wurde hier vollendet, 1771 der „verklagte Amor", „Endymions Traum"*), „Combabus" begonnen, Gedichte, welche nicht als ein Fortschritt des Dichters, sondern seiner unwürdigen Richtung betrachtet werden müssen, was auch von dem hier vollendeten „neuen Amadis" gilt.

---

*) Als Bruchstück „das Leben ein Traum" in den sämmtl. Werken.

Es ist so überflüssig, wie unerquicklich, von Produkten zu reden, denen aller sittliche Grund und Halt fehlt, so daß wir uns mit der Anführung der Namen begnügen können. Und doch fand er gar viele Anhänger: nicht nur, daß er des lebenslustigen Wien's Lieblingsschriftsteller ward, selbst ein Mann wie Georg Jakobi schloß sich eng an Wieland an und begrüßte dessen Produkitonen mit lebhaftem Beifall. Der Plan, eine „Geschichte des menschlichen Geistes" zu schreiben, blieb, und gewiß nur zu Gunsten seines schriftstellerischen Ruhmes, unausgeführt, dagegen schrieb er mehrere philosophische Abhandlungen, angeregt durch die Lehren Rousseau's, und verfaßte im Jahre 1772 seinen „goldnen Spiegel oder die Könige von Scheschian," einen Roman, in dem er sich auf das politische Gebiet wagte und das Gemälde eines idealen Staates zu entwerfen suchte. Dieses Werk entstand wohl nicht ohne eine innere Bezugnahme auf den deutschen Kaiser Joseph II., der auch für die Litteratur fördernde Maßnahmen, insbesondere die Gründung einer Akademie, in Aussicht gestellt hatte, an der auch Wieland gern eine Stelle eingenommen hätte.

Das Jahr 1771 führte ihn nach Ehrenbreitstein zum Besuch der nun dort lebenden Familie La Roche's, der geheimer Konferenzrath am Trierschen Hofe geworden war. Fr. H. Jakobi erzählt in einem Briefe*) von diesem Besuche in anziehender Weise: er und sein Bruder Fr. Jakobi waren auf Wielands Wunsch schon vor ihm daselbst eingetroffen. „Kurz darauf hörten wir einen Wagen rollen; wir sahen zum Fenster hinaus; Wieland war es selbst. Der Herr von La Roche lief die Treppe hinunter ihm entgegen, ich ungeduldig ihm nach, und wir empfingen unsern Freund unter der Hausthüre. Wie-

*) Fr. H. Jakobi's auserlesener Briefwechsel. Leipzig 1825. Thl. I. S. 39. 40.

land war bewegt und etwas betäubt. Während dem, daß wir ihn bewillkommneten, kam die Frau von La Roche die Treppe herunter. Wieland hatte eben mit einer Art von Unruhe sich nach ihr erkundigt, und schien äußerst ungeduldig, sie zu sehen; auf einmal erblickte er sie, — ich sah ihn ganz deutlich zurückschauern. Darauf kehrte er sich zur Seite, warf mit einer zitternden und zugleich heftigen Bewegung seinen Hut hinter sich auf die Erde, und schwankte zu Sophien hin. Alles dieses ward von einem so außerordentlichen Ausdrucke in Wielands ganzer Person begleitet, daß ich mich in allen Nerven davon erschüttert fühlte. — Sophie gieng ihrem Freunde mit ausgebreiteten Armen entgegen; er aber, anstatt ihre Umarmung anzunehmen, ergriff ihre Hände, und bückte sich, um sein Gesicht darein zu verbergen: Sophie neigte sich mit einer himmlischen Miene über ihn und sagte mit einem Tone, den keine Clairon und keine Dubois nachzuahmen fähig sind: Wieland! — Wieland! — O ja! sie sind es — Sie sind noch immer mein lieber Wieland! — Wieland von dieser rührenden Stimme geweckt, richtete sich etwas in die Höhe, blickte in die weinenden Augen seiner Freundin, und ließ dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden konnte sich der Thränen enthalten; mir strömten sie die Wangen herunter, ich schluchzte; ich war außer mir, und ich wußte bis auf den heutigen Tag noch nicht zu sagen, wie sich diese Scene geendigt, und wir zusammen wieder hinauf in den Saal gekommen sind! —

Es mag wohl gestattet sein, hier eine kurze Schilderung aufzunehmen, welche derselbe Fr. H. Jakobi in einem Briefe*) von Wieland entwirft. „Der freimüthige, heuchellose Wieland, dem der Himmel zu der Leier des Apollo auch das er=

---

*) Fr. H. Jakobi's Briefwechsel. Th. 1. S. 35.

habene Wohlwollen dieses Gottes gab, ist, seiner äußern Gestalt nach ein zarter, hagerer Mann von mittelmäßiger Größe. Beim ersten Anblicke scheint seine Physiognomie nicht sehr bedeutend, denn seine Augen sind klein und etwas trübe, und die Menge von Blatternarben, womit seine Haut überdeckt ist, machen, daß seine Züge nicht genug hervorstechen, um sich gehörig auszeichnen zu können. Nichts desto weniger drückt sich in seiner ganzen Geberde das Feuer seines Geistes und der Charakter seiner Empfindungsart auf eine außerordentliche und eigenthümliche Weise aus. Wenn er stark gerührt ist, so geräth sein ganzer Körper, doch auf eine fast unmerkliche Weise in Bewegung; seine Muskeln dehnen sich aus; seine Augen werden heller und glänzender; sein Mund öffnet sich etwas, und so bleibt er in einer Art von Erstarrung, bis er einige Worte ausgesprochen, oder seinem Freunde die Hand gedrückt hat. Dieser Ausdruck in Wielands Person ist so fein, daß er den Meisten unbemerkt bleiben muß; ich aber bin mehr als einmal bis auf das Mark davon erschüttert worden. Wieland geht schnell von einem Vorwurfe zum andern über, weil er in einem Nu eine Reihe von Gedanken oder einer Situation durchgeschaut und durchempfunden hat: bei ihm würde es Zeitverderbniß sein, wenn er länger dabei verweilte."

Außer der wachsenden Freundschaft zu den beiden Jakobi's, von denen besonders Friedrich Heinrich Jakobi auf Wielands Produktion (so insbesondere auf den Agathon) einzuwirken wußte, und der freundlichen Beziehung zu Gleim, mit dem er in dem zuletztgenannten Jahre in Darmstadt zusammen traf, bildete sich ein freundliches Einvernehmen mit dem Buchhändler Reich in Leipzig, der Wielands Werke in Verlag nahm. Die Bekanntschaft des Statthalters Karl von Dalberg, die er in Mainz machte, war zwar erfreulich, hatte aber auf seine weitere Lebensentwickelung keinen Einfluß.

Dagegen blieb auf einer andern Seite ein solcher nicht aus. Wieland hatte nemlich wiederholt kleine Ausflüge nach dem benachbarten Weimar unternommen und war bei diesen so glücklich gewesen, der verwittweten Herzogin=Regentin Amalia vorgestellt zu werden. Das war durch den Erzieher der Prinzen Karl August und Konstantin von Sachsen=Weimar, den Grafen Görz, geschehen. Man kam auf den Gedanken, den Verfasser des goldenen Spiegels als Lehrer der jungen Prinzen nach Weimar zu berufen, und als der um seinen Rath befragte Statthalter Karl von Dalberg sich über Wieland in der zustimmendsten Weise äußerte, wandte sich die Herzogin (am 24. Juli 1772) an den Kurfürsten von Mainz mit der Bitte um Wielands Entlassung. Wieland wurde hierauf unter dem 3. August 1772 mit Anerkennung seines in Erfurt bewiesenen unermüdlichen Eifers und des der Universität aus seiner Wirksamkeit entsprossenen Nutzens seines Dienstes entlassen, mit dem Vorbehalte, daß er das Prädikat eines kurmainzischen Regierungsrathes auch fernerhin führen möchte. In materieller Beziehung war die Verbesserung keine erhebliche: denn er sollte zwar als Instruktor des Erbprinzen ein jährliches Gehalt von 1000 Thalern beziehen, aber diese Wirksamkeit war ja auf wenige Jahre beschränkt, und dann blieb ihm nur eine Pension von 600 Thalern, die mit seinem Tode erlosch, so daß für die Familie nicht gesorgt war. Indeß, er hatte sich schon in der Schweiz nach der Stelle eines Prinzenerziehers gesehnt, und zudem mochte ihm ein Ausscheiden aus den Erfurter Verhältnissen, wohl auch in Rücksicht auf seine litterarische Thätigkeit, nicht unerwünscht sein.

So zog er denn in Weimar ein, als der erste der bedeutenderen Dichter, welche sich an dem dort aufblühenden Musenhofe versammelten. Mit Wielands Berufung beginnt die deutsche Litteratur des 18. Jahrhunderts ihren Hauptsitz in der kleinen Residenz

an der Ilm aufzuschlagen. Hier lebte die treffliche Herzogin Amalia, eine der verehrungswerthsten deutschen Fürstinnen, die eine innige Freundin der Wissenschaften und Künste war und um sich einen Kreis gebildeter und begabter Männer zu schaaren suchte. Sie war die Mutter des nachmals so berühmten Erbprinzen Karl August, von dem sein Großoheim, Friedrich II. von Preußen, als fünfjährigem Knaben schon erklärt hatte, daß er nie einen Prinzen dieses Alters gesehen habe, der so viele Hoffnungen erregt. Diesem fünfzehnjährigen Prinzen, den bisher der Obersthofmeister Graf Görz, ein talentvoller Mann, allerdings wesentlich in der rationalistischen Weise damaliger Zeit ausgebildet, sollte nun Wieland als Instruktor beigegeben werden. Uns möchte diese Wahl befremden: aber Wieland war ja eben der Dichter der feinen Gesellschaft geworden und hatte sich in philosophischen und politischen Romanen als ein denkender Kopf bewährt, der zugleich die Gabe besaß, seine Gedanken in glatter und fließender Sprache auszudrücken. Seine ganze Lebensanschauung, auf mäßigen Genuß und Selbstzufriedenheit, auf ein naturae conveniater vivere basiert, dazu sein bürgerlich unbescholtener Wandel bezeichnete ihn als den für solche Aufgabe vorzugsweise Geeigneten. Und in der That, wenn es darauf ankam, in dem jungen begabten Prinzen das Eine und Andere anzuregen, dazu war der bewegliche, selbst leicht angeregte Wieland wohl geschickt: einer Forderung nach der Tiefe hin hätte er unmöglich genügen können, aber es lag eben in der damaligen Richtung, daß man das nicht verlangte. Uebrigens muß man ihm einräumen, daß die Hofluft und der Parketboden Wieland nicht sehr gefährlich wurden: sie gab ihm nicht mehr Unselbständigkeit, als er schon ohnedies besaß; ja er äußerte sich in einer freimüthigeren und unhofmännischeren Weise, als man es wohl erwarten möchte. So mag ihm der

von Andern beigelegte und von dem Dichter gern gehörte Name des Wieland-Danischmende nicht ganz unverdient sein. Die „akademischen Fragen", welche er damals schrieb, um einige Kapitel der Moral praktisch zu erläutern, sind nicht gedruckt worden, aber die erhaltenen Bruchstücke sind nicht uninteressant; denn sie waren jedenfalls für seinen fürstlichen Zögling berechnet und auf ihn in ihrem liberalen Inhalte nicht ohne Wirkung. Uebrigens zeigt sich auch hier in Weimar vom ersten Eintritte Wielands an jenes zweite Hauptelement in ihm, jene hausbackene Philistrosität, das sich durch seine ganze Lebensgeschichte hindurchzieht und häufig in gar zu seltsamem Gegensatze zu seiner schriftstellerischen Libertinage steht.

Das Weimar aber, welches Wieland bei seinem Einzuge fand, war noch nicht das Weimar der folgenden Jahre. Noch fehlten die Heroen der deutschen Litteratur, die sich später dort zusammenfanden; zunächst war von bedeutenderen Schriftstellern eben nur Wieland selbst da. Denn die sonst vorhandenen litterarischen Kräfte, Bertuch, von Einsiedel, von Seckendorf, von Knebel, selbst Musäus waren theils nur litterarische Dilettanten, theils nur Größen dritten Ranges. Aber das Interesse für Poesie und Kunst war bereits lebhaft angeregt, und das war vornehmlich durch die Herzogin Amalia bewirkt worden.

Zunächst war es das Theater, welches Wielands Theilnahme in Anspruch nahm. Aus rohen Anfängen begann damals das deutsche Schauspielwesen sich zu der Höhe eines selbständigen Kunstgebietes allmählig aufzuschwingen: einzelne Gesellschaften von künstlerischem Sinne und Streben beseelt, hatten sich gebildet, und bereits waren die Anfänge der stehenden Bühnen gemacht. Eine solche Gesellschaft war die Seyler'sche, welche im Oktober des Jahres 1771 sich in Weimar niedergelassen: Darsteller, wie Eckhof und seine nachmalige

Frau (eine geborene Hensel), Böck, Brandes gehörten ihr auf einige Zeit wenigstens an. Dazu besaß die Gesellschaft in Weimar an dem Musikdirektor Schweizer eine tüchtige musikalisch-produktive Kraft; das war um so ersprießlicher, als sich damals das bisher von Weiße und Hiller besonders vertretene Singspiel zum musikalischen Drama auszubilden begann.

In jenen Jahren fehlte es dem Theater nicht an Freunden, die ihm einen Antheil an der Bildung der Nation zuerkannten, die in ihm nicht sowohl eine Vergnügungsanstalt, sondern vielmehr ein Institut erblickten, welches wohl geeignet sei (um Wielands eigene Worte zu gebrauchen), den Geschmack und die Sitten eines Volkes unvermerkt zu bessern und zu verschönern. Herzogin Amalia theilte eine solche Anschauung, indem sie an mehreren Abenden in der Woche die Bühne unentgeltlichem Eintritte öffnete. Wie hätte der leicht erregbare Wieland nicht dem Theater seine Neigung zuwenden sollen? Und wie bei ihm stets die Empfindung zum Projekte wurde, so wandte er sich als Freund der Musik dem musikalischen Drama zu, um der vernachlässigten ernsten Oper aufzuhelfen. Nachdem er zuerst für den Geburtstag des Erbprinzen ein Singspiel „die Wahl des Herkules", darauf für den Hof ein anderes „Aurora" verfaßt, schrieb er seine bekannte „Alceste", welche von Schweizer componirt und allgemein mit großem Beifalle aufgenommen wurde. Er erhielt von dem berühmten Komponisten Gluck die Aufforderung, für ihn ein ähnliches libretto zu dichten. Wielands „Alceste" ist als ein entschiedener Fortschritt in der Entwickelung der deutschen Oper zu betrachten: Ende Mai's 1773 wurde sie in Weimar zuerst aufgeführt.

Vielleicht noch von größerer Bedeutung ist ein zweites Unternehmen, mit dem Wieland in Weimar demnächst her-

vortrat. Schon in der Schweiz hatte er an die Gründung einer Buchhandlung gedacht, deren Aufgabe die Förderung der deutschen schönen Litteratur sein sollte. In Erfurt war dieser Plan wieder wach geworden, und F. H. Jakobi hatte ihn durch Wieland erfahren, war aber dabei auf einen andern Gedanken gekommen, eine Zeitschrift zu begründen, die etwa wie der Mercure de France für alle gebildete Stände belehrend und interessant sein sollte. Hatte nun auch Wieland schon früher an die Herausgabe litterarischer Blätter gedacht, so war es natürlich, daß er einen Gedanken lebhaft ergriff, der ihm nicht bloß eine wirkungsvolle Stellung inmitten der deutschen Litteratur, sondern auch einen pekuniären Gewinn versprach, dessen er namentlich für die weiteren Jahre dringend bedurfte. Man verständigte sich bald, und so begann mit dem Jahre 1773 „der deutsche Merkur" zu erscheinen.

Das Unternehmen fand eine überaus günstige Aufnahme. Die erste Auflage von 2500 Exemplaren reichte kaum für die ersten Bestellungen hin, so daß ihr die zweite auf dem Fuße folgen mußte. In der schwierigen Aufgabe der Buchführung, für die Wieland allerdings ganz ungeeignet war, fand er an dem jungen Bertuch, der später das Landes-Industriekomptoir zu Weimar gründete, eine treffliche Hülfe: finanziell half Jakobi für den ersten Anfang aus. Weniger gut stand es mit den Mitarbeitern: nur zu oft befand sich der Redakteur in gar arger Verlegenheit, und im Anfange waren er selbst und J. Georg Jakobi die Hauptmitarbeiter, die fast die Hälfte des Materials lieferten. Zwar betheiligten sich noch manche bekannte Schriftsteller, wie Bürger, Gotter, Johannes Müller, Fr. Jakobi rc., aber keiner von den Mitarbeitern hat für die Zeitschrift die Bedeutung, wie der scharfe, tüchtige und geistvolle Merk in Darmstadt, auf dessen Briefwechsel Jeder, der an der Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts Antheil

nimmt, dringend zu verweisen ist, eine jener seltenen wirkungsvollen Erscheinungen, welche weniger durch ihre poetischen Produktionen, als durch ihren bestimmenden Einfluß auf die produktiven Kräfte in das Getriebe der Litteratur mächtig eingreifen. Im Ganzen gelang es dem deutschen Merkur, so lange er auch und mit so gutem Erfolge er auch sich hielt, nicht, das Programm seines sanguinischen Redakteurs zu erfüllen. Das ist eine natürliche Konsequenz von Wielands viel zu wenig markierter Individualität, zum Theil auch eine Folge der materiellen Zwecke, welche der Begründung mit unterlagen. Um eine bestimmte Stellung in der Litteratur war nun freilich nicht herumzukommen, so gern Wieland es mit Allen gehalten hätte, und so konnte doch bei aller seiner Rücksichtsnahme Opposition nicht ausbleiben, die übrigens sich sowohl an dem Merkur, als an der bisherigen Richtung des Dichters entzündete.

Um jene Zeit begann in der deutschen Litteratur ein regeres, frischeres Treiben; an verschiedenen Punkten vereinigten sich jüngere dichterische Kräfte, um ein gemeinsames Ziel energisch zu verfolgen. In Göttingen entstand der bekannte Hainbund, in Halberstadt wußte Gleim strebende Männer an sich zu ziehen, in Frankfurt war Göthe der Mittelpunkt eines wenig Namen, aber nicht unbedeutende Talente enthaltenden Vereins, auch Wien hatte eine Anzahl von nicht unbekannten Dichtern aufzuweisen, als deren Haupt etwa Denis anzusehen war. Von diesen Dichtergenossenschaften nahm der zuerstgenannte Göttinger Dichterbund die markierteste Stellung ein: die Frankfurter Dichter waren zwar durch die gemeinsame Verehrung Shakspeare's und durch die Neigung zum Drama verbunden, aber schon darum als Verein weniger bedeutend als jene, weil eigentlich nur Göthe das bewegende Element war, daher auch die übrigen Frankfurter Dichter damaliger

Zeit in der Litteraturgeschichte nur insoweit in Frage kommen, als sie in die Entwickelungsgeschichte jenes größten aller deutschen Dichter hineingehören. Jene Göttinger aber (Boie, Bürger, Cramer, Hölty, Leisewitz, Miller, Voß, die Stolberg), ein Verein verschieden angelegter aber talentvoller Jünglinge, fand seine Einheit in der Tendenz, in dem gleichen Streben. Wie sie sich an Klopstock eng anschlossen, so traten sie in scharfe Opposition gegen Wieland, theils in Folge der Beurtheilungen, welche das poetische Organ des Bundes, der Göttinger Musenalmanach, im Merkur erfahren, theils in Folge des natürlichen Gegensatzes der Richtung. Der Bardendichtung und der Formwillkür, die allerdings oft zur Formlosigkeit wurde, war Wieland durchaus abgeneigt, wie er sich auch gegen die beliebt werdenden Nachahmungen antiker Formen entschieden aussprach. Er schrieb unter Anderem an Gleim: „Es ist nichts Gleichgültiges, ob eine Nation einen guten oder einen verdorbenen Geschmack hat, und ein Patriot, ein Menschenfreund kann, ohne seinen Charakter zu verleugnen, unmöglich gleichgültig zusehen, wenn gewisse Leute de cul et de tête (wie die politen Franzosen sagen) daran arbeiten, die Nation von der schönen Natur, der edeln Einfalt, dem echten Erhabenen, dem Interessanten und Nützlichen abzuführen, um sie in die Region der Meteore zu versetzen, und von da in die sumpfigten Marschländer des Pathos hinabzustürzen, in welchen unsre Poesie in Kurzem versinken wird, wenn einige der besten Köpfe selbst fortfahren sollten, falsche Töne anzugeben." — Und an Schmid: „Für wen schreiben diese Leute jetzt? Wer liest sie? Fingal war ein göttlicher Mann; aber wer den Bardenton im Jahr 1773 anstimmt, naviget Anticyram! Für unser Zeitalter singen diese Herren nicht, dies ist klar: für wen also? Für die Nachkommen? — Ich dächte doch nicht, daß wir uns große Hoffnung zu machen hätten,

unsre Enkel in Pikten, Celten, Cherusker ꝛc. verwandelt zu sehen.“ — Während man den Göttingern einräumen muß, daß ihr Verdruß über den leichtfertigen Charakter mancher Wielandschen Dichtungen völlig berechtigt war, muß man in Bezug auf die poetische Stellung, die sie und andere mehr oder minder von Klopstock ausgehende Dichter einnahmen, auch Wieland zum Theil Recht geben: die Wahrheit lag auch hier in der Mitte. So kam es denn, daß bei der Klopstockfeier am 2. Juli 1773 in Göttingen Wielands Idris und komische Erzählungen zerrissen und verbrannt wurden.

Mit Göthe und dessen Freunden kam Wieland vorübergehend in Zwiespalt, als er in seinen Briefen über das Singspiel „Alceste“ Euripides angriff, und als eine Beurtheilung des Götz von Berlichingen im Merkur Göthe verdrossen hatte. Die bekannte Posse „Götter, Helden und Wieland“ brachte Göthe's schlagende Entgegnung, ward aber von Wieland ohne Erbitterung aufgenommen und in seiner Zeitschrift sogar „als ein Meisterstück von Persifflage“ anempfohlen, wie er denn auch durch eine Vertheidigung des Götz gegen jene Recension, die er nicht geschrieben, nur aufgenommen hatte, eine Ausgleichung zu bewirken suchte. Weiterhin bestand zwischen Göthe und Wieland stets ein freundliches Einvernehmen, und insbesondere blieb sich der Letztere in der Bewunderung des gefeierten Dichters alle Zeit gleich.

Selbst in seinem freundschaftlichen Verhältniß zu Jakobis trat eine Verstimmung ein, als der Merkur eine lobende Anzeige des „Sebaldus Nothanker“ gebracht hatte, durch die es Wieland vermuthlich mit Nikolai nicht verderben wollte, zu dem er übrigens nicht ohne innere Beziehung war. G. Jakobi hatte sich selbst in einer Figur dieses Romanes persiffliert gesehen, und Fr. H. Jakobi war deshalb über das in dem Merkur gespendete Lob bitterböse. Doch kam eine Aussöhnung zu Stande.

Daß mit Göthes Eintritt in das Weimarsche Hof- und Staatsleben, der im November 1775 erfolgte, Wieland, der mit Schluß des vorhergehenden Jahres seine Thätigkeit als Instruktor beendet hatte, aber durch die Gnade seines fürstlichen Zöglings im Genusse seines vollen Gehaltes geblieben war, wesentlich zurücktrat, kann einer Erläuterung nicht bedürfen. Dies Zugeständniß muß man aber Wieland machen, daß er sich Göthe gegenüber durchaus frei von Eifersucht und Neid hielt, der unter den vorliegenden Verhältnissen zwar nicht zu entschuldigen, aber wohl zu begreifen gewesen wäre. Mit der gewinnendsten Freundlichkeit trat er dem Ankömmling entgegen und schloß sich mit einer so lebendigen Liebe und Verehrung, ja mit so jugendlicher Begeisterung an ihn an, daß Wieland nirgends und nie in einer so gehobenen Stimmung erscheint, als gegenüber dem jüngeren und größeren Dichter. Dieses Verhalten Wielands Göthe gegenüber muß gerade der lebhaft anerkennen, der sonst an des Dichters Wesen und Wirken so vielerlei auszusetzen hat. In der That geht hier Wieland, man möchte sagen, über sich selbst hinaus, indem er sich nicht mit einer momentanen Erregtheit abfindet, sich von kleinlichen Rücksichten nicht beirren läßt, sondern treu und fest in dieser Bewunderung des größeren Genius beharrt, auch in Zeiten, wo es in Weimar nicht allgemein guter Ton war, von Göthe und dem Treiben der Hofkreise mit freier Anerkennung zu sprechen. Allerdings mag auch Göthe auf die Fortdauer dieses guten Einvernehmens durch ein freundliches Entgegenkommen eingewirkt haben, wie er denn bei allem Tadel, den manche Leistung Wielands, insbesondere auch der Merkur, von ihm erfuhr, sich eine richtige Werthschätzung der Verdienste und Talente des Dichters allezeit bewahrte.

Nicht völlig Gleiches läßt sich von Wielands Beziehung zu

Herder sagen, der im Oktober 1776 dem an ihn bald nach Göthes Ankunft in Weimar ergangenen Rufe Folge leistend, als Generalsuperintendent daselbst seine Wirksamkeit eröffnete. Ihm fehlte jene fast zauberische Kraft, durch die Göthe Wielands ganzes Herz bei der ersten Begegnung gewonnen und die Liebenswürdigkeit, durch welche jener sich dasselbe erhalten hatte. Herders imponirendes Wesen verfehlte nicht, den mächtigsten Eindruck auf unsern Dichter zu machen, aber hier wurde der ohnehin größere Zwischenraum zwischen den beiden Naturen nicht durch so glückliche Naturgaben beseitigt. Wenn man das nicht außer Augen läßt, so kann es nur als ein günstiges Zeugniß für Wieland gelten, wenn Herders treffliche Gattin von ihm schreibt: „Wielands zarte gutmüthige Seele schloß sich an Herder an, er ehrte und liebte ihn hoch, und unsre Familien verbanden sich immer herzlicher. Wenn auch in Wielands und Herders Freundschaft zuweilen Mißverständnisse und Mißklänge kamen, so löseten sie sich doch immer wieder. Sie achteten und ehrten Jeder des Andern eigenthümlichen Genius und Werth ohne Neid, obwohl sie über viele Dinge sehr verschieden dachten, und eigentlich doch nie innig sympathisierten: hervorragend gute Naturen erkennen auch bei jedem Wechsel, daß sie in einer höhern geistigen Klasse zusammengehören." Was aber besonders zwischen dem Theologen und Prediger Herder und dem Dichter Wieland lag, das leuchtet Jedem ein: ein inneres Sympathisieren war hier durchaus unmöglich.

Daß Göthe und Herder durch ihren Umgang und ihr Beispiel auf Wielands dichterische Produktion vortheilhaft eingewirkt haben, ist unverkennbar. Es trat zwar kein völliger Umschwung ein — dazu war er nicht jung genug und am Ende auch nicht befähigt genug —, aber innerhalb seiner Richtung spürt sich doch eine gewisse Hebung und Läuterung.

Die frühere frivole Behandlungsweise tritt in seinen erzählenden Gedichten gegen eine einfachere, edlere Haltung zurück, und wenn das Kolorit auch nicht ganz die Lebhaftigkeit früherer Leistungen zeigt, so ist doch in seinen Gedichten von 1776 bis 1780, von dem „Wintermärchen" (1776) bis zum „Oberon" (1780) eine entschiedene Steigerung wahrzunehmen*). Das letztgenannte Gedicht kann als der dichterische Gipfelpunkt Wielands betrachtet werden. Unsern Tagen ist es, wie alle Werke Wielands, fast ganz fremd geworden, und die aus einem alten Ritterbuche (jedenfalls auch in diesem nicht originale) Geschichte des tapfern und treuen Ritters Huon von Bordeaux ist heut zu Tage mehr aus der Oper als aus dem Gedichte bekannt. Das kann immerhin bedauert werden, da dem Oberon große und zahlreiche Schönheiten nicht abzusprechen sind, und die Gewandtheit der Darstellung Anspruch auf unsere Bewunderung hat. Auch mag der Mangel an Tiefe in der Erfassung des Themas, der sich besonders in der kahlen und schalen Behandlung der religiösen Seite des Ritterthums ausdrückt, nicht der einzige Grund sein, warum selbst dem Oberon das Schicksal der übrigen Wielandschen Dichtungen zu Theil geworden ist. Jene Kahlheit ist allerdings mehr als wunderbar: denn der christliche Inhalt des Oberon möchte sich etwa auf Folgendes reducieren:

Rezia ist eine Mahommedanerin; das kann der christliche Ritter Huon doch nicht zugeben, deshalb:

„Der Ritter, sie von dieser Pest zu heilen,
Eilt was er kann, (die Liebe hieß ihn eilen),
Sein bischen Christenthum der Holden mitzutheilen.

*) Dazwischen liegen: „Gandalin oder Liebe um Liebe" (1776); „Geron der Adelige"; „das Sommermärchen" (1777); „Hann und Gulpenheh"; „der Vogelsang"; „Schach Lolo"; „Pervonte" (1778); „Rosemunde" (1779).

An Eifer gab er keinem Märt'rer nach;
Er war im Glauben stark, wiewohl an Kenntniß schwach,
Und die Theologie war keineswegs sein Fach;
Sein pater und sein credo, ohne Glossen,
In diesen Kreis war all sein Wissen eingeschlossen.
Doch was vielleicht an Licht und Gründlichkeit
Der Lehre fehlt, ersetzt des Lehrers Feuer;
Herr Huon, standsgemäß ein Feind von Wörterstreit,
Handhabt das Werk gleich einem Abenteuer,
Und was er glaubt, beschwört er hoch und theuer,
Erbötig, dessen Richtigkeit
Dem ganzen Heidenthum mit seinem blanken Eisen
Zu Wasser und zu Land handgreiflich zu beweisen."

Wenn also das Epos ein romantisches Gedicht genannt wird, so darf der Name nur in seinem eigentlichen Sinne verstanden werden, in welchem romantisch so viel ist als romanisch und die nach romanischen Stoffen gedichteten oder romanischen Gedichten nachgebildeten Epen bezeichnet. Von der spätern „Romantik" ist in Wieland weder das nationale noch das christliche Element zu finden.

Aber wie schon gesagt, es ist nicht sowohl dieser Mangel, welcher die Jetztlebenden auch dieser schönen Dichtung entfremdet, sondern eher die Breite und Fülle der ganzen Behandlung, die auch im Oberon etwas Ermüdendes, wenigstens hie und da, hat, und mehr noch ist es die Abneigung unsrer Zeit gegen dergleichen Stoffe überhaupt, der auch bei der Unentschiedenheit ihres Charakters, bei der Vermischung heterogener Elemente in ihnen, einige Berechtigung einwohnt.

Außerdem ist noch aus dem Jahre 1774 „die Geschichte der Abderiten", eine Karikatur des philiströsen Kleinstädterthums zu erwähnen, die er im Hinblick auf Biberacher und Erfurter Erfahrungen, in diesem Jahre begann, aber erst 1788 zum Abschluß brachte, nachdem er längst die Liebe zu diesem Gegenstande verloren. Ueberdies entfaltete er im Merkur eine

Fruchtbarkeit, die an Fabrikation grenzte: es fehlte leider an tüchtigen Mitarbeitern, und doch ließ sich der Ertrag nicht entbehren. Zahlreiche Aufsätze wurden von ihm verfaßt, und keineswegs ohne Tendenz, indem er gegen die supernaturalistischen und mystischen Regungen zu reagieren suchte, die durch jene Zeit der Gaßner, Cagliostro, Meßmer, Lavater rc. giengen. Er übernahm die Rolle des Aufklärers, des rationalistischen Predigers und liberalen Politikers, und nicht ohne Geschick.

Was sein äußeres Leben betrifft, so hatte er sich (1776), zu gleicher Zeit mit Göthe, einen Garten vor dem Thore gekauft und war dadurch Bürger von Weimar geworden. Dieser Ankauf trug nicht wenig dazu bei, ihm das Leben behaglich zu machen; mit dem ersten Beginn des Frühlings brachte er fast den ganzen Tag draußen zu und nahm an dem städtischen und Hofleben nur wenig Antheil. 1777 bezog er mit seiner Familie — fünf Töchter waren ihm geboren worden — ein freundliches Haus unweit der Stadt, an das ein freundlicher Garten anstieß, und das einige hundert Schritte von dem größeren Garten entfernt war. Im Kreise der Seinen, der durch seine Mutter vergrößert worden war, die sich nach des Vaters Tode zu unserm Dichter gewendet hatte, lebte er ruhig und vergnügt, und wenn etwas zu beklagen blieb, so war es höchstens, daß sich die übrige Welt doch nicht ganz vergessen ließ.

In diesem stillen bürgerlichen Leben traten nur wenige Veränderungen ein: größere Reisen unternahm er nur im Jahre 1777 an den Rhein, wo er mit Merk in Darmstadt zusammentraf, und 1796 nach der Schweiz, wo eine seiner Töchter lebte, welche den Sohn von Salomon Geßner geheirathet hatte. Einige kleinere Ausflüge zu Gleim nach Halberstadt und zu Göschen nach Leipzig, der sein Verleger geworden war, abgerechnet, hat er sein Haus während der vielen Jahre, die er

in Weimar und dann in dem nahegelegenen Osmannstädt verlebt, selten verlassen. Dieses drei Stunden von Weimar entfernte Landgut erwarb er 1797 für 22,000 Thaler, wobei ihm die Beihülfe des freundschaftlich gesinnten Buchhändlers Göschen wesentlich zu Statten kam. Ende April letztgenannten Jahres bezog er sein Osmantinum, in dem er sich bald so wohl fühlte, daß es ihm schien, als ob gar keine andere Art zu existieren für ihn möglich sei. Die Landluft übte einen wohlthätigen Einfluß auf seine Gesundheit, an litterarischer Beschäftigung, an Besuchen von Freunden fehlte es nicht; so konnte der leicht Begeisterte wohl sich glücklich preisen, daß er die Mühen des Ankaufs überwunden.

Seine Familie war sehr zahlreich geworden. Von 14 Kindern, die ihm seine Frau geschenkt, waren 9 am Leben geblieben und waren die Freude des zärtlichen Vaters. Die Töchter hatten sich glücklich verheirathet an den bekannten Philosophen Karl Bernhard Reinhard, die Prediger Schorcht und Liebeskind und den Kammerrath Stichling, von denen leider Schorcht und Liebeskind frühzeitig starben. Die verwittweten Töchter kehrten mit ihren Kindern in das Haus des Vaters zurück, der in solcher Erweiterung seines Hauswesens nur den Zuwachs von Liebe sah.

Wielands litterarische Thätigkeit nach dem Abschluß des Oberon beschränkte sich mit Ausnahme der Gedichte „Clelia und Sinibald“ (1783) und „die Wasserkufe“*) fast ganz auf das Gebiet der Prosa. Und hier war es außer der Thätigkeit, welche der Merkur bis zum Jahre 1796 in Anspruch nahm, wo die Redaktion in Böttiger's Hände überging, ganz besonders die antik-klassische Litteratur, mit der er sich reproducierend beschäftigte. Von selbständigen Werken sind nur noch

*) Im neuen deutschen Merkur, Jahrg. 1795.

„Peregrinus Perteus" (1789—1791), die „Göttergespräche" (1791—1793), „Agathodämon" (1797), „Aristipp und einige seiner Zeitgenossen" (1800—1802) zu erwähnen, insgesammt Schriften, die durch philosophische Studien und den Verkehr mit griechischen Schriftstellern, insbesondere Plato und Lucian, hervorgerufen wurden. Daneben aber entfaltete er eine nicht unbedeutende Thätigkeit als Uebersetzer, zu der ihn seine virtuose Behandlung der Sprache wohl befähigte. Horaz, Lucian, Aristophanes und Cicero waren es, denen er sich zuwandte, indem er ihre Werke, den Lucian ganz, von Horaz die Episteln und Satiren, von Cicero die Briefe, von Aristophanes einige Lustspiele nach und nach übersetzte.

Wenn es als die Aufgabe des Uebersetzers betrachtet wird, das Original möglichst treu und im Charakter der Zeit, der es angehört, wiederzugeben, so hat Wieland als Uebersetzer freilich wenig geleistet: am wenigsten wird er in dieser Beziehung neben Voß zu stellen sein. Soll es dagegen dem Uebersetzer gestattet sein, durch Modernisierung das Original dem Publikum, für das er übersetzt, näher zu rücken, so werden wir ihm lebhafte Anerkennung nicht versagen dürfen. In dieser freieren Weise der Uebersetzung hat er nicht Unerhebliches geleistet: den Geist der alten Schriftsteller hat er oft sehr glücklich getroffen, oft freilich auch seinen eignen Geist in ihre Werke hineingetragen. Schon die Wahl der Werke, die er nachbildete, ist charakteristisch; man braucht nur an die Episteln des Horaz und an Lucian zu erinnern. Was aber den Werth dieser Leistungen besonders erhöht, ist, daß sie unzweifelhaft beigetragen haben, die Kenntniß des Alterthums und den Geschmack an demselben allgemeiner zu verbreiten.

1799 erfreute ihn der Besuch von Sophie La Roche, die sich mit einer ihrer Enkelinnen, Sophie Brentano, eine Zeitlang in Osmannstädt aufhielt: die letztere kehrte im folgenden Jahre

dahin zurück, und starb daselbst am 19. September. Wieland war von diesem traurigen Ereigniß auf das Schmerzlichste ergriffen. Aber es sollte ihn noch Schwereres treffen: seine treue Lebensgefährtin begann ernstlich zu leiden. Am 24. April schrieb er an Frau von La Roche: — — „helfen Sie mir Gott für die Erhaltung meiner bessern Hälfte bitten, deren zeither abnehmende und noch immer schwankende Gesundheit mich nur zu oft beim Blick auf Sophiens Ruhestätte mit Trübsinn und herzzerdrückenden Ahnungen erfüllt.“ Dorotheens Zustand verschlimmerte sich aber so, daß der tiefbetrübte Gatte am 8. November an Göschen schreiben mußte. „Wenn Sie dieses erhalten, ist die treue Gefährtin meines Lebens, die 36 Jahre lang nur für mich und unsre Kinder lebte, und für deren Werth ich keine Worte habe, wahrscheinlich von allen ihren Leiden entbunden — sie ist sterbend. O mein Freund — — wünschen Sie mir Geduld und Stärke.“ Am nächsten Tage ward der greise Dichter zum trauernden Wittwer. Mit dem Tode der geliebten Gattin verlor das Leben auf seiner Besitzung für ihn den bisherigen Reiz: pekuniäre Sorgen traten hinzu, und so faßte er den Entschluß, das Gut zu verkaufen oder zu parcellieren. Indeß führten seine Bemühungen deshalb erst 1803 zu dem gewünschten Ziele, indem es ihm gelang, das Gut für 30,000 Thaler zu verkaufen. Am 11. April verweilte er zum letzten Male in seinem Eigenthum, das in dem Besitz des Hofrath Kühn aus Hamburg überging: zartsinnig gestattete der neue Besitzer, daß Wieland im Tode neben seiner Gattin in Osmannstädt ruhen darf.

Wieland kehrte nach Weimar zurück und ward von allen Seiten freundlichst empfangen. Die Herzogin Amalie war eifrig bemüht, den gebeugten Mann zu erheitern, Göthe erhielt ihm die alte Freundschaft, Schiller, der „dramatische Herkules,“ wie Wieland ihn nannte, hatte nie aufgehört, ihm Liebe und

Verehrung zu beweisen. Selbst die Episode der Xenien, in denen auch Wieland nicht leer ausgieng, hatte keine Störung des freundschaftlichen Verkehrs hervorgebracht. Leider aber raubte dieses Jahr (1803) ihm den Freund, an den er sich in der letzten Zeit enger als früher angeschlossen hatte, Herder; der 18. December war Herders Todestag. Es fehlte wohl sonst auch an Trübungen nicht. Die romantische Schule bemühte sich, dem greisen Dichter den Lorbeerkranz vom Haupte zu reißen; dazu sah Wieland auf dem Gebiete der Religion und der Anschauungen von übersinnlichen Dingen Richtungen neu auftreten, zu denen sein Aufklärungsstandpunkt sich im entschiedenen Widerspruche befand. Die Schrift „Euthanasia oder Gespräche über das Leben nach dem Tode" war insbesondere die Frucht solcher Wahrnehmungen; er blieb aber seinem alten Programm treu, allem demjenigen entgegenzutreten, was ihm Aberglaube zu sein schien. So war es denn wohl zum guten Theil eine Folge vielfacher Verstimmung und des Gefühles, daß er nicht mehr recht in den Strömungen der Gegenwart seinen Platz finde, daß er den schon vor mehr als 10 Jahren gefaßten Plan, die Briefe des Cicero zu übersetzen, jetzt wirklich zur Ausführung zu bringen unternahm.

Im Mai des Jahres 1805 starb Schiller, Wieland war von dem frühzeitigen Hintritt des großen Dichters lebhaft bewegt. „Nach Herdern, — so schrieb er an Göschen — und so lange uns Göthe noch erhalten wird, konnte Deutschlands Litteratur keinen empfindlicheren Verlust erleiden." Dazu kamen Sorgen um Göthe, der damals gefährlich krank war. Und welche Stürme brachte das folgende Jahr, das Jahr der unglücklichen Schlacht bei Jena! *) die Herzogin Amalie, der Erbprinz mit seiner Gemahlin mußten Weimar verlassen, die ganze Gegend war von

*) d. 14. Oktober 1806.

Kriegsgetümmel erfüllt. In der Nacht nach der Schlacht bei Jena ward in den Straßen von Weimar der letzte Kampf erkämpft, das französische Heer überfluthete die Stadt, und die Schrecken der Plünderung zogen mit ihm ein. Indes blieb Wieland glücklich verschont. In der Nacht beschützten die Husaren und Chasseurs, die sich bei ihm einquartiert hatten, das Haus; am andern Morgen sandte Mürat unaufgefordert dem Dichter eine Sauvegarde, und Marschall Ney erschien persönlich, um ihm mitzutheilen, daß er unter des Kaisers unmittelbarem Schutz stehe. Aus diesem Wogendrange der Kriegsereignisse flüchtete sich der greise Dichter in die Zeiten des Unterganges der römischen Republik und arbeitete an seinem Cicero.

Neuen und bittern Schmerz brachte das Jahr 1807, als des Dichters treue Gönnerin und Freundin, die Herzogin Amalie, am 10. April von dieser Erde abgerufen ward. Mit ihrem Tode verödete ihm Tiefurt, wo er so oft und gern geweilt hatte. Aber Herzog Karl August, der wohl des Dichters Freude am Naturleben kannte, bot ihm eins seiner drei Lustschlösser zum Sommeraufenthalte an; Wieland wählte das Belvedere, nahe bei Weimar. Dasselbe Jahr beraubte ihn auch der treuen Jugendfreundin, Sophie La Roche, die 76 Jahr alt, nach einem prüfungsreichen Leben am 18. Februar starb.

Im Oktober 1808 fand der bekannte Congreß zu Erfurt statt. Wieland hatte früher die Äußerung gethan, daß Frankreichs Heil allein auf Bonaparte beruhe, und der Fürst Primas (von Dalberg) erinnerte am Hofe zu Weimar in Napoleons Beisein an dieses Wort des Dichters. Dadurch ward in dem französischen Kaiser der Wunsch rege, den Dichter zu sehen. Eine Einladung an den Hof hatte Wieland abgelehnt, aber da die französischen Schauspieler, unter ihnen Talma, den Cäsar des Voltaire darstellten, widerstand er der Versuchung nicht, und besuchte das Theater. Der einfach gekleidete alte Mann

mit dem Sammetkäppchen erregte Napoleons Aufmerksamkeit, und da er wiederholt auf dem Balle Abends nach ihm fragte, schickte man einen Hofwagen in des Dichters Wohnung, diesen abzuholen. „Kaum war ich — so schreibt Wieland selbst — etliche Minuten dagewesen, so kam Napoleon von einer anderen Seite des Saales auf mich zu: die Herzogin präsentierte mich ihm selbst, und er sagte mir sehr leutselig — das Gewöhnliche, indem er mich zugleich scharf ins Auge faßte. Schwerlich hat wohl jemals ein Sterblicher die Gabe, einem Menschen gleich auf den ersten Blick zu durchschauen und wegzuhaben, in einem höheren Grade besessen als Napoleon. Er sah, daß ich meiner leidigen Celebrität zu Trotz ein schlichter, anspruchsloser alter Mann war, und da er, (wie es schien) auf immer einen guten Eindruck auf mich machen wollte, so verwandelte er sich augenblicklich in die Form, in welcher er sicher sein konnte, seine Absicht zu erhalten. In meinem Leben habe ich keinen einfacheren, ruhigeren, sanfteren und anspruchsloseren Menschensohn gesehen. Keine Spur, daß der Mann, der mit mir sprach, ein großer Monarch zu sein sich bewußt war. Er unterhielt sich mit mir wie ein alter Bekannter mit seinesgleichen, und (was keinem Anderen meinesgleichen widerfahren war), an anderthalb Stunden lang in Einem fort, und ganz allein, zu großem Staunen aller Anwesenden." — Bekannt ist, daß Napoleon in diesem Gespräche besonders Julius Cäsar als eine der ersten Persönlichkeiten der Geschichte bezeichnete und ihm nur den einen Vorwurf machte, diejenigen, von denen er doch gewußt, daß sie ihn aus dem Wege schaffen wollten, nicht vorher selbst beseitigt zu haben. Einige Tage später wurde Wieland mit Göthe zu Napoleons Frühstück befohlen, und kurz darauf mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt, wie er denn auch gleichzeitig vom Kaiser Alexander den St. Annenorden erhielt. Ein Franzosenknecht und blinder Bewunderer Napoleonischer Größe wurde Wieland nicht, ein eigentlicher

Patriot im strengern Sinne war er nie. Seine Stellung war in der Politik wie in der Religion eine allgemeinere, von engern Gemeinschaften absehende, er war mehr Kosmopolit. So war es denn, so spät es auch geschah, seiner Natur ganz adäquat, daß er noch in späteren Jahren (4. April 1809), von einer schweren Krankheit genesen, Mitglied des Freimaurerbundes wurde.

Die letzten Lebensjahre verlebte er im Kreise der Seinen, an denen er mit zärtlichster Liebe hieng, heiter und zufrieden. Freilich blieben die Leiden des Alters nicht aus, aber seine gute Natur erhielt ihn verhältnißmäßig rüstig: ja er vermochte sogar noch 1811 den Bruch des Schlüsselbeins — ein unglücklicher Fall aus dem Wagen war die Veranlassung — so zu überstehen, daß Göthe mit Bewunderung von ihm sprach. „Die schmerzlichen Folgen des Falles — erzählt dieser —, die Langeweile der Genesung ertrug er mit dem größten Gleichmuth und tröstete mehr seine Freunde, als sich selbst durch die Aeußerung, es sei ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wohl billig geschienen haben, daß er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage." Von dem Fürstenhause mit zarter Aufmerksamkeit behandelt, von den Bewohnern der Stadt geehrt und geliebt, feierte er seinen 80. Geburtstag in Jena im Kreise der Maurerbrüder, die ihm durch eine silberne Denkmünze diesen Festtag verherrlichten.

Im Winter 1812 erfreute er sich mit voller Theilnahme an Ifflands meisterlichen Darstellungen auf der Weimarer Bühne; Niemand ahnte, daß es Wielands letzter Winter sein würde. Aber in der Nacht zum 11. Januar 1813 traf ihn ein schlagähnlicher Zufall, und obwohl anfänglich die Gefahr nicht so dringend schien, ward doch sein Zustand mit dem 10. Tage so bedenklich, daß jede Hoffnung aufgegeben werden mußte. Heftige Fieberphantasieen raubten ihm die Besinnung: allmählich ruhiger werdend ver-

weilte er zuletzt bei Shakespeares Hamlet. Die berühmten Worte „Sein oder Nichtsein" waren die letzten, welche seine Kinder von ihm vernahmen: ein sanfter Schlummer löste seine Seele von den Banden des Körpers. Er starb in der Mitternachtsstunde des 20. Januar. Die Brüder des Freimaurerbundes veranstalteten eine feierliche Bestattung. Am 24. Januar ward die Leiche auf einem Katafalk im Landesindustriecomptoir ausgestellt. Der Kopf, den ein Lorbeerkranz zierte, ruhte auf blauseidenem Kissen, mit goldenen Spitzen besetzt. Ueber den unteren Theil des Sarges, sowie über den Deckel war eine blauseidene Decke, mit Gold besetzt, ausgebreitet; den Körper kleidete ein weißes Sterbekleid. Auf dem Deckel lagen oberhalb auf einem Sammetkissen die Prachtausgaben von Oberon und Musarion, mit einem Lorbeerkranz umwunden. Darunter sah man auf einem rothsammtenen und darüber liegenden kleineren weißen Atlaskissen den französischen und russischen Orden.

Die folgende Nacht führte die Hülle des Dichters nach Osmannstädt. Das zahlreiche Trauergefolge ward von dem französischen Gesandten und des Dichters ältesten Sohne geführt, die Dorfglocken läuteten, den Sarg trugen 16 Maurerbrüder. An dem Bosket am Ende der langen Allee, da wo Dorothee Wieland und Sophie Brentano ruhten, ward der Sarg niedergesetzt und dem Grabe übergeben, für das er selbst am 6. December 1806 die Inschrift gedichtet:

Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben.
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Die Gedächtnißrede in der Loge Amalia hielt am 18. Februar Göthe *): ein Denkmal, von dem Wiener Bildhauer Gasser modelliert, hat Weimar in dankbarer Erinnerung an die glor-

*) Ausgabe in 30 Bänden. Bd. 21. S. 311.

reichen Zeiten des Musenhofes, dem Dichter des Oberon in neuester Zeit gesetzt.

Fassen wir zum Schlusse noch einmal kurz zusammen, was im Verlaufe dieser Blätter bereits ausgesprochen ward, so müssen wir noch einmal auf den ungleichen Eindruck hinweisen, den Wieland als Mensch und als Dichter macht. Es ist kaum möglich, sich mit der Lebensgeschichte Wielands bekannt zu machen, ohne daß man sich von seinen menschlichen Eigenschaften angezogen fühlt. Denn was ihm auch immer an Tiefe und Energie abgieng, er steht vor uns als ein Mann von Biederkeit und Menschenliebe, rastlos thätig und das Gute fördernd, als ein vortrefflicher Gatte, Familienvater und Freund. Auch wer auf dem Gebiete der Religion, Politik und Litteratur Wielands Anschauungen und Bestrebungen nicht zu den seinigen machen kann, wird gegen sein menschliches Wesen und Thun gerecht sein müssen.

Als Dichter hat er unzweifelhaftes Verdienst; das formale, der Sprache zu größerer Gewandtheit, dem Vers zu größerer Leichtigkeit verholfen zu haben, das materielle, daß durch ihn der einseitige Gesichtskreis in der Wahl poetischer Stoffe erweitert wurde, das dritte und größte, daß namentlich durch ihn der deutschen Dichtung allgemeinere Theilnahme in den höheren Schichten der Gesellschaft zugewendet wurde. Sein poetischer Genius war freilich nicht des Schwunges fähig, durch den seine Weimarer Freunde sich so hoch über ihn erhoben, seiner Dichtung fehlt das nationale, seiner ganzen Richtung das religiöse Element, das auch in der Litteratur, wenn schon nicht in stofflicher Einseitigkeit, sein heiliges Recht hat. Aber auch die strengste Kritik wird nicht übersehen, welcher Zeit ein Dichter angehörte, welche Strömungen das Geistesleben der Nation durchdrangen: darum werden wir hier wohl beklagen, nicht aber verdammen. Das Letztere dürfen wir nur jenen früheren

Gedichten gegenüber, in denen der Dichter Wieland dem Menschen Wieland so ganz und gar untreu ward. Und die strengste Strafe hat gerade diese Gedichte ereilt, sie sind vergessen auf alle Zeit. Was aber gut und tüchtig an Wieland war und in seinen Werken, das wird alle Zeit anerkannt werden und wird sich zu neuem Leben verjüngen. Das wird die unparteiische Kritik, wie streng sie sonst sei, insbesondere vom Oberon mit Lebhaftigkeit wünschen.

Johann Baptist von Alxinger.

Einer der bekannteren Nachahmer Wielands ist der österreichische Dichter Johann Baptist von Alxinger, geboren den 24. Januar 1755 zu Wien, wo sein Vater als Doktor der Rechte und fürstlich Passauischer Konsistorialrath lebte. Der bekannte Numismatiker Eckhel war sein Lehrer; durch ihn wurde der talentvolle Knabe in die alte klassische Litteratur eingeführt, der er fortan mit Begeisterung zugethan war. Als er hierauf das Studium der Philosophie und Jurisprudenz ergriff, war der K. K. wirkliche Staatsrath von Martini sein Lehrer, unter dessen Leitung er mit glücklichstem Erfolge studierte: die Wiener Universität ertheilte ihm die juristische Doktorwürde. Nachdem er die vorschriftsmäßigen Prüfungen überstanden, erhielt er die Stelle eines K. K. Hofagenten. Weil aber der Besitz des väterlichen Vermögens, das ihm schon frühzeitig zufiel, ihn vor allen Sorgen schützte, benutzte er seine Stellung nicht sowohl zur Vermehrung seiner Einkünfte, als vielmehr dazu, seinen ärmern Mitbürgern in Rechtsstreiten zu dienen. Im Jahre 1794 übernahm der Freiherr von Baum die Direktion des kaiserlichen Hoftheaters in Wien, bei welcher Gelegenheit Alxinger als Sekretär angestellt und 1796 als solcher mit einem Gehalte von 1500 fl. durch Dekret definitiv bestätigt wurde. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Tode, der am 1. Mai 1797 erfolgte.

Unter den Dichtern, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Oesterreichs Antheil an dem Aufschwunge

der deutschen Litteratur repräsentierten, nimmt Alxinger eine ehrenvolle Stellung ein: er ist vielleicht der talentvollste von ihnen, erhebt sich aber so wenig wie seine mitstrebenden Landsleute zu der Höhe genialer Selbständigkeit und Originalität. Wie Denis (und mit ihm Mastalier) in Beziehung zu Klopstock und der Bardendichtung steht, so Alxinger zu Wieland und dem romantischen Epos. Auf diesem Gebiete finden wir seine vorzüglichsten Leistungen, durch die er sich einen Platz in der deutschen Litteraturgeschichte gesichert hat. Sein gelungenstes Gedicht ist das Rittergedicht Doolin von Mainz (in 10 Gesängen, zuerst gedruckt Leipzig 1787). Den Stoff entlehnte der Dichter einem alten französischen Romane des 16. Jahrhunderts *), den er vielfach änderte und ausschmückte. Die achtzeilige Stanze, in der das Epos gedichtet ist, hat der Dichter frei von Anapästen gehalten, wie sie Wieland im Oberon gebrauchte, also das Versmaß von „Idris und Zenide", wo sich jener noch strenger an den Jambus band, beibehalten. Sein zweites größeres episches Gedicht ist Bliomberis (in 12 Gesängen, erste Ausgabe 1791), dessen zweite namentlich metrisch verbesserte Ausgabe nach des Dichters Tode (1802) von Seume besorgt wurde. Auch dieser Dichtung liegt ein französischer Stoff zu Grunde, die gleichnamige Novelle Florian's, welche dieser nach einem älteren Ritterroman bearbeitet hat. Hier wie dort gestattete sich Alxinger Aenderungen und Dehnungen, im Bliomberis sogar durch Einschiebung zweier aus Virgil und Ariost entlehnten Episoden. Kann schon Wielands Oberon, bei voller Anerkennung der einzelnen Schönheiten, als episches Gedicht nur bedingtes Lob erhalten, so gilt das in noch viel höherem Grade

*) La fleur des batailles Doolin de Maience, chevalier preux et hardi, fils du noble et chevalereux Guy, comte de Maience. Paris 1501. Vergl. Grässe, die großen Sagenkreise des Mittelalters. S. 340.

von dem Nachahmer, der an poetischer Begabung hinter jenem zurückstand. Leichtigkeit der Darstellung, Wärme des Kolorits, glückliche Behandlung der Sprache sind Vorzüge, welche in Alxingers Epen nicht verkannt werden dürfen: Mangel an Kraft und Tiefe, Neigung zu unpoetischer Detailmalerei (wie sie ja auch bei Wieland sich findet), schwächen den Eindruck.

Daneben finden sich bei Alxinger Richtungen, denen wir in dieser Zeit häufig begegnen. Mangel an eigentlicher Produktionskraft trieb ihn, wie viele Andere, auf das Gebiet der Uebersetzung, wobei er sich zu englischen, französischen, griechischen und römischen Urbildern wandte. Wenn unzweifelhaft die Reproduktion in unsrer Litteratur eine bedeutende Rolle spielt, und in dem vorigen Jahrhundert die Uebersetzungen und Nachbildungen nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die Regeneration der Litteratur blieben, so kann auch hier unserm Dichter Anerkennung nicht versagt werden. Das gilt besonders von seinen Uebersetzungen aus der klassischen Litteratur, der er mit Liebe zugethan, und in der er vorzüglich belesen war. In ihm zeigt sich ferner die gleichfalls jener Zeit eigenthümliche Neigung zu Gelegenheitsgedichten: auch bei ihm wird die Poesie noch zur Dienstbarkeit herabgewürdigt und wird eben dadurch unpoetisch. Unpoetisch ist auch der didaktische Ton seiner Lyrik, auf welchem Gebiete er, seiner ganzen Natur und Begabung nach, nur Untergeordnetes zu leisten vermochte. Es kann endlich nicht unerwähnt bleiben, wie Alxinger ein treuer Repräsentant der Josephinischen Aufklärungsbestrebungen ist, wie er auch in seinem Leben einer freieren Auffassung der politischen, socialen und religiösen Verhältnisse thätigen Ausdruck gab. Aber wenn wir auch dieser rationalistischen Richtung kein Lob zu spenden haben, so müssen wir doch zugestehen, daß sie in Alxinger frei von allen zersetzenden Tendenzen blieb und aus einem edlen, das Gute suchenden und fördernden Streben hervorgieng.

Aloys Blumauer.

Der Verfasser der einst vielgelesenen Travestie von Virgils Aeneide wurde am 21. December 1755 zu Steyer im Lande ob der Ens geboren. Nachdem er sich in seiner Vaterstadt wissenschaftlich vorbereitet, trat er 1772 zu Wien in den Orden Jesu ein. Nach der Aufhebung des Jesuiterordens blieb er in Wien wohnen und erwarb sich seinen Unterhalt durch Unterrichtgeben. Darauf wurde er zum Censor bei der Büchercensurkommission unter dem Vorsitze des Baron von Swieten ernannt, legte diese Stelle aber schon 1793 nieder und übernahm die Gräffer'sche Buchhandlung, an der er sich schon früher betheiligt hatte. Blumauer starb am 16. März 1798.

Auch er gehört zu den Nachahmern Wielands, dessen Dichtungen in Oesterreich außerordentlichen Beifall fanden. Es waren aber nicht die besseren und edleren Seiten der Wielandschen Dichtung, an welche sich Blumauer anschloß, sondern das leichtere, an das Frivole anstreifende Element derselben, insbesondere die Ironie, mit welcher Wieland nicht selten den Eindruck seiner Schilderungen selbst schwächt und zerstört. Die mit dieser Frivolität und Ironie verbundene negative Richtung tritt in Blumenauer ganz entschieden hervor, ganz besonders in der allgemein bekannten Travestie der Virgilischen Aeneide. Dieses Gedicht ist zwar ein beredtes Zeugniß für des Verfassers Talent, und reich an Humor und Witz, aber in seiner ganzen An=

lage bedauerlich und in seiner an das Gemeine grenzenden Derbheit öfters ganz ungenießbar. Auch ist der Witz, wie überreich er auch sprudelt, durch die Tendenz getrübt, indem die Polemik gegen das Ueberlieferte und Bestehende zu klar hervortritt. Immerhin bleibt aber interessant, daß Blumauer der Lieblingsdichter der Wiener ward und verhältnißmäßig lange blieb: eine Thatsache, die mit seiner oppositionellen Stellung, insbesondere gegen die Kirche, eng zusammenhängt.

Gottfried August Bürger.

Der Dichter der „Lenore", Gottfried August Bürger, wurde im Pfarrhause zu Molmerswende in der Grafschaft Falkenstein in der Sylvesternacht des Jahres 1747 geboren. Sein Vater, Johann Gottfried Bürger, war 1741 Pfarrer zu Molmerswende geworden, und wurde 1748 in die Pfarre zu Westorf berufen, konnte aber, da sein emeritirter Vorgänger, der Historiograph P. Abel, erst 1763 starb, nicht früher als den 15. Januar 1764 seine Antrittspredigt als Pfarrer halten. Als er endlich nach über 15jährigem Harren in seine Stelle eingerückt war, war es ihm nur drei Vierteljahre vergönnt, in seiner Gemeinde zu wirken: er starb in demselben Jahre (1764) am 14. September. Was wir von ihm wissen, weist auf einen redlichen, einfachen Mann hin, der mit Treue und Gewissenhaftigkeit seiner Pflicht in Gemeinde und Haus lebte, ohne durch Geistesgaben, Gelehrsamkeit und Bildung besonders sich auszuzeichnen. Bürgers Mutter hieß Gertrud Elisabeth Bauer und war die Tochter des Hofherren Bauer zu Aschersleben. Von ihr lauten die Nachrichten weniger günstig. Sie soll bei nicht geringer Begabung sehr unwissend und ungebildet gewesen sein, so daß sie die Kirchenakten von Molmerswende zum Eingruben der Speisen benutzt habe. Dem geistlichen Stande war sie nicht sonderlich zugethan und äußerte nicht selten, die Hölle sei mit Pfaffenköpfen gepflastert, und an die einzige noch leere Stelle werde der Kopf ihres Man=


Bürger

nes kommen. Damit stimmt denn wohl die fernere Nachricht, daß es in der Ehe an Streit und Mißhelligkeiten nicht gefehlt habe. Daran mochte zum Theil die Frau Schuld sein, zum Theil auch die beschränkte Lage, in der sie lebten, indem die Pfarre Alles im Allem nicht über 160 Thaler eintrug. Jedenfalls war die Ehe keine glückliche, und das Mißbehagen bisweilen so groß, daß Frau Bürger nach Aschersleben zu ihrem Vater lief, von wo sie dann der gutmüthige Gatte auf Bitten des Schwiegervaters zurückholte.

Während ein so gestörtes, einheitsloses Familienleben nicht geeignet war, auf die gemüthliche und sittliche Entwickelung des Knaben einen vortheilhaften Einfluß zu üben, wirkte die eigenthümliche Lage und natürliche Beschaffenheit des Geburtsortes mächtig auf denselben. Dem Menschen that jenes wesentlich Eintrag, dem Dichter kam diese zu Statten. Ueber Molmerswende wird uns berichtet*): Das ist ein Dörfchen in der Assenburgschen Herrschaft Falkenstein, zum Fürstenthum Halberstadt gehörig, im Mansfelder Gebirgskreise des Merseburger Regierungsbezirkes. Die Anhaltische Grenze ist wenige Tausend Schritte im Süden; zwei Stündchen nach Norden liegt das alte Schloß Falkenstein. Die Umgegend hat etwas Einsames und Abgeschiedenes, aber sonst viele Reize. Ein lieblicher Wechsel zwischen Hügel und Niederung, bald Kornfelder, bald kleine Hölzer und Wäldchen; in der Nähe ringsum frische und kräftige Forsten und der tiefe, schattige Grund der Leine, etwas entfernter das Thal der Leine, beides überaus anmuthige Stellen, wenn sie auch nicht in der Route der gewöhnlichen Touristen liegen." Welchen Zauber die Einsamkeit des Waldes, zumal in der Dämmerung und beim Mondenglanze für den Kna-

*) Bürger auf der Schule, von Dr. H. A. Daniel. Programm des königl. Pädagogiums zu Halle. 1845.

ben hatte, erzählt uns Bürgers bekannter Biograph, Althof. Daneben blieb auch das kräftige Volksleben der Gegend nicht ohne Einfluß auf den empfänglichen Sinn des Knaben.

Doch erweckte dieser in seiner Jugend nur geringe Hoffnungen: seine Eltern hielten ihn nach seiner eignen Erzählung für einen erzdummen Jungen. Sicher machten sie wenigstens keine Anstrengungen, ihren Sohn im Lernen zeitig zu fördern, so daß dieser bis zum zehnten Jahr über das Lesen und Schreiben nicht hinaus kam. Im Lesen aber eignete er sich mancherlei an und wurde besonders mit Bibel und Gesangbuch ziemlich vertraut: vorzüglich liebte er die Offenbarung Johannis und einige Kirchenlieder wie: Eine feste Burg ist unser Gott; O Ewigkeit, du Donnerwort rc. rc. Während diese Aneignungsfähigkeit ihm sonst alle Mühen ersparte und ihm im ganzen Leben so eigen blieb, daß er selbst später versicherte, wie all sein Wissen ihm nur wie angeflogen sei, machte ihm die lateinische Sprache leidliche Noth, als sich endlich der Vater entschloß, seinen Sohn mit Hülfe des Donat in die Sprache Roms einzuführen. Nach zwei Jahren war er des berühmten mensa noch nicht Meister geworden, und man sah sich genöthigt, den Hauslehrer einer benachbarten Predigerfamilie zu Hülfe zu nehmen; auch dieß ohne besonderen Erfolg.

So wurde er denn 1759 Schüler der Stadtschule zu Aschersleben, an deren Spitze damals der Rektor Georg Wilhelm Aurbach stand, des Pfarrers Bürger Nachfolger in Westorf. Hier wurde für das Latein mehr gethan, aber die Liebe zur Natur, zur Dichtung und zum Gesang erkaltete nicht, vielmehr soll schon in dieser Zeit der junge Bürger sich mit allerlei poetischen Versuchen beschäftigt haben. Wenn auch die meisten Entwürfe, welche man dieser Zeit zuschreibt, einem spätern Aufenthalte in Aschersleben angehören mögen, so ist doch unzweifelhaft ein poetisches Wagstück die Veranlassung geworden, daß er von Aschersleben

nach Halle übersiedelte. Es war ein satirisches Gedicht, in dessen Gefolge eine exemplarische Schulstrafe war, die den Großvater Bauer sogar bestimmte, den Rektor Aurbach zu verklagen. Ob die Perrücke des Herrn Rektors oder der Haarbeutel eines Primaners das Epigramm hervorgerufen hat, kann füglich dahingestellt bleiben.

Jedenfalls wurde Bürger schon am 8. Sept. 1760 auf dem Pädagogium zu Halle recipiert, das unter der Leitung des Inspektors Johann Anton Niemeyer stand. An muthwilligen Streichen fehlte es auch hier nicht, doch scheint sein Verhalten im Ganzen genommen befriedigend gewesen zu sein. Seine Begabung trat deutlicher hervor, und an Fleiß scheint es auch nicht ganz gefehlt zu haben. Wenigstens begegnet uns Bürgers Name wiederholt unter den Schülern, die bei den Rede- und Deklamationsübungen der Schule, bei Aktus und Feierlichkeit verwendet wurden. Lateinische Reden und Gedichte werden mehrmals erwähnt, unter anderen eine Schilderung des „concilium patrum et angelorum in monte Golgatha“, ein Thema, in dem sich der damals herrschende Einfluß Klopstocks spiegelt. Bemerkenswerth ist, daß in dieser Zeit das in Halle stationierende Anhalt-Bernburgische Regiment aus dem Kriege zurückkehrte; denn die Erinnerung an diesen Augenblick klingt uns aus den Worten der „Lenore“ entgegen:

Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

Von poetischen Produktionen während seines Aufenthalts auf dem Pädagogium wird allerdings berichtet, ist aber nichts erhalten, wenigstens nicht in die Ausgaben von Bürgers Werken aufgenommen worden. Besondere Anregung mögen die metrischen Uebungsstunden gegeben haben, welche der Lehrer

Leiste (später Professor in Wolfenbüttel) ertheilte. Unter den zahlreichen Mitschülern Bürgers auf dem Pädagogium ist besonders der als Dichter bekannte von Göckingk zu nennen.

Ueber des jungen Bürgers leibliche Entwickelung lauten die Nachrichten weniger günstig. Seine Gesundheit ward während der Schulzeit mehrmals nicht unbeträchtlich gestört: ein heftiger Blutauswurf im Sommer 1761 scheint wie ein Vorbote späterer Leiden. Seine Erscheinung war unansehnlich: der Beiname „der kleine" begleitet ihn ausdauernd in den Berichten des Inspektors Niemeyer.

Obwohl er in Prima nur ein halbes Jahr gesessen hatte und seinen Großvaer dringend bat, ihn noch auf der Schule zu lassen, rief ihn dieser doch schon im Herbste 1763 von Halle ab: am 29. September trat er zum letzten Male im Schulaktus auf, indem er eine deutsche Ode „Christus in Gethsemane", in Klopstocks Weise gedichtet, vortrug. Er bezog aber nicht sofort die Universität, sondern hielt sich den Winter über in Aschersleben auf, als ein „der Künste und Wissenschaften Beflissener". Was diesen Zwischenaufenthalt in der Heimath veranlaßt hat, ist nicht ersichtlich, jedenfalls aber ist in dieser Zeit und bei dieser Gelegenheit ein mehrfach erwähntes Gedicht entstanden: „die Feuersbrünste am 4. Januar und 1. April des 1764. Jahres zu Aschersleben", in 17 achtzeiligen Stanzen gedichtet. Das Sommersemester 1764 führte ihn nach Halle zurück, wo er als Student der Theologie von dem Prorektor Carrach am 26. Mai inskribiert wurde. Die Wahl dieses Studiums war keine freiwillige, sondern durch den Einfluß des Großvaters bedingt worden, der nach dem Tode des Pfarrers Bürger (1764) die Sorge für die Ausbildung des Enkels übernahm. Seine ganze Natur und Richtung stand mit diesem Studium im Widerspruch, und es nimmt nicht Wunder, wenn die Nachrichten über seinen akademischen Fleiß im Ganzen ungünstig lauten: indeß hat er

es doch soweit gebracht, daß er einmal in einer Dorfkirche bei Halle predigte. Weit mehr zog ihn das Studentenleben an: er ward Mitglied einer Studentenverbindung, der Niedersachsen, und dadurch in eine Disciplinaruntersuchung verwickelt*), die ihm 8 Tage Carcer eintrug.

Diese Verbindungsangelegenheit, die in den Sommer des Jahres 1767 fällt, bildet den Schlußstein in dem Hallischen Studentenleben Bürgers, das im Ganzen als flüchtig und dissolut geschildert wird. Seine Studien lagen mindestens außerhalb der ergriffenen Wissenschaft, ebenso sein Umgang, in dem der bekannte, um nicht zu sagen, berüchtigte Geheimerath Klotz eine hervorragende Rolle spielte. Lange trug er sich mit dem Wunsche, das Studium der Theologie mit dem der Jurisprudenz zu vertauschen, aber erst am Ende seines Aufenthalts in Halle gelang es, den Großvater zur Einwilligung zu bestimmen. Bei der Publication des Urtheils in der oben erwähnten Verbindungssache (am 8. August 1767) wird Bürger zum ersten Male als Student der Rechtswissenschaft bezeichnet.

Noch im Laufe des Jahres 1767 verließ er, von dem Großvater, dem über des Enkels lockeres Leben allerlei zu Ohren gekommen war, abgerufen, die Universität Halle, wahrscheinlich um sich zunächst eine Zeitlang in Aschersleben aufzuhalten. Denn in Göttingen finden wir ihn erst Ostern 1768, hier als Studiosus juris. Von einem eindringenden wissenschaftlichen Streben war auch hier keine Rede: dazu war weder Bürgers Neigung zur Rechtswissenschaft lebhaft genug, noch lag auch in dem damaligen Studiengange der Juristen, der noch nicht eine Reihe schwieriger Prüfungen aufzuweisen hatte, hinreichende Nöthigung. So blieb denn für anderweitige Beschäf-

*) Vergl. die umfassende Mittheilung in Heinr. Pröhle's inhaltreicher, aber leider nicht gehörig geordneter Schrift: Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Dichtungen. (Leipzig 1856.)

tigungen und sociale Beziehungen Raum genug übrig. Daß in ersterer Beziehung die poetische Litteratur, auch der Ausländer, Pflege fand, und eigne Produktionen entstanden, bezeugen die ältesten der uns erhaltenen Gedichte Bürgers, welche die Jahreszahl 1769 tragen, sowie die Nachricht, daß er einen Shakespeareklubb gestiftet habe, in welchem man die Dramen des großen Dichters in englischer Sprache las. Wenn man sich hiermit nur einverstehen kann, so ist auf der andern Seite die Nachwirkung, welche die Beziehung zu Klotz in Halle auch noch in Göttingen äußerte, desto bedauerlicher. Bürger war in das Haus von Klotzens Schwiegermutter gezogen, und hier entwickelten sich Verhältnisse, die für ihn in jeder Beziehung nachtheilig waren. Er gerieth von Neuem in einen Strudel von Verirrungen hinein, der sich aus der Thatsache, daß der Großvater seine Hand ganz von ihm abzog, wie aus den Worten eines seiner nächsten Freunde bemessen läßt, man habe damals Bürger genau kennen müssen, um sich seinem Umgang nicht zu entziehen.

Im Jahre 1769 kam Chr. H. Boie nach Göttingen (1744—1806), der sich mit Fr. W. Gotter (1746 — 1797) zu der Herausgabe des deutschen Musenalmanachs verband, ein Unternehmen, das insbesondere durch den französischen Musenalmanach (le Mercure de France) angeregt und von Kästner unterstützt wurde. Um Boie, der nach Gotters bald erfolgendem Weggange von Göttingen die Herausgabe des Almanachs (bis 1775) besorgte, bildete sich jener Kreis junger poetisch angeregter, begabter, strebender Männer, der unter dem Namen des Göttinger Dichter- oder Hainbundes allgemein bekannt ist. Bürgers Verhältniß zu den Dichtern des Hainbundes ist aber kein so unmittelbar nahes, als daß wir nicht die Geschichte dieses Bundes einer andern Stelle aufsparen sollten. Aber von entscheidendem Einfluße ward Boie's Anwe-

senheit doch für den jungen Dichter. Denn Boie, ein Mann von Charakter und Gesinnung, der Bürgers bedeutendes Talent bald erkannte, wußte auf sein sittliches Verhalten wie auf sein dichterisches Streben vortheilhaft einzuwirken. Das geschah besonders, indem er ihn von Klotz abzuziehen wußte, in dessen Zeitschrift Bürger einige seiner ersten litterarischen Produktionen (die Anfänge der Ilias-Uebersetzung) einsandte, seinen poetischen Arbeiten mit strenger Kritik, besonders auf Korrektheit der Form dringend zu Hülfe kam, ihn aus der Lebensweise und aus den Verhältnissen zu ziehen suchte, die ihn in so ernstliche Gefahren gebracht hatten.

Bürgers dichterisches Talent ward nach und nach in weiteteren Kreisen, selbst über Göttingen hinaus, bekannt. Das erste Zeugniß dafür bietet ein Brief des bekannten Gleim in Halberstadt, der mit unablässiger Sorgfalt junge Talente aufzuspüren und zu finden verstand. Am 15. Januar 1771 schrieb Gleim an Boie*): „Zu Göttingen, mein liebster Herr Boie, soll ein ganz vortrefflicher Kopf sich aufhalten, namens Bürger; er soll aus Aschersleben gebürtig und folglich eine Meile von mir zu Hause sein. Man hat mir Wunder von ihm erzählt. Er soll den Homer übersetzen und vortrefflich!" — Aber bis nach Halberstadt waren auch die Gerüchte von des jungen Poeten leichtfertigem Lebenswandel gedrungen; denn Gleim fährt fort: „Schade, sagte der erste, der seinen Namen nannte, daß er sich dem Trunk zu sehr ergeben hat." — Noch in demselben Monat berichtete Boie an Gleim: „Ich kenne Herrn Bürger nicht allein, sondern er ist auch mein Freund, so lange ich ihn kenne. Er verdient allerdings, von Ihnen und Allen, denen die Ehre unsrer Nation am Herzen liegt, gekannt und aufge-

*) Bürgers sämmtliche Werke (in Einem Bande) herausgeg. v. A. W. Bohtz. Göttingen 1835 (S. 456 fg.)

muntert zu werden. Warum ich aber Ihnen einen jungen Mann von soviel versprechenden Talenten nicht eher genannt habe, das weiß ich mir selbst nicht zu erklären. Thun hätte ich es sollen, das sehe ich nun wohl ein, da ich Ihre Freude bei Entdeckung eines jeden neuen Talentes und Ihre Bereitwilligkeit es zu unterstützen und Anderen sichtbar zu machen, kannte. Genannt habe ich Ihnen indeß, so viel ich mich erinnere, doch seinen Namen schon, da ich Ihnen vorigen Winter, vor meiner Reise nach Berlin, die Stutzerballade von ihm vorsagte, die jetzt aus den Unterhaltungen abgedruckt, in dem Schmidt'schen Almanach steht. In meinem Almanache ist das schöne Trinklied von ihm, und Herr Jacobi wird Ihnen vielleicht etwas von einer komischen Romanze „Europa" gesagt haben, von der ich ihm Fragmente zeigte, und die ich nächstens gedruckt Ihnen zuzusenden hoffe. Ehe ich mehr von ihm sage, will ich mit aller Offenherzigkeit, die ich bei Ihnen brauchen kann, von seinem Charakter und seiner Lage Ihnen Rechenschaft geben. Er hat in Halle Theologie studirt, unter Meuseln einmal disputirt, und, mehr durch Genie als durch Fleiß, soviel gelernt, daß er sicher sein Glück gemacht haben würde, wenn nicht sein freies lustiges Leben die Herren Theologen verhindert hätte, ihm gute Zeugnisse zu geben. Eben das, was auf einen edeln Zweck gelenkt, den Mann von Genie so weit über gemeine Menschen erhebt, führt auch von der andern Seite weiter als diese, wenn er nicht früh genug mit Männern edler Denkungsart umgehen und seinen Charakter in einer feinen, edlen Erziehung verbessern kann. Das war das Unglück meines Freundes. Ohne alle Erziehung, ohne Geschmack wurde er auf das Pädagogium zu Halle geschickt. Er lernte etwas und vertauschte die Schule mit der Universität. Hier fuhr er fort wechselsweise zu schwärmen und zu studieren, und würde durch das Beispiel des Lehrers, den er sich wählte, aufgemuntert, vielleicht nie einen andern

Weg gegangen sein als diesen, worauf in unsern Tagen so viele gute Köpfe verunglückt sind, wenn er nicht hierher gekommen wäre. Er sah selbst ein, daß es mit der Theologie nicht gehen würde, und beredete seinen Großvater, von dem er abhängt, ihn nach Göttingen zu schicken, um die Rechte zu studieren. Das that er auch mit einem Eifer, der ihn in einigen Jahren geschickt darin machte, fand aber noch immer Zeit, die schönen Wissenschaften gründlicher zu studieren, als man sie gemeiniglich zu studieren pflegt. Indeß brachte ihn eine unglückliche Gewohnheit und Mangel an guter Gesellschaft noch immer wieder in seine vorigen Ausschweifungen, und dadurch wurde sein Großvater so aufgebracht, daß er seine Hand gänzlich von ihm abzog. In dieser traurigen Lage ist er noch, aber so unglücklich sie ihn in mancher Hinsicht machte, hat sie doch gute Folgen für ihn gehabt. In dieser Zeit ward ich mit ihm bekannt. Die Anhänglichkeit an Meinungen, die ich nicht mehr hatte, die Zuversicht, die alle Gelehrte von einer gewissen Sekte haben, und die mir von Tag zu Tage unerträglicher wird, weil sie ein sicherer Beweis ist, daß man noch nicht viel gesehen hat und nie weit sehen wird, machten, daß wir trotz unserer Bekanntschaft noch immer entfernt blieben. Der genaue Umgang mit meinem Freunde Gotter, der mir damals wenig Zeit und wenig Lust zu einem Andern ließ, trug vielleicht auch etwas dazu bei. Einerlei Liebe zu den Musen, einerlei Studien mußten uns indeß näher vereinigen, und nach Gotters Abreise sahen wir uns schon öfter. Ich reiste indeß nach Berlin, und seit meiner Zurückkunft leben wir als Freunde mit einander. Er hat seitdem das Spanische sehr weit getrieben und ist ganz zu den griechischen Musen zurückgekehrt. Die erste Frucht dieses Umganges wird eine Uebersetzung des Romans von dem Ephesischen Xenophon sein, der nicht ohne Interesse ist und wegen seines Alterthums schon Aufmerksamkeit verdient. Er hat mit einer Uebersetzung

des Homer angefangen, wird aber mit aller der Bedachtsamkeit und Reife des Urtheils verfahren, die eine solche Unternehmung fordert, wenn sie nicht scheitern soll, wie alle vorhergegangenen. Noch ist er Willens, sie in Jamben zu machen, und hat auf diese Art schon ein Buch fertig. Die Probe macht ihm die größte Ehre, obgleich ich ihm noch immer meine Zweifel mache, daß die Majestät des Homerischen Hexameters sich in deutschen Jamben nicht wohl kopieren lasse. Ich weiß, die Italiener haben einen Homer in Versi sciolti, die Engländer sogar in Reimen, aber beide haben auch keinen Hexameter wie wir. — Herr Bürger lebt jetzt auf eine untadelhafte Art, und ich verspreche der Nation von seinen Talenten nicht wenig. Gelitten haben sie bei seiner vorigen Lebensart, aber zerstört sind sie nicht. Ich glaube, daß der Eintritt in die feine und gesittete Welt ihn jetzt zu einem vollendeten Manne machen und leicht das Rohe abschleifen würde, das ihm noch von seiner vorigen Lebensart übrig geblieben ist. Ich habe schon verschiedene Versuche gemacht, ihn aus seiner Lage zu reißen, aber alle sind noch vergebens gewesen. Er weiß nichts davon. Ich war willens, Sie zu bitten, ihm die Stelle zu verschaffen, die Ihre Güte für mich ausgefunden hatte, aber in der Zeit hatte er die gewissesten Aussicht auf einen wichtigen Posten, und ich konnte ihn nicht zwischen zwei Thüren stellen. Es scheint nichts daraus zu werden, und nun ärgert es mich sehr, daß ich mich nicht früher an Sie gewandt habe. Wird ihm nicht bald geholfen, so sind wir in Gefahr, um einen vortrefflichen Kopf zu kommen. Hier sehe ich keine Aussicht für ihn, und seine Freunde sind alle nicht in der Lage, ihm so nachdrücklich zu helfen, wie sie gern wollten. Herr Klotz nimmt sich seiner sehr an, und ich freue mich darüber, ob ich gleich um Bürgers selbst willen nicht wünsche, daß er durch ihn zuerst in die Welt eingeführt werde. Das würde ihm sicher in der Meinung derer schaden, deren Beifall

nur ein Mann, der edel und fein denkt, sucht. Ich würde mich vor mir selbst schämen, wenn ich einen Funken persönlichen Grolles wider Klotz in mir hätte. Ich verkenne sein Genie nicht, aber ich bin zu sehr von dem großen Schaden überzeugt, den er in unserer Litteratur angerichtet hat, als daß ich die Vereinigung eines guten Kopfes mit ihm ohne Schmerz ansehen könnte. Sie ist seinen Sitten und seiner Größe gleich nachtheilig. Wie kann der groß werden, der frühzeitig lernt, daß es Nebenwege gibt, zu dem Tempel der Ehre zu kommen? Um Ihnen einen völlig deutlichen Begriff von ihm zu geben, habe ich sogar meines Freundes nicht geschont, aber er selbst würde Alles billigen und bestätigen, was ich gesagt habe, sobald er den Mann kännte, dem ich es sage. Er wird sicher nicht wieder in seine vorigen Fehler zurückfallen, da er sie und ihre Folgen kennt, und auch edlere und bessere Freunde finden, seitdem er sie zu haben verdient. Seine jetzige Lage, so traurig wie sie ist, war zu seinem wahren Wohl vielleicht nothwendig. So sind die Wege der Vorsicht. Sie erlaubt oft einem Menschen, hart, ja grausam zu sein, um durch ihn einen Andern zu bessern, dessen sie sich vorzüglich annimmt." —

Dieser Brief, ein schönes Zeugniß für Boie's hellen Blick und freundschaftliche Gesinnung, ist der Mittheilung um so mehr werth, als er ein ziemlich deutliches Bild von Bürgers Entwickelungsgange gibt; nur an einigen Stellen ist die Schilderung wohl zu mild und nachsichtig gehalten, besonders was die wissenschaftlichen Bestrebungen Bürgers betrifft. Dieser sagte in späteren Jahren selbst, daß er eigentlich nie sich anhaltend bemüht habe, daß vielmehr all sein Wissen mehr ihm angeflogen als erworben sei.

In diese ersten Jahre der poetischen Thätigkeit unseres Dichters fällt die in der Sammlung seiner Werke mit der Jahreszahl 1769 bezeichnete „Nachtfeier der Venus", die Nachahmung

eines lateinischen Gedichtes*), und einige dieselbe Jahreszahl tragende kleine Dichtungen lyrischen Inhalts. Sie sind im Charakter der Zeit gehalten, Bürger ist in ihnen schon frei von Klopstockschen Einflüssen, unter denen er in Halle gestanden hatte, aber sie sind doch eigenthümlich in ihrer gegen ähnliche Erzeugnisse damaliger Zeit bemerkenswerthen Frische und Leichtigkeit, sowie auch ein volksthümlicher Ton in ihnen lebt. Dies gilt noch mehr von dem letzten Gedichte des Jahres 1770, „Bacchus" überschrieben, namentlich in der Gestalt der älteren Ausgabe, in der es die Ueberschrift „Herr Bacchus" trägt und mit der bekannten Strophe anfängt:

„Herr Bacchus ist ein braver Mann,
Das kann ich euch versichern,
Mehr als Apoll, der Leiermann,
Mit seinen Notenbüchern."

Die spätere Fassung ist ungleich matter; hier lautet die erste Strophe:

„Hoch, dreimal höher als Apoll,
Soll Vater Bacchus leben!
Zehn Berge, dicht von Lorbern voll,
Gilt einer mir voll Reben."

1771 entstand unter Boie's namentlich auf Korrektheit hinwirkendem Einflusse das vielgenannte Gedicht „das Dörfchen", einer Dichtung des Franzosen Bernard auf das glücklichste nachgebildet, das ohne Zweifel zu Bürgers besten Gedichten gehört, ja vielleicht in seiner Art ganz einzig, mindestens unübertroffen dasteht.

War aber Bürgers Name, wie Gleims Anfrage zeigte, schon über Göttingen hinausgedrungen, so ist es wohl selbst-

---

*) Das lateinische Original (pervigilium Veneris) gehört dem 2. oder 3. Jahrh. nach Chr. G. an, ist in trochäischen Tetrametern geschrieben und hat den Refrain: cras amet, qui numquam amavit, quique amavit, cras amet.

verständlich, daß man im Jähre 1772 ihn in der Musenstadt selbst als jungen Dichter kannte: seine Bekanntschaften dehnten sich, namentlich durch Boies Vermittelung, weiter aus, die jungen Männer, welche bald darauf im Hainbunde zusammentraten, wurden ihm näher bekannt, zum Theil sogar befreundet. In dieser Zeit beschäftigte er sich viel mit Shakespeare und mit den von Percy herausgegebenen reliques of ancient English poetry, einem Werke, welches von dem entscheidendsten Einflusse auf seine spätere Balladendichtung ward. Seine äußere Lage aber war höchst ungünstig, wie Boie's mitgetheilter Brief zur Genüge zeigt: auch des freigebigen Gleim Unterstützungen vermochten nicht die Sorgen für seine Existenz zu verscheuchen. Boie gab sich alle Mühe, dem Freunde eine feste Stellung zu verschaffen, und mochte dabei wohl auch der Meinung sein, auf den leichten Sinn Bürgers werde Regel und Ordnung, wie sie ein Beruf gebe, wohlthätig wirken. Und wirklich brachte er es, nachdem sich eine Aussicht auf den Posten eines Legationssekretärs in Warschau zerschlagen hatte, auch die provisorische Beschäftigung bei einem Göttinger Advokaten, wohl durch Gleim bei einem Besuche persönlich vermittelt, sich als ungenügend erwiesen, durch fortgesetzte Bemühungen dahin, daß Bürger die Stelle eines Justizamtmanns auf den von Uslar'schen Gerichten zu Altengleichen erhielt. Freilich war für den Dichter in der ziemlich beschwerlichen und mindestens nicht gerade anregenden Thätigkeit nicht so viel Muse gegeben, als er wohl gewünscht hätte, aber es war doch ein Stück Brot, und dieser Wendung seines Schicksals hatte er es zugleich zu verdanken, daß sein Großvater ihm verzieh, die in Göttingen gemachten Schulden bezahlte und sogar die zur Uebernahme des Amtmannpostens erforderliche Cautionssumme hergab. Leider ging ein großer Theil dieser Summe durch die Schuld des Hofrath Liste verloren, dem Bürgers Großvater, miß=

trauisch gegen den Enkel, in Boie's Abwesenheit das Geld anvertraute: ein Umstand, der jedenfalls nicht günstig auf Bürgers ökonomische Lage einwirkte, wenn man ihn auch nicht für den Hauptgrund der späteren so bekannten wie verderblichen Unordnung in seinen Vermögensverhältnissen halten darf.

Er schlug seinen Wohnsitz zunächst in Gelliehausen, unweit von Göttingen auf; unter dem 20. September 1772 berichtete er an Gleim aus seinem neuen Wohnorte über die mit ihm vorgegangene Veränderung, nicht ohne bereits über Arbeitsnoth und Mangel an Muse zu poetischer Thätigkeit zu klagen. Daß dabei Bürgers Abneigung gegen regelmäßige, gebundene Thätigkeit im Spiele war, das geht schon daraus deutlich hervor, daß gerade die erste Zeit des Gelliehauser Aufenthaltes ihn auf den Kulminationspunkt seiner dichterischen Leistung hob. Denn als solcher ist unstreitig die „Lenore" anzusehen, die im Frühling und Sommer des folgenden Jahres entstand. Es konnte bei aller Nüchternheit und Eintönigkeit des Geschäftslebens doch nicht an Anregungen fehlen. Gelliehausen war ganz leidlich gelegen, der Verkehr mit den Göttinger Dichtern, deren Bundesleben gerade in diese Zeit fällt, und mit denen er in freundschaftlichem Vernehmen stand, ohne dem Bund eigentlich anzugehören, war ziemlich lebhaft, der Umgang mit den Landleuten kam ihm, den Percy's Sammlung und Herders Ansichten über die Volkslieder lebhaft beschäftigten, so recht zu Statten: kurz, Bürger ward hier der Balladendichter, erwarb sich hier die Stellung, die er unter unsern Koryphäen in der erzählenden Dichtung für immer behaupten wird.

Allgemein bekannt ist, daß Bürger bei einem Spaziergange im Mondscheine ein Bauermädchen die Worte singen hörte:

„Der Mond der scheint so helle,
Die Todten reiten so schnelle;
Feinsliebchen, graut dir nicht?

Seiner Neigung für das Unheimliche und Schauerliche thaten wir schon Erwähnung: jene Worte machten auf ihn so gewaltigen Eindruck, daß er sofort den Plan zu einer Ballade entwarf und einige Strophen dichtete. Aber es dauerte doch geraume Zeit, ehe das Gedicht vollendet war, wie aus dem Briefwechsel mit Boie über die Lenore deutlich hervorgeht. Denn am 19. April berichtet er, daß er eine herrliche Romanzengeschichte aus einer uralten Ballade aufgestört habe, und am 20. September verhandelt er noch mit dem kritischen Rathgeber über vorzunehmende Veränderungen; es ist der 19. Brief, den er deshalb an Boie richtet. Der Lenore liegt jedenfalls ein Volkslied zu Grunde, von dem sich einzelne Spuren noch bis auf unsere Tage erhalten haben: der Inhalt desselben ist zwar nicht völlig durchsichtig; aber er spielt offenbar in ein uraltes Sagengebiet hinein, dessen erste Anfänge sich bis in die Edda hinein verfolgen lassen. Für einzelne Wendungen und Ausdrücke der Ballade hat Bürger unstreitig Volkslieder benutzt, wie von Verschiedenen, zuletzt noch von H. Pröhle nachgewiesen ist. Auch ist die Einwirkung englischer und schottischer Gedichte nicht in Abrede zu stellen, und eine alte (1723 gedruckte) Ballade „das Suffolk-Wunder oder eine Erzählung von einem jungen Mann, der einen Monat nach seinem Tode seiner Geliebten erschien und sie hinter sich zu Pferde 40 Meilen in 2 Stunden fortführte und nachher nirgends anders außer in seinem Grabe gesehen wurde", vielleicht von unmittelbarstem Einfluß gewesen.

Der Eindruck, den das Gedicht machte, war außerordentlich: vielleicht ist nie ein Gedicht in Deutschland mit gleichem Beifall aufgenommen worden, sicherlich kein erzählendes Gedicht so ins Volk gedrungen wie die Lenore. Und in der That, sie ist auch von unwiderstehlicher Gewalt! Versetzt man sich in die Zeit ihrer Entstehung, in den so erregbaren Kreis der Hainbund-

dichter, so versteht man wohl, daß Fritz Stolberg beim Vorlesen der Lenore, als Bürger im Freundeskreise seine Dichtung mittheilte und in seiner lebhaften Weise mit allerlei Aktionen begleitete, erschreckt vom Stuhl aufsprang, als drohe auch ihrer Runde nächtlicher Geisterbesuch. An Volksthümlichkeit mag sich wohl keine Ballade mit der Lenore messen, an dramatischem Leben, an Bewegung mögen ihr wenige nahe kommen, die Vorzüge der Bürgerschen Dichtung liegen in ihr klar zu Tage. Bei alle dem aber lassen sich auch in der Lenore die Schwächen Bürgers spüren, die Neigung, in den Bänkelsängerton zu verfallen, und besonders sind die zahlreichen eingestreuten Ausrufewörter, die Onomatopoiien nicht mit Unrecht getadelt werden, ohne daß man deshalb der Lenore den Rang der ersten deutschen Volksballade, und des vorzüglichsten Gedichtes Bürgers bestreiten dürfte. Friedrich Stolberg erscheint übrigens in seiner oben angeführten Kundgebung nur als der Repräsendant des damaligen Publikums, das die Lenore mit Jubel aufnahm. Wie sehr sie ins Volk eindrang, davon konnte sich der Dichter auf einer Reise nach der Heimath überzeugen, indem er in einem Dorfe sein Gedicht von dem Schulmeister unter dem lautesten Beifalle der Landleute vorlesen hörte.

Im folgenden Jahre (1774), im September heirathete er die Tochter des benachbarten Justizbeamten Leonhard zu Niedeck, Dorette Leonhard, und zog mit ihr in das zu seinem Gerichtssprengel gehörende Dorf Wöllmershausen. Mit diesem Schritte beginnt die Kette von Verirrungen und Verwirrungen, die uns bis an das Grab des Dichters begleitet. Er mag seine erste Frau wohl geliebt haben, aber sicherlich war diese Neigung nicht tief genug in ihm gegründet, um dauerhaft zu sein, er selbst leider nicht in sich befestigt genug, um seinen beweglichen Sinn in Schranken zu halten. Die Stimmung, welche aus dem Briefe des Bräutigams spricht (an Gleim vom 18. Febr.

1774), in der ihm die Welt in zwei Theile getheilt scheint, „den, wo sie ist, und den wo sie nicht ist“, hielt nicht lange vor. Unter dem 5. Juli 1775 schreibt Bürger schon von seiner Frau als „dem besten, sanftesten, redlichsten Geschöpfe, aber Weib und Kind sind doch noch seine ganze und einzige Freude. Auch spürt sich in seinen poetischen Produktionen, an denen die Jahre 1774 und 1775 nicht zu reich sind, etwas von Ermattung, wenn man das Jahr 1773 dagegen hält. Die Uebersetzung des Romans Anthia und Abrokomas ist nicht hoch anzuschlagen, und das in Weimar mit Jubel bei der ersten Ankündigung begrüßte, durch Göthes Vermittelung unterstützte Unternehmen der Homerübersetzung, mit dem sich Bürger seit Jahren beschäftigte, blieb unvollendet.

Dorette Bürger hatte eine Schwester Auguste, die um einige Jahre jünger als Dorette, zu der Zeit, da Bürger heirathete, noch mehr Kind als Jungfrau war. Unstreitig nicht bloß an Schönheit, sondern auch an Gaben des Geistes ihrer Schwester überlegen, machte sie, zur blühenden Jungfrau herangereift, auf Bürger den mächtigsten Eindruck. Er widerstand demselben nicht, sondern überließ sich der Leidenschaft, und nach langem Schwanken und Kämpfen ging auch Auguste, in seinen Liedern als Molly gefeiert, auf ein Verhältniß ein, das nimmermehr Frieden und Segen bringen konnte. Bürger lebte mehrere Jahre offenbar in einer Doppelehe: Molly gebar fern von Göttingen einen Knaben, der bei Verwandten erzogen wurde.

Aber auch in anderer Beziehung trübten sich die Verhältnisse. Hatte er selbst früher eingestanden, daß nur die Noth ihn zur Annahme des Gerichtspostens gedrängt, was war da für Befriedigung im Amtsleben zu erwarten! Die Geschäfte behagten nicht, dazu war die Einnahme knapp, er selbst kein guter Haushalter, ja seine Frau verstand sich auch nicht sonder-

lich aufs Wirthschaften. 1777 starb der Schwiegervater in Niedeck, aber die Hoffnung, den einträglichen Dienst desselben zu erhalten, blieb unerfüllt, dagegen fiel ihm durch die entstehenden Erbschaftsstreitigkeiten allerlei verdrießliche Arbeit zu. Mangel an genügender Einnahme trieb ihn dazu, nicht ohne daß dabei die gerechten Ansprüche von Voß verletzt wurden, die Herausgabe des deutschen Musenalmanachs zu übernehmen; er vermochte sich gegen Voß nur durch den Hinweis auf seine ungünstigen Verhältnisse zu rechtfertigen.

Diesen Druck, unter dem gerade ein Mann wie Bürger sich doppelt und dreifach unglücklich fühlen mußte, zu erleichtern, übernahm er 1780 eine Pachtung in dem Dorfe Appenrode, daß in seinem Gerichtssprengel lag. Aber was konnte dabei herauskommen? Weder er, noch seine Frau, die zudem zu kränkeln anfieng, hatte Neigung noch auch Fähigkeit für eine Thätigkeit, wie sie hier erforderlich gewesen wäre, um günstige Resultate zu erzielen. So mußte er nach wenig Jahren die Pachtung wieder aufgeben, und noch froh sein, daß nicht das ganze vom Schwiegervater ererbte Vermögen dabei verloren gegangen war.

In dieser Zeit faßte er den Entschluß, sich an den preussischen König Friedrich II. zu wenden, daß dieser ihm einen angemessenen Wirkungskreis anweise. Auf das am 29. Juli 1782 an den König gerichtete Schreiben erwiederte der Großkanzler und Justizminister von Carmer am 19. Nov. desselben Jahres sehr verbindlich und wohlwollend, aber ohne irgendwie eine bestimmte Zusage zu machen. Der Vorstand der Universitäts-Oberkuratoriums, Herr von Zedlitz, hatte die von dem Justizminister befürwortete Anstellung Bürgers in seinem Ressort geradezu abgelehnt*).

---

*) Vgl. Pröhle. G. A. Bürger ꝛc. S. 60.

Zu allen diesen Mißverhältnissen kamen nun noch ernstliche Verdrießlichkeiten wegen seiner Amtsführung. Bürger gerieth in Uneinigkeit mit einem seiner Patronatsherren, und dieser wendete sich Beschwerde führend an die Regierung zu Hannover. Die Anklageschrift enthielt einige wohl völlig gerechtfertigte Beschwerden, denn von einer ordentlichen, pünktlichen Geschäftsführung wußte Bürger freilich nichts, aber es waren auch Angriffe in ihr enthalten, gegen die sich Bürger leicht vertheidigen konnte. Man warf ihm geradezu Unredlichkeit, Unterschleif in Bezug auf Depositengelder vor, und dieser Vorwurf blieb unerwiesen. Konnte aber auch nicht gegen ihn verfahren werden, so war doch seines Bleibens nicht länger in Altengleichen; der lange vorbereitete Entschluß, die Stelle aufzugeben, ward im Jahre 1784 zur That. Die schwergeprüfte Gattin sollte den Umzug nicht mehr erleben: nach längeren körperlichen Leiden, — und wie hätte sie nicht auch von Herzensgrame verzehrt werden sollen? — starb sie an der Auszehrung am 30. Juli dieses Jahres.

Im Herbste desselben Jahres siedelte Bürger nach Göttingen über, um dort zunächst sich dem Musenalmanach zu widmen und daneben durch Vorlesungen und Privatunterricht sich seinen Unterhalt zu erwerben. Mehrere Mitglieder der philosophischen Fakultät, insbesondere Heyne und Kästner, unterstützten ihn mit Rath und That, wenn sie auch seinen Wunsch, gleich den Titel eines Professors zu erhalten, nicht zu erfüllen vermochten. Seine Vorlesungen fanden ziemlichen Beifall, und auch sonst fieng sich sein Loos an besser zu gestalten. Ja es erreichte noch eine Höhe des Glücks, obschon nur auf kurze Zeit, als er im Sommer des folgenden Jahres 1785 sich mit seiner Auguste-Molly in der Kirche zu Bissendorf bei Hannover trauen lassen konnte. Mit ihr zog noch einmal das Glück in Bürgers Herz und Haus ein, seine häuslichen Verhältnisse begannen sich zu

ordnen, sein Muth neu zu beleben, noch einmal klang sein Lied hoch und voll in dem „hohen Liede von der Einzigen", — aber es war nur auf kurze Zeit. Schon im folgenden Jahre ward ihm seine Molly (am 9. Jan. 1786), vierzehn Tage nach ihrer Entbindung von einer Tochter durch den Tod entrissen.

Von nun an geht es mit Bürger unaufhaltsam abwärts: in Brief und Lied klingt das Gefühl unersetzlichen Verlustes, zum Tode ermatteter Kraft zum Herzen des theilnehmenden Lesers. „Hin ist hin! verloren ist verloren, das ist die Hauptsumme von Allem. Wenn ich hier noch etwas hoffe und wünsche, wenn ich, matt und kraftlos, wie ich bin, mit Fallen und Aufstehen nach etwas noch strebe, so geschieht es um meiner Kinder willen. Wären diese nicht, so würde der sehnende Wunsch, mich je eher je lieber neben meine Entschlafene zu betten, mich gar nicht mehr verlassen. Wozu sollte auch sonst der nackte, kahle, traurige Stab noch lange dastehen, nachdem die schöne, holde Rebe, die sich um ihn hinanschlang, herabgerissen ist?" — So schrieb er am 16. März 1786 an Boie.

Die gewaltige Erschütterung, welche Bürger durch Molly's Verlust erlitten, hatte demnächst die Folge, daß er in anhaltenden und strengeren Studien Heilung seines Schmerzen suchte. Er warf sich mit bei ihm ungewohnter Ausdauer auf die Kantische Philosophie und brachte es bei seiner leichten Fassungskraft bald soweit, öffentliche Vorlesungen über dieselbe halten zu können, die ihm den Ruf eines Vertreters der Kantischen Principien auf der Georgia Augusta eintrugen. Das 50jährige Jubelfest der Universität brachte ihm den philosophischen Doktorhut, das Jahr 1789 endlich die Ernennung zum außerordentlichen Professor ohne Gehalt.

Dasselbe Jahr ward für Bürger in einem weit ungünstigeren Sinne inhaltschwer. Es war eine neue Ausgabe seiner 1780 zuerst veröffentlichten Gedichte erschienen, in der viele

neuere Dichtungen, darunter manche auf Mollys Tod bezügliche enthalten waren. Da fand sich denn in einer Stuttgarter Zeitschrift ein Gedicht an Bürger, in welchem ein Schwabenmädchen dem unglücklichen Dichter ihre Liebe gestand und ihm geradezu ihre Hand anbot. Leider war Bürger nicht der Mann einem solchen Abenteuer aus dem Wege zu gehen. Er schrieb nach Stuttgart, zog Erkundigungen über die Verfasserin ein und erfuhr, daß die anonyme Dichterin ein Fräulein Elise Hahn sei, die Tochter einer Beamtenwittwe. Das Abenteuerliche der Sache, anstatt ihn abzuschrecken, zog ihn an; auf ein Bildniß hin und auf das schriftlich gegebene Jawort reiste er nach Stuttgart, um sich mit Elise trauen zu lassen. Aufrichtig war er wohl gegen sie gewesen, indem er ihr eine durchaus nicht in zu lichten Farben gehaltene Selbstschilderung gegeben und ihr an das Herz gelegt hatte, sich ernstlich zu prüfen: aber war nach dem Vorausgegangenen mehr als eine leichtfertige Zusage zu erwarten? 1790 ward die Schwäbin seine Frau, und auf kurze Zeit fühlte er sich wieder glücklich. Aber es war ein gar kurzer Traum, dem ein Erwachen der Enttäuschung folgte. Seine Frau führte einen solchen Lebenswandel, daß er sich 1792 von ihr wieder scheiden lassen mußte. Es war der letzte schwere Schlag, der ihn traf, nicht ohne eigene Schuld; er vermochte sich fortan nicht mehr zu erholen, körperlich wie geistig.

„Lange schon in manchem Sturm und Drange
Wandeln meine Füße durch die Welt.
Bald den Lebensmüden beigesellt,
Ruh' ich aus von meinem Pilgergange.
Leise sinkend faltet sich die Wange;
Jede meiner Blüthen wankt und fällt."

So singt er in dem Sonette „an das Herz" (1792), voll von trüber Todesahnung.

Und mit raschen Schritten gieng er nun auch seinem Ende ent-

gegen. Kurz vor der Trennung von seiner dritten Gattin hatte ihn eine Heiserkeit befallen, die durch die Anstrengungen gerade dieser bewegten Wochen sich so festsetzte, daß sie ihn nicht mehr verließ. Schwäche der Brust hatte sich schon in früheren Jahren kundgeben: jetzt bei dem Zusammenwirken so vieler Umstände bildete sich eine Abzehrungskrankheit aus, die sich bald als unheilbar erkennen ließ. Nach langen schweren Leiden erlöste ihn ein sanfter, leichter Tod am Abend des 8. Junius 1794.

Bürger ist unzweifelhaft eine der bedeutendern Erscheinungen in unserer Litteraturgeschichte, an Talent unter den Dichtern des 18. Jahrhunderts der ersten einer. Das was ihm fehlte, Energie des Charakters, Hoheit des Geistes und Herzens, bildet auch die Schranke in seiner poetischen Wirksamkeit. Bürger ist nur in volksthümlichen Balladen und Romanzen groß, in dieser Gattung aber auch, insbesondere in der Lenore, die deshalb als das Centrum seiner Dichtungen erscheint, unerreicht. Jedoch ist die Zahl dieser mustergültigen Gedichte nur sehr beschränkt und außer der Lenore etwa nur noch das Lied vom braven Manne (1776), der Kaiser und der Abt (1784), das Lied von der Treue (1788) hierher zu rechnen; bei der Mehrzahl der übrigen erzählenden Gedichte ist Schillers bekannter wenn auch nicht in allen Stücken zu unterschreibender Tadel*), mit dem selbst der günstig gestimmte A. W. von Schlegel in der Hauptsache zusammentrifft, völlig begründet. Als Lyriker steht Bürger weit weniger hoch, weil es seinen lyrischen Stoffen zu sehr an allgemein gültigem Inhalte fehlt: sie sind der Ausdruck viel zu individueller, zum Theil nicht wohlthuender Stimmungen, bisweilen mehr schmuck-, als empfindungsreich. Dagegen verdienen seine Sonette, unter denen

---

*) Schillers Werke (Ausgabe in 12 Bänden, 1847) Bd. 12, S. 325 fgg.

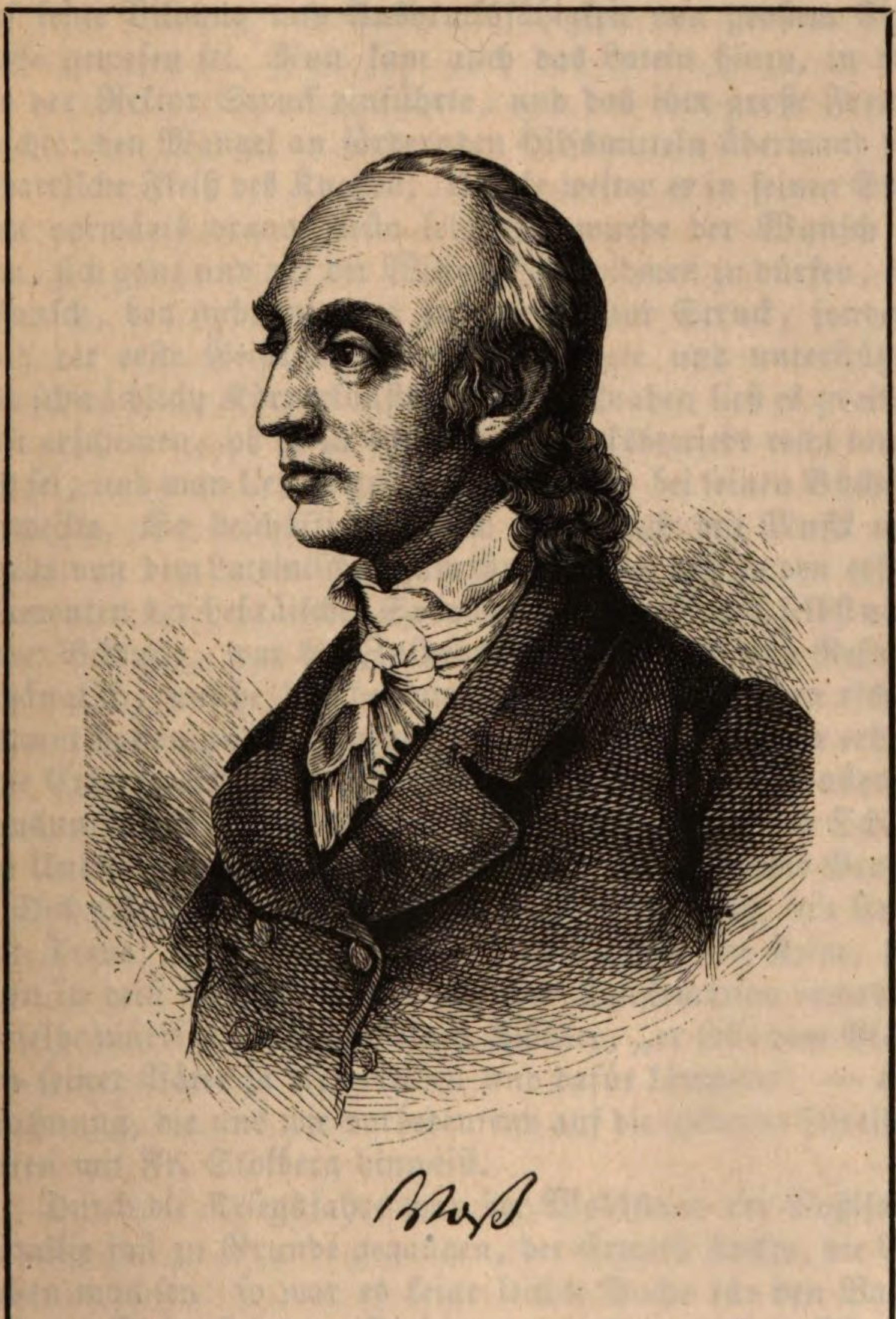
das obenerwähnte „an das Herz" eins der vorzüglichsten ist, rühmlichste Erwähnung. Ueber seine Uebersetzung der Ilias ist durch die Geschichte der Voß'schen Homerübersetzung ein gültiges Urtheil gefällt.

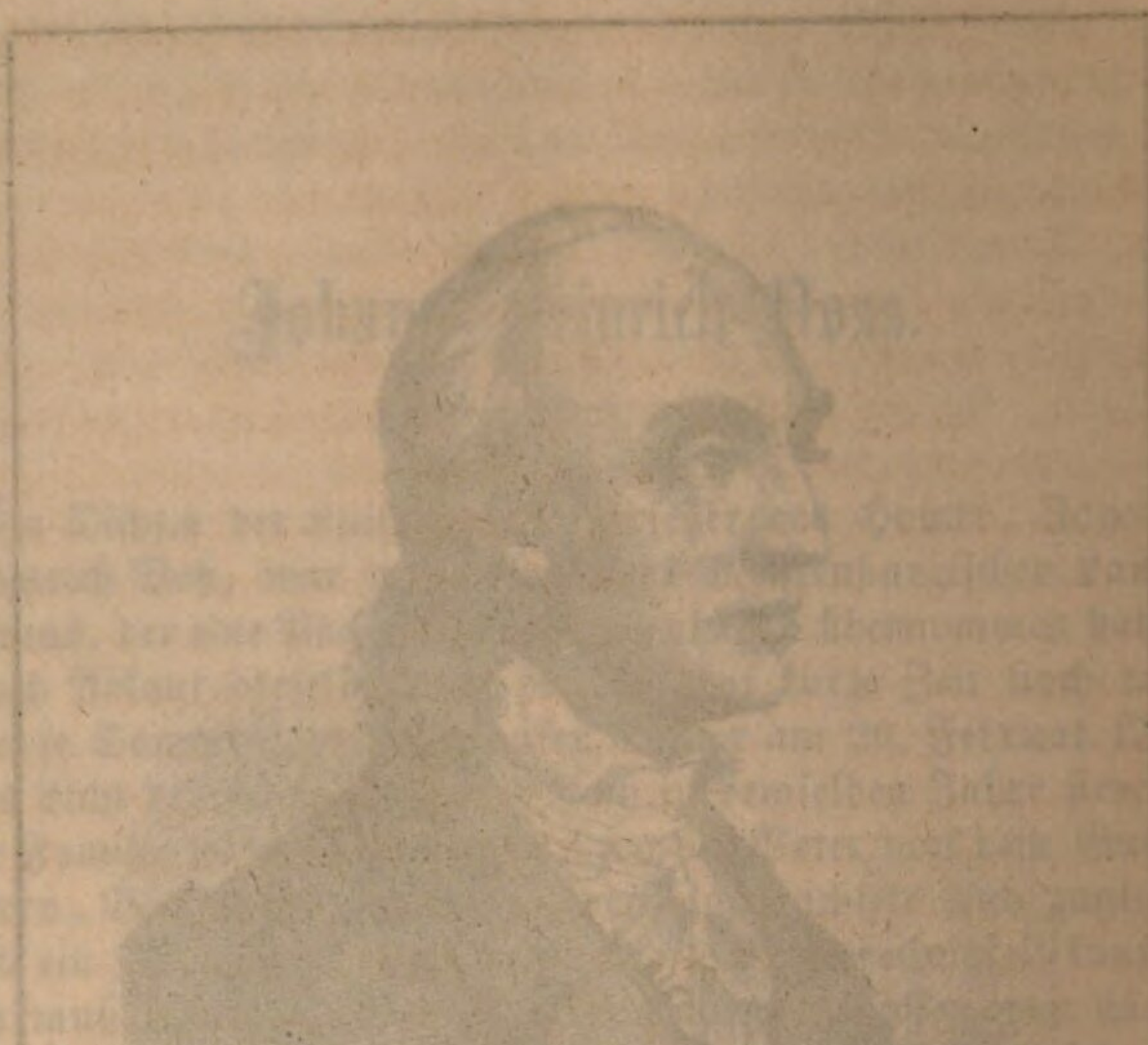
Unter Vielem, was über Bürgers Leben und Dichten gesagt worden ist, verdient kein Ausspruch wegen seiner Kürze und Schärfe mehr erwähnt zu werden, als Göthe's bekanntes Wort: „Bürger wußte sich nicht zu zähmen, und darum zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten."

Johann Heinrich Voss.

Der Dichter der Luise und Uebersetzer des Homer, Johann Heinrich Voß, war der Sohn eines Mecklenburgischen Landmanns, der eine Pachtung in Grubenhagen übernommen hatte. Nach Ablauf derselben zog derselbe auf kurze Zeit nach dem Dorfe Sommersdorf, wo unser Dichter am 20. Februar 1751 das Licht der Welt erblickte. Noch in demselben Jahre siedelte die Familie nach Penzlin über, wo der Vater von dem Gutsherrn, Baron von Maltzahn, den Zoll pachtete und zugleich sich ein Grundstück mit Brau- und Brenngerechtigkeit kaufte. Er muß in seiner Bildung seinen Standesgenossen weit überlegen gewesen sein, denn wir hören von ihm, daß er sich mit der Feder zu beschäftigen und Sachwalterdienste zu verrichten gewußt habe.

In Penzlin erhielt Johann Heinrich Voß den ersten Unterricht in der Stadtschule und zeichnete sich durch Befähigung und Wißbegierde rühmlich aus. Er war bald im Lesen und Rechnen einer der Ersten und verschlang eifrig, was nur von Büchern in seine Hände kam, insbesondere die damals beliebten Robinsonaden und Volksbücher, wie die Haimonskinder. Aber auch ernstere Lectüre zog ihn an: zu der Bibel, besonders zu den historischen Büchern des alten Testaments, zu den Psalmen und Jesus Sirach kehrte er gern zurück und erkannte noch in spätern Jahren dankbar an, daß diese Lektüre





auf seine Bildung und Ausdrucksfähigkeit von großem Einflusse gewesen sei. Nun kam auch das Latein hinzu, in das ihn der Rektor Struck einführte, und das ihm große Freude machte: den Mangel an fördernden Hilfsmitteln überwand der beharrliche Fleiß des Knaben. Und je weiter er in seinen Studien vorwärts drang, desto lebhafter wurde der Wunsch in ihm, sich ganz und gar der Wissenschaft widmen zu dürfen, ein Wunsch, den nicht nur der wackere Rektor Struck, sondern auch der erste Geistliche des Ortes billigte und unterstützte. Die schwächliche Körperkonstitution des Knaben ließ es zweifelhaft erscheinen, ob er zu einem Handwerksbetriebe recht tauglich sei, und man ließ es geschehen, wenn er bei seinen Büchern verweilte. So beschäftigte er sich denn auch mit Musik und schritt von dem Lateinischen zum Griechischen und zu den ersten Elementen der hebräischen Sprache vor. Der Vater, selbst nicht ohne Bildung, war der Zusprache des Pfarrers und Rektors zugänglich, welche das bedeutende Talent des Knaben richtig erkannt hatten und in seinem Streben die Bürgschaft für erhebliche Erfolge erblickten. Der Erstere, welcher den Konfirmationsunterricht an den jungen Voß ertheilte, sagte am Schluß des Unterrichts zu ihm: „Mein Sohn, Gott hat etwas Großes in Dich gelegt; bewahre, was er Dir anvertraut hat, mit Ernst und Treue, und pflege für dein ganzes Leben den Keim, den Gott in dein Herz pflanzte". Bei der Konfirmation ermahnte derselbe würdige Geistliche seinen Schüler, „er solle dem Glauben seiner Väter ja treu bleiben und dafür kämpfen", — eine Mahnung, die uns wie vorbedeutend auf die späteren Streitigkeiten mit Fr. Stolberg hinweist.

Durch die Kriegsjahre war der Wohlstand der Voßischen Familie fast zu Grunde gegangen, der Erwerb stockte, die Abgaben wuchsen: so war es keine leichte Sache für den Vater, daß der Sohn sich dem Studium zuwenden wollte. Aber er

entschloß sich doch, dazu seine Einwilligung zu geben, daß Joh. Heinrich Theologie studiere, und brachte ihn in dieser Absicht zunächst Ostern 1766 auf das Gymnasium zu Neu-Brandenburg, wo er wegen seiner Kenntnisse in den alten Sprachen in die oberste Klasse aufgenommen wurde.

Voß gehört zu den wohlthuenden Erscheinungen in unserer Gelehrten- und Dichtergeschichte, in denen sich die Energie des Wollens und des Strebens, der unermüdliche Kampf mit Hindernissen siegreich zeigt; ihm ward es nicht leicht gemacht, sondern es galt, sich durchzukämpfen, und er hat sich durchgekämpft. Und zu den schwersten Zeiten in Voßens Leben gehören die Schuljahre in Neu-Brandenburg, weil nicht nur äußerer Mangel empfindlich drückte, sondern auch der Gymnasialunterricht nicht der Art war, daß er anzuregen und zu fesseln vermocht hätte. Indeß es fehlte auch nicht an Förderung und Aufmunterung. Er erhielt bei wohlwollenden Familien Freitische und fand Gelegenheit zu Privatunterricht. Was er durch diesen verdiente, ward theils zur Bezahlung des Schulgeldes und andrer nöthigen Bedürfnisse verwendet, theils dem verarmten Vater zugesendet. Daneben war es ihm doch möglich, Gründer und Mitglied einer wissenschaftlichen Gesellschaft zu werden, die sich mit den alten, vorzugsweise griechischen Schriftstellern, sowie mit einigen deutschen Dichtern (Gellert, Hagedorn, Ramler, Klopstock) beschäftigte und ihre Mitglieder zu eignen Produktionen zu veranlassen suchte. Die ersten metrischen Uebersetzungsversuche Voßens (aus der Theogonie des Hesiod), sowie einige Idyllen, beides in hexametrischer Form fallen in diese Zeit.

Schon 1768 war Voß darüber klar, daß in der Schule des Herrn Magister Dankert für ihn nichts mehr zu gewinnen war, er sehnte sich nach der Universität; aber wie die Mittel erlangen, um zu studieren? Der Vater verarmte mehr und

mehr, und wer bot ausreichende Hülfe? So blieb nur die eigene Thätigkeit und der Entschluß, zunächst zu entsagen, übrig. Er nahm eine Hauslehrerstelle bei einem Herrn von Oertzen auf Ankershagen an mit dem schmalen Gehalte von 60 Thlrn. für das erste, von 70 Thlrn. für das zweite Jahr: der Herr Gutsbesitzer wollte an einen jungen Mann, der die Universität noch nicht besucht, nicht das volle Hauslehrergehalt von 80 Thlrn., eine Summe, welche auch der Koch an jährlichem Gehalt bezog, wenden. Voß faßte aber doch den Entschluß, darauf einzugehen, um sich eine kleine Summe zu ersparen und so später seine Studien wieder aufnehmen zu können. Vom Herbste 1769 bis zu Ostern 1772 blieb er in dieser wenig erquicklichen Stellung, die bei der Behandlung, die er zu erfahren hatte, eine leidliche Geduldsprobe war. Es fehlte nicht an Demüthigungen, die sich schwer ertragen ließen, und nur einen Gewinn brachte diese Zeit des Herrendienstes, einen treuen und gleichgestimmten Freund. Es war dies der Prediger E. Th. J. Brückner (1746 — 1805) zu Großen-Vielen in der Nähe von Ankershagen, ein vielseitig gebildeter junger Mann, der durch poetische Arbeiten als Student Lessings Aufmerksamkeit erregt und sich namentlich auch mit Shakespeare genau bekannt gemacht hatte. Durch ihn wurde Voß mit dem brittischen Dramatiker bekannt und in seinen poetischen Arbeiten unterstützt. Des Freundes Beifall ermunterte ihn zu fortgesetzter Thätigkeit, sein weissagendes Lob war ein wirksamer Trost in den schweren Ankershagener Stunden.

Damals kam der von Gotter und Boie in Göttingen 1770 herausgegebene deutsche Musenalmanach in Voßens Hände. Die Mehrzahl der darin enthaltenen Gedichte schien ihm nicht so bedeutend und ausgezeichnet, daß er nicht gleich Gutes liefern könnte. So entschloß er sich, einige seiner Gedichte an Kästner in Göttingen einzuschicken, der für den Herausgeber des Almanachs

anfänglich gehalten wurde. „Ich fühle bisweilen, — schrieb er diesem am 8. Juli 1771 —, besonders wenn ich den Horaz oder Ramler gelesen, eine unwiderstehliche Neigung, Verse zu machen, und ich muß meine Eitelkeit gestehen, daß sie mir anfangs fast beständig gefallen. — — Vor einiger Zeit kam mir der Musenalmanach von diesem Jahre zu Gesicht, wovon man sagte, daß Sie der Sammler wären. Ich weiß nicht, wie ich auf den Gedanken kam, genug, ich entschloß mich, Sie zum Richter meines Gesanges zu erwählen. Ihre Verdienste und besonders Ihre Einsicht bei Werken des Genies sind zu sehr die Bewunderung Deutschlands, als daß Sie hier meines Lobes bedürften: welches Urtheil könnte mehr Gewicht haben? Sie wollen nicht lauter Meisterstücke in Ihrer Sammlung, ganz schlechte können Sie nicht. Wo Sie also einige von meinen Stücken einer Stelle in Ihrem künftigen Musenalmanach würdigen, so wird es mir ein Zeichen sein, daß ich wenigstens einigermaßen die Gesetze der Kunst erfüllt; und mit welchem Eifer würde ich mich bestreben, durch würdigere Proben den Beifall solcher Männer wie Sie sind, zu verdienen! Erblick' ich aber künftig nichts von meiner Arbeit darin, so wird mir dies der schrecklichste Richterspruch sein, und ich verspreche Ihnen bei der Leier des Apollo, in meinem Leben an keine Ode wieder zu gedenken?"

Aber so entmuthigend lautete der Richterspruch nicht, vielmehr kamen bald ermunternde Briefe von Kästner und von Boie, welchem jener die Gedichte zur Begutachtung übergeben hatte. Damals war man der poetischen Talente noch nicht so satt und müde, wie heut zu Tage, wo freilich jeder rechtschaffne Primaner sein Gedichtbuch im Pulte hat, und freute sich, ein Talent aufzufinden und zu fördern. Boie sagte im Voraus zu, wo er nur irgend könne, dem jungen Dichter behülflich sein zu wollen. Dieser dachte erst an die Universität Halle

und war von einem benachbarten Geistlichen dazu ermuntert worden, so daß er in der That seine Stelle in Ankershagen aufgegeben. Aber jener ließ ihn, als es sich nun um Thaten handelte, ohne Hülfe, Boie dagegen rieth dazu, daß Voß nach Göttingen komme. Unter dem 4. März 1772 schrieb er: „Sie sollen es für kein Kompliment halten, wenn ich Sie versichere, daß ich der Stunde mit Verlangen entgegen sehe, wo ich Sie umarmen kann. Ich habe große Hoffnung, daß Ihre Lage hier nicht ganz unbequem sein wird, wenigstens nicht länger als höchstens das erste halbe Jahr. — Kurz, kommen Sie nur, sobald es Ostern wird, und lassen Sie mich für das Uebrige sorgen!" Er war auch nach Kräften bemüht, für Voßens Fortkommen zu sorgen und verschaffte ihm zunächst aus Hannover die Zusicherung eines zweijährigen Freitisches.

So machte sich denn Voß Ostern 1772 mit einer Baarschaft von 130 Thalern auf den Weg und zog in Göttingen ein. Boie kam ihm auf das freundschaftlichste entgegen und erleichterte seine Lage dadurch, daß er ihm Befreiung von den Kollegien-Honoraren auswirkte und die Wohnungsmiethe für ihn zahlte. Voß beabsichtigte, Theolog zu werden und hörte deshalb im ersten Semester außer der Logik und Metaphysik (bei Feder), der Universalgeschichte (bei Gatterer) und einigen philologischen Kollegien (über Horaz bei Heyne) auch eines über Dogmatik (bei Miller). Das Englische ward unter Boies Leitung betrieben, durch dessen Vermittelung er auch mit gleichstrebenden und begabten jungen Männern bekannt wurde. Ein Brief an Brückner (vom 17. Juni 1772) eröffnet uns einen Blick in den Freundeskreis, in dem Voß bald eine hervorragende Rolle spielte. „Hölty — so heißt es in dem Briefe —, ein sehr malerischer Dichter; beide Millers, Vettern des Doktor Miller und Minnesänger, Wehrs, mehr Beurtheiler als Dichter, — Ewald, ein feuriges Genie, das sich aber von dem windigen

Riedel hat verführen lassen, ungefeilte Oden herauszugeben; Cramer, ein Sohn des berühmten Cramer, von dem Sie die Ode auf Bernstorfs Tod kennen, ein Kopf, der ungemein viel verspricht; Esmarch, ein bloßer Dilettant, der aber die Alten sehr vertraut kennt, und der mit mir jetzt, für den Unterricht im Französischen, den Pindar liest; und Seebach, den Sie in Vielen (im Mecklenburgischen) haben kennen lernen. — Noch einen glücklichen Kopf hätte ich bald vergessen, Ihnen bekannt zu machen; er heißt Hahn, aus dem Zweibrückischen gebürtig. Einige Gedichte, die ihn uns bekannt machten, waren freilich voller ausschweifender Verzückungen, aber sie verriethen Genie. Einige Zeit nachher machte er das vortreffliche Stück an Miller, das in dem neuen Almanach unter dem Buchstaben H. stehen wird. Es ist wahres, kein nachgemachtes Klopstockisches Feuer darin. Er ist ein Feind aller Gallier, die unser deutsches Vaterland mit ihren Sitten verderbten."

Da haben wir den Kreis vor uns, der als Göttinger Dichterbund in unsrer Litteraturgeschichte bekannt ist, und der durch den Zutritt von Voß erst seine rechte Bedeutung erhielt: da sehen wir auch die nationale und sittliche Tendenz des Bundes, den Anschluß an Klopstock, der beide Richtungen glänzend vertrat. Aber noch war der Bund im engern Sinne des Wortes nicht geschlossen: auch darüber berichtet uns Voß in seinen interessanten Briefen an Brückner*): „Ach, den 12. September, mein liebster Freund, da hätten Sie hier sein sollen. Die beiden Millers, Hahn, Hölty, Wehrs und ich giengen noch des Abends nach einem entlegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer

*) Voßens Briefe I., 91. — Vergl. Prutz, der Göttinger Dichterbund.

Bauerhütte eine Milch und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns Allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossen Stamm herum, — riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unseren Urtheilen gegen einander zu beobachten und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Ich ward durchs Loos zum Aeltesten erwählt. Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen und ihn jährlich begehen."

Auch über die Bundesversammlungen geben die genannten Briefe Aufschluß: „Alle Sonnabend um 4 Uhr kamen wir bei Einem zusammen. Klopstocks Oden und Ramlers lyrische Gedichte und ein in schwarzvergoldetes Leder gebundenes Buch mit weißem Papier in Briefformat liegen auf dem Tische. Sobald wir alle da sind, liest einer eine Ode von Klopstock oder von Ramler her, und man urtheilt alsdann über die Schönheiten und Wendungen derselben und über die Deklamation des Vorlesers. Dann wird Kaffee getrunken und dabei, was man die Woche etwa gemacht, hergelesen und darüber gesprochen. Dann nimmt es Einer, dem's aufgetragen wird, mit nach Hause und schreibt eine Kritik darüber, die des anderen Sonnabends vorgelesen wird. Das obige schwarze Buch heißt das Bundesbuch und soll eine Sammlung von den Gedichten unsers Bundes werden, die einstweilen durchgehends gebilligt sind. Noch steht nichts darin, weil die Gesänge, die jeder auf das Bündniß unter der Eiche gemacht, anfangen sollen, aber nach meinem Gefühl noch nicht eingeschrieben werden können."

Als Ewald Göttingen verließ, trat die Richtung des Bun-

des, gewiß nicht ohne Einfluß von Voß, recht deutlich hervor. „Gesundheiten wurden getrunken. Erstlich Klopstocks! Boie nahm das Glas, stand auf und rief: Klopstock! Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen, und nach einem heiligen Stillschweigen trank er. Nun Ramlers! nicht voll so feierlich; Lessings, Gleims, Geßners, Gerstenbergs, Uzens, Weißens u. s. w. und nun mein allerliebster bester Brückner mit seiner Doris. Ein heiliger Schauer muß Sie den Augenblick ergriffen haben, wie der ganze Chor, Hahn, die Miller mit ihren männlichen deutschen Kehlen, Boie und Bürger mit Silberstimmen und ich mit den übrigen das feurige: Lebe! ausriefen. Jemand nannte Wieland, mich däucht Bürger war's. Man stand mit vollen Gläsern auf und — „Es sterbe der Sittenverderber Wieland, es sterbe Voltaire!! ꝛc. ꝛc."

Die beiden Grafen Stolberg, Christian und Friedrich Leopold, kamen im Herbst 1772 nach Göttingen, um ihre akademischen Studien daselbst fortzusetzen und schlossen sich dem Bunde an. Durch ihren Zutritt ward die äußere Beziehung zu Klopstock, welcher sich für die jungen Stolbergs interessierte, bestimmter, der Klopstockenthusiasmus der Jünglinge, die national-liberale Tendenz, sowie die Opposition gegen Wieland noch geschärft. Beide Grafen waren leidenschaftliche Verehrer des Messiassängers, beide schwärmten für Freiheit und Deutschthum. Namentlich war Friedrich Stolberg, von Natur leicht erregt, in einer so ekstatischen Stimmung, daß er in Schwärmerei und Haß selbst die Erregtesten der Göttinger fast übertraf. An ihn schloß sich Voß mit besonderer Liebe und fast mit Bewunderung an. Es vergegenwärtigt den forcierten Enthusiasmus der Jünglinge, wenn Voß (den 16. Jun. 1773 an Ernestine Boie) schreibt: „Wir drei (Voß, Stolberg, Hahn) giengen bis Mitternacht in meiner Stube ohne Licht herum und sprachen von Deutschland, Klopstock, Freiheit, großen

Thaten und von Rache gegen Wieland, der das Gefühl der Unschuld nicht achtet. Es stand eben ein Gewitter am Himmel, und Blitz und Donner machten unser ohnehin schon heftiges Gespräch so wüthend und zugleich so feierlich ernsthaft, daß wir in dem Augenblick ich weiß nicht zu welcher großen Handlung fähig gewesen wären."

Wir schließen an diese Mittheilungen die Beschreibung der Klopstocksfeier, wie sie derselbe Berichterstatter giebt: es war der 2. Juli 1773, man kann wohl sagen, der Höhepunkt des Bundeslebens: „Eine lange Tafel war gedeckt, und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig für Klopstock, mit Rosen und Levkoyen bestreut, und auf ihm Klopstocks sämmtliche Werke. Unter dem Stuhle lag Wielands Idris zerrissen. Jetzt las Cramer aus den Triumphgesängen und Hahn etliche sich auf Deutschland beziehende Oden von Klopstock vor. Und darauf tranken wir Kaffee: die Fidibus waren aus Wielands Schriften gemacht. Boie, der nicht rauchte, mußte doch auch einen anzünden und auf den zerrissenen Idris stampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein Klopstocks Gesundheit, Luthers Andenken, Hermanns Andenken, des Bundes Gesundheit, dann Eberts, Göthens, Herders 2c. 2c. Klopstocks Ode „der Rheinwein" ward vorgelesen, und noch einige andere. Nun war das Gespräch warm. Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopfe, von Deutschland, von Tugendgesang, und Du kannst denken, wie. Dann aßen wir, punschten und zuletzt verbrannten wir Wielands Idris und Bildniß. Klopstock, er mag's gehört oder vermuthet haben, hat geschrieben, wir sollten ihm eine Beschreibung des Tages schicken."

Zu dieser überspannten Art und Weise stand keines Natur in solchem Widerspruche, wie das bei Voß der Fall war. In ihm tritt uns von Jugend auf eine einfache, tüchtige, energische Natur entgegen, aber nichts von Schwärmerei und Ex=

centricität. Für ihn konnte der Ton, den das Bundesleben anschlug, nichts Bleibendes haben, er war nicht für die Tyrannenfresserei und den Mondscheinkultus, für das Bardenwesen, das man nachahmte und zugleich doch auch verwarf, für den forcierten Patriotismus gemacht. Aber für eine bewußte Koncession an den Zeitgeist kann man es auch nicht halten, wenn er in jenen Ton mit einstimmte: dazu war sein Einfluß auf die Genossen des Bundes zu bedeutend. Sich ihnen auf Gnade und Ungnade anzuschließen, gegen Gefühl und Ueberzeugung, das brauchte er sicherlich nicht, der sich mit Recht als den Gründer des Bunds bezeichnete, welcher ohne ihn nicht entstanden wäre. Voß ist der thätige Mittelpunkt desselben, sobald er in Göttingen einzieht, Boie nur der kritische Moderator; dieser faßte den ersten Gedanken, die jungen dichterischen Kräfte zum Zusammenwirken zu vereinigen, durch Voß ward der Gedanke zur That. Dem seltsamen Kontraste gegenüber, in dem diese Göttinger Periode zu Voßens übrigem Leben steht, müssen wir annehmen, daß das Treiben dieser Zeit wesentlich auf die Rechnung des jugendlichen Alters zu schreiben ist, und finden in diesem Gegensatze zugleich die beste Erklärung, warum einzelne Beziehungen sich so wenig als dauerhaft erwiesen. Der ganze Bund war auf eine ephemere Existenz und auf eine vorübergehende Wirkung, wenn nicht Wirkungslosigkeit angelegt, was nemlich die unmittelbaren Wirkungen desselben betrifft. Desto bedeutender sind die Anregungen, die von ihm im Ganzen und Einzelnen ausgingen. So erscheint er in mehrfacher Beziehung nicht bloß als der erste Anfang der Sturm- und Drangperiode, sondern es lassen sich sogar die Richtungen und Tendenzen der Nach-Götheschen Zeit, der Romantik, auf ihn zum Theil zurückführen.

Insbesondere kann es nicht befremden, wenn die Freundschaft mit Friedrich Stolberg nicht bis ans Ende aushielt, sondern zuletzt in Feindseligkeit, wenigstens von Voßens Seite,

umschlug. Stolberg und Voß waren zwei grundverschiedene Naturen, und nur die jugendliche, gesteigerte Begeisterung, die forcierte Stimmung der Göttinger Zeit führte sie zusammen. Als Voß der wirkliche Voß, Stolberg wieder Stolberg geworden war, fehlte dem Verhältniß bereits die alte Innigkeit, und es bedurfte kaum jenes allbekannten Uebertrittes des Letzteren zur römischen Kirche, um den letzten Rest von innerer Zusammengehörigkeit hinwegzunehmen. Sie wären, wie das so oft im Leben geschieht, stillschweigend und ohne Feindseligkeit auseinander gegangen.

Hatte Voß sich anfänglich für die Theologie bestimmt, so gewannen bald andere Gebiete eine größere Anziehungskraft auszuüben: die Litteratur, insbesondere der alten Völker Roms und Griechenlands beschäftigte ihn bald ausschließlich. Das Studium der Theologie wich dem der Philologie, weshalb er schon am Anfange des zweiten Semesters Mitglied des philologischen Seminars unter Heyne wurde. Zuerst hörte er eine Vorlesung über die Ilias, später außer andern eine über Pindar, die er sogar durch die Uebersetzungsproben, welche er Heyne vorgelegt, veranlaßt hatte. Aber mit Heynes Behandlungsweise der griechischen Dichter vermochte er sich nicht einzuverstehen, und schon in dieser Zeit bereiteten sich die späteren unerquicklichen Differenzen vor.

Ueberhaupt war Göttingen just kein sehr geeigneter Ort für poetische Bestrebungen. Während die jungen Männer außerhalb der Georgia Augusta an Ansehen und Theilnahme wuchsen, ließ man sie am Orte selbst nicht ungeschmäht oder doch nicht unbespöttelt. Kästners Epigramm ist ja nicht unbekannt:

„O Gräfin, unser Ort kennt keine Dichtertriebe,
Nicht sanfte Regungen von Zärtlichkeit und Liebe,
Hier mußt du, wenn man dir was Gründliches soll sagen
Nach Würsten und Kartoffeln fragen.“

Man wird es den gelehrten Herren nicht verargen, wenn sie zu der Willkür scheel sahen, welche die jungen Männer in Bezug auf die Betreibung der Fachstudien an den Tag legten, und den ehrsamen Bürgern der Stadt kann man nicht zumuthen, sich in den excentrischen Ton und die empfindsame Stimmung jener finden zu sollen. — Aber man gieng auf beiden Seiten zu weit: die Professoren warnten geradezu öffentlich vor brodlosen Künsten, d. h. vor der Dichtkunst, und ließen es gelegentlich die einzelnen Mitglieder des Bundes wohl fühlen, die Spießbürger aber erfanden allerlei höchst wundersame und schauerliche Geschichten. Die jungen Dichter sollten stets Eichenkränze tragen, nach Hexenart auf einem benachbarten Berge nächtliche Zusammenkünfte halten, in Ziegenfelle gekleidet, an der Zahl 400, und dabei aus großen Krügen Bier trinken. Daß solche Erzählungen Glauben fanden, beweist der Bericht eines französischen Akademikers *), der von dem Schlosse zu Wernigerode im Harz erzählt, dort sei ein Saal, wo die Barden Deutschlands unter dem Aeltesten Gleim um einen Tisch, dessen Ehrensitz für Klopstocks Geist ledig gelassen werde, bei Bier und Tabak ein jährliches Fest begehen.

Als der erste deutsche Dichter galt dem Hainbunde Klopstock, um seiner patriotischen, antifranzösischen Gesinnung und wegen seiner Frömmigkeit, welches Wort freilich nicht mißverstanden werden darf. Durch die Stolberge war Klopstock näher an den Bund herangezogen worden und war sogar in denselben eingetreten, jedenfalls nicht ohne ehrgeizige Pläne. Voß hoffte, daß sie im Verein mit Klopstock und andern von diesem heranzuziehenden Kräften im Stande sein würden, „den Strom des Lasters und der Narrerei aufzuhalten"; die Losung war „Freiheit und Tugend". Den großen Dichter persönlich

*) Denina in: la Prusse literaire sous Frédéric II.

zu sehen, war der sehnliche Wunsch seines Herzens. Es zog ihn aber auch noch eine andere Herzensregung nach dem Norden, nach Flensburg, wo Boie's Vater Probst war: er wollte Ernestine Boie, seine nachmalige treue Lebensgefährtin, persönlich kennen lernen. Ende März 1774 reiste er ab, und fand bei Klopstock die freundlichste Aufnahme: alle Tage, fast vom Morgen bis zur Mitternacht verweilte er bei ihm. In Flensburg verlebte er im Boie'schen Familienkreise glückliche Tage, mußte aber seinen Aufenthalt um 4 Wochen verlängern, weil eine nicht unbedenkliche Brustkrankheit ihn befiel. Ernestine Boie ward der Gegenstand seiner zärtlichen Zuneigung, und sie erwiderte dieselbe auf das lebhafteste.

Nach der Rückkehr nach Göttingen beschäftigte ihn die Sorge um seine Zukunft angelegentlich: er wollte sich eine sichere Existenz erringen, um der Verbindung mit Ernestine Boie näher zu kommen. Vorübergehend dachte er daran, das Studium der Rechtswissenschaft zu ergreifen, aber glücklicher Weise brauchte er von dem ihm lieb gewordenen Studiengebiete nicht zu scheiden.

Dabei war auch dieses Mal Boie behülflich. Dieser machte mit dem jungen Engländer, welchen er erzog, eine größere Reise, und wollte die Redaktion des Almanachs abgeben; dies um so mehr, als seiner ruhigen, durchaus nicht einseitigen Natur die schroffe Stellung der Hainbundsdichter gar nicht zusagte. Weder die leidenschaftliche Verehrung für Klopstock noch die ungerechte Verdammung Wielands, weder der Franzosenhaß noch die Deutschthümelei behagte ihm, so daß jene Reise nur einen schon gehegten Gedanken zur Ausführung brachte. Für Voß war das Anerbieten, die Redaktion zu übernehmen, sehr erfreulich, weil es einen sichern Anhalt bot. Er gieng darauf ein, aber die Unterhandlungen mit der Göttinger Verlagshandlung führten zu keinem günstigen Resultate. So faßte er den Ent=

schluß, nach Hamburg oder Wandsbeck überzusiedeln und dort den Almanach auf Subskription drucken zu lassen. Bei der Wahl dieses Wohnortes war nicht bloß die Rücksicht auf Ernestine maßgebend, sondern besonders der starke Absatz, den der Göttinger Musenalmanach gerade dort gefunden hatte. Dem Unternehmen sagten die bedeutendsten litterarischen und musikalischen Kräfte Deutschlands, unter ihnen Bürger, Herder, Göthe, Claudius, Reichardt ihre thätige Unterstützung zu.

Inzwischen war es in Göttingen nach und nach leer geworden. Die Stolberg verließen Göttingen schon im Herbste des Jahres 1773, das als der Höhepunkt des Dichterbundes erscheint. Bei ihrer Abschiedsfeier trat das sentimentale Element des Hainbundes, die ins Abenteuerliche gesteigerte Empfindsamkeit, wieder schlagend hervor. Voß gibt eine Beschreibung der Abschiedsnacht in den Briefen an Ernestine Boie, mit der er seit dem Frühjahr 1773 im Briefwechsel stand, ohne sie noch persönlich zu kennen. „Der 12. September, schreibt er, wird mir noch oft Thränen kosten. Es war der Trennungstag von den Grafen Stolberg und ihrem vortrefflichen Hofmeister Clauswitz. Den Sonnabend waren wir bei Ihrem Bruder versammelt. Esmarch und Closen waren dabei. Der ganze Nachmittag und der Abend waren so ziemlich heiter, bisweilen etwas stiller als gewöhnlich; einigen sah man geheime Thränen des Herzens an. Dies sind die bittersten, Ernestinchen! bitterer als die über die Wange strömen. Des jüngsten Grafen Gesicht war fürchterlich. Er wollte heiter sein, und jede Miene, jeder Ausdruck war Melancholie. Wir sprachen indeß noch vieles von unserm künftigen Briefwechsel, von jedes vermuthlichen Bestimmung, von Mitteln, wie wir einmal wieder zusammenkommen könnten und dergleichen bittersüße Gespräche mehr. Unser Trost war noch immer der folgende Abend." — „Aber bloß die Nacht blieb ihnen und uns übrig. Wir waren schon

um 10 Uhr auf meiner Stube versammelt und warteten. Ich wurde genöthigt auf dem Klavier zu spielen. Vielleicht verschaffte die Musik den andern einige Linderung, mir selbst, der jeden schmelzenden Affekt ganz aufnehmen mußte, um ihn wieder auszudrücken, schlug sie nur tiefere Wunden. Es war schon Mitternacht, als die Stolberge kamen. Aber die schrecklichen drei Stunden, die wir noch in der Nacht beisammen waren, wer kann die beschreiben? Jeder wollte den andern aufheitern, und daraus entstand eine solche Mischung von Trauer und verstellter Freude, die dem Unsinn nahe kam. Der älteste Miller und Hahn (von mir weiß ichs nicht) fanden in jedem Worte etwas komisches, man lachte, und die Thräne stand im Auge. Wir hatten Punsch machen lassen, denn die Nacht war kalt. Jetzt wollten wir durch Gesang die Traurigkeit zerstreuen, wir wählten Millers Abschiedslied auf Esmarchs Abreise*), das wir auf die Grafen verändert hatten. Ihr Bruder konnt's nicht aushalten und ging unter dem Vorwande von Kopfweh zu Bette, hat auch nachher nicht Abschied genommen. Hier war nun alle Verstellung, alles Zurückhalten vergebens, die Thränen strömten, und die Stimmen blieben nach und nach aus. — Millers deutsches Trinklied machte uns darauf ein wenig ruhiger, und dann ward noch ein Trinklied von mir gesungen. Das Gespräch fieng wieder an. Wir fragten zehnmal gefragte Dinge, wir schwuren uns ewige Freundschaft, umarmten uns, gaben Aufträge an Klopstock. Jetzt schlug es 3 Uhr. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten, wir suchten uns wehmüthig zu machen, und sangen von neuem

---

*) Traurig sehen wir uns an,
Achten nicht des Weines
Jeder schlägt die Augen nieder,
Und der hohen Freudenlieder
Schallet heute keines. ꝛc. ꝛc.

das Abschiedslied und sangen's mit Mühe zu Ende. Es war ein lautes Weinen. — Nach einer fürchterlichen Stille stand Clauswitz auf. Nun meine Kinder, es ist Zeit! Ich flog auf ihn zu und weiß nicht mehr was ich that. Miller riß den Grafen ans Fenster und zeigte ihm einen Stern. — Ich kann nicht mehr, liebes Ernestinchen, die Thränen kommen von neuem. — Wie ich Clauswitz los ließ, waren die Grafen weg. Einige waren mit ihnen die Treppe hinuntergelaufen. Sie hatten sich aber losgerissen. Wir blieben auf meiner Stube. Es war die schrecklichste Nacht, die ich erlebt habe." — — — .

Der Weggang von Göttingen fiel nicht schwer. Das Bundesleben sank 1774 bedeutend; die jungen Männer zogen da und dorthin, und der Winter des genannten Jahres war ziemlich einsam. Dazu kam die Rücksicht, welche Voßens noch nicht völlig hergestellte Gesundheit forderte, und die Nothwendigkeit, durch litterarische Arbeiten die Mittel zum Unterhalte zu erwerben. Die Uebersetzung einiger französischer und englischer Schriften von d'Alembert und Blackwell wurde begonnen und vollendet.

So verließ er Göttingen Ostern 1775 und reiste in Begleitung von Miller nach Hamburg, von wo er nach kurzen Aufenthalte nach Wandsbeck übersiedelte. Hier lebte der treffliche Claudius mit seiner jungen Frau, „ein gar vortrefflicher Mann, nur Klopstock und Ehlers kommen ihm gleich." Der ländliche Aufenthalt, Wandsbecks gesunde Luft, die einfache Lebensweise, der treue Rath des bewährten Arztes Dr. Hensler — Alles trug dazu bei, die Nachwirkungen der Flensburger Brustkrankheit völlig zu heben. Dazu kamen die Freuden des Wiedersehens: in Großen-Vielen durfte er Freund Brückner begrüßen, in Neubrandenburg manchen alten Schulgenossen, in Penzlin seine wackern Eltern, Verwandte, Freunde. Die Hoffnung aber, in Neubrandenburg eine Schulstelle zu erhalten, erfüllte sich nicht: theils waren ihm die politischen Gesinnungen, die er in seinen

Gedichten geäußert, dabei hinderlich, theils auch der religiöse Standpunkt, den er einnahm, und der für zu wenig orthodox galt. Der Herbst desselben Jahres führte ihn auch in das Haus seiner geliebten Ernestine, deren Vater ernstlich leidend geworden war: Ostern 1776 starb der treffliche Mann. Bei diesem Besuche lernte er auch den Dichter des „Ugolino", Gerstenberg, kennen und ward von demselben auf das freundlichste aufgenommen.

Es galt, sich eine sichere Lebensstellung zu erwerben. Denn je beschränkter die Verhältnisse waren, in denen sich die Boje'sche Familie nach des Vaters Tode befand, desto weniger war man geneigt, auf eine Heirath der Tochter ohne sicheres Auskommen einzugehen. Voß bewarb sich um das Konrektorat an der Hamburger Schule und kam dabei mit dem bekannten Hauptpastor Melchior Götze, einem der Scholarchen, in Berührung. Daß Götze seiner Bewerbung nicht sehr günstig sein konnte, ist leicht zu begreifen: er widersetzte sich aus allen Kräften Voßens Kandidatur und brachte es auch durch gerade und krumme Wege dahin, daß Voß die Stelle nicht erhielt. Ein Versuch, durch den Markgrafen von Baden, der Klopstock nach Karlsruhe berufen hatte, zu einer sicheren Stellung (als „Landdichter") zu gelangen, schlug gleichfalls fehl. So blieb für den Augenblick nur der Almanach übrig, der anfangs in Lauenburg erschien, wo der Buchhändler Berenberg ein Privilegium für die hannöverschen Lande besaß. Dazu hatte die Konkurrenz Veranlassung gegeben, in welche Göckingk zu Voß getreten war. Als nemlich der Göttinger Buchhändler Dietrich auf das Forterscheinen des Almanachs in seinem Verlage Anspruch gemacht hatte, war dieser auf die Uebernahme der Redaktion eingegangen. Später trat Göckingk zurück, um sich mit Voß zu vereinigen, dessen Almanach von 1777 an bei Bohn in Hamburg erschien; die Herausgabe des

Göttinger Almanachs übernahm bis zu seinem Tode (1794) Bürger.

Aber obwohl der Almanach großen Beifall fand und eine Jahreseinnahme von über 400 Thalern gewährte, wollte sich doch die Familie Boje nur schwer zu der Verheirathung Ernestinens verstehen. Die Mutter und der Schwager Jessen, ein Buchhändler, waren Voßens Wünschen besonders entgegen, während Boje sich eifrig bemühte, diesen Widerstand zu besiegen. Ernestine litt unter diesen Verhältnissen nicht wenig, so daß der Bräutigam um ihre Gesundheit besorgt ward. Man rief selbst Klopstock zu Hilfe, der sich eindringlich für das Brautpaar verwendete und auf die Sicherheit der schriftstellerischen Einnahmen Voßens hinwies. Auch Stolberg, der in Hamburg lebte, that das Seinige und schenkte seine Iliasübersetzung dem Freunde zur ersten Einrichtung des Haushaltes. Endlich gab die Mutter nach, die Hochzeit wurde anberaumt und im Juni 1777 in Flensburg gefeiert. Das junge beglückte Paar reiste nach Wandsbeck zurück, um die glücklichste und inhaltreichste Zeit ihres Lebens zu beginnen. Es ist wahrhaft wohlthuend, in Voßens und Ernestinens Briefen und Berichten zu lesen, wie glücklich sie sich in Wandsbeck fühlten, und in welchen bescheidenen, mehr als unscheinbaren Rahmen dieses Glück gefaßt war. Im ersten Sommer sahen sie sich auf ein einziges Kämmerchen beschränkt und auf ein kleines breternes Gartenhaus, und doch rühmen sie die Behaglichkeit ihrer Wohnung. Inhaltreich aber ward diese Zeit für Voß besonders durch das, was er als Dichter leistete. Der Dichter Voß gehört vornehmlich in die Zeit des Wandsbecker Aufenthaltes, in welcher theils seine besten Gedichte ausgeführt, theils wenigstens die Pläne (so zur Luise) gefaßt wurden.

Der September dieses Jahres führte Voß und Ernestine in das Haus der Eltern. Der Vater, der seit einer Reihe von

Jahren das Amt des Schullehrers übernommen hatte, war alt und hinfällig geworden, aber er war hoch beglückt durch den Anblick der anmuthigen Schwiegertochter. Dieses Wiedersehen hat Voß in der allbekannten Idylle: „der siebzigste Geburtstag" verherrlicht. Es war auch das letzte Mal; die Bitte des greisen Vaters, im nächsten Jahre wiederzukommen, konnte der Sohn nicht mehr erfüllen, da der Tod schon im nächsten Sommer den Vater abrief. Wie Voß schon als Schüler die Lage des Vaters zu erleichtern gesucht hatte, so war er auch in späterer Zeit, so knapp es bei ihm selbst zugieng, darauf bedacht gewesen. Auch jetzt, obwohl seine eigene Haushaltung auf schwachen Füßen stand, setzte er für den Vater eine kleine Summe aus und trat seine Ansprüche an die Verlassenschaft an Mutter und Schwester rechtsgültig ab. Der Tod des Vaters brachte außer dem Schmerze des Verlustes auch äußere Sorge, da für die Hinterlassenen zu sorgen war, und zu einer Zeit, da seine Frau ihrer ersten Niederkunft entgegen sah. Noch in demselben Monate ward ihm ein Sohn geboren, der am 15. Juli nach Stolberg den Namen Friedrich Leopold empfieng.

1778 im Herbste ward Voß zum Rektor in Otterndorf gewählt: die Stelle brachte ein geringes Einkommen bei der beschwerlichen Arbeit, täglich 6 Stunden Schulunterricht zu geben, aber sie war sicher, und die Sorge des Familienvaters für die Seinen besiegte die Bedenken, welche der Annahme des Antrages entgegenstanden. Nachdem die letzten Wochen noch die Freude bereitet hatten, Lessing persönlich kennen zu lernen, siedelte die kleine Familie nach Otterndorf über. Hier lebte er ziemlich abgeschlossen; nur dann und wann unterbrachen kleine Ausflüge die ruhige Gleichmäßigkeit des amtlichen und häuslichen Lebens, am häufigsten nach Meldorf, seitdem Schwager Boje dort Landvoigt geworden war. So beschwerlich aber auch der Dienst in der Schule, so gering die Einnahme, lehnte er doch

mehrere Anträge, nach Riga und nach Hannover, ab und dachte erst an eine Veränderung seiner Stellung, als das Marschfieber ihm und seiner Familie nachtheilig wurde. Da brachte ihm ein Brief Stolbergs die Nachricht, daß das Rektorat in Eutin erledigt sei mit der Aufforderung, um dasselbe anzuhalten; und so wenig auch die ökonomische Ausstattung der Stelle anlocken konnte, die Rücksicht auf die Gesundheit, auf ein neues Zusammenleben mit Friedrich Stolberg, welcher in Eutin angestellt und daselbst ansässig war, schlug durch. Otterndorf, wo die Odyssee-Uebersetzung 1779 vollendet worden war, (1781 erschien sie auf Kosten des Verfassers in Hamburg) wurde 1782 im Sommer verlassen.

Aber gerade die Hoffnungen, welche für Eutin den Ausschlag gegeben hatten, verwirklichten sich zunächst gar nicht. Ernestine ward von neuem fieberkrank, der kleine Friedrich Leopold, schon länger kränkelnd, starb. Dazu kam die Beschwerlichkeit des Schuldienstes, da Voß die Schule in schlechtem Zustande fand, und die überaus schlechte Beschaffenheit der Amtswohnung. Unter solchen Umständen begreift es sich, daß Voß den Gedanken ergriff, vom Schuldienste sich ganz zurückzuziehen und sich an einer Verlagsbuchhandlung zu betheiligen. Vorher machte er aber noch einen Versuch, seine Stelle zu verbessern, indem er eine bescheiden und freimüthig gehaltene Eingabe an den Minister Holmer verfaßte, die noch heute als eine entschiedene Protestation gegen die Lage des Lehrerstandes gelten kann. Voß sagt unter Anderem: „Der Staat erlaubt dem Rektor, wenn er nach der langen und mühsamen Arbeit in der Schule und für die Schule noch Kräfte und Munterkeit übrig hat, noch so viele Stunden für sich zu arbeiten, und sich diese Privatarbeit so gut bezahlen zu lassen, als ihm möglich ist. Der Staat erlaubt ihm, weil er als Rektor nicht leben kann, dasjenige, was er auch ohne Erlaubniß

thun dürfte, Sprachmeister im Französischen, Italienischen und Englischen, und was er sonst sein will und sein kann, nebenher zu sein, und rechnet ihm diesen Nebenerwerb als Einnahme des Rektorats an." Und so wie die eben angeführten Worte noch für viele Lehrerstellen volle Gültigkeit haben, so auch die folgenden in Bezug auf die Rangstellung des Lehrerstandes: „der Rang des Mannes, von dem man so viele Wissenschaften und so viele Arbeit verlangt, und dessen Verdienst um die Wohlfahrt des Ganzen, wenn er seine Pflichten erfüllt, zu den wichtigsten gehört, ist noch völlig so, wie ihn die Mönche, die Stifter der Schulen, in jenen rohen Zeiten, da man nur die Bildung künftiger Klosterbrüder abzuzwecken Ursach hatte, bestimmt haben. Der Schulmann steht zwischen dem niedrigsten Dorfgeistlichen und zwischen dem Küster, Todtengräber und seiner Gesellschaft. Denn da er täglich Weisheit zu lehren hat, so erwartet man billig von ihm ein vorzügliches Maß philosophischer Gleichgültigkeit gegen Ehre sowohl als Reichthum". —

Die preußische Regierung bot ihm die Professur der alten Litteratur in Halle an, nach Halberstadt suchte man ihn an die Domschule zu ziehen; da aber Graf Holmer sein Gesuch unterstützte, entschloß er sich in Eutin, zunächst mit 100 Thaler Zulage, und der Zusicherung einer angemesseneren und gesünderen Wohnung, zu bleiben. Nicht lange darauf wurde ihm der Titel eines Konsistorialassessors angetragen, den er nicht annahm; 1786 wurde er zum Hofrath ernannt und erhielt in der Schule einen Assistenten, so daß er wenigstens Nachmittags keinen Unterricht zu ertheilen hatte. Dadurch wurde es ihm möglich, die Uebersetzung der Ilias zu unternehmen, die schon 1787 vollendet war, aber erst 1793 zugleich mit der neuen verbesserten Ausgabe der Odyssee erschien. Leider wurde die Ilias, die auch Stolberg übersetzt hatte, Mitanlaß zu dem Miß=

verhältniß zu Friedrich Stolberg, obwohl die Hauptursache, wie schon oben bemerkt wurde, in der ursprünglichen Verschiedenheit der Naturen lag. Friedrich Stolberg war 1791 als Regierungspräsident nach Eutin zurückgekehrt, aber es war inzwischen insbesondere durch die Ereignisse der französischen Revolution in seinen Gesinnungen ein großer Umschwung eingetreten, oder vielmehr Stolberg war zu sich selbst zurückgekehrt von den excentrischen Jugendansichten. Die Differenz trat immer offner heraus, obwohl sich Stolberg wiederholt bemühte, ein herzliches Einvernehmen wiederherzustellen. Aber bei Vossens energischem Charakter war das unmöglich. Stolberg war durch die Revolutionsbewegungen auf einen ultra-konservativen, katholisierenden Standpunkt zurückgedrängt, in Voß hatte sich eine liberal-rationalistische Anschauungsweise immer mehr zur Geltung gebracht. Die festen Normen des politischen und kirchlichen Lebens, in denen Stolberg die einzige Möglichkeit der Besserung sah, schienen Voß nur die sicheren Wege zum Verderben. Wie war da eine Verständigung möglich?

Nicht ohne wesentlichen Einfluß auf Voß war die geistig isolierte Stellung, die er in Otterndorf und Eutin einnahm. War seine Natur von Haus aus schon knapp und nicht ohne Schranken, so verengte sich in jener Abgeschlossenheit sein Wesen noch mehr, und nicht ganz zum Vortheile. Man darf daraus wohl zum Theil die Rückschritte ableiten, welche er als Uebersetzer machte, wie denn schon das Vorwiegen seiner reproducierenden Thätigkeit nicht als Fortschritt betrachtet werden kann. Zwar gehört die erste Ausgabe der „Louise" dem Jahre 1795 an, aber das Gedicht wurde nur umgearbeitet und zu einem Ganzen vereinigt, während Plan und Ausführung in frühere Zeiten fallen. Das Hauptverdienst der Louise war die Anregung, die Göthe dadurch empfieng, sein herrliches idyllisches Epos „Hermann und Dorothea" zu dichten. Es ist ein

sprechender Beweis für die Verengung der Vossischen Anschauungen, daß er sich nicht dazu verstehen konnte, die Ueberlegenheit des Götheschen Gedichtes über seine Louise anzuerkennen.

Die amtliche Stellung in Eutin hatte sich in Folge erneuter auswärtiger Anträge abermals verbessert, Ernestinens Bruder Rudolph war in das Konrektorat, leider um nur zu bald aus der Stellung und von dem Leben zu scheiden, eingerückt, eine längere Reise nach Halle und Weimar brachte persönliche Berührungen und ehrende Anerkennung, insbesondere von Seiten Göthe's, der über die Odysseeübersetzung hoch erfreut war. Dagegen fühlte er mehr und mehr eine Abnahme seiner Kräfte, das anhaltende Arbeiten griff ihn hart an, und selbst ernstliche Krankheit (1797) blieb nicht aus. Voß faßte den Entschluß, vom Amte zurückzutreten und Eutin ganz und gar zu verlassen. Seine Bitte um Pensionierung und um die Erlaubniß, in einer südlicher gelegeneren Stadt seinen Wohnsitz aufschlagen zu dürfen, fand huldreiche Erhörung: mit einer Pension von 600 Thalern ward er 1802 seiner Stellung enthoben und die Wahl seines Aufenthaltsortes ihm völlig freigegeben. Das Rektorat in Eutin erhielt sein bisheriger Assistent, der als Geograph und Historiker nicht unbekannte Bredow.

Unter den Städten, welche bei der Wahl des neuen Wohnortes in Frage kamen, erhielt Jena den Vorzug, wo zwei Söhne Vossens, Heinrich und Wilhelm, studierten. Man nahm eine Wohnung in dem Hause des Theologen Griesbach und reiste nach Jena ab, nachdem noch in Meldorf bei Boje die silberne Hochzeit gefeiert worden war. Die Reise brachte noch einen letzten Besuch bei dem greisen erblindeten Gleim in Halberstadt, der mit schnellen Schritten seinem Ende entgegengieng, aber sich seinen liebreichen Sinn auch in den Leiden des Alters bewahrt hatte. Im Winter 1802 begannen sie ihr neues Leben in Jena,

wo herzliche Aufnahme ihnen zu Theil ward, ein freundliches Haus mit Garten sich fand, und Vossens Gesundheit sich entschieden zur Besserung wandte. Er durfte seine vorzugsweise wissenschaftlichen Gebieten zugewendete Thätigkeit wieder aufnehmen und erfreute sich anziehenden Umganges mit Griesbach, Knebel, Thibaut, Eichstädt. Auch mit Schiller und Göthe kam er in mannigfache Berührung. Des Ersteren liebenswürdige Persönlichkeit zog ihn sehr an, während er sich mit der poetischen Richtung nicht befreunden konnte: Schillers Pathos und der Sentenzenreichthum der Dramen mißfiel ihm höchlich. Zu Göthe bildete sich ein freundliches, aber nicht herzliches Verhältniß. Doch mag die Schuld mehr auf Vossens Seite gewesen sein, der nun einmal über einen ziemlich engen Gesichtspunkt nicht hinaus konnte; wenigstens bewies Göthe lebhafte Theilnahme und freundschaftliches Wohlwollen. Heinrich Voß ward mit einer Lehrerstelle am Weimarschen Gymnasium bedacht, eine Zeitlang überaus freundlich im Götheschen Hause einquartiert, und für den Vater suchte Göthe eine passende Wirksamkeit zu finden. Aber weder der Antrag, das Direktorat des Gymnasiums zu übernehmen, noch auch das Anerbieten ihm die Oberaufsicht über die Landesschulen zu übertragen, behagte Voß, dem das thüringische Klima nicht zusagte. Ebensowenig nahm er einen Ruf nach Würzburg an, sondern gieng vielmehr die an ihn von badischer Seite gerichtete Aufforderung ein, mit einem Jahrgehalte von 1000 Gulden seinen Wohnsitz in Heidelberg zu nehmen, ohne durch den Gehalt an eine bestimmte Amtsthätigkeit gebunden zu sein. Göthe ward durch diesen Entschluß Vossens tief verstimmt und zeigte sich kalt beim Abschiede: kurz vorher erst von Schillers Verlust schwer getroffen, fiel es ihm schwer, nun auch den verständigen Voß entbehren zu sollen. „Schillers Verlust mußte ich ertragen, sagte er zu Heinrich Voß, denn das Schicksal hat ihn mir ge-

bracht, aber die Versetzung nach Heidelberg, — das fällt dem Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht."

Seit dem Sommer 1805 lebte er in Heidelberg, wo er ein dauerndes Wohlsein fand. 1806 kaufte er sich ein eigenes Haus mit einem Garten, mit der Aussicht auf die anmuthigen laubreichen Berge. Dasselbe Jahr führte ihm auch seinen Sohn und treuen Mitarbeiter Heinrich von Weimar nach Heidelberg, wohin derselbe als Professor der Alterthumswissenschaft berufen ward. Der Studienkreis blieb derselbe, wie er sich in den Eutiner Zeiten allmählich bestimmt gestaltet hatte, die griechischen und römischen Dichter, die Mythologie der alten Völker, von Neueren Shakespeare, obgleich es ihm für diesen größten der neueren Dichter an dem innersten Verständniß fehlte. Der neueren deutschen Litteratur stand er fern, ja fast ihr feindlich gegenüber, der Romantik insbesondere war er auf das entschiedenste abgeneigt. Das steht im engen Zusammenhange mit der heftigen und unzarten Polemik, die er gegen Stolbergs Uebertritt entwickelte, der schon 1800 erfolgt war. Erst 1819 erschien Voßens vielgenannte Schrift: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" Voß trat mit Leidenschaft und man kann sagen mit Fanatismus als ein Vertreter desjenigen Protestantismus auf, der das Wesen der Reformation in der Befreiung von der Autorität, in der Negation sucht: er war ein Fanatiker der Moral- und Vernunftreligion geworden.

Ein schwerer Schlag sollte noch den Hochbejahrten treffen: im kräftigsten Mannesalter ward ihm sein Sohn Heinrich am 20. Oktober 1822 entrissen, der ihm ein treuer Studiengenosse gewesen war. Die von diesem vorbereitete Ausgabe des Aeschylus unternahm er zum Abschluß zu bringen, doch war ihm nicht beschieden, diese Arbeit selbst zu Ende zu führen.

Der 20. Febr. 1826 sah den 75jährigen Greis nach einem thätig verbrachten Winter noch heiter und rüstig. Seine geliebte

Ernestine schloß er mit den Worten in seine Arme: „du bist mir noch heute eine Braut" und verlebte den Geburtstag mit gleichgesinnten Freunden unter fröhlichen Gesprächen. Am 26. Februar fand ihn Ernestine ohnmächtig am Boden. Zwar erholte er sich schnell von der Ohnmacht, aber nach 14 Tagen ward er ernstlich krank, so daß ärztlicher Beistand nicht zu entbehren war. Noch schien der Zustand nicht gefährlich, der Kranke selbst war unbesorgt und entwarf in freieren Stunden sogar Reisepläne für die nächste Zeit. Am 29. März noch hatte er kein Gefühl des herannahenden Todes, sondern war heiter und fröhlich und unterhielt sich mit den befreundeten Aerzten. Da stockte plötzlich das Gespräch, Voß griff mit einem Seufzer nach dem Herzen und war in demselben Augenblicke von der Erde geschieden.

Werfen wir zunächst einen Blick auf Voß als Mensch, so dürfen wir ihm unsere Hochachtung nicht versagen: er gehört zu den tüchtigsten und kräftigsten Persönlichkeiten, welche unsere neuere Litteraturgeschichte aufzuweisen hat. In seinem bürgerlichen, amtlichen, häuslichen Leben erscheint er geradezu als musterhaft, als Gatte und Vater so ehrenfest und treu, wie wenige, als Bürger und Beamter bieder und gesinnungsvoll, in seinem ganzen Streben und Wirken entschlossen und beharrlich. Was ihn auch hier hinderte, haben wir oben schon angedeutet: es ist eine gewisse Enge und Einseitigkeit seines Wesens. Aber wer sieht nicht, wie sein ganzes Werden und Leben dazu beitrug, diese Schranken noch mehr zu verengen? Brachte ihm seine Abstammung von einer norddeutschen Bauernfamilie jene Kraft und Ausdauer, mit der er Zeitlebens Hindernissen zu begegnen verstand, so lag schon in ihr eine Schranke für sein ganzes Wesen, die im Leben selten ganz übersprungen wird. Denn die Herkunft aus kleinen beschränkten Verhältnissen verleugnet sich auch im Leben bedeutender Männer selten ganz.

Und nun der vieljährige Kampf mit eigener Mittellosigkeit und mit der Armuth der nächsten Angehörigen! Dann der Druck beengender amtlicher Verhältnisse und des Lebens in kleinen, eines geistigen Lebens baaren Orten! Wie leicht zieht sich da eine ohnehin beschränkte Natur in sich so zusammen und zurück, daß sie für Anderes und Andere mehr und mehr das volle Verständniß verliert, daß sie ihren Maßstab nur zu sehr in sich selbst findet!

Besonders ist über Vossens Stellung zum Christenthum mancherlei gesagt worden. Während er den Einen für einen Geistesverwandten Luthers galt und gilt, ist er von Andern unter die Glaubenslosen, unter die Nichtchristen gezählt worden. In das Lob jener so wenig, wie in das unbedingte Verwerfungsurtheil dieser möchte einzustimmen sein. Wer als das Princip des Protestantismus die völlige Befreiung von Dogma und kirchlicher Form ansieht, dem wird freilich Voß ein Vorkämpfer reformatorischer Grundsätze sein. Denn in solchem Sinne war Voß Rationalist: gut handeln ist ihm schlechterdings die einzige Religion, und die wahren Antriebe dazu findet er, ohne frömmelnd zu sophistisieren, in der christlichen Glaubenslehre nur insofern, als sie Lehre der gesunden Vernunft ist. Das ist freilich kein Christenthum, sondern eine völlige Verwechselung von Religion und Moral: diese Anschauung klingt aus den Versen wieder:

Ein edler Geist klebt nicht am Staube;
Er raget über Zeit und Stand;
Ihn engt nicht Volksgebrauch noch Glaube,
Ihn nicht Geschlecht noch Vaterland.
Die Sonne steig' und tauche nieder,
Sie sah und sieht ringsum nur Brüder;
Der Celt' und Griech' und Hottentott
Verehren kindlich *einen* Gott."

Hier sehen wir den Kosmopolitismus ausgedrückt, der überhaupt in der Zeit des Göttinger Dichterbundes ein wesent-

licher Bestandtheil der geistigen Bewegung war: die ganze Zeit erinnert lebhaft an die ersten Decennien nach dem Wiener Frieden von 1815.

Der angedeutete ultra=rationalistische Standpunkt Voßens trat übrigens nur nach und nach in seiner vollen Schärfe heraus: sein Neujahrsgruß an Ernestine Boie 1775 dankt Gott noch innig, der ihn „so wunderbar und so gnädig geführt hat." Auch finden wir in Voßens ganzem Leben neben jener entschiedenen und seltenen Rechtschaffenheit, die in ihm wenigstens einen konsequenten Anhänger der Tugendreligion kennzeichnet, die deutlichsten Ausdrücke einer religiösen Gesinnung, die zwar der dogmatischen Gestaltung entbehrt, aber in ihm doch auch mehr als einen Nichtchristen erblicken läßt. Da, wo er am lautesten, am leidenschaftlichsten dem negativen Protestantismus das Wort redet, in seiner Opposition gegen Creuzer und seinen Angriffen gegen Stolberg, für dessen Autoritätsbedürftigkeit, freilich dem Ausdruck innerer Schwäche, er kein Verständniß hatte, da ist Voß unfrei. Er ist unfrei, indem er für die Freiheit streitet: intolerant, indem er Toleranz begehrt: was wir oben über die Verengung und Einseitigkeit seines Wesens bemerkt haben, löst diesen scheinbaren Widerspruch völlig.

Was Voß als Schriftsteller betrifft, so haben wir zunächst den Dichter ins Auge zu fassen. Seine poetische Begabung konnte bei der durchaus vorwiegenden Verständigkeit seines Wesens, die ans Trockene und Nüchterne anstreift, nicht bedeutend sein, und so lassen sich denn auch seine dichterischen Leistungen im Ganzen nicht als mustergültig bezeichnen: die poetische Produktion ist nicht das Gebiet, das ihn unsterblich gemacht hat. Er begann seine Lyrik im engsten Anschluß an Klopstock, ganz mit der Dunkelheit und Geschraubtheit mancher Oden seines Vorbildes, ja bei der geringeren dichterischen Anlage ihn überbietend. Von der pathetischen und didaktischen Lyrik gieng er

zu der Idylle über, für die damals große Theilnahme erwacht war, der Ausdruck der Reaktion gegen sociale Hyperkultur, der Sehnsucht nach der Natur, der Opposition gegen die Konvenienz. Voß kam in seiner Idylle wohl glücklich über die Geßnerschen Fiktionen und Schattenbilder hinaus, indem er sich an das reale Leben anschloß, er selbst ein Mann der Realität und nicht der Idealität. Doch wird man sich nicht in die Stimmung früherer Zeit zurückversetzen können, welche für die „Louise" schwärmte, und sogar — soweit gieng man in Voßfreundlichen Kreisen — in „Hermann und Dorothea" nur eine verunglückte Nachahmung jener erblickte, man wird an den Dehnungen und Wiederholungen, insbesondere an den zahllosen großen und kleinen Mahlzeitschilderungen keine sonderliche Freude haben; aber man wird weder die „Louise", noch den „siebzigsten Geburtstag", noch das „Fest im Walde', aus der Reihe der besseren deutschen Gedichte streichen.

Während auf dem Gebiete der Idylle die Richtung auf das Volksmäßige (selbst dialektisch) von Voß nicht ohne Erfolg eingeschlagen wurde, ist seine Lyrik nach dieser Seite hin im Ganzen nicht glücklich. Bei dem Mangel an eigentlich poetischem Gehalte wird das, was volksmäßig werden soll, platt und unpoetisch.

Um so höher ist Voßens Verdienst als Uebersetzer anzuschlagen: seine Homerübersetzung (namentlich die ältere Bearbeitung der Odyssee) ist unübertroffen, und selbst wenn sie übertroffen würde, bliebe sie in Bezug auf den Einfluß, den sie ausgeübt hat, unerreicht. In dieser Erwerbung des größten Dichterwerkes aller Zeiten für unsere deutsche Litteratur, in dieser Popularisierung des Homer liegt ein Verdienst, das keineswegs blos formal ist.

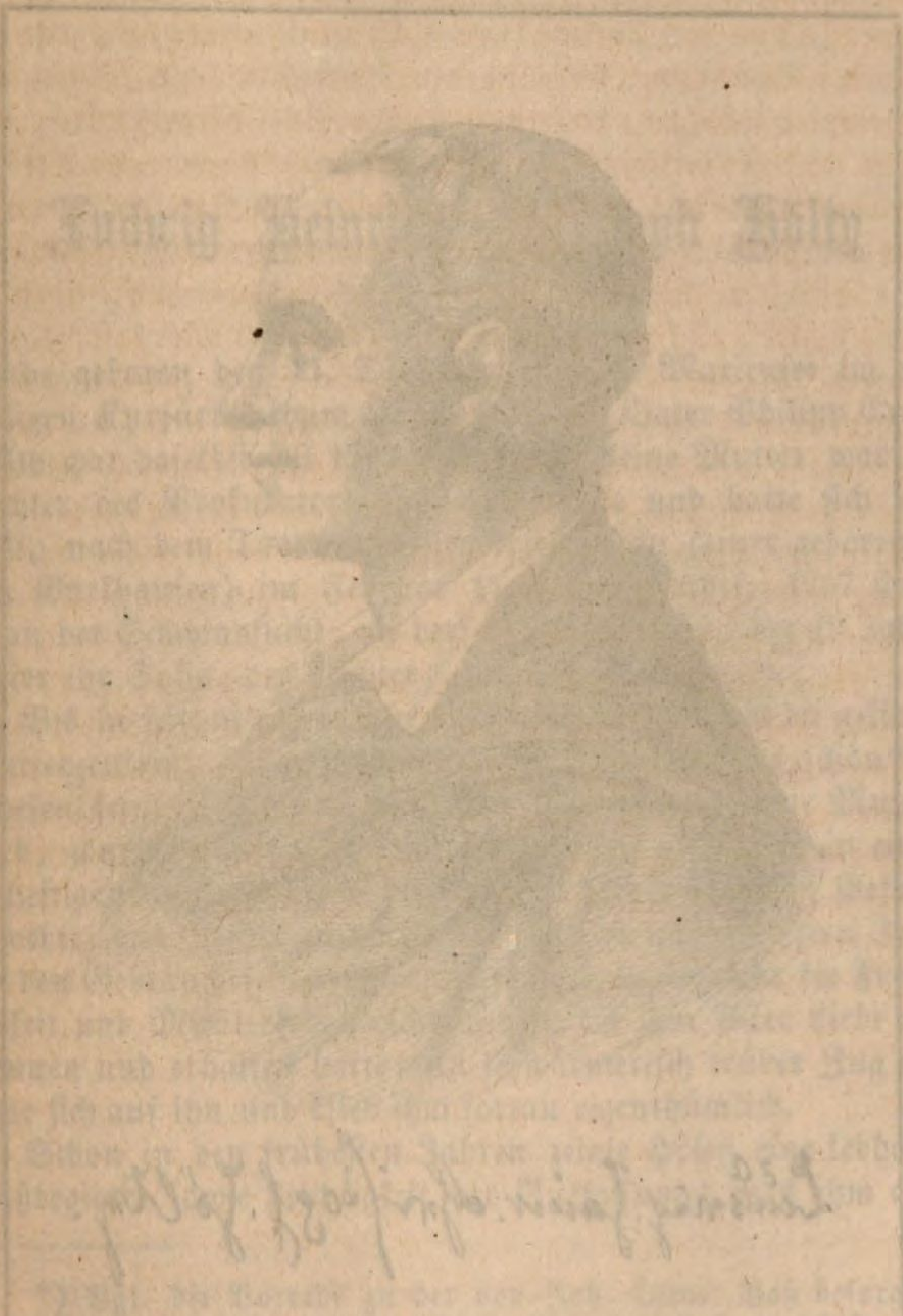
„Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz dem Gesange zu lauschen,
Ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Alterthums nach."

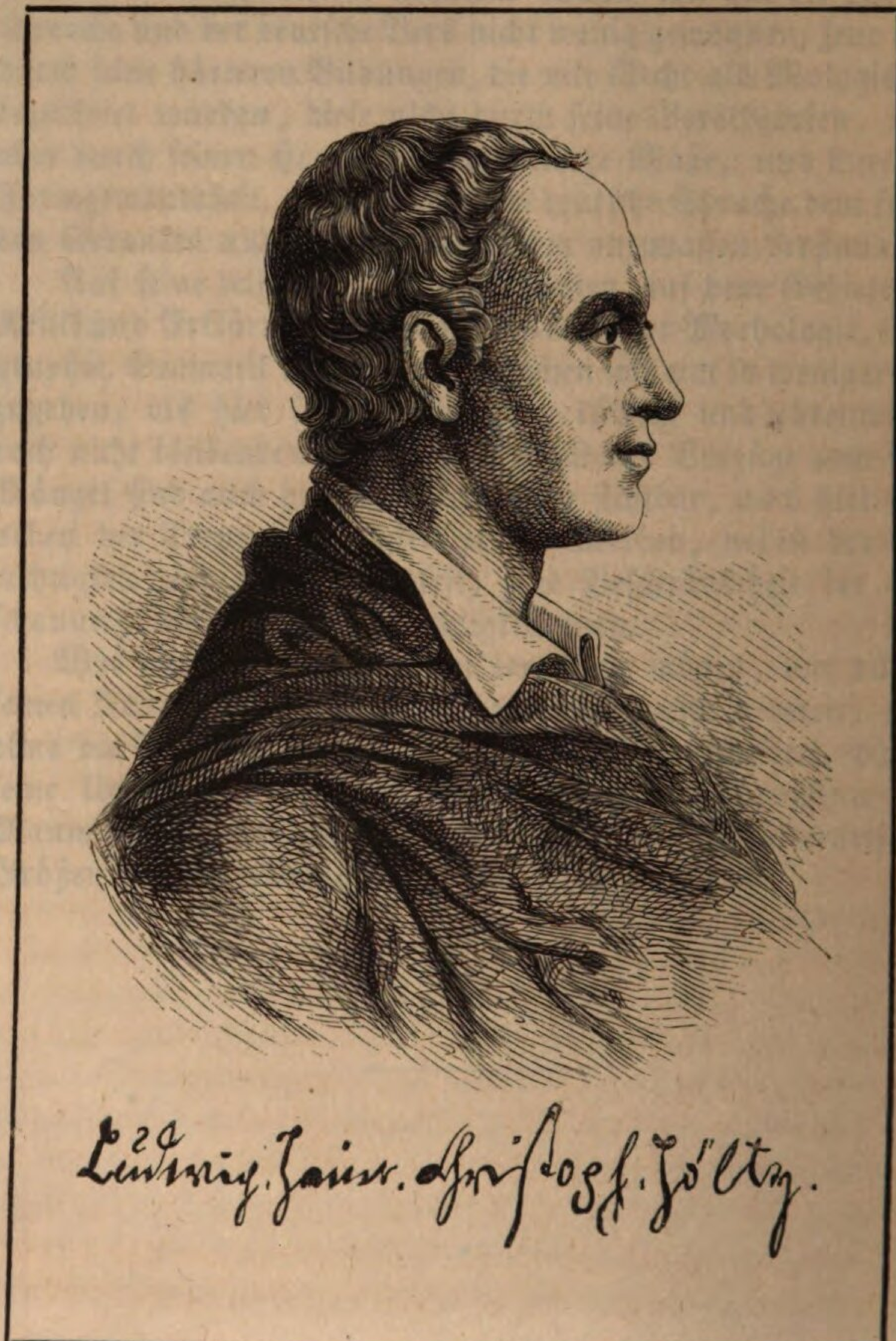
Aber auch ein allgemeines formales Verdienst ist für Voß ent-

schieden in Anspruch zu nehmen. Durch ihn hat die deutsche Sprache und der deutsche Vers nicht wenig gewonnen, jene nicht durch seine härteren Bildungen, die mit Recht als Mologismen bezeichnet wurden, diese nicht durch seine Verstheorien, wohl aber durch seinen Hexameter und andere Maße, und durch die Formgewandtheit, mit der er unsre deutsche Sprache dem fremden Gedanken und der fremden Form anzupassen verstand.

Auf seine wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Kritik und Erklärung alter Schriftsteller, der Mythologie, Geographie, Gramatik und Metrik brauchen wir um so weniger einzugehen, als hier seine Leistungen, tüchtig und ehrenwerth, doch nicht bleibenden Werth haben. Seine Vorzüge und seine Mängel sind auch hier neben einander sichtbar, auch hier steht neben der Treue und Ausdauer im Streben, neben der Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, jene Beschränktheit der Anschauung, die zur Selbstgerechtigkeit wird.

Was wir aber auch an ihm vermissen mögen, wir dürfen seinen Namen nicht ohne dankbare Verehrung nennen, nicht ohne die Anerkennung insbesondere von ihm scheiden, daß er seine Ueberzeugungen und seine Ziele mit Mannessinn und Mannesmuth verfolgte, daß er war, was so viele litterarischen Größen nicht waren und sind, ein Charakter.




Ludwig. Heinr. Christoph. Hölty.

Ludwig Heinrich Christoph Hölty

wurde geboren den 21. December 1748 zu Mariensee im damaligen Kurfürstenthum Hannover: sein Vater Philipp Ernst Hölty war daselbst seit 1742 Prediger. Seine Mutter war die Tochter des Prokurators Gössel in Celle und hatte sich mit Hölty nach dem Tode von dessen erster Frau (einer geborenen von Barkhausen) im Februar 1748 verheirathet. 1757 starb sie an der Schwindsucht, an derselben Krankheit, der 19 Jahre später ihr Sohn, der Dichter, erlag.

Bis in sein neuntes Jahr, dasselbe, welches ihm die geliebte Mutter entriß, soll der Knabe „zur Bewunderung schön"*) gewesen sein. In derselben Woche aber, in der seine Mutter starb, wurde er von den Blattern befallen und zwar in einer so heftigen und nachwirkenden Weise, daß er lange in Gefahr schwebte, das Gesicht zu verlieren. Als er nach fast zwei Jahren den Gebrauch seiner Augen wieder erlangte, war die Fröhlichkeit und Munterkeit verschwunden, die ihm Aller Liebe gewonnen und erhalten hatte; ein schwärmerisch trüber Zug lagerte sich auf ihn und blieb ihm fortan eigenthümlich.

Schon in den frühesten Jahren zeigte Hölty eine lebhafte Wißbegierde sowie Leichtigkeit der Auffassung: was ihm aus

*) Vgl. die Vorrede zu der von Joh. Heinr. Voß besorgten Ausgabe der Gedichte Hölty's (Königsberg und Leipzig 1833).

Erzählungen und Gesprächen merkwürdig schien, schrieb er auf. Unter der Leitung seines kenntnißreichen, in alten und neuen Sprachen, sowie in der Geschichte wohl bewanderten Vaters machte der lernlustige Knabe schnelle Fortschritte. Lernlust und Arbeitseifer wuchsen nur, als er von der schon erwähnten bösartigen Krankheit wieder genesen war. Ja beides überstieg sogar das rechte Maß, indem er nicht einmal sein Frühstück in Ruhe genoß, sich zum Mittags- und Abendessen rufen ließ, und des Nachts bis drei Uhr aufblieb. Man mußte durch Verbote wehren und entzog ihm sogar Licht und Lampe, aber Hölty wußte sich zu helfen, indem er am Tage sich Oel verschaffte und sich aus Rüben Lampen verfertigte. Und noch nicht zufrieden mit der nächtlichen Arbeit kürzte er sich auch auf andre Weise den Schlaf. Er band sich um den Arm einen Bindfaden, an dem ein Stein befestigt war; den legte er auf einen Stuhl, um durch das Herabfallen desselben früh geweckt zu werden. Ohne finster und mürrisch zu werden, zog er sich doch gern in die Einsamkeit zurück, suchte gern die Stille des Waldes auf und zeigte eine eigene Neigung, an wenig besuchten und zu gewissen Stunden selbst gemiedenen Orten zu verweilen: so war ihm der Friedhof, insbesondere des Abends, ein lieber Aufenthaltsort. Sein erstes Gedicht, wenn man es so nennen will, soll eine Grabschrift für einen Lieblingshund gewesen und im 11. Jahre von Hölty verfaßt sein; es lautet nach Voßens Mittheilung:

Allhier auf dieser Stätte
Liegt begraben Nette.
Zu Horst ist er geboren,
Zu Mariensee gestorben.
Dies Grab hat er erworben.

und verräth somit nichts weniger als poetische Begabung. Auch wird berichtet, daß er sich in geistlichen Vorträgen, den Vater nachahmend, vor seinen Geschwistern und Gespielen geübt habe.

Dergleichen rhetorische Jugendübungen gehören zu den alltäglichen Erscheinungen und pflegen nur da beachtet zu werden, wo die Kundgebungen eines ausgezeichneten Talentes bis in die Zeiten der Kinderschuhe zurück verfolgt werden sollen. Michaelis 1765 wurde Hölty Schüler des Gymnasiums zu Celle, wo er sich durch Fleiß und gute Sitten die Liebe und Achtung der Lehrer wie seiner Mitschüler erwarb. Außer den gewöhnlichen Schulstudien beschäftigten ihn die neueren Sprachen, während des Aufenthalts in Celle vorzüglich die englische, zu der sich dann später namentlich die italienische gesellte.

Nachdem er den Gymnasialkursus absolviert und den Winter von 1768 auf 1769 im elterlichen Hause zugebracht hatte, bezog er Ostern 1769 die Universität Göttingen, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Er ließ es nicht an Fleiß fehlen, aber beschränkte sich nicht auf das Fachstudium, sondern verkehrte viel mit alter und neuer Litteratur. Erst im dritten Jahre seines Aufenthaltes zu Göttingen ward er mit Bürger und Miller, von Ostern 1772 an mit Voß, Boje, Hahn, Leisewitz, Cramer, den Grafen Stolberg bekannt. Von Voß und Miller fühlte sich Hölty besonders angezogen, dessen weiche gefühlvolle Natur ganz für die Freundschaftsschwärmerei gemacht war, wie sie unter den Göttingern damals zu Hause und Miller Zeitlebens eigen war. So entstand der Wunsch, die Studienzeit zu verlängern, in ihm, und um den Vater nicht allzusehr zu belasten, übernahm er Unterricht und trat in das philologische Seminar unter Heyne ein, das den Mitgliedern einige äußerliche Vortheile bot. Was von freier Zeit übrig blieb, ward dem Umgang mit Freunden und eigenen schriftstellerischen Arbeiten gewidmet. Mehr für den Erwerb waren die Uebersetzungen bestimmt, mit denen sich Hölty beschäftigte, und unter denen besonders der erste Theil von Shaftesbury's Werken zu erwähnen ist. Seine eigentliche Neigung und Befähigung ge-

hörte der lyrischen Produktion an, für welche der damals in Göttingen erscheinende Musenalmanach Anregung und Förderung gewährte.

Ihm war nur ein kurzes Leben beschieden: seine Blüthezeit fällt mit den besten Tagen des Göttinger Bundes zusammen. Im Herbste 1774 begann er ernstlich zu leiden, er warf Blut aus und klagte über Brustschmerz. Beides schien ihm selbst zunächst nicht bedenklich, sondern nur die Folge eines hartnäckigen Hustens zu sein, der ihn auf der Universität lange geplagt hatte. Ein Arzt, den er auf Bitten der Freunde um Rath angieng, verhehlte ihm nicht, daß sein Zustand die größte Aufmerksamkeit und Schonung erheische. Zum ersten Male sah Voß den Freund in Thränen aufgelöst, als er diese trübe Kunde vom Arzt erhalten hatte. Im Frühling des folgenden Jahres verlor Hölty seinen Vater: die Trauernachricht machte auf ihn den tiefsten Eindruck. Zeugniß dafür giebt die schöne „Elegie beim Grabe meines Vaters“:

Selig Alle, die im Herrn entschliefen!
Selig, Vater, selig bist auch du!
Engel brachten dir den Kranz und riefen;
Und du giengst in Gottes Ruh';

Wandelst über Millionen Sternen,
Siehst die Handvoll Staub, die Erde, nicht,
Schwebst im Wink durch tausend Sonnenfernen,
Schauest Gottes Angesicht;

Siehst das Buch der Welten aufgeschlagen,
Trinkest durstig aus dem Lebensquell,
Nächte, voll von Labyrinthen, tagen,
Und dein Blick wird himmelhell.

Doch in deiner Ueberwinderkrone
Senkst du noch den Blick auf mich,
Betest für mich an Jehova's Throne,
Und Jehova höret dich.

Schwebe, wann der Tropfen Zeit verrinnet,
Den mir Gott aus seiner Urne gab,
Schwebe, wann mein Todeskampf beginnet
Auf mein Sterbebett herab;

Daß mir deine Palme Kühlung webe,
Kühlung, wie von Lebensbäumen träuft,
Daß ich sonder Graun die Thäler sehe,
Wo die Auferstehung reift;

Daß mit dir ich durch den Himmel schwebe,
Wonnestrahlend und beglückt wie du;
Und mit dir auf einem Sterne lebe,
Und in Gottes Schoße ruh'.

Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
Deinen Purpur auf sein Grab zu streun.
Schlummre, wie im stillen Heiligthume,
Hingesäetes Gebein.

In demselben Frühjahre reiste er nach Mariensee, um nach der Anweisung des Arztes Zimmermann eine Kur zu gebrauchen. An Voß nach Wandsbeck schrieb er aus Mariensee unter dem 8. Mai: „Vielleicht, hat Zimmermann Leisewitzen gesagt, könnte ich noch von der Schwindsucht gerettet werden, wenn ich die verordneten Arzneien gebrauchte und die vorgeschriebene Diät befolgte. Du siehst also, wie gefährlich meine Krankheit ist, und auf welch einem schmalen Scheidewege zwischen Tod und Leben ich wandle. So wenig ich mich auch vor dem Tode fürchte, so gern lebte ich doch noch ein paar Olympiaden, um mit euch Freunden mich des Lebens zu freun, und um nicht unerhöht mit der großen Fluth hinunter zu fließen. Doch Gottes Wille geschehe!" — Im Juli besuchte er Voß auf 8 Tage und beschloß auf längere Zeit zurückzukommen: Voß mußte ihm ein Zimmer miethen, aber es war ihm nicht vergönnt, den Freund wiederzusehen. Denn die Kur hatte nur vorübergehende Linderung der Leiden gebracht. Schon im Herbste 1775 befand

Hölty sich wieder weniger wohl und siedelte nach Hannover über, um eine Nachkur unter Zimmermanns unmittelbarer Aufsicht zu gebrauchen. Hier verlebte er den kurzen Rest seines Lebens, immer noch an der Hoffnung festhaltend, daß sich sein Gesundheitszustand bessern könne: dieses traurige Glück der Schwindsüchtigen ward auch ihm zu Theil. Aber es gieng mit ihm zu Ende; der Husten und die Brustbeklemmungen nahmen immer mehr zu, Schlaflosigkeit raubte dem siechenden Körper die letzte Kraft. Sein letzter Brief an Voß ist vom 14. Mai 1776, an Miller vom 4. August desselben Jahres datiert: beide Briefe sprechen Lebensmuth und Lebenshoffnung aus und kündigen den Freunden lebhafte Correspondenz an — beide waren die letzten, die Hölty an sie schrieb. Beschäftigt mit der Sammlung und Ausfeilung seiner Gedichte, starb Hölty in Hannover am 1. Septbr. 1776.

Höltys äußere Erscheinung hatte auf den ersten Blick nichts Gewinnendes, noch verrieth sich in ihr das bedeutende Talent, das Hölty doch jedenfalls besaß. Stark von Wuchs, schreibt Voß über ihn, niedergebückt, unbehülflich, von trägem Gange, blaß wie der Tod, stumm und unbekümmert um seine Gesellschaft, hatte er so sehr die Miene der Einfalt, daß ein Engländer, der nicht eben besonders mit Verstande gesegnet war, ihn deshalb vorzüglich liebgewann, weil er ihn für ein schickliches Ziel seines unschuldigen Witzes hielt. Nur in seinen hellblauen Augen schimmerte ein treuherziges, mit etwas Schalkhaftigkeit vermischtes Lächeln, welches sich, wenn er mit Wohlgefallen las, durch eine schöne Gegend gieng, oder rücklings unter einem blühenden Baume lag, über sein ganzes Gesicht verbreitete. — Gewöhnlich verschloß er seine Empfindungen in sich selbst, und wenn er sie mittheilte, so geschah es fast immer auf eine besondere Art. Er war mit einigen Freunden bei Hahn, als die Nachricht kam, daß Klopstock durch Göttin=

gen reisen würde. Er hatte sich bisher ganz ruhig, mit dem Butterbrod in der Hand, auf dem Stuhle gewiegt, mit einmal stand er auf und bewegte sich langsam und stolpernd auf der linken Ferse herum. Was machst du da, Hölty? fragte ihn einer. Ich freue mich! antwortete er lächelnd. — Bei Unbekannten sprach er wenig oder nichts; und selbst unter Freunden, wenn die Gesellschaft nur etwas zahlreich war, mußte das Gespräch sehr anziehend oder geradezu an ihn gerichtet sein, ehe er sich darein mischte. Dann sprach er oft lebhaft, schnell und mit erhöhter Stimme, und sein Gesicht ward weniger blaß. — Mit diesem Scheine von Gleichgültigkeit verband Hölty eine brennende Neugier. Man konnte ihn, wie Sokrates scherzend von sich sagte, mit einer versprochenen Neuigkeit, wie ein Kalb mit vorgehaltenem Grase locken, wohin man wollte. Er wußte zuerst, was die Messe Gutes und Böses gebracht hatte, und durchblätterte hohe Stapel aus dem Buchladen; ihm entgieng keine Recension, worin seiner selbst oder eines Bekannten in Ehren oder Unehren gedacht wurde; wiewohl ihm Lob und Tadel, weil beides schon dazumal meist von Unmündigen und Besoldeten ertheilt wurde, beinahe gleich viel Freude machte. — Dienstfertiger und gefälliger kann man nicht sein als Hölty war. Er schlug keine Bitte ab, wenn man sie gleich unwissend auf Kosten seiner Ruhe that. Keine unserer Zusammenkünfte, keinen Spaziergang ins Feld lehnte er auch nur durch eine bedenkliche Miene ab; und oft erfuhren wir nachher, daß er nothwendige Geschäfte zurückgesetzt und die Nacht durchgearbeitet hatte. Er hätte, wie Miller sagt, Folianten für seine Freunde excerpiert. Miller lernte von ihm Englisch, Hahn Griechisch und Voß Englisch und Italienisch. —

Bezeichnend für Höltys Sinnesart sind seine Briefe an die Seinigen und an die Göttinger Freunde, die leider der Ausgabe seiner Gedichte nicht beigefügt sind. In einem derselben

heißt es: „Noch bin ich hier. Wer weiß, wie lange die Trennung dauern wird, wenn ich einmal von meinen Freunden getrennt bin! Ich will so lange bei ihnen bleiben, als es mir nur immer möglich ist. Meine Hauptbeschäftigung soll die Lesung der Griechen und die Poesie sein. Welch ein süßer Gedanke ist die Unsterblichkeit! Wer duldete nicht mit Freuden alle Mühseligkeiten des Lebens, wenn sie der Lohn ist! — Wenn ich keine Geschwister hätte, die nach meines Vaters Tode meiner Unterstützung bedürften, so wollte ich mich ganz und gar um kein Amt bekümmern, sondern mich vom Uebersetzen nähren, und bald in der Stadt, bald auf dem Lande leben . . . Wenn ich an das Land denke, so klopft mir das Herz. Eine Hütte, ein Wald, daran eine Wiese mit einer Silberquelle und ein Weib in meiner Hütte ist Alles, was ich auf diesem Erdboden wünsche. Freunde brauche ich nicht mehr zu wünschen, diese habe ich schon . . . . . . Ich soll mehr Balladen machen? Vielleicht mache ich einige, es werden aber sehr wenige sein. Mir kommt ein Balladensänger wie ein Harlekin oder ein Mensch mit einem Raritätenkasten vor. Den größten Hang habe ich zur ländlichen Poesie und zu süßen melancholischen Schwärmereien in Gedichten. An diesen nimmt mein Herz den meisten Antheil. Ich will alle meine Kräfte aufbieten. Ich will kein Dichter sein, wenn ich kein großer Dichter werden kann. Wenn ich nichts hervorbringen kann, was die Unsterblichkeit an der Stirne trägt, was mit den Werken meiner Freunde in gleichem Paare geht, so soll keine Silbe von mir gedruckt werden. Ein mittelmäßiger Dichter ist ein Unding! —

Diesem empfindungsvollen Herzen blieb auch die Liebe nicht fremd. Aber wie Hölty überhaupt gar nicht dazu kam, im Leben festen Fuß zu fassen, so war auch sein Lieben nur ein Jugendtraum. Noch ehe er die Universität Göttingen bezog, lernte er ein Mädchen kennen, das durch Schönheit und

Anmuth sein Herz gewann. Es ist die Laura, welcher das älteste Gedicht der Sammlung (1768 „an Laura, als ihre Schwester starb") gewidmet ist. Sie war bei ihrer in Mariensee lebenden Schwester zum Besuch, als der junge Hölty ihre Bekanntschaft machte. Aber zu Erklärungen kam es nicht, und so blieb es denn beim Schwärmen und Phantasieren auf Hölty's Seite, während Laura wohl kaum wußte, welche Bedeutung sie für jenen gewonnen hatte. Sie verheirathete sich später und sah Hölty mehrmals wieder, der noch im Winter 1773 schreibt, daß er oft „den brennensten Wunsch" habe, sie wiederzusehen.

Außer Bürger ist wohl keiner der Göttinger Dichter an poetischer Begabung über Hölty zu stellen; will man Bürger nicht zu jenem Kreise rechnen, so steht Hölty jedenfalls obenan. Sein Talent ist zwar nur ein lyrisches, aber auf diesem Felde ein bedeutendes: seine Lieder zeichnen sich durch Wahrheit und Innigkeit der Empfindung, sowie durch Leichtigkeit der Form aus und üben jenen geheimnißvollen Reiz aus, der so oft in der ahnungsvollen Schwermuth liegt. Er hat nur ein dünnes Bändchen Gedichte uns hinterlassen, aber dasselbe enthält außer der oben mitgetheilten Elegie die bekanntere „auf ein Landmädchen" (Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute, 1774), den irrthümlich „Ballade" genannten „alten Landmann", (Ueb' immer Treu und Redlichkeit ꝛc., 1775) und die „Aufmunterung zur Freude" (Wer wollte sich mit Grillen plagen), Gedichte, die an Volksthümlichkeit von wenigen übertroffen werden und die allein hinreichen, um Hölty's Gedächtniß zu bewahren.

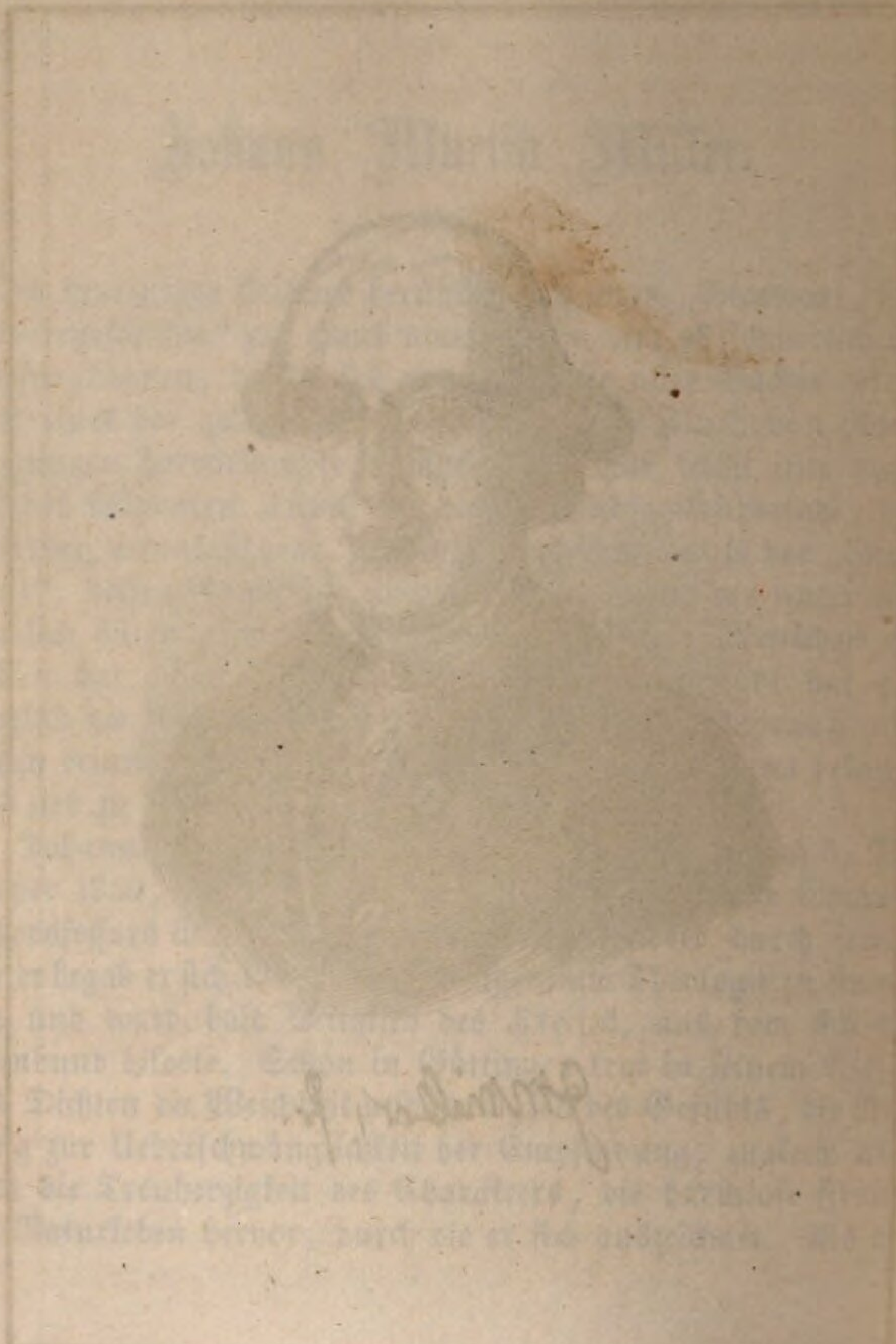
Johann Martin Miller.

Wer heutzutage Millers berühmten Roman „Siegwart, eine Klostergeschichte" zur Hand nimmt, der wird es schwerlich begreifen können, daß dieses empfindsamste aller Bücher seiner Zeit eines der gelesensten war, daß es eine Fluth von Nachahmungen hervorbrachte, während es doch selbst nur durch Göthes bekannten Tribut an die Empfindsamkeitperiode, den Werther, veranlaßt war. Und noch unbekannter als der „Siegwart", dessen Name sich noch als Bezeichnung der unter uns ziemlich selten gewordenen hypersentimentalen Menschen erhalten hat, möchte der Verfasser sein. Gleichwohl hat erst kürzlich die treffliche Biographie Schubarts von Strauß uns daran erinnert, daß Miller es gar sehr verdient, uns bekannt und lieb zu bleiben.

Johann Martin Miller wurde zu Ulm geboren am 3. December 1750, der Sohn des dortigen Predigers und Gymnasialprofessors Miller. Vorgebildet insbesondere durch seinen Vater begab er sich 1770 nach Göttingen, um Theologie zu studieren und ward bald Mitglied des Kreises, aus dem sich der Hainbund bildete. Schon in Göttingen trat in seinem Wesen und Dichten die Weichheit und Innigkeit des Gefühls, die Neigung zur Ueberschwänglichkeit der Empfindung, zugleich aber auch die Treuherzigkeit des Charakters, die harmlose Freude am Naturleben hervor, durch die er sich auszeichnet. Als der



J M Miller, Jr.



von dem Bunde hochverehrte Klopstock von Göttingen heimkehrte, begleitete ihn Miller nach Hamburg, wo er die Bekanntschaft des Wandsbecker Boten Matthias Claudius machte. Die besten Tage des Bundeslebens verlebte er mit seinen Freunden in Göttingen. Dann schied auch er (1774) und hielt sich ein halbes Jahr in Leipzig auf, von wo er im folgenden Jahre in die Vaterstadt heimkehrte, um zunächst ein Vikariat am Gymnasium anzutreten. Diese Stelle vertauschte er 1780 mit dem Pfarramte zu Jungingen bei Ulm, von wo er schon nach Jahresfrist in eine Professur am Ulmer Gymnasium berufen wurde. 1793 wurde er zugleich Prediger am Münster, stieg später zum Dekan und geistlichen Rathe auf und starb als solcher in seiner Vaterstadt am 21. Juni 1814.

Miller gehört einem Lande an, das in der Geschichte unserer Litteratur von nicht geringer Bedeutung ist, er ist ein Schwabe. Schwäbisches Naturell tritt uns in ihm unverkennbar entgegen. Mit Biederkeit und Gutmüthigkeit verbindet sich ein behagliches Phlegma*), das die Breite und Weichheit der Empfindung für ihre Stärke und Tiefe setzt. Damit ist Millers Schwäche bezeichnet, die sich namentlich in seinen empfindsamen Romanen offenbart, von denen der erste und bekannteste, der Siegwart, noch der beste ist. So ist vielleicht niemals der Sentimentalität Raum gegeben worden, als in diesen Seufzergeschichten, denen es an allem epischen Leben, an aller Charakterzeichnung fehlt, in denen die tugendhafte Liebe verherrlicht werden soll, und die Langeweile herrscht. Denn wenn der Roman den Konflikt zwischen Ideal und Leben darstellen soll, so kann er der Thaten nicht entbehren, er kann nicht auf bloße Empfindung basiert sein. Gleichwohl haben

*) Vergl. das bekannte Lied:

Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin? —

gerade Millers Romane, obschon Widerspruch und Spott schon damals nicht ausblieb *), außerordentlichen Beifall geerntet und gerade in dem Mittelstande, bei dem sonst die Litteratur wenig Eingang fand. Wie man aber das Vorwalten der Empfindung, in der eben bezeichneten Weise, in eine Beziehung zur Stammeseigenthümlichkeit setzen kann, so auch andere Neigungen und Richtungen Millers, denen wir Anerkennung sicher nicht versagen werden. Die allen schwäbischen Dichtern eigene Freude am Naturleben gehört auch Miller an, namentlich seiner früheren Periode, in der er mit Hölty fast denselben Weg geht. Dabei zeigt sich ein ernster religiöser Sinn, ein christliches Element in ihm, das in den meisten seiner Studiengenossen später bedeutend zurücktrat. Es gelangte freilich bei ihm nicht zu einer innern Durchbildung, es drang nicht recht in die Tiefe seines Wesens, aber so weit es in ihm war, hat es nur gute Früchte getragen. Er hat sich, so z. B. gegen Schubart, als ein treuer und hülfebereiter, mit Schonung und Duldung verfahrender Freund bewiesen und wahrhaft christlich gehandelt. Und dann dürfen wir es nicht vergessen, daß er sich ein deutsches Herz bewahrte, daß sein Deutschthum über die Hainbundekstase hinausreichte. Das beweisen nicht blos seine Lieder, die mehr der früheren Zeit angehören, wie z. B.

Daß ein deutscher Mann ich bin,
Deß erfreuet sich mein Sinn;
Denn ein ächter Deutscher ist
Immer auch ein guter Christ **).

*) Siegwart oder der auf dem Grabe seiner Geliebten jämmerlich erfrorene Kapuziner. Mannheim 1777.

**) Charakteristisch und unser oben ausgesprochenes Urtheil bestätigend ist die zweite Strophe:

Daß ein guter Christ ich bin
Deß erfreuet sich mein Sinn.
Denn in Noth und Ungemach
Folgt ihm Glück und Ruhe nach.

oder die Worte in der „Antwort an Fr. Hahn":

Der Deutsche kennt den Deutschen bald
Am offenen Gesicht,
Am Feuer das im Auge rollt,
Am Ton, worin er spricht;

sondern auch seine mit Vorliebe auf die ältere deutsche Dichtung gerichteten Studien. Nicht übersehen darf werden, daß Miller seine Göttinger Freunde in „der Sprache der Minnesänger" unterwies, wie er ihnen denn als Schwabe der geborene Vertreter des Minnesanges schien. Sein Verkehr mit dem deutschen Volksliede zeigt sich unter anderem auch in dem einst viel gesungenen Siegwartliede: „Es war einmal ein Gärtner, der sang ein traurigs Lied."

Können wir auch nicht blind gegen Millers Schwäche sein, dürfen wir insbesondere nicht bestreiten, daß er an Talent hinter Hölty und Bürger, an Charakter hinter Voß, an religiösem innerem Bedürfniß hinter Fritz Stolberg zurückstand, so darf er doch nicht so gar wegwerfend behandelt werden, als es neuerdings wiederholt von Litterar-Historikern geschehen ist, die eben nur ihr System und ihre Standpunkte in der Geschichte unserer Dichtung suchen.

Heinrich Christian Boje.

Der Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs, der Mitgründer und kritische Leiter des Hainbundes hat gerechten Anspruch auf unser Gedächtniß, auch wenn es nicht seine produktive dichterische Thätigkeit ist, welche ihm diesen Anspruch sichert. Boje gehört zu den bedeutenderen Erscheinungen in unsrer Litteraturgeschichte, zu den Männern, welche auf die Produktionen Anderer, Begabterer einzuwirken, sie auf bestimmte Bahnen hinzuweisen, in ihrem inneren und äußeren Gedeihen zu unterstützen verstanden und so sich in einer stilleren, weniger den eigenen Glanz und Ruhm anstrebenden Thätigkeit einen unverwelklichen Ruhmeskranz flochten.

Boje stammt aus Holstein, aus dem Lande, das in den Annalen unserer vaterländischen Litteratur gar wackere Männer aufzuweisen hat, zumal Männer von Gesinnung und Entschiedenheit. Er ward zu Meldorf in Süderdithmarschen am 19. Juli 1744 geboren. Sein Vater, früher dort Geistlicher, ward später in Flensburg Kirchenprobst und Hauptpastor zu St. Nikolai. Nach erlangter Vorbildung bezog er 1763 als Student der Rechte die Universität Göttingen, gleichzeitig mit Friedrich Wilhelm Gotter, mit dem er bald näher bekannt wurde. Von Jugend auf von Liebe zur Poesie erfüllt und durch gründliche Beschäftigung namentlich mit englischen Dichtern vertraut, setzte er in Göttingen diese Lieblingsstudien ne-

ben den juristischen fort. Mit seinem Freunde Gotter, der mit ihm in der Liebe zur Dichtung übereinstimmte, in seiner Richtung aber mehr der französischen Litteratur zugethan war, verband er sich 1769 zur Herausgabe des ersten deutschen Musenalmanachs, der 1770 in Göttingen erschien. Als Gotter bald darauf Göttingen verließ, besorgte Boje allein die Redaktion des Almanachs bis zum Jahre 1775. Da derselbe bestimmt war, der Mittelpunkt und Stapelplatz poetischer Produktionen zu werden, mußte dem Herausgeber daran liegen, sich in enge Verbindung mit jüngeren dichterischen Talenten zu setzen. Solche fanden sich 1772 in Göttingen zusammen, angeregt insbesondere von Klopstock, dem Boje zwar nicht schwärmerisch, aber doch mit Verehrung zugethan war. Ein glücklicher Gedanke war es, Voß aus Mecklenburg nach Göttingen zu ziehen, denn nicht nur ein tüchtiger Mitarbeiter war damit gewonnen, sondern gerade diejenige Persönlichkeit, welche die noch weniger engverbundenen jugendlichen Kräfte enger zu vereinigen wußte. Durch Voßens Erwerbung wurde Boje der Gründer des Hainbundes, in dem er ungefähr dieselbe Stelle einnahm, wie früher Gärtner bei den Leipziger Dichtern, welche unter dem Namen der Bremer Beiträger bekannt sind. Mit Voß blieb Boje nicht bloß eng befreundet, sondern ward ihm auch durch seine treffliche Schwester Ernestine, Voßens treue Lebensgefährtin, verschwägert. War aber Mäßigung und Besonnenheit ein Grundzug von Boje's Charakter, dem jede Extase fremd blieb, und der eine entschieden tendenziöse Stellung zur Litteratur mißbilligte, so konnte die Klopstockmanie und die forcierte Opposition gegen Wieland ihm unmöglich zusagen, die in den Göttingern sich kundgab. Denn obwohl nicht Freund der französischen Schriftsteller, verschloß er sich doch gegen das Gute derselben nicht, und seine Bewunderung Klopstocks schloß eine Anerkennung Wielands nicht aus. Dazu

kam denn wohl auch, daß ihm der Hainbundliberalismus nicht gar wohl that, da er nicht frei von aristokratischen Tendenzen war. So entschloß er sich denn 1775, als ihn eine Reise in Begleitung eines jungen Engländers, seines Zöglings, von Göttingen wegführte, an Voß die Redaktion des Almanachs abzugeben, wodurch des letzteren Existenz einigermaßen gesichert wurde. Er selbst gieng noch in demselben Jahre als Stabssekretär nach Hannover, und unternahm in Gemeinschaft mit Dohm 1776 und 1777, dann bis 1798 allein die Herausgabe des deuschen Museums, einer der besten Zeitschriften, die jemals in Deutschland erschienen sind *). 1781 wurde er als Königl. Dänischer Justizrath und Landdrost nach Süderdithmarschen, 1790 als Etatsrath nach Meldorf berufen, wo er am 3. März 1806 starb.

Was Boje als Dichter (1770 erschien eine kleine Sammlung Gedichte anonym) geleistet hat, ist unerheblich: er ist im Ganzen nur Nachahmer, vornehmlich des Horaz, und wenn diesen und dem sonst im Almanach von ihm herrührenden Gedichten und Epigrammen ein Verdienst einzuräumen ist, so liegt dies nur in der Sauberkeit der Form. Dabei darf denn freilich nicht mit dem Maßstab unserer Zeit gemessen werden. Aber desto mehr ist uns Boje in seiner litterarisch-kritischen Stellung, als der Anregende, Fördernde, mit feinem Sinn und Geschmack Beurtheilende und Sichtende. Der bei Bürgers Lebensabriß mitgetheilte längere Brief an Gleim ist nicht bloß ein Zeugniß für die Theilnahme, welche er strebenden Talenten zuwendete, und für die Beziehungen, die er nach und nach durch dieses Interesse gewann, sondern zeigt uns

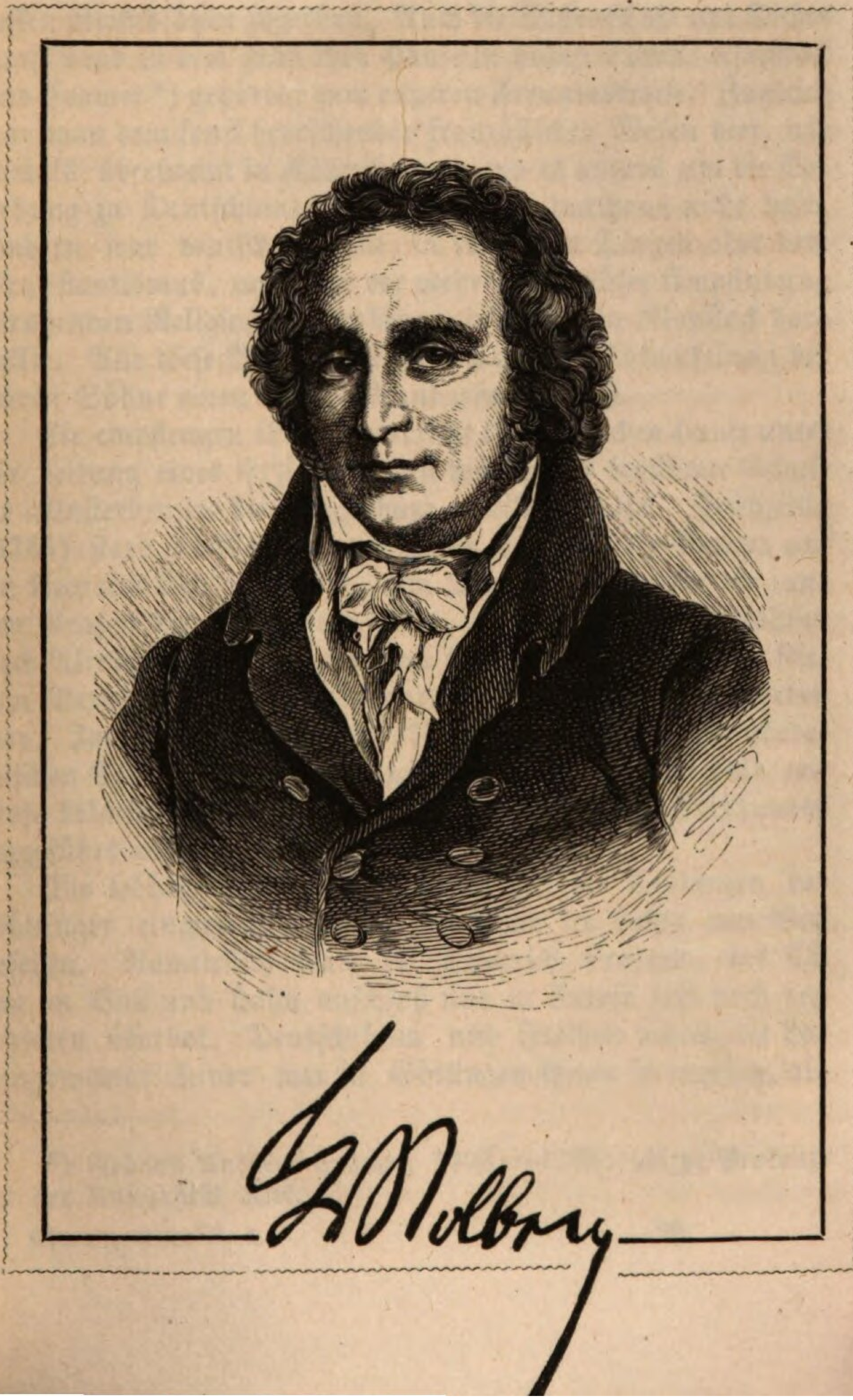
*) Christian Konrad Wilhelm von Dohm, Staatsmann und Historiker, zuletzt westphäl. Gesandter am Sächsischen Hofe, 1751—1820. — Von 1788—1791 hieß die Zeitschrift das „neue deutsche Museum“.

auch einen trefflichen, wohlwollenden Sinn, sowie eine feine eindringende Beobachtungsgabe. Darum lohnte es wohl der Mühe, seine hier und da, in anderen Biographien zerstreuten Briefe zu sammeln, da sie auf die litterarischen Zustände wie auf die Persönlichkeiten ein helles Licht werfen; nur dadurch würde Boje's Verdienst, ein keineswegs geringes, die richtige und allgemeinere Würdigung erfahren.

Friedrich Leopold Graf von Stolberg.

Das Geschlecht der Grafen von Stolberg ist eines der ältesten in Deutschland; schon im 11. Jahrhundert werden Grafen von Stolberg urkundlich erwähnt. Im 17. Jahrhundert (1645) theilte sich das Haus in zwei Hauptlinien, Stolberg-Wernigerode und Stolberg-Stolberg. Ein jüngerer Sohn der letztgenannten Linie war der Graf Christian Günther zu Stolberg, der nach seiner Verheirathung mit einer Gräfin von Castell-Remlingen aus Franken in den dänischen Staatsdienst trat und zunächst eine Amtmannsstelle bekleidete. 1756 wurde er zum Geheimen Rath und Oberhofmeister der Königin Sophie Magdalene ernannt, weshalb er mit seiner Familie noch Kopenhagen übersiedelte.

Zwei Söhne waren ihm geboren worden, Christian, geb. d. 15. Oktober 1748 und Friedrich Leopold geb. d. 7. November 1750: es sind die Brüder Stolberg, mit welchen uns die Geschichte des Göttinger Dichterbundes bereits bekannt gemacht hat. Es war ein aristokratisches Haus, das Stolbergsche, aber in des Wortes gutem Sinne. Wie Graf Stolberg zu dem damals in Dänemark auf dem Bauernstande lastenden Lehnsdruck stand, das geht daraus hervor, daß er einer der Ersten war, die auf ihren Gütern die Frohndienste minderten. Er war mit dem bekannten dänischen Staatsmann, dem verdienten älteren Grafen Bernstorff nahe befreundet und



dessen Grundsätzen zugethan. Auch die Wissenschaft und Dichtkunst stand in dem gräflichen Hause in hohen Ehren: Klopstock und Cramer *) gehörten zum engeren Freundeskreise. Zugleich war man dem sonst herrschenden französischen Wesen hier, wie damals überhaupt in Kopenhagen, wo es anders um die Beziehung zu Deutschland stand als jetzt, durchaus nicht hold, sondern war deutsch gesinnt, in religiösen Dingen aber dem Protestantismus, und zwar der mehr in religiöser Empfindung beruhenden Religiosität ergeben, wie sie sich in Klopstock darstellte. Alle diese Momente äußerten auf die Entwickelung der beiden Söhne einen leicht erkennbaren Einfluß.

Sie empfiengen ihren Unterricht im elterlichen Hause unter der Leitung eines Erziehers, den die damals berühmte Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg gebildet hatte. Frühzeitig (1765) starb ihr Vater, nach dessen Tode sich die Mutter auf ein kleineres Gut zurückzog. Im Jahre 1770 bezogen die jungen Grafen die Universität Halle, von wo sie nach 2 Jahren nach Altona zurückgiengen: denn hier lebte ihre Mutter, seitdem Bernstorff der Aeltere durch Struensee gestürzt worden war. Im Herbst des Jahres 1772 reisten sie, um ihre akademischen Studien fortzusetzen, nach Göttingen, wo sie bald mit Boje bekannt und durch diesen in den Kreis des Hainbundes eingeführt wurden.

Wie lebhaft gerade die Stolberg auf die Tendenzen der Göttinger eingiengen, haben wir schon im Leben von Voß gesehen. Namentlich war es Friedrich Leopold, der sich eng an Voß und Hahn anschloß und in Extase fast noch den letzteren überbot. Deutschthum und Freiheit waren die Losungsworte: keiner war in Göttingen ihnen so ergeben, als

*) Johann Andreas Cramer, 1723—1788, zuletzt Prokanzler der Universität Kiel.

der feurige jüngere Stolberg. Man betrachte sich nur das Gedicht an Hahn: „Freiheit“, das im Musenalmanach des Jahres 1775 stand:

Freiheit! der Höfling kennt den Gedanken nicht!
Der Sklave! Ketten rasseln im Silberton
Gebeugt das Knie, gebeugt die Seele,
Reicht er dem Joch den erschlafften Nacken!

Uns, uns ein hoher seelenverklärender
Gedanke! Freiheit! Freiheit! wir fühlen dich!
Du Wort, du Kraft, du Lohn von Gott uns!
O! wo noch voller ins Herz der Helden.

Dein Nektar strömte, jener an deren Grab
Nachwelten staunen: ström'! o entflamm' uns ganz!
Denn sieh, in deutscher Sklaven Händen
Rostet der Stahl, ist entnervt die Harfe!

Nur Freiheitsharf' ist Harfe des Vaterlands!
Wer Freiheitsharfe schlägt, ist ein Nachtorkan
Vor Donnerwetter! Donner! Schlachtruf!
Schwerter, fliegt auf, dem Gesandten Gottes!

Nur Freiheitsschwert ist Schwert für das Vaterland!
Wer Freiheitsschwert hebt, flammt durch das Schlachtgewühl
Wie Blitz des Nachtsturms! Stürzt Paläste!
Stürze, Tyrann, dem Verderber Gottes!

O Namen, Namen, festlich im Siegsgesang!
Tell! Hermann! Klopstock! Brutus! Timoleon!
O ihr! wem freie Seele Gott gab,
Flammend ins eherne Herz gegraben!

Die patriotische Gesinnung, der Durst nach Freiheit, die Verehrung Klopstocks —, das sind die Hauptmomente der Stolberg'schen Jugendpoesie. Die liberalen Strömungen der damaligen Zeit, wie sie sich in gewisser Beziehung auch in

Struensee repräsentieren, hatten auf Friedrich Stolberg mächtig gewirkt: sein empfängliches Herz, sein leidenschaftlicher Sinn war leicht erregt, leichter als der seines ruhigeren, aber auch weniger begabten Bruders Christian. Gleichwohl ist schon in dieser Jugendperiode in Stolberg manches nicht zu verkennen, was ihm eigenthümlich, was zugleich auf die spätere Umwandlung hinleitet und diese mehr als eine Entwickelung seiner inneren Natur denn als ein Bruch mit der Jugendzeit erscheinen läßt. Unter den Verehrern Klopstocks hat keiner von Anfang an die religiöse Seite seines dichterischen Strebens und Wirkens so sich angeeignet, wie Friedrich Stolberg, der von Grund des Herzens religionsbedürftig war. Selbst durch die wilde Lyrik der Göttinger Zeit und der nächsten Jahre klingt hie und da ein ernster Ton hindurch, der uns ein tieferes Ahnen und Sehnen kündet, „der höchsten Weisheit Himmelschein", wie es in dem Gedicht „an den Verfasser von Stillings Jugend" (1779) heißt. Daneben ist zu bemerken, daß Stolbergs deutsche Gesinnung ihn weniger in die Haine der Barden führte, als in das deutsche Mittelalter, in das Ritterthum: in mehr als einer Beziehung darf er als ein Vorläufer der Romantiker gelten. Auch ist die Begeisterung für Homer beachtenswerth, die zwar jener Zeit nicht fremd war, aber doch gegen die Ossianschwärmerei anfangs sogar bei Voß zurücktrat.

Der Aufenthalt in Göttingen dauerte nicht lange: schon im folgenden Jahre verließen die Brüder die Musenstadt und reisten mit ihrer Mutter nach Kopenhagen, wo sich durch den Sturz Struensee's die Verhältnisse völlig geändert hatten. Beide wurden zu k. dänischen Kammerjunkern ernannt. Eine im Jahre 1775 unternommene Reise an den Rhein und die Schweiz brachte Göthe's persönliche Bekanntschaft, der dem jüngeren Bruder bereits brieflich näher getreten war. Friedrich Stolberg hatte diese Reise angetreten, um einem zärtlichen

Verhältnisse mit einer Engländerin (in seinen Gedichten „Selinde" genannt) ein Ende zu machen: Göthe war damals noch mit Julie Schönemann verlobt, aber wohl schon halb entschlossen, sich dieser Fesseln zu entledigen. Vielleicht vermittelte die ähnliche Lage einen innigeren Anschluß der jungen Männer an einander, als sonst wohl bei der großen Verschiedenheit ihrer Naturen möglich gewesen wäre. Es ist bekannt, daß Göthe die Stolberg auf ihrer Schweizerreise, wenigstens zum Theil, begleitete, sowie daß der scharfblickende Merck damit sehr unzufrieden war. Ein längerer Aufenthalt in Zürich ließ sie Bodmer und namentlich Lavater kennen lernen, der sich mit großer Wärme für die jungen Dichter interessirte. Die Physiognomik, Lavaters berühmtes Werk, schildert auch die Grafen Stolberg, namentlich den jüngern mit wunderbarer Schärfe kennzeichnend. Wie Lavater und Friedrich Stolberg sich liebgewinnen konnten, liegt auf der Hand. Befremdender ist es, wenn wir lesen, daß die weitere Reise sie sogar zu Voltaire führte, der damals in Ferney wohnte; eine innere Beziehung zu diesem läßt sich nicht aufspüren, und somit wird der Besuch wohl auf die Rechnung des berühmten Namens und jugendlicher Excentricität zu setzen sein. Der Rückweg führte dann über Weimar, wo Göthe seine Wirksamkeit begonnen hatte. Das bewegte geniale Treiben des jungen Dichters und seines fürstlichen Freundes behagte den jungen Männern recht gut. Es entstand das Projekt, Friedrich Stolberg ganz für Weimar zu gewinnen: er ward zum Kammerherrn ernannt, nahm auch den Antrag für den Herbst 1776 an, wurde aber dann durch Klopstock, der über das Weimarer Treiben in Folge übertriebener Schilderungen erbittert war, veranlaßt, seine Zusage zurückzunehmen. Vielleicht läßt sich diese Ablehnung des Göthe'schen Antrages, in Folge deren das Verhältniß zu diesem sich bedeutend abkühlte, als ein Wendepunkt im Leben Stolbergs bezeichnen.

Während Christian Stolberg 1777 Amtmann zu Tremsbüttel in Holstein wurde und sich mit der Gräfin Luise von Reventlow, verwittweten von Gramm vermählte, trat Friedrich Leopold in demselben Jahre in die Dienste des Fürstbischofs von Lübeck, Herzogs von Oldenburg, der ihn zum Gesandten am dänischen Hofe ernannte. In dieser Zeit vollzog sich allmählich die Umwandlung in seinen Anschauungen d. h. er ward von der excentrischen Stimmung der früheren Jahre frei. Denn bei aller seiner jugendlichen Begeisterung für Freiheit, Gleichheit und Menschenrechte hatte er doch nicht aufgehört ein Aristokrat zu sein: was war natürlicher, als daß nun, da er in das reifere Mannesalter trat und in aristokratischen Kreisen und in angesehener Stellung lebte, jene Extase verschwand, die doch nur der Ausdruck einer edlen, jugendlich schwärmenden Natur gewesen war!

Er beschäftigte sich seit der Göttinger Zeit angelegentlich mit Homer, dessen Ilias er hexametrisch übersetzte und 1778 seinem Freunde Voß als Hochzeitsgeschenk übergab. Auch erschien 1779, von Boje besorgt, die erste Sammlung der Gedichte beider Brüder, in der sich manches schöne, warm empfundene und noch heute hochgeschätzte Gedicht neben anderen durch Geschraubtheit und Ueberschwänglichkeit ungenießbaren befindet. Unter den Liedern erinnern wir besonders an das schöne Gedicht, das ihm die Betrachtung des Rheinfalles eingab:

„Süße heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband.

Wenn ich dann ermüdet bin,
Sink' ich dir am Busen hin,
Athme süße Himmelslust,
Hangend an der Mutterbrust.

Ach wie wohl ist mir bei dir!
Will dich lieben für und für!
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Süße heilige Natur!"

Das Jahr 1781 führte Friedrich Stolberg nach Eutin in der Stellung eines Oberschenken und schenkte ihm zugleich den kostbaren Besitz einer edeln und anmuthsvollen Lebensgefährtin: Agnes von Witzleben, damals Hofdame in Eutin. Im folgenden Jahre verband er sich mit ihr, verließ aber bald darauf Eutin und wohnte in Borstel, einem Gute des ihm verschwägerten Grafen von Bernstorff; eine Zeit lang auch mit seinem Bruder in Tremsbüttel, wo sich die Brüder viel mit römischen und griechischen Schriftstellern, daneben auch mit neueren französischen, englischen, italienischen Dichtern beschäftigten. Das Jahr 1784 vereinigte beide Familien in einer gemeinschaftlichen Reise nach Thüringen, den Harzgegenden, Sachsen und Böhmen, wo sie sich einige Zeit in Karlsbad aufhielten. Nach ihrer Heimkehr ward Friedrich Leopold als Oldenburgscher Gesandter nach Petersburg gesandt, um der Kaiserin Katharina die Nachricht vom Tode des Herzogs von Oldenburg zu überbringen: ein hoher russischer Orden ward ihm dort neben anderen Auszeichnungen zu Theil. Als er gegen das Ende des Jahres 1785 zurückgekehrt war, begab er sich als Landvogt nach Neuenburg, wo er seine Musestunden der griechischen Tragödie und eigenen Produktionen (den Trauerspielen „Theseus" und „Servius Tullius", dem Roman „die Insel") widmete. Das friedliche Leben in Neuenburg ward am 15. November 1788 auf immer gestört, als seine geliebte Gattin Agnes nach kurzer Krankheit starb: schmerzerfüllt verließ Stolberg Neuenburg, um dahin nicht zurückzukehren.

Das folgende Jahr brachte den Anfang der großen französischen Bewegung, die Stolberg anfänglich wie Klopstock mit

großem Beifall begrüßte, denn dem politischen Liberalismus, der idealistischen Träumerei von Republiken, gegründet auf Tugend und Gerechtigkeit, hatte er noch nicht entsagt. Die politischen Ereignisse trieben ihn aus der Stille des Familienkreises heraus, in dem er Trost für den schweren Verlust gesucht hat, indem er als Gesandter Dänemarks nach Berlin gieng. Hier lernte er die Gräfin Sophie von Redern kennen und vermählte sich mit ihr am 15. Febr. 1790. Zu diesem Schritte veranlaßte ihn wohl weniger der Wunsch, seinen 4 Kindern eine sorgende Mutter zu geben, als vielmehr die innere Weichheit und Bedürftigkeit nach einem Herzensverkehr. Ja man kann wohl von einer Schwäche Stolbergs sprechen, von einem Mangel an innerer Festigkeit, der dann noch weiter führte als zu der zweiten Ehe, über deren Motive er sich in einem Briefe an von Halem (4. Jan. 1790), wenig überzeugend genug ausspricht*). „Werden sie ihren armen Freund begreifen — heißt es da — der es wieder wagen mag und wagen kann, nach dem Tode der Geliebtesten eine zweite Verbindung einzugehn? Ich kann des süßen weiblichen Umganges nicht entbehren. Die gestürzte Fackel des freundlichen Genius wäre mir lieber gewesen als die Fackel des Hymen; aber jene darf ich nicht stürzen, so lange sie lodern soll. Und so viel Ruhe und Freude mir nach Agnes' Tode noch zu Theil werden kann, wird mir in den Armen meiner geist- und liebevollen Sophie zu Theil werden. Es ist ein sehr edles und liebes Mädchen. Sie ehret meinen Schmerz, den sie lindern, nicht stören kann, auch nicht stören will."

Wie es Klopstock gieng, daß seine Theilnahme für die fran-

---

*) Vergl. die vortreffliche Charakteristik Fr. Schlegel's von W. Schäfer in dessen „Geschichte der deutschen Litteratur des 18. Jahrh. 2 Thl. Leipzig 1856, die leider der hohe Preis an verdienter Verbreitung hindert.

zösische Bewegung bald in eine entschiedene Entrüstung über den Gang der Ereignisse umschlug, so gieng es, und in noch höherem Grade, auch Stolberg. Die Wirklichkeit stand in zu schroffem Gegensatze gegen seinen abstrakten Liberalismus: die Thatsachen drängten ihn auf den entgegengesetzten Standpunkt. Dazu mochte der Aufenthalt in Berlin das Seinige beitragen, wo man der französischen Bewegung nichts weniger als zugethan war: auch seine religiöse Stimmung mochte da Nahrung finden, wo man den Principien Wöllners gehuldigt hatte. Stolberg trat fortan als ein entschiedener Gegner der französischen Revolution auf, der sich in seinen Angriffen auf die „Westhunnen" so wenig mäßigte, als vorher sein Freiheitsenthusiasmus Maß und Halt gehabt hatte. Und ebenso gewinnt nun seine religiöse Stellung eine einseitige Färbung: er versinkt in einen engen Dogmatismus, der ihm selbst das Verständniß der dichterischen Schöpfungen seiner Zeitgenossen erschwert. Auch hier fehlt Maß und Halt: mit dem gerechten Unwillen über eine Richtung, wie sie der Heinse'sche Ardinghello repräsentiert, vermischt sich die nicht ganz zu rechtfertigende Entrüstung über den Weimarer klassischen Idealismus, der sich in den „Göttern Griechenlands" aussprach.

Stolbergs Wünsche giengen nach Italien: er wünschte mit dem Gesandtschaftsposten in Neapel betraut zu werden. Allein diese Hoffnung gieng nicht in Erfüllung, indem er 1791 als Präsident an die Regierung nach Eutin versetzt wurde; jedoch wurde ihm ein längerer Urlaub bewilligt, den lange gehegten Plan einer Reise nach Italien zu verwirklichen. Auf der Hinreise — er gieng über die Rheinlande — lernte er in Münster die bekannte Fürstin von Gallitzin und ihren Beichtvater Overberg kennen. Diese Bekanntschaft war für den sehr empfänglichen Stolberg von sehr großem Einflusse, indem seine religiösen Anschauungen und Ansichten allmählich für den Katholi-

cismus gewonnen wurden. Bei seiner Anlage zum Pietismus, die schon durch die Jugenderziehung geweckt worden war, konnte die katholische Kirche kein passenderes Organ finden, um auf Stolberg zu wirken, als gerade den Münsterschen Kreis, dem es nicht an wahrer innerlicher Frömmigkeit fehlte. Wenn dann auch die weitere Reise manches Wiedersehen, manchen Eindruck brachte, der frühere Richtung und früheres Streben wieder zu beleben geeignet gewesen wäre und am wenigsten in die Arme der römischen Kirche hätten führen können — — das Band, das sich in Münster geknüpft hatte, war zu fest, und die dort empfangenen Eindrücke stimmten ganz zu dem innersten Wesen Stolbergs, so daß jenes Gegengewicht nicht ausreichte. Weinachten 1791 gelangte er nach Rom, das den mächtigsten Eindruck auf ihn machte. Und hier war es nicht bloß der Reichthum an Alterthümern, der ihn anzog, es handelte sich nicht mehr um kunst- und litterarhistorische Studien — der Pomp des römischen Katholicismus, der Glanz des Papstthums fesselte ihn vor Allem. Hier in Rom ward er eigentlich schon Katholik, wenn auch der äußerliche Schritt erst 9 Jahre später erfolgte. Frieden suchend fand er ihn doch nicht, wie selbst sein Biograph und Apologet Nicolovius berichtet; ein Unmuth und Trübsinn lagerte sich auf ihm, eine Feindschaft gegen Irdisches und Weltliches, die zwar einem edlen Sehnen und Streben entsprang, aber in ihrer Unruhe und ihrem Unfrieden doch auch der Ausdruck innerer Unfreiheit und Schwäche war.

Auf Ischia, wo er im Sommer 1792 sich länger aufhielt, mußte er seine jüngste Tochter begraben, die ihm in Neapel geboren worden war. Er kehrte Ende dieses Jahres nach Holstein zurück, um mit dem folgenden Jahre sein Eutiner Amt anzutreten. Mit Münster blieb er in enger Verbindung: die Fürstin Gallitzin und Overberg kamen nach Eutin, im fol-

genden Jahre die zu dem münsterschen Kreise gehörenden Brüder Clemens August und Franz Droste-Wischering, und das Jahr darauf gieng Stolberg selbst nach Münster. Daß bei dieser neuen Freundschaft das Jugendbündniß mit J. H. Voß, damals Rektor in Eutin, weichen mußte, begreift sich leicht, wenn man sich Voßens religiöse Stellung vergegenwärtigt. Stolberg und Voß verstanden sich nicht mehr: der Erstere gieng sogar soweit, seine Kinder aus Voßens Schule zu nehmen, „wegen der Grundsätze", die Voß lehre. Im Gefühle, daß eine solche gegenseitige Entfremdung doch nicht zu rechtfertigen sei, wurden wiederholt Annäherungen versucht, aber ohne dauernden Erfolg. Der Entschluß, zur römischen Kirche überzutreten, reifte bei Stolberg allmählich heran und ward durch die rationalistischen Bestrebungen, die jetzt auch in Holstein sich Eingang verschafften, wesentlich gefördert. Hier hatte der jüngere Minister von Bernstorff noch kurz vor seinem Tode eine neue Agende eingeführt, die von dem Generalsuperintendenten Adler verfaßt war. Gegen diese erhob sich Stolberg 1798 in dem Schriftchen „Schreiben eines holsteinischen Kirchspielvogts über die neue Kirchenagende", in dem er nachzuweisen suchte, daß die Agende im Widerspruch mit der heiligen Schrift und der Augsburgischen Konfession stehe. Am 1. Juni 1800 trat er in Münster in der Hauskapelle der Fürstin Galitzin mit seiner Gattin zum Katholicismus über und legte darauf im August in Eutin sein Amt nieder. Dieser Schritt erregte in Deutschland das größte Aufsehen und zog Stolberg die heftigsten Angriffe zu, von denen die, welche von seinem Jugendfreunde Voß ausgiengen, die leidenschaftlichsten waren: war doch auch keiner so wenig fähig wie Voß, eine solche That irgendwie zu verstehen.

Friedrich Stolberg's Kinder folgten dem Beispiele ihrer Eltern: nur die älteste Tochter Agnes, die Braut des Grafen

von Stolberg-Wernigerode, blieb dem evangelischen Bekenntnisse treu. Christian Stolberg dagegen war mit des Bruders Schritt unzufrieden: auch er zog sich 1800 ins Privatleben zurück und lebte fortan bis zu seinem Tode (er starb am 18. Januar 1821) auf seinem Gute Windebye bei Eckernförde. Friedrich Stolberg aber siedelte mit den Seinigen nach Münster über, wo er sich bis zum Jahre 1812 aufhielt, vorzugsweise mit seiner „Geschichte der Religion Jesu" beschäftigt, einem umfangreichen Werke in 15 Bänden, das er 1819 beendigte. Die Tendenz dieses Werkes ergiebt sich aus dem Charakter der Kreise, in denen er sich nun ausschließlich bewegte; es gilt der Verherrlichung der katholischen Kirche. Daneben bearbeitete er noch die Tragödien des Aeschylus und die Gedichte Ossians: wir sehen ihn also — und es ist das nicht so unbedeutsam — von Homer auf Ossian zurückkehren, im Gegensatz zu dem Entwickelungsgang seiner Zeitgenossen.

1812 trieb ihn die Franzosenherrschaft aus Münster: er zog nach Tatenhausen bei Bielefeld. Darin hatte er sich nicht geändert, daß er gut deutsch gesinnt, ein Gegner der Franzosen und ihres Kaisers war. Drei Söhne Stolbergs zogen in den großen Kampf um Deutschlands Freiheit; der eine starb den Heldentod in der Schlacht bei Ligny. Von Tatenhausen siedelte er 1816 nach Sondermühlen, unweit von Osnabrück, über, wo er am 5. December 1819, wenige Wochen, nachdem ihm Voß' bekannte Schrift: Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" zugekommen war, im 70. Lebensjahre starb.

Friedrich Stolberg's Geistes- und Herzensgeschichte möchte gerade für unsre jetzige Zeit und ihre Strebungen manches Anziehende und Belehrende enthalten. Den Weg, den er gieng, vom Ultra-Liberalismus, von einer idealistischen Schwärmerei zum religiösen und politischen Konservatismus, vom lutherischen Dogmatismus zum Katholicismus, sind in unsrer

Zeit so Manche gegangen, und Viele drohen ihn einzuschlagen. Es bedarf darum kaum weiterer Erörterung, um jene flache Beurtheilung abzuwehren, welche dergleichen Umwandlungen nur aus Schwäche und niedrigen Motiven herleiten und zu individuellen Fehltritten machen will. Keinem ist vielleicht so übel mitgespielt worden, als gerade Stolberg: das harte Urtheil Voßens ist das Urtheil sehr Vieler geworden und gilt noch heut für alle die, welche im Katholicismus nur Ceremonien, in seinem Lager nur Aberglaube und Finsterniß, das Wesen des Protestantismus aber in der Verwerfung des Offenbarungsglaubens, der Ablösung von kirchlicher Form, der Emancipation zur Vernunftreligion suchen. Es wird von entgegengesetzter Seite wohl auch auf Stolberg hingewiesen, als auf einen, der die Mission der katholischen Kirche wohl verstanden habe und in diesem richtigen Verständniß zu ihrer heilbringenden Gemeinschaft zurückgekehrt sei.

Wie Stolberg dazu kam, Katholik zu werden, die Frage ist nicht schwer zu beantworten. Er hatte eine streng-religiöse, fast an das Pietistische streifende Erziehung genossen, ein religiöser Zug blieb in ihm selbst in den Jahren seines abstrakten Freiheitsenthusiasmus. Dazu kam seine eigenthümliche geistige und gemüthliche Empfänglichkeit, Erregbarkeit, Bestimmbarkeit, der Mangel an eigentlicher frischer Thatkraft. Lavater charakterisiert ihn recht scharf, wenn er von ihm schreibt: „Zu lebendig, um zu ruhen; zu locker, um festzustehen; zu schwer und zu weich, um zu fliegen. Ein Schwebendes also, das die Erde nicht berührt. Kein fester, forschender Tiefsinn, keine langsame Ueberlegung oder kluge Bedächtigkeit. Immer der innige Empfinder, wie der tiefe Ausdenker. Immer halbtrunkener Dichter, der sieht was er sehen will*)."

*) Vgl. Gelzer II. S. 39.

Die Jugendideale mußten gewinnen; das lag theils in ihrem Mißverhältniß zu aller und jeder Wirklichkeit, theils in den damaligen politischen und religiösen Zuständen. Die französische Revolution nahm einen Verlauf, der Stolberg und manchen Gesinnungsgenossen aus ihren Träumereien aufwecken mußte. Auf dem Gebiete der Religion begann der Rationalismus, und häufig in seiner flachsten Gestalt, das kirchliche Leben, die Treue gegen das Bekenntniß, den Glauben an die Offenbarung zu untergraben: der Protestantismus zeigte mehr seine negative, als seine positive Seite. Im litterarischen Leben der deutschen Nation erwuchs ein Idealismus, der zwar herrliche Blüthen der Dichtkunst erzeugte und menschlich edel war, aber doch einem religionsbedürftigen Herzen, wie das Stolbergs war, innere Befriedigung nicht gewähren konnte. Er war ein Suchender, und gewiß ein ehrlich Suchender, nach einem festen Mittelpunkte und Anhalt Ringender — nicht stark genug, um wie Lessing im Suchen zu kämpfen, im Kampf selbst die Befreiung anzustreben, noch vermochte er, wie jener, dem Evangelium der Zukunft die Lösung der großen Frage anheimzugeben. Und so drängte es ihn mehr und mehr rückwärts: mehr und mehr mit der Gegenwart zerfallend, suchte er sein Heil in der Vergangenheit, in den Institutionen der alten Kirche, in einem Konservatismus, der die Bedürfnisse der neuen Zeit nicht mehr verstand. Dazu trat ihm der Katholicismus in Persönlichkeiten entgegen, die die Achtung frommer Herzen verdienten: die römische Kirche verfehlte in ihren Bekehrungsversuchen nicht, ihm nicht sowohl die Schaale, als vielmehr den Kern zu zeigen. In der That, es kann nicht Wunder nehmen, wenn eine so vorzugsweise auf Empfindung und Sehnsucht angelegte Natur zuletzt das äußerlich wurde, was sie innerlich längst war.

Begreifen können wir Stolbergs Schritt, loben gewiß

nicht: denn für uns bleibt er immerhin ein Zeichen von Schwäche. Aber verkennen dürfen wir nicht, daß der Gesinnungsadel, der Stolberg von Jugend auf eigen war, ihm auch in seinen späteren Jahren eigen blieb: daß er niemals einem einseitig verdammenden Konfessionalismus anheimfiel, sondern christliches Streben, fromme Gesinnung überall zu ehren wußte. Darin steht er über denen, die ihn angriffen, zumal über J. H. Voß. Zeugniß davon sind seine Briefe an Lavater, Klunker, Fouqué.

Schon Niebuhr sagte, eine unbefangene Nachwelt werde Friedrich Stolberg sehr hoch stellen: ob unsre Zeit mit ihren Parteikämpfen, zumal auf religiösem Gebiete, dazu befähigt ist, das möchte sehr zweifelhaft sein. Aber das darf doch wohl hervorgehoben werden, daß das Streben, aus dem Stolbergs große Irrung hervorgieng, jetzt ein weit allgemeineres geworden ist, das Streben, dem religiösen Leben sein Recht wieder zu verschaffen, die Widersprüche in unsern staatlichen, kirchlichen und socialen Verhältnissen zu versöhnen und auszugleichen. Und wenn in diesen Bestrebungen sich so gar vieles Ungesunde und Unlautere, Einseitige und Zurückdrängende, wenn sich so viel Haß und so wenig Liebe geltend macht, so darf auf Stolberg hingewiesen werden, in dem niemals Unlauteres war und niemals die Liebe, das erste und letzte Erforderniß für Aufbesserung des Bestehenden, erstarb. —

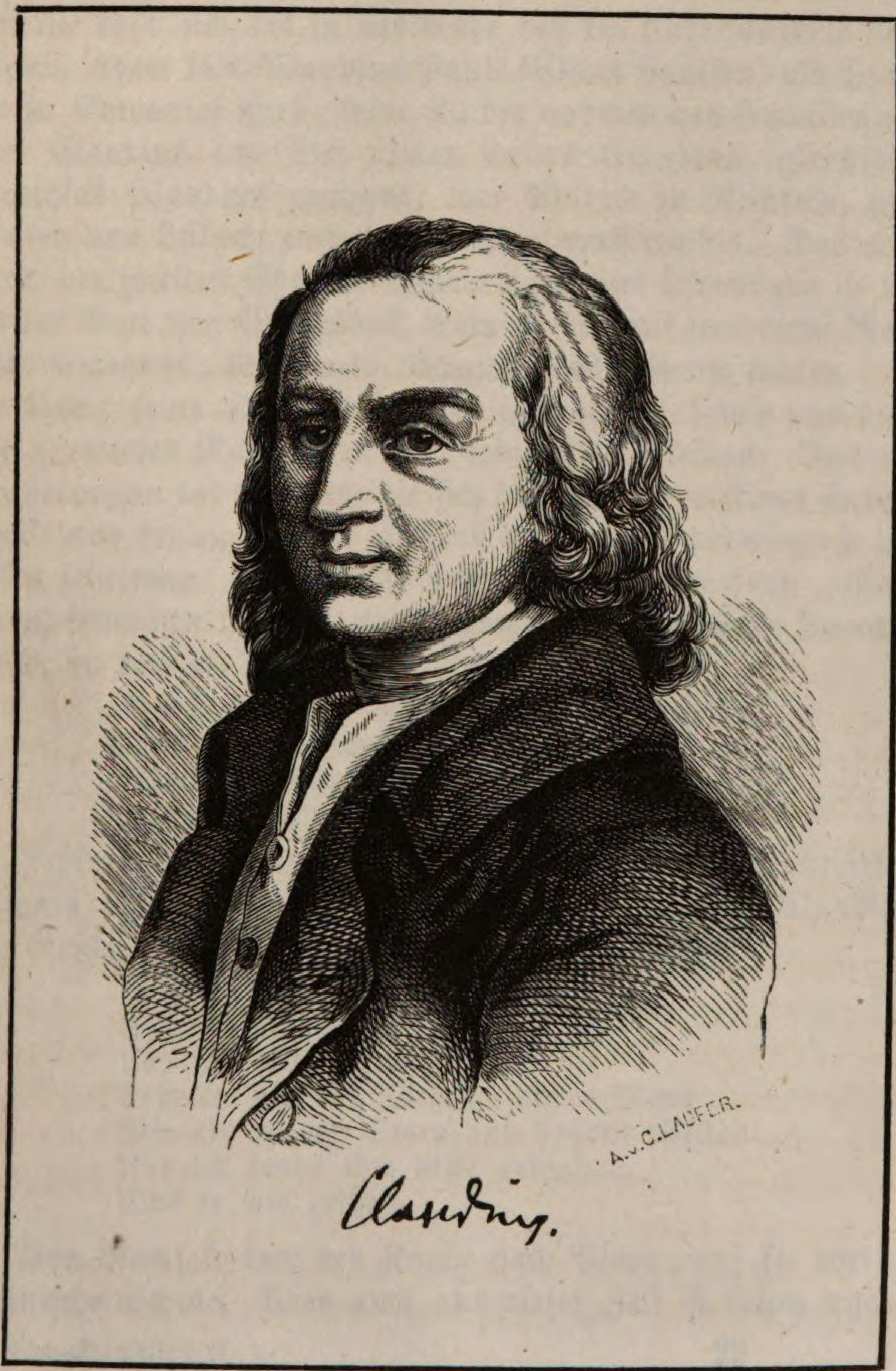
Ueber ihn als Dichter und Schriftsteller genügen nach dem, was bereits gesagt ist, wenige Worte: auch hier finden wir das wieder, was wir über seinen Charakter gesagt haben. Feurige Empfindung, selbst Ueberschwänglichkeit kennzeichnet die meisten seiner Jugendgedichte, von denen nur wenige sich noch im Munde der Nation erhalten haben: und zwar gerade die, in denen er sich als patriotischer Dichter zeigt („Sohn, da hast du meinen Speer“ — „Mein Arm wird stark und groß mein Muth“ — „In der Väter Halle ruhte Ritter

Rudolfs Heldenarm"). Als Kirchenhistoriker fehlt es ihm ganz und gar an der Objektivität, ohne welche die geschichtliche Darstellung so leicht einseitig und tendenziös wird: als Kritiker, der neueren Dichtung gegenüber, entbehrt er nicht minder der inneren Freiheit und Klarheit, welche vor Einseitigkeit bewahrt. Nirgend aber fehlen Gedanken und Aussprüche, deren Wahrheit und Innigkeit tiefen Eindruck macht und selbst diejenigen gewinnt, welche den Grundanschauungen des Verfassers nicht beitreten können. So sagen wir denn mit dem jüngern Voß: „Stolbergs besseres Sein lebe in treuer Erinnerung fort!"

Matthias Claudius.

In dem vielgenannten Wandsbecker Boten tritt uns eine der immerhin nicht häufigen Persönlichkeiten entgegen, die gleich bei der ersten Bekanntschaft sich unsre Liebe und Verehrung gewinnen. Es ist keine glänzende Erscheinung, die uns mit Bewunderung ihres Talents und ihrer dichterischen Erzeugnisse erfüllt, wohl aber entfaltet sich vor unserm Auge ein so recht wohlthuendes Bild, wohlthuend durch das Reine und Edle des Charakters, durch die Innigkeit und Einfalt des Herzens, durch die Tiefe und Wahrhaftigkeit des Strebens. Und doch gehen gerade bei Claudius die Urtheile der Kritiker gar sehr aus einander, oder besser gesagt, gerade die Kritiker par excellence haben weniger Lob für ihn, als für manchen, der dasselbe weit weniger verdient. Sie fertigen ihn gern mit einigen zweifelhaften Beiwörtern ab, indem sie ihn etwa den „guten ehrlichen" Claudius nennen, was doch nicht viel mehr sagen will, als daß er bei aller Güte und Ehrlichkeit doch tief unter jenen erhabenen Standpunkten stehe, von welchen die modernen Aristarche unsre deutsche Litteratur überschauen. Ladet aber nicht gerade diese Wahrnehmung, daß sich Verehrung und Geringschätzung bei Claudius begegnen, zu einer genaueren Betrachtung seines Lebens und Wirkens ein?

Matthias Claudius stammt aus einer Pfarrerfamilie, die dem Herzogthum Schleswig, insbesondere der Pfarrei Lygum,


A.v.C.LAUFER.
Claudius.

viele würdige Geistliche gegeben hat. Der Stammbaum der Familie läßt sich bis in das Ende des 16. Jahrhunderts verfolgen, indem 1586 Claudius Pauli (Claus Paulsen) als Pfarrer zu Emmerlef starb; seine Kinder nahmen den Familiennamen Claudius an. Der Vater unsers Claudius, gleichfalls Matthias Claudius genannt, war Pfarrer zu Reinfeld, zwei Meilen von Lübeck, und war zweimal verheirathet. Das erste Kind der zweiten Ehe mit Marie Lorck aus Flensburg ist der als der Bote von Wandsbeck, Asmus, bekannt gewordene Matthias Claudius, der am 15. August 1740 geboren wurde.

Ueber seine Kindheit ist wenig bekannt, sowie uns auch alle genaueren Nachrichten über seine Eltern fehlen. Aus den Aeußerungen des Sohnes, die sich hier und da verstreut finden, erhellt nur soviel, daß der Einfluß des Vaters vorwiegend gewesen sein mag. Der dankbare Sohn nennt ihn einen „alten, lieben, frommen Mann" und widmet ihm eines seiner Jugendlieder, in dem es heißt:

„Durch dich gab Gott mir hier mein Leben,
Durch dich — verstumme mein Gedicht! —
Gott wollte mir was Größers geben;
Er wollte gern und konnte nicht."

Schöner und für den Werth des Vaters gewichtigeres Zeugniß ablegend ist ein späteres Gedicht, in dem Claudius dem Geschiedenen (der Vater starb 1773) nachruft:

„Ach sie haben
Einen guten Mann begraben
Und mir war er mehr.
Träufte mir von Segen, dieser Mann
Wie ein milder Stern aus bessern Welten
Und ich kanns ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.

Von Reinfeld kam der Knabe nach Ploen, auf die dortige lateinische Schule. Aber auch aus dieser Zeit ist kaum irgend

etwas zu berichten. Zum mindesten möchte feststehen, daß keiner seiner Lehrer einen erheblichen Einfluß auf ihn geübt hat. Wer die Steifheit und Pedanterie des damaligen Schulwesens kennen gelernt hat, der begreift, daß von Anregung durch die Schule, von freier Entfaltung des Geistes und Herzens nur selten die Rede war. Kenntnisse aber hat er in seiner Schulzeit gesammelt, insbesondere in den alten Sprachen und in der Mathematik; mit jenen hat er sich auch noch später beschäftigt und seine Kinder selbst darin unterrichtet, mit dieser blieb er sogar beruflich in Berührung. Auch mit neueren Sprachen begann er frühzeitig zu verkehren, und insbesondere war und blieb ihm die Musik eine liebe Gefährtin in freien, dem innern Leben gewidmeten Stunden.

So war denn Matthias neunzehn Jahr alt geworden, als er (1759) mit seinem älteren Bruder Josias nach Jena reiste, um sich nach altehrwürdiger Familiensitte dem Studium der Theologie zu widmen: daß es für ihn auch an innern Triebfedern nicht fehlte, dieses Studium zu wählen, dafür zeugt sein späteres Leben und Streben deutlich. Aber ein ernstliches Brustleiden nöthigte ihn, von seinem Vorhaben abzusehen. Vielleicht auch, daß ihm die Jenaische Theologie nicht recht zusagte, daß er jetzt schon die theologische Formel weniger suchte, als das religiöse Leben, das praktische Christenthum —, genug er vertauschte die Theologie mit der Jurisprudenz und Kameralwissenschaft.

Wie überhaupt die Nachrichten über Claudius' Leben sehr unvollständig und erst jüngst zum erstenmale zu einem Lebensbilde vereinigt worden sind *), so fehlt es auch an Notizen über seine Universitätszeit. Eine später geschriebene Mittheilung

*) Vgl. Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote. Von Wilhelm Herbst. Gotha, bei Fr. Andr. Perthes. 1857.

von Herder berichtet, er habe Institutionen, Pandekten, Staats- und Völkerrecht und geschichtliche Vorlesungen gehört; alte und neue Litteratur und Mathematik wird ihn wohl neben dem Fachstudium in Anspruch genommen haben. Auch war er Mitglied der deutschen Gesellschaft, welche 1728 vom Magister Fabricius gestiftet worden war und die sich „Verbesserung der deutschen Sprache" zu ihrer Aufgabe gemacht hatte. An dem poetischen Leben dieser Gesellschaft, der auch Gerstenberg angehörte, betheiligte sich Claudius lebhaft. Das akademische Leben, in dem damals noch ein sehr rohes Verbindungswesen den Ton angab, wird ihm nicht sonderlich behagt und der Kathederzopf, das nüchterne leblose Systemwesen ihn wenig angezogen haben. Für das eine bürgt uns sein durchaus reiner und mehr nach innen gewendeter contemplativer Sinn, für das Andere sprechen außerdem spätere Aeußerungen, in denen sich die Jugendeindrücke wiederspiegeln. Der Universitätszeit (dem Jahre 1760) gehört auch das erste, gedruckte Schriftstück an, welches Claudius verfaßte: eine gar schmerzliche Veranlassung hat es geboren. Sein Bruder Josias starb nemlich 1760 an der Schwindsucht und Matthias hielt ihm die Grabrede: eine litterarische Bedeutung hat sie durchaus nicht, es ist eine Schulrede, in der nur hier und da durch die angeeignete, aber nicht zu eigen gewordenen Manier ein wahres Gefühl durchklingt.

Wahrscheinlich hat Claudius Jena 1763 verlassen, nachdem er noch seine „Tändeleien und Erzählungen (Jena, 1763) veröffentlicht, in denen er zuerst als Dichter auftrat. Und zwar ganz in der Manier der Gerstenberg'schen Tändeleien, die genugsam in dessen Biographie gekennzeichnet worden ist. Ein seltsamer Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn! Denn dieses Jugendprodukt ist dem spätern Claudius geradezu diametral entgegensetzt, es ist eine Konzession an die herrschende

Richtung wie nicht oft eine gemacht worden ist. Jene Richtung aber bestand besonders darin, daß sie das Leben und die Dichtung von einander trennte, daß sie in der Lyrik Gefühle besingen ließ, welche dem Herzen des Dichters fremd geblieben waren. Nicht bei Jedem bestrafte das sich so, wie gerade bei Claudius, der in einem späteren Briefe an Herder (vom 5. December 1775) sehr richtig von sich sagt: „ich mag euch von keiner Distinktion zwischen Schriftsteller und Menschen Proben ablegen, und meine Schriftstellerei ist Realität bei mir, oder sollt' es wenigstens sein, sonst hol's der Teufel!" Und in welchem Widerspruche stand diese hohle, französische, unnatürliche Dichtelei, die Spielerei mit Daphne und Chloe und Liebesgöttern und Nektar zu Claudius geistiger und sittlicher Natur. Es konnte dabei nichts herauskommen als eine noch mattere Nachbildung der Gerstenbergschen Tändeleien; schon die damalige Kritik*) bezeichnete Claudius' Jugendprodukt in dieser Weise.

Nachdem er die Universität verlassen, hielt er sich zunächst einige Zeit im Elternhause auf: in dieser Zeit machte er die Bekanntschaft Schönborns**), der sich damals auf dem Gute Treuthorst bei Reinfeld als Hauslehrer befand; eine herzliche Freundschaft vereinigte fortan beide Männer, die zwar in ihrer Naturanlage durchaus verschieden, aber in Wahrhaftigkeit des Strebens und Innigkeit des Gefühles einander gleich waren. Doch nur kurze Zeit dauerte zunächst die unmittelbare lebendige Berührung im Holsteinische Lande: im März 1764 gieng Claudius nach Kopenhagen, um bei einem Grafen Holstein als Privatsekretär einzutreten. Dänemark übte damals besonders durch die beiden Grafen Bernstorff einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die deutsche Litteratur und stand deutschem Geistesle-

*) Neue Bibliothek der schönen Wissensch. X, 329; Litteraturbriefe (XXII, 178).

**) Vgl. Schönborn und seine Zeitgenossen. Von Rist. 1836.

ben naturgemäß näher als dies jetzt der Fall ist, wo sich die Stammverwandschaft eher verleugnen und in Feindschaft umgestalten will. Klopstock war in Kopenhagen und hatte einen Kreis um sich gebildet, zu dem Gerstenberg gehörte, und Claudius nun hinzutrat. Der Dichter des Messias konnte nicht ohne mächtigen Einfluß auf ihn sein: so wenig auch aus dieser Lebensperiode zureichende Nachrichten vorhanden sind, so viel scheint doch gewiß, daß der Aufenthalt in Kopenhagen den Umschwung in Claudius Richtung mit bewirkt hat. Die Jenaer Manier ward abgethan, die Wege, welche Klopstock der Dichtung gewiesen hatte, wurden auch Claudius' Wege, das patriotische und religiöse Element in Klopstocks Poesie gieng auf Claudius über oder ward vielmehr in ihm, seiner innersten Natur gemäß, lebendig, frei von dem Zwange, der es niedergehalten hatte. Nicht minder gedieh die Freude an der Natur und ihrem Leben in des großen Meisters Gesellschaft, der ja selbst solcher Freude gern nachgieng: selbst im Schlittschuhlaufen ward er ein Schüler und Genosse Klopstocks. Uebrigens — und das ist wohl zu merken — blieb Claudius jetzt in diesem Umschwunge sich selbst treu, das heißt er opferte nicht abermals seine eigne Natur, er bewahrte sich in der Hingabe seine Selbstständigkeit. So sehen wir ihn freibleiben von Richtungen, die mehr oder minder von Klopstock ausgiengen, z. B. von dem Unfuge, der mit der nordischen Mythologie getrieben wurde und von dem thörichten Bardenwesen. Eine Einwirkung Gerstenbergs ist nur in der Beschäftigung mit Shakespeare vielleicht wahrzunehmen, der damals Mode war und für das Ideal und Vorbild regelloser Poesie im Gegensatz zu der bisherigen französischen conventiösen Monotonie galt. Auch blieb ihm Ossian nicht fremd, aber vom Ossianschwindel ließ er sich nie ergreifen.

Schon im Spätsommer 1765 finden wir Claudius wieder

in Reinfeld, wo er nun über 3 Jahre verweilte, sich noch bis 1766 an dem Umgange mit Schönborn erfreuend, der dann als Hofmeister nach Kopenhagen gieng. Wir dürfen wohl annehmen, daß der Aufenthalt im Vaterhause, in der Stille des Landlebens so recht geeignet war, in Claudius die Anregungen, die er in Kopenhagen empfangen, wirksam zu machen. Da kam ja so Vieles zusammen, was solche Wirksamkeit und die in ihrem Gefolge befindliche entschiedene Wendung seines Sinnes und Strebens begünstigte. Des Vaterhauses alte fromme Sitte konnte nicht ohne Wirkung bleiben, so wenig wie das kirchliche Leben der Gemeinde, das sich mit der jener Gegend eigenthümlichen Zähigkeit treu dem alten Brauch und Glauben der Väter erhalten hatte. Und wie mußte die Ruhe und Einfachheit des Landlebens gerade auf Claudius wirken, der sein Lebelang sich im Gewühl großer Städte nicht wohlfühlte und immer wieder nach einfachen Verhältnissen und geräuschlosem Leben strebte. So mag denn während dieses dreijährigen Aufenthaltes in Reinfeld der Wandsbecker Bote entstanden sein, d. h. der eigentliche und rechte Claudius, der sich aber erst selbst finden mußte, um seine Lebensaufgabe mit Bewußtsein erfüllen zu können.

1768 im Spätherbst gieng Claudius nach Hamburg, das damals in dem deutschen Litteraturleben eine hervorragende Rolle spielte, ja man kann wohl sagen, die litterarische Metropole war. Insbesondere war das Theater dort in eine neue Entwickelungsphase getreten, als Lessings kritischer Genius sich ihm lehrend und beurtheilend zuwendete; Klopstock stand in nahen Beziehungen zu Hamburg und nahm daselbst bald dauernd seinen Wohnsitz; das gesammte geistige Leben wurde überdies durch scharfe Gegensätze und heftige Reibungen noch in regere Bewegung gebracht. Denn gegen die schöngeistigen, dichterischen, künstlerischen, rationalistischen Bestrebungen kämpfte

die lutherische Altgläubigkeit einen erbitterten Kampf — —, die Namen Goeze und Alberti sind bekannt genug, namentlich der erstere, mit dem Lessing später in so heftigen Streit gerieth. So weit war es damals noch nicht gekommen, als sich Claudius in Hamburg niederließ, um an den Adreßcomptoirnachrichten, welche Joachim Christoph Bode herausgab, mitzuarbeiten. Es war aber nicht bloß diese geschäftliche Beziehung, welche ihn zum Genossen des Kreises machte, dessen Führer und Mittelpunkt Lessing war: es stand völlig in Uebereinstimmung mit seinem innersten Wesen, daß die Goezesche Richtung ihn nicht anzog: Dazu war sie zu leblos und zu lieblos: starrer Dogmatismus, Festhalten am Buchstaben war niemals seine Sache. Damit ist aber nicht gesagt, daß er sich dem Lessing-Reimarus'schen Kreise da völlig hingegeben habe, wo es sich um religiöse Fragen gehandelt: auch das war nicht der Fall. Das credo Lessings war nie das seine, wie er später auch ausdrücklich bemerkt, aber Lessings Geist und geistige Energie verstand er hochzuachten, und sein Blick war richtig genug, um in ihm nicht einen Feind der Religion, sondern einen die Wahrheit Suchenden zu erblicken.

Als er 1770 von den Adreßcomptoirnachrichten sich zurückzog, war er zunächst ohne sichern äußern Anhalt. Aber noch in demselben Jahre unternahm Bode die Herausgabe einer neuen Zeitung, des bekannten „Wandsbecker Boten"; Claudius sollte Mitarbeiter sein und speziell die Redaktion der gelehrten Artikel führen. Die Zeitung erschien zum ersten Male am 1. Jan. 1771 mit der bekannten Vignette (eine Eule und Frösche), die Claudius veranlaßt hatte, und die dann auch auf seine Werke übergegangen ist. Die erste Nummer bringt das von ihm in freien Versen verfaßte Programm des Blattes: da hören wir schon deutlich den Asmus in seiner populären, Ernst und Scherz mischenden Weise, finden aber auch jene Härte

und die gesuchte Formlosigkeit des Ausdrucks, in die er sich nach und nach ganz eingewöhnte.

Die Redaktion des Boten hatte seine Uebersiedlung nach dem eine Stunde von Hamburg entfernten dänischen Flecken Wandsbeck zur Folge, der fortan bis kurze Zeit vor seinem Tode sein Wohnsitz blieb. Hier verheirathete er sich am 15. März 1772 mit seiner Rebekka, der trefflichen treuen, Freud und Leid mit ihm theilenden Gattin, deren Lob aus dem Munde aller, die von ihr berichten, erklingt. Sie war die Tochter eines Zimmermanns, ihre Mutter hielt eine kleine Wirthschaft in Wandsbeck. Claudius war theils durch ihre Schönheit, die von allen Seiten gerühmt wird, theils durch die trefflichen Antworten, welche sie in der Kirche in der Kinderlehre gab, auf sie aufmerksam geworden. Die Ehe ward eine glückliche im vollsten Sinne des Wortes: schön spricht der Gatte in dem „Feierlied zur silbernen Hochzeit" aus:

„Ich danke dir mein Wohl, mein Glück in diesem Leben
Ich war wohl klug, als ich dich fand;
Doch ich fand nicht, Gott hat dich mir gegeben;
So segnet keine andre Hand." —

Treffend hebt des Dichters Biograph*) hervor, wie diese Ehe für Claudius eine erziehende Kraft hatte. Das sollte nun zwar von jeder Ehe gelten, aber nicht überall ist das Bedürfniß gleich groß. Den wohlthätigen Einfluß, der in einer regelmäßigen beruflichen Thätigkeit liegt, hatte Claudius noch nicht empfunden; ja, hier lag eine seiner Schwächen, indem er sich nur ungern in feste Ordnung und Regel fügte, vielmehr gern, wie er gelegentlich selbst äußerte, seinen Grillen nachgieng. Solcher Anlage zum Subjektivismus trat die Ehe mit ihrer zwingenden Kraft, mit dem durch sie gegebenen

*) Vgl. Matthias Claudius, d. W. B. von W. Herbst. S. 82.

Kreis von bestimmten Pflichten, kurz mit ihrer Zucht wirksam entgegen. Unser Dichter hat durch sie wesentlich gewonnen und gerade in ihr, im Hause, in der Familie sich trefflich bewährt. Und Segen war wahrlich nöthig, wo die Existenzmittel so unbedeutend waren, und wo der eigentliche Erwerbstrieb mangelte: die Geburt mehrerer Kinder — die älteste Tochter Karoline ward später Friedrich Perthe's Gattin — steigerte das Mißliche der Lage. Claudius hatte sich schon früher an Herder, der Konsistorialrath in Bückeburg war, gewendet, aber dessen Bemühungen in Darmstadt, Kurland, bei Gleim waren bisher erfolglos geblieben. Wie bei aller Sorge und Bedürftigkeit aber doch der frohe Lebensmuth und das zuversichtliche Gottvertrauen nicht sank, davon giebt ganz besonders Voß Zeugniß, der 1775 nach Wandsbeck übersiedelte und seine Ernestine heimführte. „Wir sind den ganzen Tag, schreibt Voß an Brückner, bei Bruder Claudius und liegen gewöhnlich bei einer Gartenlaube auf einem Rasenstück im Schatten und hören den Kukuk und die Nachtigall. Seine Frau liegt mit ihrer kleinen Tochter im Arm neben uns, mit losgebundenen Haaren und als Schäferin gekleidet. So trinken wir Kaffee oder Thee, rauchen eine Pfeife und schwatzen, oder dichten etwas Gesellschaftliches für den Boten". Ebendaselbst heißt es: „Claudius und seine Frau sind mein Trost. Ich kann dir die Leute nicht genug rühmen" — An Ernestine schreibt Voß: „Claudius ist ein ganz vortrefflicher Mann — und seine Frau ist, wie er sie verdient." — Außer mit Voß und den Gliedern des Göttinger Dichterbundes, trat in dieser Zeit Claudius auch in Beziehung zu Hamann (1774) und Lavater (1775); von den Göttingern war es besonders Friedrich Leopold Stolberg, mit dem sich ein dauerndes Verhältniß entspann.

Im Sommer 1775 gab Claudius die Redaktion des (seit 1773 „deutschen") Boten auf: die Zeitung gieng mit dem Ok-

tober 1775 ein. Bemühungen um eine Stellung in Reinfeld als Amtsverwalter, sowie in Berlin, wo er Freimaurer wurde und Nikolai kennen lernte, schlugen fehl. Da gelang es endlich Herder, Hülfe zu schaffen, indem sich der Darmstädtische Minister Fr. C. von Moser des warm Empfohlenen annahm. Nachdem sich die Aussicht auf eine geheime Canzleisekretairstelle, — ein Titel, der unserm Boten gar nicht recht einleuchten wollte — nicht verwirklicht, trat die Darmstädtische Regierung im November 1775 mit einem bestimmten Antrage hervor: Claudius sollte Oberlandcommissarius mit 800 Gulden Gehalt werden. Der obengenannte Minister, ein geistreicher Staatsmann, hatte unter manchen andern, bald lebhaft angefochtenen Neuerungen auch eine Oberlandescommission niedergesetzt, welche die materiellen Hülfsquellen des Landes im Ackerbau und Industrie verbessern und auf Hebung der geistigen und sittlichen Lage der Bevölkerung hinarbeiten sollte: unter den 5 Mitgliedern befand sich Claudius, dem zugleich die Redaktion der „Hessen-Darmstädtischen priviligierten Landzeitung" übertragen wurde. Auch in den „Oberlandkommissär" konnte sich der amtsscheue und zum Bureaudienst untaugliche Mann nicht recht einfinden: irgend eine Schloßverwalter- oder Burgvoigtstelle wäre ihm lieber gewesen, und nur ungern überzeugt er sich, daß es im Landkommissariat nicht auf Waldeinsamkeit und Naturleben abgesehen sei. Besser behagte ihm die Redaktion der Zeitung, die viel Beifall fand: sie ähnelte dem Wandsbecker Boten in Anlage und Ton, auch nahm Claudius hier wieder einen Zeitungsnamen an, indem aus dem Asmus der „Invalide Görgel" wurde. Ein Theil der Goergeliana ist unter diesem Titel in die sämmtlichen Werke aufgenommen. Wenn aber die Kommissärstelle unserm Dichter nicht zusagte, so fällt das ihm nicht allein zur Last; die Sache selbst war eben ohne innern Halt. Moser hatte die redlichsten Absichten dabei und sah gewiß weiter und tiefer als

seine Gegner, die hernach fröhlich über das Mißlingen seiner Pläne triumphierten: um so tief eingreifende Reformen ins Leben zu rufen, dazu gehört praktisches Geschick, besonnene Mäßigung, und sicherlich auch Umsicht und Glück in der Wahl der ausführenden Persönlichkeiten. Die Oberlandkommission gieng zu Grunde, weil sie zu viel und das zu schnell wollte, und weil es den zunächst Betheiligten an Fähigkeit und manchem — zu denen freilich Claudius keineswegs gehörte — auch an gutem Willen fehlte.

Darmstadt war damals eine litterarisch nicht unbelebte Stadt. Von da hatte sich Herder seine Gattin geholt und verkehrte wiederholt in dortigen Kreisen; auch Göthe war nicht ohne mannichfache Beziehungen zu Darmstadt, der Präsident Moser ward selbst angesehener Schriftsteller. Den Mittelpunkt der litterarischen Kreise bildete der bekannte Kriegsrath Johann Heinrich Merck, ein Mann von feinem Geschmack und eindringendem Urtheil. In diesen Kreisen bewegte sich auch Claudius, ohne in ihnen rechten Ersatz für sein stilleres Wandsbecker Leben zu finden. Er fand sich in das süddeutsche Wesen und Treiben nicht hinein; es ward ihm so unbehaglich zu Muthe, daß er sich schon 1776 Voß nach Darmstadt wünschte, weil dort kein einziger Freund nach seinem Herzen sei. Auch mochte der Mangel an einem regen religiösen Leben im Sinne von Claudius diesen vielfach zurückscheuchen und das Gefühl, daß ihm „die Luft hier nicht conveniere", nur befestigen. Denn bloß auf körperliche Einflüsse, auf klimatische Verhältnisse möchte sich sein Weggang von Darmstadt nicht zurückführen lassen, wenn auch eine gefährliche Krankheit, eine Pleuresie, die ihn in den ersten Monaten des Jahres 1777 befiel, unmittelbaren Anstoß gab. So kehrte er denn Anfang Mai dieses Jahres mit Weib und Kind ins liebe Wandsbeck zurück, wo ihm Voß die früher innegehabte Wohnung wieder miethete.

Die äußere Lage der Familie war freilich anfänglich eine sehr schwierige, da Claudius sich auf den Ertrag seiner schriftstellerischen Arbeiten angewiesen sah. Doch ließen sich die bescheidenen Ansprüche des Familienkreises noch zur Noth befriedigen, und nur das Wachsthum der Familie, die 1789 schon 10 Köpfe zählte, brachte ernstliche Sorge. Einigermaßen half die Freundschaft des begüterten Philosophen von Pempelfort, Fr. H. Jakobi, der — wahrscheinlich durch seinen Bruder Georg Jacobi, den Liederdichter und Kanonikus in Halberstadt angeregt — Claudius seine beiden ältesten Söhne zur Erziehung übergeben hatte.

1781 kaufte er sich — freilich mit aufgenommenem Gelde — ein freundliches Haus mit geräumigem Garten, an den eine Wiese angrenzte, mit welcher ihn die Besitzerin, eine Gräfin Schimmelmann, belehnte. In dieser neuen und weniger beschränkten Behausung gedieh das schöne Familienleben im vollen Maße. In Claudius' Hause wohnte ein echtes Familienglück; da waltete ein gottesfürchtiger Sinn, und eine herzliche Liebe verband Mann und Frau, Eltern und Kinder, Anverwandte und Freunde nicht minder treu umfassend. Im häuslichen Leben treten die sonst unleugbaren Mängel in Claudius' Natur und Wesen zurück, und seine zahlreichen trefflichen Eigenschaften treten in aller Fülle und Wirksamkeit hervor. Claudius ist der rechte echte deutsche Familienvater einer Zeit, die noch Innerlichkeit und Einfachheit nicht bloß an Andern zu bewundern, sondern selbst zu pflegen wußte.

Wenn nur die Nahrungssorgen nicht gewesen wären! Diese zwangen ihn, sich an den Kronprinzen Friedrich von Dänemark zu wenden, der seit 1784 als Mitregent an die Spitze der Regierung getreten war. Im Jahre 1785 erhielt er von diesem einen Jahrgehalt von 200 Thalern und durfte den königlichen Gönner 1787 in Wandsbeck selbst begrüßen, indem

er ihn im Namen der Einwohner mit einem Gedichte ansprach, das eben so herzlich gehalten wie frei von hohler Schmeichelei ist. In demselben Jahre kam er bei dem Regenten um Anstellung ein, worauf er 1788 erster Revisor der Bank zu Altona wurde, mit der Erlaubniß, in Wandsbeck wohnen zu bleiben. Das Amt war leicht genug: mit der Quartalrevision und einem kurzen Aufenthalte im nahen Altona war es gethan.

Die Stürme der französischen Revolution ließen Hamburg nicht unberührt und giengen somit auch an Claudius' friedlichen Wohnsitze nicht ungespürt vorüber. In Hamburg sammelten sich sehr viele Emigranten, französische wie deutsche Auswanderer, die theils durch die Staatsumwälzung in Frankreich, theils durch die Kriege aus ihrer Heimath verscheucht waren. Wie auf andern Gebieten, so traten sich auch hier Gegensätze in Ansicht und Gesinnung scharf gegenüber. Einflußreiche Kreise (so die Familie Reimarus) waren den Bewegungsideen nicht abgeneigt. Daß Klopstock anfänglich den französischen Reformen lebhaft zustimmte, ja sogar sie besang, ist in seiner Lebensgeschichte berichtet worden, ebenso, daß er sich bald zu andrer Meinung bekehrte und die ihm von Frankreich aus gespendeten Ehrenbeweisungen in würdiger Haltung ablehnte. Claudius stand von Anfang an, ungeblendet von den ersten Vorgängen in Frankreich, auf der Seite der Gegner jener Bewegungen. Durch die in jungen Jahren so natürlichen Regungen eines Liberalismus, bei dem das zu Recht Bestehende durch den Wunsch, ideale Zustände zu schaffen, zurückgedrängt wird, der aber bei Claudius niemals eine radikale Färbung angenommen hatte, war seine konservative Natur hindurchgedrungen. So war ihm der revolutionäre Weg der Bewegung von vornherein zuwider, so gewiß er auch nicht ein Lobredner der bisherigen französischen Zustände gewesen war. Wie hätte nun gar die Greuelherrschaft, die bald ihr Wesen

trieb und alle bestehenden Rechte und Bande mißachtete und sprengte, ihm wohlgefällig sein können! Zudem ist aber nicht zu vergessen: eine staatsmännische, ja selbst eine historische Ader war in unserm Matthias nicht, deshalb hat er denn auch in seinen politischen Urtheilen nicht selten sich geirrt. Aber ein feines sittliches Gefühl, ein starkes Rechtsgefühl besaß er, und von diesem ließ er sich leiten, und nicht minder kräftig stand ihm sein religiöser Sinn, seine Gottesfurcht zur Seite.

Es fehlte auch an anderen Erscheinungen nicht, von denen sich der Blick des Boten mißmuthig oder sorglich abwendete. Claudius war in seiner Entwickelung einen eignen Weg gegangen und war an einem andern Ziele angelangt, als sonst der Weg und das Ziel der meisten Zeitgenossen war. Seine entschieden christliche, allerdings ins Mystische spielende Richtung hatte ihn nach und nach isoliert. Nicht daß sein Herz kalt geworden wäre und theilnahmlos, oder sein Blick sich auf das Nächste und Verwandteste beschränkt hätte oder sein Urtheil sich zur Einseitigkeit und Lieblosigkeit verengt: das Alles war nicht der Fall. Noch aus dem Ende der neunziger Jahre berichtet der Generalsuperintendent Ewald aus Detmold, daß Claudius, was man auch von seinen religiösen und politischen Meinungen halten möge, kein Andrer geworden, sondern noch allen Menschen herzlich gut sei, daß er über manche Dinge herzlich lache, worüber sich die Toleranz- und Humanitäts- und Stoicismusprediger halb todt ärgern würden.

Daß aber die in früheren Jahren angeknüpften Beziehungen nicht alle sich als dauerhaft erwiesen, daß hie und da Entfremdung, ja selbst Gegnerschaft eintrat, wer will sich darüber wundern? Das freundschaftliche Verhältniß zu Voß wurde matter, wobei gewiß dieser mit seiner starren intoleranten Weise die Hauptschuld trug: auch die Häupter der Litteratur, unter ihnen besonders Göthe, wandten sich von Claudius ab.

Göthe that es in unverdient wegwerfender Weise in einem Brief an Herder; und selbst dieser vieljährige Freund des Boten stand ihm jetzt ferner, eine natürliche Folge des beiderseitigen Entwicklungsganges. Jetzt wurde aber auch für Claudius eine Vertretung seiner Grundsätze und Anschauungen nothwendig, eine Polemik gegenüber den drei Hauptgebieten, der Politik, der Philosophie, der Weimarschen poetischen Richtung. Hierher gehören seine Angriffe auf die politischen und kirchlichen Bewegungen im Herzogthum Holstein, sowie in Dänemark, hier insbesondere gegen die seit Struensee herrschende Preßfreiheit: die Fabel vom Censor Brummelbär ist bekannt genug, wohl auch Voßens Entgegnung in dem Gedicht „der Kauz und der Adler". Weniger kann man sich mit Claudius einverstehen in Bezug auf seine Bedenken gegen die Kantische Philosophie: in die Tiefe derselben vermochte er nicht einzudringen, da er nun einmal ein System sich nicht anzueignen wußte, und ihre Gefährlichkeit für das Christenthum schlug er viel zu hoch an, wenn er von ihr mehr als von dem flachen Rationalismus fürchtete. Was endlich sein Verhältniß zu den Weimarer Dichtern betrifft, so gieng hier der Angriff von den Xeniendichtern selbst aus. Schiller schrieb das Xenion: Erreurs et Vérité*):

Irrthum wolltest du bringen und Wahrheit, o Bote von Wandsbeck;
Wahrheit, sie war dir zu schwer; Irrthum, den brachtest du fort.

Claudius antwortete ziemlich gereizt in 19 Kleinigkeiten, Epigrammen, die er übrigens nicht in seine Werke aufgenommen hat. Es fehlt ihnen nicht an Treffendem, namentlich gegen Göthe, aber gewiß hätte er besser gethan zu schweigen. Zwischen ihm und den Weimaranern war nun einmal eine

*) Anspielung auf die von Claudius 1782 herausgegebene Uebersetzung eines Werkes von St. Martin, daß jenen Titel führte.

Kluft entstanden, ein volles Verständniß nicht mehr möglich. Wir wollen dabei Claudius nicht ganz freisprechen von Schuld, aber wir dürfen ihn auch nicht allein anklagen.

Die Tage des Alters kamen heran, mit ihnen manche Beschwerden. Die geliebte Gattin begann zu kränkeln, so daß wiederholt der Besuch des Bades Pyrmont nöthig wurde; die Kur war nicht ohne Erfolg. Am 15. März 1797 feierte das würdige Paar die silberne Hochzeit, bei der auch Klopstock zugegen war: des schönen Liedes, mit welchem Claudius an diesem Ehrentage seine Rebekka ansprach, haben wir schon oben Erwähnung gethan. Bald darauf (2. August 1797) feierte seine älteste Tochter Karoline ihre Hochzeit mit dem trefflichen Friedrich Perthes, der vor Kurzem in Hamburg seine so berühmt gewordene Buchhandlung begründet hatte. Im folgenden Jahre (1798) verheirathete sich die dritte Tochter Anna mit dem Sohne Fr. H. Jakobi's, der sich in den Rheinlanden als Arzt niedergelassen hatte; die zweite Tochter, Christiane, war den Ihrigen 1796 durch das Nervenfieber entrissen worden.

Die Kriegsjahre der Napoleonischen Zeit brachten, wie bekannt, der Hamburger Gegend, insbesondere Hamburg selbst, schwere unruhvolle Tage. Die Wiedereinnahme im Jahre 1813 durch Davoust trieb den muthigen und im Dienst des Vaterlandes unermüdlichen Perthes mit Frau und Kindern aus der Stadt zunächst nach Wandsbeck, von wo sie sich dann ins Holsteinische begaben. Als nun Dänemark sich mit Frankreich verbunden hatte, sah sich der greise Claudius selbst genöthigt, sein liebes Wandsbeck zu verlassen und in Holstein eine Zuflucht zu suchen. Es war eine schlimme Zeit, und nur die Hülfe eines ungenannt gebliebenen Freundes erleichterte die drückende Noth. Nach wechselndem Aufenthalte kehrte er im Mai 1814 von Lübeck nach Wandsbeck zurück, aber sehr angegriffen und von manchen Beschwerden heimgesucht,

die ihn seitdem nicht mehr ganz verließen. Den Wünschen und Bitten seiner Kinder in Hamburg nachgebend, entschloß er sich im Winter desselben Jahres, dahin überzusiedeln. Aber er verließ Wandsbeck jetzt nur, um sich zum letzten Abschied zu rüsten: nach langen Leiden, in denen die alte Heiterkeit des Himmels und die frohe Zuversicht auf das Jenseits sich ungetrübt und ungebrochen kundgab, entschlief er am 21. Januar 1815. Seine treue Gattin folgte ihm am 26. Juli 1832. Ein einfaches Denkmal, mit Stab, Hut und Tasche als den Symbolen seines Botenberufes, ward ihm am 15. August 1840, seinem hundertjährigen Geburtstag, im Wandsbecker Wäldchen gesetzt.

Das Wort, daß bei dieser Gelegenheit Claudius' ältester Enkel sprach: „Eine so glückliche Natur, die im heiligsten tiefsten Ernst scherzen kann, daß wir mitlächeln müssen, und doch den Ernst nicht verlieren, die in der heitersten Laune plötzlich aus tiefster Seele einen Ernst offenbaren kann, der uns durch Mark und Bein geht — eine Natur wie Claudius sie hatte: zeichne ihn wer kann — die wird nicht gemacht, die bildet Niemand in sich hinein, die bildet auch Niemand aus sich heraus, wenn sie nicht vorher hineingelegt" — —, das Wort hat seine tiefe Wahrheit.

Was vor Allem Jedem in die Augen springt und auch denen wohlthun muß, welche sich sonst nicht als des Boten Gesinnungsgenossen bekennen möchten, ist die wunderbare Harmonie der ganzen Erscheinung. Wenn wir mit Fug und Recht die Jugendjahre abrechnen und den eigentlichen Claudius erst mit dem Kopenhagener Aufenthalt beginnen lassen, sehen wir keinen Kampf zwischen verschiedenen Richtungen, keinen irgendwie unterbrochenen Entwickelungsgang: wir haben keine Mühe, den Dichter im Menschen und diesen in jenem aufzufinden, wir brauchen uns nicht über Widerspruch zwischen Wollen und

Thun zu beklagen. Der Schriftsteller, der Dichter, der Mensch sind Eins in Claudius: er ist in seinen Liedern, in seinem Hause, in seinem Boten, im persönlichen Verkehr immer derselbe.

Als Dichter steht Claudius in enger Beziehung zu dem Göttinger Dichterbunde, ob er gleich demselben nicht unmittelbar angehörte. Mit den meisten Gliedern des Bundes stand er in Verkehr, mit einigen war er nahe befreundet, das große Vorbild jener Jünglingsschaar, Klopstock, verehrte auch er und empfieng von ihm mannigfache und wirksame Anregung. Der Gährungsprozeß der Sturm- und Drangzeit wirkte auch auf Claudius, aber ihm kam es zu Statten, daß er um ein gut Theil älter war, als die poetischen Freunde im Hainbunde, und daß er, in seiner innern Entwickelung schon gefördert, bereits sich selbst gefunden und damit einen sichern Anhalt gewonnen hatte. Damit erklärt sich, daß er zwar auf die poetischen Zeitbestrebungen eingieng, aber in seiner Weise; daß er sich selbst nicht mehr aufgab, nachdem er die Periode der Tändeleien abgethan hatte. Ist aber die Opposition gegen äußere Norm und Convention, das Setzen der poetischen Individualität gegen die Regel, ist ein Naturstreben der Grundzug jener Zeit: so sind diese Richtungen in Claudius sicher nicht zu verkennen. Im Allgemeinen steht er schon dadurch in diesen Bewegungen, daß er eine subjektiv angelegte Natur war: nur war sein Subjektivismus ein reiner, maßvoller, berechtigter. Was aber sein Dichten insbesondere angeht, so war es besonders das volksmäßige Lied, das er pflegte, und in welchem er unbestritten Vorzügliches geleistet hat. Das Leben der Natur, die Vorgänge des Land- und Familienlebens sind es vorzüglich, denen er einen trefflichen und heute wie damals gültigen Ausdruck verliehen hat. Er ist eben ausschließlich Lyriker und will nichts anderes sein als ein Dichter volksmäßi-

ger Lieder, so daß sich auch in der Lyrik das Gebiet seines Schaffens verengt. Es läßt sich auch nicht verkennen, daß manches Ungenügende in seinen Gedichten mit unterläuft, daß das Streben nach Volksmäßigkeit hie und da zur Plattheit, daß es zur Unschönheit des Ausdrucks führt, daß uns nicht die künstlerische Natur geboten wird. Aber Eins erhebt ihn wiederum hoch über manchen begabteren Zeitgenossen, das ist der Grund, auf dem all sein Dichten und Trachten steht, das ist der religiöse Grund und Kern seiner Lieder: er ist zwar überall und dringlich genug ein Prediger edler Menschlichkeit, ein Lobredner der Tugend und Mahner an dieselbe, aber er vergißt keinen Augenblick, worauf doch alle Tugend und alles Menschenthun gegründet, und alles Streben gerichtet sein soll.

Unter seinen Gedichten erinnern wir besonders an das schöne Lied „Täglich zu singen":

„Ich danke Gott und freue mich,
Wie's Kind zur Weinachtsgabe,
Daß ich bin, bin! und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz habe;

Daß ich die Sonne, Berg und Meer
Und Laub und Gras kann sehen,
Und Abends unterm Sternenheer
Und lieben Monde gehen;

Und daß mir dann zu Muthe ist,
Als wenn wir Kinder kamen,
Und sahen was der heil'ge Christ
Bescheeret hatte — Amen!" — — — —

an das „Abendlied eines Bauersmannes":

„Das schöne große Taggestirne
Vollendet seinen Lauf:
Komm, wisch den Schweiß mir von der Stirne,
Lieb Weib, und dann tisch' auf.

Kannst hier nur auf der Erde decken,
Hier, unterm Apfelbaum:
Da pflegt es Abends gut zu schmecken
Und ist am besten Raum" — — — —;

an das schönste seiner Lieder, „das Abendlied":

„Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar" — — —

an das Rheinweinlied, das selbst Göthe in warmem Lobe „ein glückliches Rundwort" nannte;

„Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher
Und trinkt ihn fröhlich leer,
In ganz Europia, ihr Herren Zecher,
Ist solch ein Wein nicht mehr" —

endlich an das an goldenen Wahrheiten reiche „güldene ABC"; mancher andern Gedichte, die noch heute in Aller Munde sind, wie etwa „Urians Reise, oder „die Geschichte von Goliath und David", nicht weiter zu gedenken.

Was Claudius' übrige schriftstellerische Thätigkeit betrifft, so darf sie in ihrem ethischen Werthe nur hochgehalten werden. So wenig er im Grund geschrieben hat, da sich seine litterarische Ernte in wenig Bänden zusammenfaßt, so anspruchslos der Bote auch auftritt, er hat viel gewirkt. Das darf ihm nicht vergessen werden, und die Zeit, in der er schrieb, will wohl dabei beachtet sein. Und daß sein Wollen und Streben ein edles war, können's selbst diejenigen leugnen, welche politisch und religiös seine Gesinnungsgenossen nicht sind? Daß in seinen gesammelten Aufsätzen sich manches treffliche Wort

findet, wer will's abreden? Die aber mit ihm dem Christenthum treu sein möchten, und mit ihm das Glaubensleben tief innerlich wecken und nähren möchten, vielleicht auch mit ihm Religiosität über Kirchlichkeit stellen, die haben gar reiche Ausbeute bei ihm. Aber selbst jene Gegner sollten nicht zu streng über die Mängel richten, die freilich nicht fehlen. Deren größter liegt wohl in der aphoristischen und sich in der That zu einer Manier verhärtenden Form, die manches fast ungenießbar macht: auch mag man den Mangel eines freien Blickes — namentlich in den letzten Jahren — wohl hie und da beklagen dürfen. Freilich muß man einräumen, daß, wenn der Blick des Boten über das Diesseits hinausgieng, er im Grunde nicht der Freiheit ermangelte, sondern an Freiheit nur zunahm: wenn man gerecht sein will, muß man fragen, ob für ihn ein volles Verständniß der Zeit — oder was wir so nennen — in der That zuletzt noch möglich war. Dabei bleibt immer die Klage in ihrem Rechte, daß ihm zuletzt ein solches Verständniß in der That abgieng.

Wir dürfen wohl mit dem Urtheile eines Mannes schließen, dessen Name einen gar guten Klang hat, Niebuhrs: der sagt von Claudius: „Claudius war einer der Allerersten, dem Werthe nach, unter jener Classe der Innigen, still und tief Glühenden und Schauenden, welche der Generation angehörten, die der unsrigen vorangieng", und daran das Wort Gelzers*) knüpfen: „Wie ein Christbaum steht er in unsrer Litteratur da, dessen tausend Lichter, kein Auge blendend, seit vielen Jahren überallhin scheinen, wo für kindliche Freude, für herzliche Erwärmung noch eine Stätte ist." —

*) Vgl. die neuere deutsche Nationallitteratur v. Heinr. Gelzer. 2. Thl. S. 6. —

Friedrich Wilhelm Gotter

wurde am 3. September 1746 zu Gotha geboren, wo sein Vater, der 1772 als geheimer Assistenzrath starb, zu den angesehensten Männern gehörte. Mit Liebe und Sorgfalt sorgte dieser für die Bildung seines begabten Sohnes, freilich im Geiste damaliger Zeit, dem französische Sprache und Litteratur als erstes Erforderniß und Bildungsmittel galt. So sehen wir des jungen Gotters poetisches Talent sich zuerst in kleinen französischen Schauspielen kundgeben, lange bevor er an deutsche Dichtungen dachte. Uebrigens beschränkte er sich nicht auf das Studium der französischen Sprache und Litteratur, obwohl er dieser Zeitlebens vorzugsweise zugethan blieb, sondern beschäftigte sich auch mit der italienischen und englischen: von den alten Sprachen trieb er, da er das Gymnasium seiner Vaterstadt nicht besuchte, nur die lateinische, und auch darin brachte er es nicht weit. 1763 begab er sich nach Göttingen, um Jurisprudenz zu studieren. Damals hielt sich die Ackermannsche Schauspielgesellschaft in Göttingen auf, und Gotter, von Jugend auf ein Freund des Theaters, ward mit dem Matador der Gesellschaft, mit Eckhof persönlich bekannt. Als die Truppe weiterzog, stiftete er ein Liebhabertheater, auf dem er selbst häufig auftrat und ein nicht unbedeutendes Talent an den Tag legte. 1766 nach Gotha zurückgekehrt, erhielt er die Stelle eines zweiten geheimen Archivars. Da er sich als brauchbarer und gewandter Geschäftsmann zeigte,

schickte man ihn schon im folgenden Jahre als Legationssekretär nach Wetzlar. Als ihm das Jahr darauf der Antrag wurde, zwei junge Edelleute auf die Universität Göttingen zu begleiten, gab er seine Stellung in Wetzlar auf und benutzte die treffliche Gelegenheit, sich in seiner wissenschaftlichen Ausbildung zu fördern. Er lernte in Göttingen Boje kennen und faßte mit diesem den Plan zur Herausgabe des ersten deutschen Musenalmanachs; der in Paris seit 1765 erschienene Almanac des Muses hatte dazu den Anstoß gegeben. Aber nur an der Herausgabe des ersten Jahrgangs betheiligte sich Gotter, da er schon 1769 nach Gotha zurückkehrte, um wieder in den Staatsdienst einzutreten. Zunächst wurde er in der früheren Stellung nach Wetzlar geschickt, wo damals sich auch Göthe, Jerusalem, Kästner aufhielten: mit diesen namentlich mit Göthe, trat er in lebhaften Verkehr. Auch übte die Bühne ihre alte Anziehungskraft: die Ackermannsche Gesellschaft gab in Wetzlar Vorstellungen. Nach der Heimath zurückberufen, ward er in der geheimen Kanzlei als Sekretär angestellt, aber bald so sehr leidend, daß er eine längere Erholungsreise nach Frankreich antreten mußte. Bei längerem Aufenthalt in Lyon lernte er die französische Bühne genauer kennen, für die er sich von Jugend auf lebhaft interessiert hatte. Seinen Rückweg nahm er über die Schweiz, wo er Geßners und Lavaters Bekanntschaft machte. Nachdem er mit gestärkter Gesundheit heimgekehrt war, widmete er in Gotha sich vorzugsweise der dramatischen Dichtung und dem Theater. Für das Letztere sorgte er zunächst, indem er, wie in Göttingen, ein Gesellschaftstheater begründete, und mit Sorgfalt leitete; auch hier legte er eigene Darstellungsgabe an den Tag. Hierauf wendete er seine Theilnahme, soweit es seine amtlichen Geschäfte gestatteten, dem neu errichteten Gothaischen Hoftheater zu, welches damals eine große Anzahl vorzüglicher Talente vereinigte: Eck-

hof, Iffland, Bril waren unter ihnen. 1780 verheirathete er sich, ward 1782 geheimer Sekretär, und starb am 18. März 1797.

Gotter gehört zwar der Zeit an, in der sich unsre Litteratur aus ihrer Abhängigkeit von der französischen aufraffte und eine nationale Richtung einschlug, der Zeit des Sturmes und Dranges, des Kampfes der Genialität mit der Konvention, ja er steht in persönlichen Beziehungen zu einzelnen Hauptträgern der neuen Periode: gleichwohl blieb er selbst in der Vorliebe für das Französische befangen. Am nächsten möchte er noch Wieland stehen, obschon er hinter diesem sowohl in Produktionskraft, als auch in Vielseitigkeit der Leistungen zurückblieb. Der Bildungsgang seiner Jugend, der ihn nicht tiefer in das Alterthum eingeführt hatte, übte entscheidenden Einfluß: zudem fehlte es ihm an der rechten, inneren Hervorbringungskraft, die ihn vielleicht noch hätte auf selbständigere Bahnen führen können. So ist er denn als Dramatiker in seinen Trauerspielen und Singspielen fast nur Nachahmer französischer Muster: selbständig nur im kleineren Genre des Liedes und der Epistel. Was ihn auszeichnet, ist Sauberkeit der Form, Geschmeidigkeit des Ausdrucks, Leichtigkeit des Reims, ein Verdienst, das für die damalige Zeit nicht unterschätzt werden darf, aber freilich für uns nicht ausreicht, um Gotter in der Theilnahme unsrer Zeitgenossen lebendig zu erhalten.

Leopold Friedrich Günther von Göckingk,

geboren zu Grüningen im Fürstenthume Halberstadt am 13. Juli 1748, wurde 1760 Schüler des königlichen Pädagogiums in Halle, wo er mit Bürger befreundet wurde, der damals gleichfalls jener bekannten Lehranstalt angehörte. Wie von diesem berichtet wurde, daß er sich auf der Schule mit dichterischen Versuchen beschäftigt, so hören wir auch von Göckingk, daß schon während der Schuljahre sich Neigung und Talent für Poesie kundgab. In seiner Richtung aber zeigte er sich selbständiger, weniger auf Nachahmung Klopstocks in religiösen Epen und auf das Pathos der Ode ausgehend, vielmehr von Jugend auf mit einem Anflug von Realismus, der dazumal in der Poesie nichts galt, wo man nur fingierte Empfindungen und erträumte Verhältnisse zu besingen pflegte. Nachdem er auf der Universität Halle Jurisprudenz studiert, wurde er 1768 Referendar bei der Kriegs- und Domänenkammer in Halberstadt. Von da an eine lange Reihe von Jahren dem Staatsdienste sich widmend, durchlief er eine Anzahl ehrenvoller Stellungen, von Stufe zu Stufe aufsteigend. Von Halberstadt ward Göckingk nach Ellrich (am Harze) als Kanzleidirektor, von da 1786 als Kriegs- und Domänenrath nach Magdeburg, 1788 als Königlicher Kommissär und Land- und Steuerrath nach Wernigerode versetzt, bis er 1793 als Geheimer Finanzrath nach Berlin berufen wurde. König Friedrich Wilhelm II. von Preußen hatte ihn schon 1789 in Anerkennung

seiner verdienstlichen Wirksamkeit in den Adelstand erhoben; seitdem schrieb er sich „von Göckingk auf Daldorf und Günthersdorf". Im Jahre 1802 trat er in die Dienste des Fürsten von Oranien-Fulda als Geheimer Rath und siedelte nach Fulda über. 1814 zog er sich aus dem dienstlichen Verhältnisse zurück und lebte zumeist in Berlin, später abwechselnd in Wartenberg in Schlesien, wo er die Güter einer Prinzessin von Curland verwaltete. Er starb am 18. Februar 1828 im 80. Lebensjahre.

Dichterisch ist Göckingk nur bis in die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts thätig gewesen, aber durchaus nicht ohne Glück. Unter seinen zahlreichen Sinngedichten finden sich viele treffliche, durch Frische und Schärfe ausgezeichnete: auch steht manchen eine gewisse Derbheit, die sich überhaupt häufig bei Göckingk findet, gar nicht übel. Bekannter sind seine poetischen Episteln, die sich im Ganzen recht gut lesen und einen gesunden Sinn sowie sittlichen Ernst bekunden, und von denen einige dauernden Werth haben, so die „an Auguste," „an seinen Fritz," „an seinen Bedienten"; namentlich gilt dies von der zuletzt genannten. Unter den lyrischen Gedichten verdienen die „Lieder zweier Liebenden" besondre Erwähnung, in denen der Dichter seine eignen Empfindungen sowie die seiner Braut und frühverstorbenen Gattin († 1781), Ferdinande Vogel, schildert. Die Geliebte heißt in den Gedichten „Nantchen", der Dichter „Amarant", d. h. der Unverwelkliche. Sie enthalten einen Fortschritt der lyrischen Dichtung, indem sie nicht auf fingierten Verhältnissen beruhen, und gehen in der größeren Leichtigkeit der Form über Klopstock hinaus, der in jener Beziehung zuerst auf neue Bahnen hinwies, selbst aber noch nicht entschieden betrat. Tiefe der Gedanken, Zartheit der Empfindung mag man hie und da vermissen: auf der andern Seite fehlt es auch an recht hübschen anziehenden Gedichten nicht.

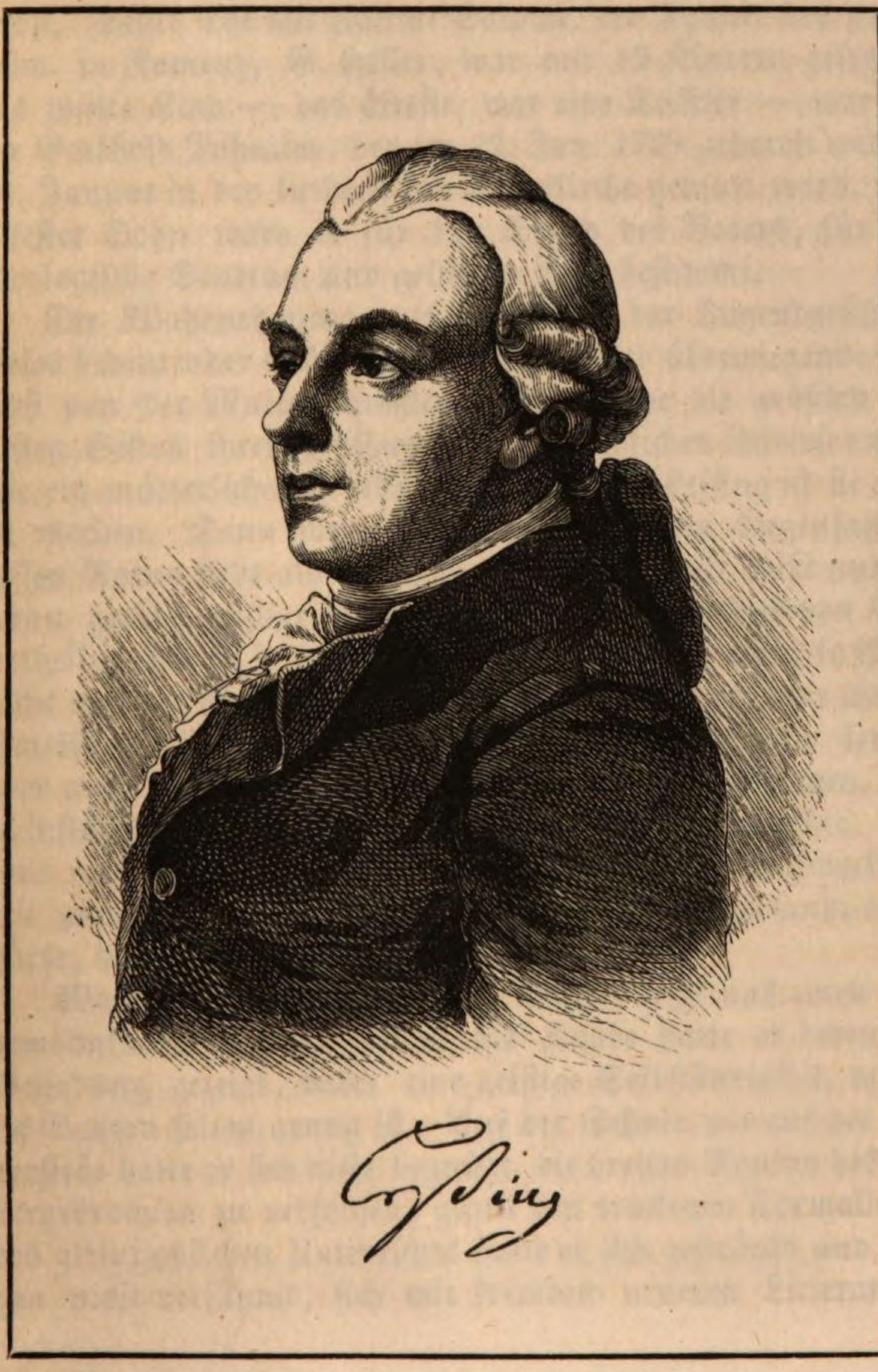
Bemerkenswerth ist noch, daß Göckingk den Göttinger Musenalmanach in den Jahren 1776—1778 allein, in den Jahren 1780—1787 den Hamburgischen in Verbindung mit Voß herausgab, und eine Zeitlang das Journal von und für Deutschland redigierte. Auch verdanken wir ihm eine Ausgabe von Ramlers poetischen Werken (1817), sowie von Nikolai's litterarischem Nachlaß (1820): beiden Sammlungen gab er eine Biographie der Schriftsteller mit.

Gotthold Ephraim Lessing.

In der Gelehrten- und Litteraturgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts spielen die sächsischen Lande eine hervorragende Rolle: kein Theil Deutschlands hat für diese Zeit mehr Namen von gutem, ja von bestem Klange aufzuweisen. Und nicht immer sind es die meißnerischen Gegenden, welche der Wissenschaft und Litteratur neue Kräfte zuführen, es ist — namentlich im 18. Jahrhundert — auch die Oberlausitz, die ein reges geistiges Leben und eine lebendige Theilnahme an der Litteratur bekundet.

Der Oberlausitz gehört der Mann an, in dem wir mehr und mehr den Regenerator der deutschen Litteratur, ihren ersten und scharfsinnigsten Kritiker, den Pfadfinder verehren lernen, Gotthold Ephraim Lessing.

Es ist überflüssig, auf die von slavischer Seite erhobene Behauptung, Lessings Familie sei nicht deutschen, sondern slavischen Ursprungs, näher einzugehen: sie läßt sich übrigens nicht beweisen, weit eher widerlegen. Als der älteste Vorfahr wird uns Clemens Lessigk, ein sächsischer Pfarrer genannt, der 1580 die formula concordiae mit unterschrieb. Dieser lebte im eigentlichen Chursachsen, in der Chemnitzer Gegend: seine Nachkommen begegnen uns in der Chronik des Städchens Schkeuditz, zwischen Leipzig und Halle gelegen. Von hier zog Lessings Großvater, Theophilus Lessing, 1681 als Rathsherr nach Kamenz; sein Sohn, Johann Gottfried Lessing, geboren



1693, wurde 1714 Diakonus und 1733 pastor primarius daselbst. Seine Ehe mit Justine Salome, der Tochter des pastor prim. in Kamenz, G. Feller, war mit 12 Kindern gesegnet: das zweite Kind — das älteste war eine Tochter — war unser Gotthold Ephraim, der am 22. Jan. 1729 geboren und am 24. Januar in der lutherischen Stadtkirche getauft ward. Als ältester Sohn ward er für den Stand des Vaters, für das theologische Studium und geistliche Amt bestimmt.

Die Wahrnehmung, welche wir in der Jugendgeschichte vieler bedeutender Männer machen, daß der überwiegende Einfluß von der Mutter ausgieng, daß gerade die größten und besten Seiten ihrer geistigen und gemüthlichen Individualität wie ein mütterliches Erbtheil erscheinen: bei Lessing ist sie nicht zu machen. Denn wenn nichts im schärferen Gegensatze zu dessen Natur steht als alles, was Beschränktheit heißt und ist; wenn gerade geistige Freiheit und Ungebundenheit von Vorurtheilen ihm in so hohen Grade eigenthümlich war: so ist das nicht von der Mutter ihm überkommen, in der wir eine wackere Hausfrau, sorgliche Gattin und Mutter kennen lernen, aber auch eine Frau, die sich über lokale Anschauungen, über kleinstädtisches PatriciertHum nicht zu erheben vermochte. Anders war der Vater, der schon deshalb unsere Aufmerksamkeit verdient, weil er Geistlicher war, also dem Stande angehörte, dem sich der Sohn zunächst bestimmte.

Was wir von Lessings Vater wissen, zeigt uns einen nicht gewöhnlichen Mann. Schon als Knabe hatte er bedeutende Begabung gezeigt, dabei eine geistige Selbständigkeit, wie sie im Ganzen selten genug ist. Auf der Schule wie auf der Universität hatte er sich nicht begnügt, die breiten Spuren des Althergebrachten zu verfolgen; gegen den trockenen Formalismus des altsprachlichen Unterrichts hatte er sich gesträubt und dagegen nicht versäumt, sich mit fremden neueren Litteraturen,

insbesondere mit der englischen, vertraut zu machen. Ein reges wissenschaftliches Interesse hatte er sich auch im späteren Leben zu bewahren gewußt, nachdem er seinen ursprünglichen Vorsatz, ein akademisches Lehramt zu erwerben, aufgegeben und einen kleinen Anfangsposten in der Vaterstadt angenommen hatte.

Als Theolog war Gottfried Lessing zwar ein rechtgläubiger Lutheraner, aber entfernt vom Zelotismus, fremd den gehässigen Zwistigkeiten innerhalb des Protestantismus. Sich mit Entschiedenheit gegen freidenkerische Richtungen erklärend, die in Deutschland allmählich Eingang fanden, predigt er*) zwei Wahrheiten, die sich auch heute noch predigen lassen: daß man wesentliche Punkte von unwesentlichen unterscheiden und auf den letzteren nicht bestehen müsse, und daß man die polemicos an ihren Früchten erkennen solle. Diese Milde und Toleranz war aber nichts weniger als eine Aeußerung eines schwächlichen, energielosen Charakters, da er vielmehr ein Mann von Kraft und heftiger Gemüthsart war.

Das Alles konnte nicht ohne erheblichsten Einfluß auf den begabten Sohn sein. Jene Zeit mit ihrer größeren Familienhaftigkeit, mit der noch ungebrochenen Ehrfurcht vor Familiensitte und Familientradition verlangt eine aufmerksame Beachtung der Familienkreise, aus denen später bedeutende Männer hervorgiengen. Wir dürfen mit Bestimmtheit annehmen, daß Lessing, in dem die Pietät gegen seine Familie sich in seinem ganzem Leben so kräftig kundgab, in dem Familienkreise schon das Interesse für die Theologie empfieng, das ihn — bei aller entschiedenen Abneigung gegen dieselbe als Berufsstudium — durch sein Leben begleitete. Und sehen wir ihn auch über die Orthodoxie seines ehrwürdigen Vaters weit hinausgehen,

---

*) In der Vorrede zu der Uebersetzung von Tillotson's Glaubensregel.

so sind doch die Anklänge der väterlichen Ansichten, nach denen ja auch „die Früchte" des Glaubens das Kriterium desselben waren, ganz unverkennbar.

Nachdem der junge Lessing eine Zeitlang den Unterricht eines gewissen Mylius*) genossen, ward er Schüler der Kamenzer Schule, die damals unter der Leitung des Magister Heinitz neu aufblühte. Wahrscheinlich stimmte Lessings Vater mit des Schulrektors religiösen Ansichten, vielleicht mit seiner Haltung im Leben nicht überein; wenigstens läßt das Gedicht des Christlob Mylius, eines Stiefbruders des Genannten, aus dem Jahre 1743 darauf schließen. Dieses Gedicht war auf Heinitz verfaßt, als dieser 1743 nach Löbau als Rektor übersiedelte und schildert Kamenzer Zustände und Persönlichkeiten nicht eben zu ihrem Vortheil, weshalb der Verfasser auch eingezogen und in Strafe genommen wurde. Darin heißt es:

„Ein schwarz und weißer Mann stund da erhöht und schrie.
Er preßte Wort auf Wort mit ungemeiner Müh.
Mit laut' und klarem Ton aus angestrengter Lunge;
Der rohen Jugend Herz — schrie er — ist lastervoll!
Sie hört nicht Gottes Wort! weil der sie lehren soll,
Sie durch sein Leben selbst in aller Bosheit stärket!"

Die Beziehung auf Lessings Vater und Heinitz liegt klar zu Tage.

Am 21. Juni 1741 bezog Lessing die Fürstenschule zu Meißen als Alumnus, wo er eine der Familie Carlowitz zugehörige Stelle bekommen hatte. Die eigenthümliche Einrichtung der sächsischen Fürstenschulen ist bekannt, ihre streng philologische Richtung und fast klösterliche Zucht. Zur Zeit, da Lessing eintrat, waren diese Eigenthümlichkeiten noch weit weniger

*) Nicht mit seinem Stiefbruder zu verwechseln, dessen weiter unten Erwähnung geschieht.

verwischt. Damals war Grabner Rektor, Höre Conrektor, zwei strenggläubige Männer, von denen namentlich der erste dem begabten Knaben lebhaften Antheil widmete. Die 4 Klassen der St. Afra durchlief er in 5 Jahren: im Frühjahr 1746 ward er in der ersten Dekurie der 6te Primaner. Sein Verhalten war durchaus lobenswerth, nachdem er sich in die Schul- und Studienordnung eingewöhnt hatte, was ihm freilich anfangs nicht leicht ward. Nur bemerkte man an ihm Neigung zu Spott: „ein guter Knabe, — heißt es in einem Bericht der Inspektoren —, aber etwas moquant". Der Conrector Höre nannte ihn den „admirablen Lessing", als dieser einmal in einer Sonnabendskonferenz einen Vorwurf des Rektors durch eine kecke Antwort abgewendet hatte. Als später sein jüngerer Bruder auf die Fürstenschule kam, sagte derselbe Lehrer zu ihm: „Nun geh in Gottes Namen, sei fleißig, aber nicht so naseweis wie dein Bruder".

Solcher Tadel kann uns nicht befremden: es zeigt uns vielmehr deutlich, wie allmählich sich Lessings Geisteseigenthümlichkeit entwickelte. Für diese Entwickelung war der Aufenthalt auf der Meißner Fürstenschule von großer Wichtigkeit. Nicht als ob er durch den dort herrschenden Geist zur unmittelbaren Nachfolge bestimmt worden wäre: im Gegentheil, wir sehen ihn ja später in allen Punkten fast die entgegengesetzten Wege einschlagen. Aber die strenge philologische Schule, die er durchmachte, gab ihm ein treffliches Rüstzeug an die Hand, die klösterliche Zucht und die pedantische Umgebung führte ihn, im Gegensatz zu andern Naturen, zu der ihm eignen Freiheit und Selbständigkeit. Zudem fehlte es nicht an Anregungen: solche giengen für Lessing weniger von Grabner und Höre, als von dem Mathematikus Klimm aus, der ein nicht unbedeutender Mann war. Das Interesse für Naturwissenschaft, das Lessing sich stets bewahrte, die freiere Stellung zur Philologie,

die Werthschätzung der Philosophie für den Gelehrtenstand, — — das Alles fand Pflege durch diesen Mann.

Als er im Frühjahr 1746 in die erste Dekurie der Prima einrückte, fehlte ihm an dem gesetzmäßigen Sexennium mehr als ein Jahr. Aber Lessing war der Schule bereits entwachsen und sehnte sich nach dem Abgange, weshalb der Vater sich bei dem Rektor in Bezug auf die Reife seines Sohnes erkundigte. Er erhielt die bezeichnende Antwort: „er ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lections, die andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen". Gleichwohl ertheilte das Oberkonsistorium in Dresden die erforderliche Genehmigung nicht, und erst auf mehrmaliges Ansuchen ward durch churfürstliches Rescript vom 8. Juni 1746 die Entlassung Lessings bewilligt. Am 30. Juni verließ dieser die Fürstenschule: seine Abgangsrede handelte „de mathematica barbarorum."

Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt im elterlichen Hause bezog er die Universität Leipzig, wo er am 20. September von dem damaligen Rektor Kapps inskribiert wurde. Er sollte sich dem Studium der Theologie widmen, um dann in der Vaterstadt ein Pfarramt zu erlangen: das war des Vaters Wunsch, und der Sohn hatte zunächst nichts einzuwenden. Auf der andern Seite aber hatte sich während des Aufenthaltes in Meißen sein eigenthümliches Wesen bereits soweit entwickelt, soweit für die spätere Fortentwickelung vorbereitet, daß des Vaters Plan und des Sohnes Entschluß füglich nur so lange harmonieren konnten, als der letztere noch nicht den Weg unmittelbar betreten hatte, den er zu gehen bestimmt war.

Das sollte nun in Leipzig geschehen, in einer Stadt, die in der damaligen Zeit für das geistige Leben fast tonangebend war, die wie keine andre das in sich einschloß, was man etwa

moderne Bildung nennen könnte, die darum einen großstädtischen Anstrich hatte, wie sie sich denn noch heute durch eine lebhaftere und vielseitige Bewegung vor andern gleich großen und größeren Städten vortheilhaft unterscheidet. In diese Stadt, das „Kleinparis", kam nun der Meißner Fürstenschüler, der bis dahin vom Leben so gut wie nichts gesehen hatte: welch schroffer Gegensatz lag in dem freien akademischen Leben inmitten einer von so vielfachen Interessen bewegten Stadt wie Leipzig war und ist, gegen die klösterliche Stille der Fürstenschule! Es liegt darin eine Klippe für jugendlich kräftige Naturen, die noch heute mit allerlei Gefahr und Mißlichkeit verbunden ist. Lessing war, wie er in einem Briefe an seine Mutter sagt, „in der gewissen Ueberzeugung, daß sein ganzes Glück in den Büchern bestehe": indeß sollte bald ein Umschwung eintreten.

Zunächst vermochte er nicht, für die Theologie sich in der Weise zu interessiren, welche dem Wunsche des Vaters entsprochen hätte: ja gerade umgekehrt, die akademischen Vorlesungen schwächten dieses Interesse. Das erläutert sich durch die damalige Beschaffenheit der Leipziger Theologie: in der Fakultät herschte die alte orthodoxe Richtung unangefochten und ohne von geistvollen, anregenden Lehrern vertreten zu sein. Der junge Lessing, der von der Schule her schon so mannigfaltige wissenschaftliche Interessen, der eine bedeutende geistige Individualität mitbrachte, konnte nicht wohl von e i n e r Wissenschaft und noch weniger von einer einseitigen Richtung, die in einem gegebenen Widerspruche mit seiner geistigen Natur stand, befriedigt sein. So sehen wir ihn denn von Colleg zu Colleg eilend den verschiedensten Gebieten vorübergehende Theilnahme schenken und wieder entziehen. Die Docenten der Philologie, Ernesti und Christ, (von denen besonders der letztere eine nicht unbedeutende Einwirkung ausgeübt hat) kamen dabei noch am

besten weg: doch auch hier war von regelmäßigem Besuche der Vorlesungen keine Rede.

Der Einfluß des Leipziger Lebens auf den jungen Studiosus war um so bedeutender, je stärker der Kontrast gegen das Schulleben war. Die oben berichtete Anschauung von dem Glück in dem Bücherleben hielt nicht zu lange vor: das bezeugt derselbe Brief an seine Mutter, in dem er jene ausgesprochen. „Ich lernte einsehen, heißt es in demselben, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter meinesgleichen. Guter Gott! was vor eine Ungleichheit wurde ich zwischen mir und anderen gewahr. Eine bäurische Schüchternheit, ein verwildeter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgange, verhaßte Mienen, aus welchen Jedermann seine Verachtung zu lesen glaubte, das waren die guten Eigenschaften, die mir bei meiner eigenen Beurtheilung übrig blieben. Ich empfand eine Scham, die ich niemals empfunden hatte. Und die Wirkung derselben war der feste Entschluß, mich hierinnen zu bessern, es koste was es wolle. Sie wissen selbst, wie ich es anfieng. Ich lernte tanzen, fechten, voltigieren. Ich will in diesem Briefe meine Fehler aufrichtig bekennen, ich kann also auch das Gute von mir sagen. Ich kam in diesen Uebungen so weit, daß mich diejenigen selbst, die mir im Voraus alle Geschicklichkeit darinnen absprechen wollten, einigermaßen bewunderten. Dieser gute Anfang ermunterte mich heftig. Mein Körper war ein wenig geschickter geworden, und ich suchte Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen."

Jedenfalls klingt dieses Referat ex post vernünftiger, als es wohl in der Sache selbst zugegangen sein muß: wir dürfen wohl annehmen, daß das bewegte Leipziger Leben den jungen Studenten nicht wenig in Anspruch nahm, daß von einem

regelmäßigen Studium und ordentlichen Collegienbesuch wohl keine Rede war. Die Reaktion, die noch heutzutage Fürstenschüler in den ersten Zeiten ihres Studententhumes durch den unvermittelten Uebergang aus dem geschlossenen Alumnaten in die volle studentische Freiheit zu empfinden pflegen, hat auch bei Lessing das Ihre gethan. Und bei ihm um so mehr, als in seinem Geist und Charakter von Haus ein entschiedener Zug zur Freiheit lag. Wir finden unter den Größen unsrer Litteratur kaum einen Zweiten, der so wie Lessing zum Kampfe gegen Einseitigkeit, traditionelles Wesen und unberechtigte Autorität von Haus aus befähigt gewesen wäre. So tritt denn schon der Student in Opposition gegen das damals herrschende Gelehrtenthum, und zwar zunächst dadurch, daß er in seinem Studium über die engen Grenzen des Faches und über die engere Methode des Kenntnisse Sammelns, in seinem Leben über das Philisterthum des gelehrten Standes hinausgeht: mit einem Wort, er sucht Wissenschaft und Leben.

Während Lessing in eine nähere Beziehung zu den jungen Männern nicht trat, die damals in Leipzig sich um die „Bremer Beiträge" schaarten, ward jener Christlob Mylius sein nächster Freund, der den Zorn der Lessing'schen Familie durch ein Spottgedicht auf sich geladen hatte. Mylius studierte schon seit 1742 in Leipzig, ein Mann von großer Regsamkeit und Begabung, aber ohne sittlichen Ernst und festen Charakter. Ohne Nachtheil kann dieses Freundschaftsverhältniß für Lessing nicht gewesen sein: manche Ausschreitungen, eine allzuwillige Hingabe an das Wirthshausleben und Nichtsthun war die Folge. Auch hatte die wissenschaftliche Richtung des Freundes — Mylius besaß Neigung und Befähigung zu naturwissenschaftlichen Studien — bestimmenden Einfluß. Lessing, der an der Theologie in Leipzig keinen Gefallen fand, entschloß sich zur Medicin überzugehen. Faktisch hat er fast 3 Jahre den Na-

men eines Studenten der Medicin getragen. Die Eltern waren damit gar nicht einverstanden, aber er beschwichtigte sie durch die Versicherung, daß er sich „nicht wenig auf Schulsachen legen wolle,“ — es sollte ihm dann gleichgiltig sein, ob er durch das Eine oder Andere fortkäme. Eine solche Kombination mehrerer Wissenschaften war damals durchaus nicht ungewöhnlich, da die einzelnen Gebiete sich noch nicht zu dem Umfange ausgedehnt hatten, den sie heute besitzen. Nur beispielsweise möge erwähnt werden, daß der bekannte Philolog und Rektor der Leipziger Nikolaischule Reiske vorher Doktor der Medicin, daß Daniel Wilhelm Triller, der Schüler und Verehrer Gottscheds, Arzt, Dichter und Philolog war und später noch Professor in Wittenberg wurde. Daß aber Lessing gerade zu dem Studium der Medicin sich äußerlich bekannte, wie man auch zugeben möge, daß bei seiner mehr allgemein wissenschaftlichen Richtung auf das specielle Fach weniger ankam, gleichgiltig möchte es doch nicht sein, auch nicht als eine Entschließung anzusehen sein, die nur die Folge einer Laune gewesen wäre. In damaliger Zeit begann die Naturwissenschaft, insbesondere die Physik, eine bevorzugte Stellung einzunehmen, sie erschien als die Wissenschaft der Zukunft; durch die Aufforderung zur selbstthätigen Beobachtung, zur Forschung, die in ihr lag, im Gegensatz zu dem abgeschlossenen Kompendienwesen anderer Disciplinen, übte sie auf die begabteren Naturen, auf produktive Geister einen mächtigen Einfluß, gewaltige Anziehungskraft aus. Die an die Naturwissenschaft gestellte Forderung, selbstthätig zu prüfen, mag es vor Allem gewesen sein, welche Lessing zu ihrem Schüler machte.

Indeß ein eigentlicher Mediciner und Naturforscher ward er doch nicht, obwohl er den Namen eines solchen trug. Sein Interesse theilte sich zwischen jenen Studien und der Philologie, für die er von Meißen ein tüchtiges Rüstzeug mitgebracht

hatte. Für diese Wissenschaft ist bis auf die neuesten Zeiten Leipzig stets eine der gerühmtesten und wirkungsreichsten Hochschulen gewesen: sie war es auch damals, als Johann August Ernesti und Johann Friedrich Christ daselbst lehrten. Und wie sehr sich der junge Lessing auch zersplitterte, wie unruhig er auch von einer Vorlesung in die andere lief, um jede wieder aufzugeben, wir dürfen ihm Urtheilskraft genug zutrauen, daß er das wirklich Bedeutende nicht völlig übersehen haben wird. Daß aber das philologische Studium ihm innerlich nahe stand, daß er in einem freieren Sinne des Wortes eigentlich vorzugsweise Philolog war, das wird ein Blick in die uns überbliebenen Zeugnisse seiner geistigen Thätigkeit unwidersprechlich bekräftigen.

Johann August Ernesti, seit 1742 außerordentlicher Professor zu Leipzig, war einer der ersten Philologen seiner Zeit, und was ihm Lessings Theilnahme besonders zuwenden mochte, er erblickte in der Philologie mehr, als dazumal, und gewiß auch in Meißens Fürstenschule, üblich war. „Humanitatis disciplina — sagt Ernesti in seiner Antrittsrede — veros illos et puros omnis sapientiae eloquaetiae poeseos historiarumque fontes interpretando aperit, a corruptelarum sordibus judicando purgat, ac denique omnium rerum pulchrarum gustum quendam et intelligentiam affert.“ Eine solche Auffassung der philologischen Studien war wohl geeignet, auf Lessing zu wirken, der mit dem Buchstabenkram schon in Meißen gebrochen hatte. Wenn Ernesti ferner schon 1738 zu beweisen gesucht hatte: „Majus utiliusque latinos auctores intelligere quam probabiliter latine scribere“, so war das gewiß in Lessings Sinne, der auf der Schule es gerade mit dem Lateinschreiben nicht so genau genommen hatte. Dagegen fehlte es Ernesti an einem richtigen Verhältnisse zur realen Philologie. Hatte diese eine Zeitlang so sehr die Oberhand gehabt, daß die unbedeutendsten

Kleinigkeiten auf dem Katheder und in gelehrten Schriften mit tödtender Weitschweifigkeit abgehandelt wurden, so war freilich ein Rückschlag unvermeidlich, der die Realien nur in soweit berücksichtigt wissen wollte, als sie zum Verständniß der Schriftsteller unentbehrlich seien. Diese Ansicht vertrat Ernesti, und ohne Einwirkung auf Lessing gewiß nicht: die lebhafte und wahrhaftige Freude an der Schönheit der klassischen Dichtung — denn auf die Poesie der Alten concentrierte sich Ernesti's Wirken, — durch die sich Lessing auszeichnete, ist sicher mit durch Ernesti geweckt und genährt worden.

War aber in der bezeichneten Stellung desselben gewissermaßen ein Deficit enthalten gegenüber der philologischen Wissenschaft, so war eine Ausgleichung durch Johann Friedrich Christ gegeben, der seit 1739 in Leipzig professor poeseos war. Christ war nicht bloß gelehrter Philolog, sondern er ist auch der eigentliche Begründer der Archäologie, der Wissenschaft von der Kunst der Alten. Dabei beschränkte sich seine Kenntniß und seine Theilnahme nicht auf die antike Kunst, sondern es war insbesondere auch die neuere Malerei, mit der er sich vielfach beschäftigte: ausgedehnte Reisen nach den Niederlanden, Frankreich und Italien hatten ihm ein reiches Material von Anschauungen an die Hand gegeben. Und nicht bloß als Kunstfreund und Kunstkenner*) stand er dem Leben und Schaffen der Neuzeit nahe, er war überhaupt von gelehrter Pedanterie und Einseitigkeit fern; ihm gewann die Wissenschaft eine höhere Bedeutung und ein regeres Leben, indem er auf das Leben und das Bedürfniß der Neuzeit Rücksicht nahm. Das beweist seine Schrift über Macchiavell, seine Stellung zur deutschen Sprache und Litteratur: hatte er doch in seiner Jugend selbst sich als Dichter versucht und sich nur deshalb später auf lateinische Gedichte beschränkt, weil

*) Seine Abhandlung über die Monogramme der Maler und Kupferstecher wurde ins Französische übersetzt.

ihm der damalige Zustand der vaterländischen Sprache und Litteratur nicht gefiel. Es ist bezeichnend und beachtenswerth, daß er die ältere deutsche Sprache zu rühmen weiß, daß er gegen die Verbesserungen der alten Kirchenlieder eifert, daß er in seinen metrischen Auseinandersetzungen auf Otfried und andre ältere Gedichte zurückgeht. Ein solcher Mann war sicher geeignet, auf Lessing Einfluß auszuüben, und wir werden nicht Unrecht thun, wenn wir ihn als denjenigen Mann betrachten, der unter den Leipziger Professoren vermöge seiner Natur, wissenschaftlichen Richtung und Methode am nachhaltigsten auf ihn gewirkt hat: es ist eine geistige Verwandtschaft zwischen Lessing und Christ nicht zu verkennen.

Noch ein Dritter ist zu erwähnen, Abraham Gotthelf Kästner, der seit 1746 außerordentlicher Professor der Mathematik war. Interesse für diese Wissenschaft hatte Lessing von Meißen mitgebracht; dazu kam, daß Mylius mit Kästner eng befreundet war. Kästner ist zwar Ernesti und Christ in seinen Leistungen nicht an die Seite zu stellen, aber er war doch ein vielseitig gebildeter, thatkräftiger Mann: seine philosophischen Disputatorien waren das einzige Colleg, in dessen Besuch Lessing Ausdauer bewies.

Während seines Leipziger Aufenthaltes trat Lessing zuerst als Schriftsteller auf und betrat damit die Bahn seines eigentlichen innern Berufes. Aeußerliche Veranlassung gab dazu Mylius, der mehrere Zeitschriften herausgegeben hat, den „Freigeist", die „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths", den „Naturforscher." Die erstgenannte fällt in die Zeit vor Lessings Ankunft in Leipzig, ist aber in ihrer Tendenz und Haltung, besonders in Bezug auf einige Beiträge des Herausgebers, für Lessings geistige Entwickelung nicht einflußlos geblieben. Mylius' Auseinandersetzung über die göttliche Eingebung der heiligen Schrift erscheint wie ein Vorspiel zu den

späteren Untersuchungen Lessing's über die Evangelisten. Wenn man annehmen darf, daß dieser von Meißen ohne Skrupel gegen die herrschende Orthodoxie auf die Hochschule gekommen war, so kann man auch als gewiß gelten lassen, daß des Freundes Stellung zum positiven Christenthum auf jenen wirkte; im Grunde bestand freilich dieser Einfluß nur darin, daß seine selbständige kritische Natur zum Durchbruche kam. Dagegen sind die beiden andern genannten Zeitschriften von unmittelbarem Interesse für uns, weil Lessing selbst Beiträge lieferte. In den „Ermunterungen" befinden sich davon 15, unter ihnen das bezeichnende Gedicht: refutatio papatus (1747)*). Eine bedeutendere Rolle spielt er schon im „Naturforscher." Es ist nicht unmöglich, daß er sogar Mitherausgeber war, jedenfalls war er ein Hauptmitarbeiter. In beiden Zeitschriften finden wir ihn aber nur als Dichter, zum Theil in anakreontischen Gedichten, auch in Oden, also gewiß noch nicht auf dem Gebiete seiner eigentlichen Leistungsfähigkeit. Doch darf dieser Umstand nicht übersehen werden, daß auch Lessing von der poetischen Produktion ausgieng. Daß er eine Beziehung zu Gottsched und den Bremer Beiträgern nicht suchte und nicht fand, ist schon, wenigstens in Bezug auf die letzteren, angedeutet worden.

Wir haben noch eines Gebietes zu gedenken, von dem eine mächtige und nachhaltige Anregung auf Lessing ausgieng, des Theaters. Schon auf der Fürstenschule hatte er sich für dramatische Litteratur interessiert; den Plan zum „jungen Gelehrten" soll er schon dort verfaßt haben. Dieses Interesse begleitete ihn nach Leipzig, wo es mannigfache Förderung fand. Wenn

---

*) G. E. Lessing's sämmtliche Schriften herausgegeben von Karl Lachmann. Aufs neue durchgesehen und vermehrt von W. von Maltzahn. 1. Bd. S. 104. Alle Citate beziehen sich auf diese Ausgabe.

unter Christ's Vorlesungen sich auch Collegien über römische Komiker bezeichnet finden, so werden diese nicht ganz von dem Alles kostenden Studenten übersehen worden sein. Was aber schwerer ins Gewicht fällt, was geradezu als Ausschlag gebend anzusehen ist, das ist der Umstand, daß sich in Leipzig auch eine Bühne befand.

Das deutsche Theater war dazumal in einem von dem jetzigen durchaus verschiedenen Zustande. Noch hatten sich die stehenden Theater nicht gebildet, die deutschen Höfe nicht ihre Bühnen mit dem Glanz umgeben, der sie jetzt fast erdrückt, die Schauspielkunst sich noch nicht zum lorbeer- und erwerbreichen Virtuosenthum erhoben — wenn wirklich der moderne Zustand dieser Kunst als eine Erhebung angesehen werden darf. Wandernde Gesellschaften waren es, welche die volkreicheren und belebteren Städte in festlichen Zeiten oder bei besonderen Gelegenheiten, wie Messen und Hoffeste darboten, aufsuchten und ihre Thespiskarren so lange daselbst aufschlugen, als sich das Publikum schaulustig, die Kasse gefüllt erwies. Leipzig gieng dabei nicht leer aus, sondern war vielmehr eine der am liebsten aufgesuchten Städte. Hier hatte der bekannte Gottsched seinen Einfluß auf die Bühne auszudehnen gewußt, um die alten Volksspiele, die Staatsaktionen und Hanswurstiaden zu verdrängen. Die Gesellschaft Johann Neubers und seiner berühmten Gattin, Friederike Neuber, war das Werkzeug geworden, dessen sich Gottsched bei seinen Neuerungen bediente: der alte deutsche Hanswurst war feierlich von der Bühne verbannt worden. Friederike Neuber hatte, nachdem sich ihre frühere Gesellschaft aufgelöst hatte, 1744 eine neue gebildet, in der es nicht an bedeutenden Talenten fehlte; während Lessing in Leipzig studierte, spielte die Gesellschaft daselbst.

Die nähere Bekanntschaft mit dem Bühnenpersonal mag Mylius vermittelt haben, der auch dramatischer Schriftsteller

war: ein Stück von ihm, „der Kuß", wurde damals aufgeführt. Diese Beziehung hat Lessing zum dramatischen Dichter gemacht, indem er angeregt wurde, den Schülerplan des „jungen Gelehrten" wieder aufzunehmen. Frau Neuber soll ihn dazu aufgefordert haben, als er nach der Aufführung eines Schauspiels nach Gottsched'scher Regel seine Unzufriedenheit mit dem Stücke äußerte. Besser machen, hieß es, und Lessing meinte, den praktischen Beweis antreten zu können. Er arbeitete den jungen Gelehrten aus, Kästner erhielt ihn zur Begutachtung, und darauf wurde er der Neuber übergeben, die das Stück mit großem Beifalle aufnahm und im Anfange Januar 1748 aufführte. Das Stück schlug durch: Lessing's Zukunft war entschieden. Er verkehrte jetzt so viel mit den Schauspielern, daß selbst seinen nächsten Freunden das rechte Maß überschritten schien, so besonders dem bekannten Christian Felix Weiße*), der durch Johann Heinrich Schlegel, Lessings Kommilitonen von St. Afra, mit diesem bekannt geworden war. Weiße beschäftigte sich auch viel mit dem Theater und war für dasselbe als Uebersetzer und Dichter thätig. Der Wunsch zu einem Freibillet zu gelangen, der bei den knappen Verhältnissen der jungen Männer wohl begreiflich war, bewog Lessing, sich an den Uebersetzungen zu betheiligen.

So sehen wir Lessing in Leipzig dem Studium allerdings am wenigsten ergeben, dem er sich nach dem Wunsch der Familie widmen sollte, auch nicht in Anschluß an ein besonderes wissenschaftliches Gebiet. Und doch darf man sein studentisches Treiben nicht unterschätzen, in dieser Vielseitigkeit der Neigungen und Beschäftigungen nicht bloß Genußsucht, Zeit wie Kraft vergeudendes Schwanken und Irren erblicken. Wenn auf der einen Seite zu viel, auf der andern auch wohl zu wenig

---

*) 1726—1804.

gethan scheint, wenn es eben nicht ohne jugendliche Irrungen und Excentricitäten abgieng, so ist weder zu übersehen, daß eine jugendlich kräftige Natur nicht so leicht und schnell überall Maß halten lernt, noch darf verkannt werden, daß das bunte Vielerlei Lessing'scher Interessen und Beschäftigungen schon in Leipzig durchaus nicht ohne eine verbindende Einheit ist. Diese liegt in der geistigen und sittlichen Natur Lessings: wenn er von neueren Forschern, mit besonderer Bezugnahme auf das religiöse Gebiet, ein Suchender genannt worden ist, so läßt sich diese Bezeichnung auf sein ganzes Wesen und Wirken ausdehnen. Er suchte in Leipzig echte Wissenschaft, und suchte nicht bloß diese, sondern auch das Leben, nachdem ihm grade die Abgeschlossenheit der Fürstenschule und die Methode der dortigen Studien den Mangel des Zusammenhangs mit dem Leben und der Beziehung auf dasselbe lebendig zum Bewußtsein gebracht hatte.

Aber ohne Konflikte konnte es freilich nicht abgehen: wie hätte Lessings Treiben nicht allerlei Anstoß erregen sollen? War doch schon sein Stubenbursche, der nachmalige Rektor der Thomasschule J. F. Fischer, damit höchst unzufrieden. Von diesem erzählt der nicht unbekannte Schriftsteller Rochlitz, der unter Fischers Rektorate Schüler der Thomasschule war, er habe ihn einmal vor deutscher Lectüre und vor Gedichtmachen ernstlich gewarnt. Dabei erzählte denn der würdige Rektor folgendes Exempel aus seiner Jugend: „Wie ich von Coburg hieher auf die Universität kam, da zog ich mit einem zusammen, der schon ein Jahr da war, guter Leute Kind — ein Predigerssohn aus der Lausitz. Wir wohnten in der Burgstraße drüben in der alten Baderei. Was hatte Gott dem Menschen für Gaben gegeben! Was konnte der für Griechisch und Latein! Wir brauchten den Ernesti, der damals berühmt war, scilicet, den brauchten wir beide nicht. Zum Vergnügen fiengen wir

gleich damit an, den Thucydidem zu lesen. Was hätte aus dem werden können! Aber er hatte auch so einen Hang! Er hatte schon vorher viel deutsch gelesen, nun gewöhnte er sich auch deutsch zu schreiben und machte deutsche Verse. Nun gieng's immer weiter und war kein Halten's mehr. Er war mein bester Freund, er war mein einziger auf der ganzen Universität; aber ich zog von ihm, ich konnt's nicht mit ansehen. Er fieng sogar an Komödien zu schreiben. Und nun — nun wurd' er nach und nach — ach ich wag's nicht zu sagen! Frag' er nur die Leute, die's verstehen; der Kerl hieß — Lessing." Mag nun auch hier ein lapsus memoriae mit untergelaufen sein, mag vielleicht der Berichterstatter die Erzählung seines Lehrers etwas effektvoller ausgearbeitet haben — so ungefähr spiegelt sich doch die Anschauungsweise damaliger zünftiger Gelehrten ab. — Daß Weiße — der freilich über den Philister nie ganz hinaus kam — Lessings Umgang mit dem Neuberschen Personal nicht gebilligt habe, ist oben schon berichtet worden.

Die Vaterstadt konnte nicht ohne Kunde bleiben über diese Verhältnisse. War in Camenz bekannt geworden, daß Lessing mit Mylius engen Umgang pflege, so lag schon darin Anlaß zu Mißtrauen und Unzufriedenheit: hatte doch Mylius Camenzer Verhältnisse und Persönlichkeiten, ja den Pastor Lessing selbst verspottet. Nun hörte man von Beziehungen zum Theater, von Komödienschreiben, von Dingen, die mit dem Studium der Theologie in geradestem Gegensatze zu stehen schienen. Der Vater erließ eine ernstliche Mahnung an den Sohn, von dergleichen Dingen abzulassen, und sich dem Studium ernstlicher zuzuwenden: es ward wohl gar an die Möglichkeit erinnert, daß der Magistrat zu Camenz ihm das Stipendium, welches Lessing bezog, entziehen könne. Der Brief traf in Leipzig ein, da just die erste Aufführung des jungen Gelehrten bevorstand. Zornig lief der junge Dichter zu Weiße und warf den

Brief mit den Worten auf den Tisch: „lesen Sie einmal den Brief, den ich so eben von meinem Vater erhalte!", — aufgebracht wollte er die Komödienzettel für die Aufführung seines Lustspieles mit Bedruckung seines vollen Namens nach Hause und an alle Rathsmitglieder senden. Weiße vermittelte wohl noch, aber ohne eine sehr entschiedene, das Theater in Schutz nehmende Rückantwort gieng es nicht ab.* In seinen Gesinnungen und Ueberzeugungen konnte ihn der Beifall, welchen sein Stück erntete, nur bestärken, während das Gewicht der väterlichen Ermahnungen dadurch geschwächt wurde. Man sieht, es konnte ein ernstlicherer Zusammenstoß nicht ausbleiben.

Weihnachten 1747, also kurz vor der Aufführung des jungen Gelehrten, schickte Lessings Mutter nach sächsischer Sitte dem Sohne einen Weihnachtsstollen, ein um diese Zeit gern gegessenes Gebäck. Ein Freund des Hauses überbrachte denselben und war, was unter den obwaltenden Verhältnissen nicht Wunder nehmen kann, beauftragt, sich über Lessings Treiben genauer zu instruieren. Dieser Abgesandte bestätigte denn bei seiner Heimkehr von der Neujahrsmesse, daß Lessing wirklich Komödien schriebe und wirklich mit den Schauspielern umgehe — ja er mußte sogar berichten, daß der Weihnachtsstollen bei einer Flasche Wein und in Gesellschaft von Komödianten verzehrt worden sei; welche Entweihung des mütterlichen Geschenkes! Das war zu viel: solche schnöde Lebensweise, solche Versunkenheit forderte durchgreifende Rettungsmittel, entschuldigte selbst eine Nothlüge. Der Vater schrieb sofort: „Setze dich, nach Empfang dieses, sogleich auf die Post und komm zu uns; deine Mutter ist todtkrank und verlangt Dich vor ihrem Ende noch zu sprechen." Obwohl Lessing ahnte, daß sich die Sache anders verhalte, setzte er sich doch sofort auf die Post und eilte bei strengem Froste heim, so gut es sich mit damaligen Reisegelegenheiten eilen ließ. Der

Mutter war bei der eingetretenen Kälte die Sache schon leid geworden, und es wäre ihr am Ende recht gewesen, wenn der Sohn nicht gehorcht hätte. Da tritt er plötzlich herein, vor Frost zitternd und doch frei und unbefangen, und aus den ihm zugedachten Vorwürfen werden Fragen zärtlicher Besorgniß; fast wird ihm nun sein schneller Gehorsam als Vergehen angerechnet. Bald zeigen Gespräche mit dem Vater, daß die Beschäftigung mit Poesie und Theater das Interesse für ernste Wissenschaft nicht beeinträchtigt hat; selbst auf theologischem Gebiete zeigt der Sohn nicht unbedeutende Kenntnisse und im Verlauf der Zeit sogar die Fähigkeit, eine gute Predigt zu verfassen. Kurz, die Eltern sahen, daß es nicht so gar schlimm um den Sohn stehe. Freilich mußte der Lieblingsgedanke, daß er die Kanzel besteigen werde, aufgegeben werden, dafür versprach er aber, sich ernstlich mit Medicin und Philologie zu beschäftigen, so daß die Aussicht auf ein akademisches Lehramt erhalten blieb. Nach solcher Abrede bezahlte man die Leipziger Schulden und ließ ihn nach dreimonatlichem Aufenthalte im elterlichen Hause, Ostern 1748 wieder nach Leipzig zurückkehren.

Lessings Biograph*) hat wohl Recht, wenn er diese Episode als eine sehr ersprießliche Unterbrechung des Leipziger Lebens bezeichnet. Wenn es wahr ist, daß Lessing beabsichtigt hatte, selbst auf's Theater zu gehen, und wenn dieser Gedanke durch die Reise nach Camenz beseitigt ward, liegt der Gewinn doppelt klar vor Augen. Der Aufenthalt in Camenz stellte doch das nöthige Gleichgewicht wieder her, das durch den Erfolg des „jungen Gelehrten" und die persönlichen Beziehungen zur Neuberschen Truppe gefährdet war. Das Interesse an der Wissenschaft trat wieder in den Vordergrund, wenn auch die andern Neigungen nicht völlig zurückgedrängt wurden. Viel=

*) Danzel, Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke. Bd. I, 112.

mehr entsagte er ihnen auch in Camenz nicht ganz; für kleine Dichtungen in anakreontischer Weise, für Lieder von Liebe und Wein blieb noch Raum genug. Es wird erzählt, Lessings fromme Schwester habe einmal in seinem Zimmer solche poetische Produkte gefunden und sie sofort in den Ofen geschoben: deshalb habe ihr der Bruder eine Hand voll Schnee in den Busen geworfen, um ihren frommen Eifer ein wenig zu kühlen. Auch hat er in Camenz den Plan zu dem Lustspiel: „die alte Jungfer" entworfen.

Nach der Rückkehr nach Leipzig trat er in die alten Beziehungen: weder Mylius noch das Theaterpersonal wurde gemieden. Bei den letzteren aber traten wesentliche Veränderungen ein. Die Gesellschaft der Neuber gerieth in Verfall, indem die besten Mitglieder abgiengen; mehrere wendeten sich nach Wien. Davon wurde Lessing innerlich und äußerlich berührt: das Eine, indem er durch Bürgschaftsleistungen in Geldverlegenheiten kam, das Andere, indem ihm das Leben in Leipzig an Annehmlichkeit verlor. Hatte nun um dieselbe Zeit Mylius sich nach Berlin begeben, wo er zu bleiben gedachte, so beschloß auch Lessing sich dahin zu wenden. Er reiste mit seinem Vetter gleichen Namens, der ihn in Leipzig besucht hatte, über Wittenberg, wo jener studierte, nach Berlin, ward aber unterwegs in Wittenberg krank. Inzwischen aber ward ihm der Berliner Plan leid, denn Mylius war an Ort und Stelle andern Sinnes geworden und nach Leipzig zurückgekehrt. So faßte er denn den Entschluß, in Wittenberg zu bleiben, wo er am 13. August 1748 von dem Rektor Mathias Bose inskribiert wurde. Waren es aber finanzielle Verlegenheiten oder gefiel ihm Wittenberg nicht, kurz, aus dem Studieren in Wittenberg wurde nicht viel. Lessing gieng noch vor Weihnachten 1748, nachdem Mylius in Berlin durch Uebernahme der Redaktion an der Vossischen (damals Rüdigerischen) Zeitung eine feste Stellung

gefunden hatten, gleichfalls nach Berlin. Mit dieser Uebersiedlung nach Berlin schließt Lessings akademische Zeit.

Es ist aber auch ein Abschnitt in dem Leben des Dichters und Schriftstellers Lessing: es ist die Jugendperiode, die Zeit der Vorbereitung, die hinter uns liegt. Lessings lyrische Gedichte und ein Theil der dramatischen Werke gehört dieser Zeit an, obschon die Gedichte und andere Schriften zum größten Theil erst später gedruckt wurden. Was nun zunächst die lyrischen Gedichte angeht, so sind sie längst in Vergessenheit gekommen: selbst unter dem Eindrucke des Namens ihres Verfassers können wir ihnen jetzt keinen Reiz abgewinnen. Anders urtheilten seine Zeitgenossen. Eine Recension in den Göttinger gelehrten Anzeigen*) sagt: „haben wir irgend Poesien mit Vergnügen und Bewunderung gelesen, so sind es diese Lessingischen. Ein Recensent, der so oft schlechte und mittelmäßige Verse zur Strafe und gute aus Pflicht lesen muß, verliert leicht etwas an Neugier und Empfindung, allein diese kleinen Arbeiten haben dem Recensenten die Zeit der Arbeit und die Ruhe geraubt, daher wir bei andern Lesern eine noch heftigere Empfindung zuverlässig hoffen.“ Ebenso weisen andere Mittheilungen unzweideutig darauf hin, daß Lessing für einen bedeutenden Dichter galt, lange ehe er diejenigen Werke verfaßte, vermöge deren wir ihn noch heute als solchen verehren. Ein Gleiches gilt von den Jugenddramen, von denen heut zu Tage in weiteren Kreisen kaum die Titel bekannt sind. Nach der Jenaischen gelehrten Zeitung verdienen sie den besten Werken der Ausländer an die Seite gesetzt zu werden, und der schon genannte Kritiker der Göttinger Nachrichten sagt von dem Freigeiste: „ es ist so aufgeweckt und reizend, daß es trotz des ernsthaften Inhalts eines der angenehmsten Stücke ist.“ Mit

*) Von Michaelis, am 13. Dec. 1753.

dem Lob der Kritik stand das praktische Urtheil der Bühne im Einklang. Der Beifall, den der „junge Gelehrte" erworben, wurde auch „den Juden", der „alten Jungfer", dem „Freigeist", dem „Schatz", zu Theil: Lessings Lustspiele wurden sogar Repertoirstücke.

Für uns ist dort wie hier der Beifall, den jene Zeit spendete, unverständlich, wenn wir uns nicht in die Lage der deutschen Litteratur zu Lessings Zeit zu versetzen vermögen. Wie stand es mit der deutschen Lyrik? Klopstock war im Auftreten begriffen, man war auf Hagedorn und Gleim beschränkt, von einem Liede im Sinne Göthe's war noch keine Rede. So spürt sich denn auch in Lessings Jugendgedichten der Einfluß der beiden genannten Dichter ganz unverkennbar. Dabei wird aber dem aufmerksamen Leser sicher nicht entgehen, wie Lessings eigenthümliche Natur selbst in diesen offenbaren Nachahmungen sich zur Geltung bringt. Die lyrische Tändelei wird ihm ganz unvermerkt zum Epigramm, die Pointen finden sich ganz von selbst. Ein Lyriker im rechten Sinn des Wortes zu werden, war Lessing auch nicht gemacht, man versteht es gar wohl, wenn er von seinen Oden sagt: „ich gebe ihnen nur mit Zittern diesen Namen", und wenn er sich gelegentlich über seine offiziellen Neujahrs- und Geburtstagsoden in den Zeitungen selbst lustig macht. — In der didaktischen Dichtung lehnte er sich an Haller an, ohne auch hier unselbständig zu werden. In den wenigen Fragmenten derartiger Gedichte, welche Lessing in die erste Sammlung seiner Schriften (1753—55) aufgenommen hat, tritt die Neigung zu monologischer Behandlung des Themas, ein Grundzug in Lessings Darstellungsweise, schon entschieden hervor: er gebraucht sogar selbst die Bezeichnung „poetisches Selbstgespräch".

Weit wichtiger aber ist für uns Lessings erste litterarische That für die deutsche Bühne, die erste Anknüpfung eines Verhält-

nisses von der außerordentlichsten Tragweite. Wie es dazumal mit der deutschen Schaubühne stand, das ist oben schon kürzlich angedeutet worden: dagegen ist über den Zustand der dramatischen Litteratur noch ein Wort hinzuzufügen. Jedermann ist bekannt, daß Gottsched in Leipzig die deutsche Bühne zu reformieren suchte und zugleich für eine andre Art von Dichtungen zu sorgen bemüht war, als man sie vorher für die Bühne geschrieben. Es handelte sich nicht bloß um die Verdrängung des alten Volksstücks, der Staatsaktionen und Hanswurstiaden, sondern auch um Einführung des französischen Drama's. Gottsched erwarb dadurch eine Zeitlang großen Ruhm, der ihm freilich später ganz und gar entfiel und fast zur Mißachtung umschlug. Lessing selbst hat hierbei ein hartes Wort ausgesprochen. Denn als die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" den Satz aufgestellt hatte, Niemand werde leugnen, daß die deutsche Schaubühne Gottscheden einen großen Theil ihrer ersten Verbesserung zu danken habe, antwortete Lessing in den Litteraturbriefen, er sei dieser Niemand. Demohngeachtet ist Gottsched ein wesentliches Verdienst nicht abzusprechen. Denn was auch immer dagegen einzuwenden sein mag, daß mit der Verbannung des Hanswursts dem Theater seine Volksthümlichkeit genommen ward, so darf doch auch das Andre nicht übersehen werden, daß diese Volksthümlichkeit zur Plattheit und Rohheit herabgesunken war, daß das Drama und die Bühne wieder in die Sphäre der Bildung erhoben werden mußte, um mit Danzel*) zu reden. Das aber möchte Gottsched bewirkt haben.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß Lessing dieses Verdienst Gottscheds nicht zu würdigen wußte: daran war zum Theil eben die Thatsache Schuld, daß seine eigne Thätigkeit

*) Danzel I, 130.

auf Gottscheds ersten Reformschritten ruhte, anderntheils aber auch der falsche Weg, den Gottsched in der Realisierung seines Reformprincips einschlug. Denn er nahm das französische Drama für die mustergiltige Kunstform und oktroierte es der deutschen Litteratur und Bühne. Darin trat ihm bekanntlich später Lessing entschieden entgegen, indem er sich an das englische Drama anschloß und dieses, als das kunstrichtigere und uns zugleich verwandtere, in Deutschland einführte. Diese Tendenz tritt aber durchaus noch nicht in den dramatischen Jugendschriften Lessings hervor, die sich vielmehr entschieden an die französische Manier anschließen, wie schon von gleichzeitigen Beurtheilern richtig hervorgehoben wurde. Selbst das letzte Lustspiel der Jugendperiode, der Freigeist, ist nach einem französischen Muster gebildet, und ließen sich anderweitige äußere Beziehungen nicht nachweisen, so wäre doch die innere Verwandtschaft ganz unverkennbar. Die Einheit in Zeit und Ort ist genau beobachtet, selbst da, wo dies Festhalten an diesem Grundsatz der Franzosen die Wahrscheinlichkeit des Vorganges aufhebt. Wenn ferner in dem französischen Lustspiele weit weniger einzelne Persönlichkeiten, als vielmehr Gattungscharaktere auftreten, wie etwa „der Geizige", in dem sich überhaupt das Laster des Geizes abspiegelt: so sehen wir auch in den Lessing'schen Jugendstücken durchaus diese allgemeinen Figuren, so z. B. einen „Freigeist", eine „alte Jungfer", einen „jungen Gelehrten". Nicht weniger französisch ist die Intrigue angelegt, die in den Händen des Kammermädchens, der „Lisette", zu sein pflegt. Endlich begegnen uns auch jene alterthümlichen, der Neuzeit fremden und von vornherein das Interesse schmälernden Namen des Leander und Chrysander, Damis u. s. w.

Ist demnach nicht zu verkennen, daß Lessing nicht von allem Anfang in einem entschiedenen Gegensatz zu dem fran-

zösischen Drama stand; erhellt vielmehr, daß er von ihm ausgieng, und somit im Anfange durchaus nicht sich so zu Gottsched verhielt, wie in der Regel von denjenigen angenommen wird, denen nur der spätere Lessing genauer bekannt ist: so darf doch anderseits nicht übersehen werden, daß auch in diesen wesentlich französisch gehaltenen Jugendstücken sich ein erheblicher Fortschritt gegen die Vorgänger, somit auch gegen Gottsched, ausdrückt. Und hierbei fällt zunächst die dramatische Gattung ins Auge, welcher sich Lessing in seinen Anfängen zuwandte, das Lustspiel. Zu diesem hatte Gottsched in seiner Steifheit und Witzlosigkeit durchaus kein Verhältniß finden können. Dagegen hatte sich seine Frau an die Aufgabe einer Erneuerung des Lustspiels gemacht, und nicht ohne Geschick, wie schon der Umstand zeigt, daß sie eine Uebersetzung des „Menschenfeindes" von Molière veröffentlichte: noch mehr Bedeutung aber hat, daß sie sich an Destouches (der poetische Dorfjunker) und an den Dänen Holberg anschloß. Damit war eine Bahn betreten, welche für ein deutsches Lustspiel erfolgreich werden konnte.

Frau Gottsched hatte in ihren Bestrebungen für das Lustspiel allerlei Nachfolger; Elias Schlegel und Gellert möchten die bekanntesten sein. Aber weder die Vorgängerin noch die Nachfolger waren der Aufgabe gewachsen: den Vorbildern, in deren Wahl sie nicht unglücklich waren, selbst nachzueifern, dazu fehlte es an Geist, an Lebenskenntniß, an eigentlicher komischer Kraft.

Somit fand Lessing im Lustspiel ein Feld, auf welchem zwar ein erster Schritt gethan, aber doch so gut wie Alles zu thun übrig geblieben war. Er erkannte die Lücke in unserer Litteratur; „man nenne mir doch" — schreibt er 1754 — „diejenigen Geister, auf welche die komische Kunst Deutschlands stolz sein könnte?" Und früher schon (1749) sagt er:

„Habe ich denn sehr übel gethan, daß ich zu meinen Jugendarbeiten etwas gewählt habe, worinnen noch sehr wenige meiner Landsleute ihre Kräfte versucht haben?" — Man darf aber auch eine innere Beziehung Lessings zu dieser Wahl nicht verkennen, im Gegentheil liegt in ihr das Hauptmoment. Auf der Schule schon hatte ihn Plautus und Terenz so lebhaft interessiert, daß er sie „seine Welt" nannte; seine Studienweise hatte ihn niemals in die Irrwege gelehrter Pedanterie geführt, weil er die Wissenschaft und das Leben suchte; seine Methode war eine dramatisierende, den einzelnen Vorgang genetisch entwickelnde: liegen hier nicht die deutlichsten Beziehungen zum Lustspiele?

Ist nun auch zuzugestehen, daß — im Ganzen genommen — die oben genannten Jugendstücke Lessings sich nicht allzuhoch über die Vorgänger erheben, so muß man sie doch auch in mehrerem Betracht über dieselben stellen. Von großem Gewichte ist hierbei des Verfassers persönliche Beziehung zur Bühne, die Bühnenkenntniß, die er sich erworben hatte, und die zwar nicht den Dramatiker macht, aber ihm doch unentbehrlich ist. Lessing erkennt das selbst an, indem er sagt, er habe von dem Leipziger Theater hundert wichtige Kleinigkeiten gelernt, die ein dramatischer Dichter lernen muß und aus der bloßen Lesung seiner Muster nicht lernen kann. Mit Ausnahme des „Damon oder die wahre Freundschaft" zeigt sich eine Rücksichtnahme auf die Bühne überall. Die Lessing'schen Lustspiele haben mehr Handlung, als die der nächsten Vorgänger: man vergleiche nur Lessing mit Gellert. Auch ist der Dialog ganz anders gearbeitet, und wenn auch nicht den späteren Leistungen des Dichters ebenbürtig, so doch in Schärfe, Feinheit und Lebhaftigkeit eigenthümlich und über Gleichzeitiges hervorragend. Unter den Dichtern, welche anregend auf Lessing einwirkten, ist außer dem Plautus und dem Dänen Hol-

berg vorzüglich der Franzose Marivaux zu nennen: auch englische Lustspieldichter, so z. B. Wycherley, waren ihm bekannt, aber er wurde zunächst durch sie nur stofflich, nicht in Bezug auf dramatische Methode angeregt.

Was tragische Dichtung betrifft, so haben wir aus Lessings Jugendperiode nur Fragmente, die durchaus Abhängigkeit von dem Französischen zeigen. Hierher gehört eine mit Weiße unternommene Uebersetzung des Marivaux'schen „Hannibal", ein Fragment: „Giangir oder der verschmähte Thron", welchen Stoff auch Weiße in „Mustapha und Zeangir" bearbeitet hat, endlich das ungleich bedeutendere Bruchstück: „Samuel Henzi"(1749?), in gereimten Alexandrinern, zwar nach französischem Zuschnitt, aber doch nicht ohne Spuren selbstständiger Behandlung. Das zeigt sich besonders darin, daß Lessing in bürgerliche Kreise herabsteigt, während die Franzosen nur Fürsten und den hohen Adel als würdige Personen der Tragödie ansahen. Vielleicht, daß bei dem Entwurfe dieses Trauerspiels eine erste Berührung mit Shakspeare zu Grunde lag. Der „Julius Cäsar" dieses großen Dichters war nemlich im Jahre 1741 von einem Herrn von Bork übersetzt worden, und Lessing hatte diese Uebersetzung kennen gelernt. Der früher schon genannte Recensent in den Gött. gel. Anz., Michaelis, wohl der beste der damaligen Kritiker, erkannte in der Anzeige (1753, d. 2. Dec.) die große Bedeutung des Fragmentes, indem er davon sagt, daß es „alles Vorige übertreffe."

Lessing war also nach Berlin gegangen: nicht zur Freude seiner Eltern, welche von neuem recht ernstliche Besorgnisse hegten. Es waren ihnen gar wunderliche Dinge zu Ohren gekommen, und selbst ein Religionswechsel sollte bevorstehen, den man mit einer angeblich beabsichtigten Uebersiedlung nach Wien in Zusammenhang brachte. Lessing gab sich alle Mühe, die Eltern zu beruhigen, aber eine volle Rechtfertigung konnte

freilich nicht gelingen, wo die Grundanschauungen so verschieden waren. In Berlin gieng es ihm sehr knapp: ohne die freundschaftliche Unterstützung von Mylius hätte er gar nicht bestehen können. Dieser aber nahm sich des Freundes kräftig an und verhalf ihm zu förderlichen Bekanntschaften. Lessing aber wandte sich zur Schriftstellerei; er mußte suchen von der Feder zu leben. Und damit hieng denn eng zusammen, daß er sich von der Poesie zur Prosa, von der Dichtung zur Kritik wendete. Somit erfolgte in Berlin ein höchst wichtiger Fortschritt in Lessings schriftstellerischer Entwickelung, der um so wirkungsvoller werden mußte, als die äußere Nöthigung durchaus mit der innern Anlage und Richtung zusammentraf.

Freilich war der Anfang nicht leicht: die Freiheit, an eigene, selbstständige Arbeiten zu gehen, mußte erst durch Uebersetzungen erworben werden. Bei diesen aber wußte er die Wahl so zu treffen, daß er nicht bloß für die äußere Existenz sorgte, sondern auch einen weitern Gewinn davon trug. Wir sehen, daß er einzelne Schriften Friedrich II., Einiges von Cervantes und Calderon, mehrere Theile der römischen Geschichte von Rollin in Berlin übersetzt hat. Zu selbstständigen Studien regte ihn besonders das Theater an. Das vormals beliebte Nicolinische Kinderballet hatte die Ansicht hervorgerufen, daß die Pantomimen der Alten dem ähnlich gewesen seien.*) Lessing glaubte dem widersprechen zu müssen, indem er sich auf eine Schrift des Calliachius bezog. So entstand die Abhandlung von den Pantomimen der Alten**), die wahrscheinlich bestimmt war, ihm ein akademisches Lehramt in Göttingen zu eröffnen.

---

*) Litterar. Briefwechsel oder aufgefangene curieuse Briefe. Frankf. 1746.

**) Lessings Werke XI., 1. S. 11.

Denn von dem elterlichen Hause mochten gar oft Mahnungen und Bitten einlaufen, doch ja nicht in Berlin zu bleiben. Auch zeigt sich in der Wahl des Themas des Verfassers Liebe zur Alterthumswissenchaft, sowie seine eigenthümliche Behandlung derartiger Vorwürfe. Diese Abhandlung, welche bekanntlich nur Entwurf geblieben ist, sollte einer größeren Arbeit einverleibt werden, einer Geschichte des Theaterwesens; indessen blieb es auch hier beim Vorhaben. Daß Lessing aber damals sich mit diesen Gebieten beschäftigt, darauf weist schon die mit Mylius gemeinschaftlich herausgegebene Quartalschrift: „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" hin. Die Mehrzahl der Beiträge, auch die Vorrede, rührt von Lessing her: insbesondere ist ein längerer Aufsatz über Plautus zu erwähnen, der vielleicht durch die Arbeit des Franzosen Brumoy über das griechische Theater hervorgerufen ist, jedenfalls den Verfasser noch nicht frei von französischem Einflusse zeigte. Auch würde man Unrecht thun, zu meinen, daß vor Lessing die Einheitentheorie der Franzosen gar nicht angegriffen worden sei: das ist vielmehr zuerst von französischer Seite, und zwar schon von Menage um 1640 geschehen. Auch jener Brumoy war kein unbedingter Verehrer der französischen Regel, sonst würde er den Seneca nicht so heftig angegriffen haben. Es ist hieraus ersichtlich, daß Lessing selbst in der freieren Stellung, welche er in den Beiträgen gegenüber dem französischen Drama einnahm, Vorgänger fand: seine später so entschieden und wirkungsvoll vorgetragene und vertheidigte Ansicht über das Wesen des Dramas zeigt sich in diesen dramaturgischen Anfängen nur im Entstehen.

Die Beiträge hörten bald auf zu erscheinen: vermuthlich war die Uneinigkeit der Redaktoren Veranlassung. Mylius war reiner Gottschedianer: Lessing entfernte sich mit jedem Schritte, den er that, weiter von dem Standpunkte Gottscheds.

Gerade Theater und Drama waren das Gebiet, wo sich eine Meinungsverschiedenheit am schnellsten zeigen mußte. Wenn Lessing später nach Mylius frühem Tode (d. 6. März 1754) dessen Schriften herausgab und mit einer strengen Kritik begleitete, so ist dies allerdings ein Ausdruck seiner unbeugsamen Gerechtigkeit: aber übersehen darf man nicht, daß sich schon bei der gemeinschaftlichen Herausgabe der Beiträge und zwar durch dieselbe das freundschaftliche Band bedeutend gelockert hat.

Mit dem Februar des Jahres 1751 übernahm Lessing die Redaktion der gelehrten Artikel der Rüdiger'schen Zeitung, welche nach dem Tode Rüdigers dessen Schwiegersohn Voß fortführte. Als das Privilegium auf Voß und seine Erben übertragen war, kündigte die Zeitung (18. März 1751) ein Beiblatt an, das monatlich unter dem Titel „Das neueste aus dem Reiche des Witzes" erscheinen sollte, und wirklich von April bis December genannten Jahres ausgegeben wurde. Alle wichtigeren und bedeutenderen Artikel dieser Beilage rühren von Lessing her.

So sehen wir Lessing die kritische Laufbahn betreten: auch hier ist er nicht gleich mit großen Epoche machenden Kritiken aufgetreten, sondern ist allmählich das geworden, was er gerade auf diesem Gebiete uns bis auf diesen Tag gilt. Hauptgegenstand litterarischer Besprechungen war dazumal der bekannte Streit zwischen Gottsched und den Schweizern. Lessing stand, wie selbstverständlich, im Ganzen auf Seiten der Schweizer. Man höre nur, was er in einem kurzen Gedichte an einen damaligen Musiker sagt:

„Ach arme Poesie! anstatt Begeisterung
Und Göttern in der Brust, sind Regeln jetzt genung."*)

*) Lessings sämmtliche Schriften I., 215 fg.

oder:

„Ein Geist, den die Natur zum Mustergeist beschloß,
Ist was er ist durch sich, wird ohne Regeln groß ꝛc.“

So ist er denn auch mit der didaktischen Richtung der Poesie einverstanden, mit der die Epoche des gereinigten Geschmacks unter den Deutschen begonnen habe. Den Schweizern, welche auf Erwerbung von Talenten sehr bedacht waren, blieb es nicht unbemerkt. Sulzer berichtete über Lessing an Bodmer bei Gelegenheit einer kritischen That, von der weiter unten die Rede sein wird, und Bodmer verfehlte nicht, sich weiter zu erkundigen. Man wollte Lessing zum Parteigänger machen: unter dem 21. Jan. 1755 schreibt Wieland an Gleim: „Er scheint ein rüstiger Mann zu sein, und es sollte ihm wohl nicht viel zu schaffen machen, eine Parthie anzunehmen, bei der er seinen Vortheil finden und seinen Witz am besten anwenden könnte. Es wäre meines Erachtens nicht übel, wenn man diesen Mann, der seine guten Partes hat, für die gute Sache gewinnen könnte, denn er hat alle Qualitäten zu einem Champion.“*) In der That spielte Lessing nun auch eine Rolle in den bekannten Streitigkeiten jener Zeit. Die oft genannte „Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen“, welche Wieland zu Gunsten der Schweizer gegen Gottsched geschrieben hatte, wurde von Lessing zum Druck besorgt und unter dem 14. October in der Vossischen Zeitung angezeigt. Auch fehlte es in den Artikeln der Zeitung nicht an Aussprüchen, welche gegen Gottsched gerichtet waren. Indeß kam Lessing weniger mit diesem selbst in Streit, als vielmehr mit seinem bekannten oder berüchtigten Schüler und Günstling, v. Schönaich, dem Verfasser des Heldengedichts „Hermann“. Dieses Werk war von den Schweizern arg mitgenommen worden,

*) Wielands Briefe. Zürich, 1815. I., 156.

Lessing hatte sich mit kurz wegwerfenden Notizen begnügt, dann aber ein Epigramm auf ihn verfaßt, in welchem er ihm den Rath giebt, ein Trauerspiel „Phaethon“ zu dichten.*) Erst durch das Erscheinen des ersten Bandes von Lessings Schriften (1753) ward die Aufmerksamkeit der Gottsched'schen Partei auf diesen gelenkt. Als nun später Schönaich den Streit mit den Schweizern in seiner „Aesthetik in einer Nuß“ aufnahm, schaltete er einen Abschnitt gegen Lessing ein. Dieser recensierte das Machwerk in origineller Weise, indem er eine Kritik in Gottsched's Namen und Sinne einrücken ließ. Diese Weise ironischer Abfertigung behielt er bei, als die Gegner immer erbitterter wurden und ihn als „Gnissel“ zu verhöhnen suchten: insbesondere that sich ein Candidat J. G. Reichel hervor, der jedenfalls Schönaich an Geist überlegen war.

Wir dürfen aber um dieser litterarischen Fehde willen in Lessing keinen Anhänger der Schweizer im strengeren Sinne erblicken. Man kann mit gutem Gewissen sagen, von Schritt zu Schritt nimmt er an Selbstständigkeit zu. In dem bekannten Streite über die Anwendung des Reimes in deutschen Gedichten steht er mit richtigem Gefühl in der Mitte, indem er zwar den Reim nicht für ein nothwendiges Stück der deutschen Dichtkunst halten will, aber auch nicht leugnet, daß für Dichter und Leser in dem Reime eine vortheilhafte Schönheit liegen könne. Ebenso verschließt er sich nicht gegen die Schwächen der Bodmerianer, die erst recht deutlich hervortraten, als Klopstock mit seinem Messias aufgetreten war, und die ganze Schweizerschule sich auf Nachahmung desselben warf. Gegen Form und Poesielosigkeit dieser Produkte erhob er entschiedenen Protest, ja selbst gegen das Gedicht, welches zu diesen Poetereien Anlaß gegeben hatte, ward er weniger günstig gestimmt.

*) L. s. Sch. I., 35.

Gegen Bodmer that er mehrere scharfe Aeußerungen, nicht bloß über seine Dichtungen (Jacob und Joseph, meinte er, solle mit gothischen Buchstaben gedruckt werden, wenn man diejenigen Gedichte mit lateinischen drucke, welche von Ausländern gelesen zu werden verdienen), sondern auch über seinen Einfluß auf jüngere Dichter. Bekannt genug sind ja die Verse:

Sein kritisch Lämpchen hat die Sonne jüngst erhellet,
Und Klopstock ward durch ihn, wie er schon stand, gestellet*),

die vermuthlich den Prof. Meier in Halle geißeln.

Der Messiade gegenüber hatte Lessing von Anfang an eine besonnene Stellung eingenommen: auf die übermäßigen Lobpreisungen der Einen ging er so wenig ein, wie auf den ungerechtfertigten Tadel der Andern. Die Grundverschiedenheit der Naturen liegt bei Klopstock und ihm auf der Hand: jene geistige Ruhe, Klarheit und Schärfe, die Lessing von Haus aus besaß und die sich immermehr herausbildete, hat jener niemals auch nur entfernt besessen. Der Gegensatz ist so groß, daß man sich kaum wundern dürfte, wenn Lessing nie zu einer eigentlichen vollen Würdigung der Klopstock'schen Dichtung gelangt wäre. Das ist aber durchaus der Fall: gegen das Bedeutende verschloß er sich eben nie. Dabei kommt in Betracht, daß sich die volle Bedeutung Klopstocks für die Weiterentwickelung der deutschen Poesie damals noch gar nicht übersehen ließ. Aber über seine lyrische wie über seine epische Dichtung ist doch im Grunde bei aller Anerkennung des poetischen Genius nie so treffend geurtheilt worden, als gerade von Lessing. Mit richtigem Blick findet er in den Oden eine „gewisse erhabene Zärtlichkeit, die, weil sie zu erhaben ist, vielleicht die meisten Leser kalt lassen möchte." In dem bekannten Aufsatz „über das Heldengedicht der Messias" (1751)

*) L. s. Sch. I., 216.

ist der Stoff für eine umfassende Kritik des Epos, noch heute nicht vollständig ausgebeutet, enthalten.*)

So entwickelt sich vor unsern Augen des Kritikers Selbstständigkeit: schon der 22jährige Jüngling steht über dem Parteikampf, über den litterarischen Ereignissen, welche seine Zeit bewegten.

In diese Zeit fällt seine Bekanntschaft mit Voltaire, die durch einen seiner ältesten Berliner Bekannten vermittelt wurde, einen Sprachlehrer Richier de Louvain, der bei Voltaire Sekretär wurde. Dieser war damals in einen wenig ehrenvollen Proceß verwickelt, den er selbst führte: seine Schriftstücke mußte er aber ins Deutsche übersetzen lassen, und dazu schlug ihm Richier de Louvain Lessing vor. In Folge davon war dieser eine Zeitlang des französischen Dichters täglicher Tischgast. Diese Beziehung führte zu einer ärgerlichen Geschichte. Voltaire hatte sein „siècle de Louis XIV." vollendet, und sein Sekretär war beschäftigt, die 24 auserlesenen Exemplare für das königliche Haus zusammenzustellen. Lessing, der das Werk gern kennen lernen wollte, bat sich, wenn die defekten Bogen einen ganzen Band bilden sollten, diesen auf einige Tage aus. In der That ließ sich ein solcher Band herstellen, und Lessing nahm ihn mit. Andern Tags erhielt er von einem Landsmann Besuch, der Hauslehrer bei einer vornehmen Familie war, und war leider so schwach, der Bitte des Freundes zu willfahren, und ihm die Bogen auf einen Tag zu leihen. Unglücklicher Weise wurde durch eine Indiskretion Drechsels — so hieß der Landsmann Lessings — Voltaire mit der Geschichte bekannt und gerieth in größten Zorn. Und als nun Richier bestürzt zu Lessing eilte, um die Bogen zurückzuerhalten, war dieser schon abgereist. Voltaire

*) L. s. Schr. III., 311 fg.

beschuldigte Richier und Lessing des Diebstahles, entließ seinen Sekretär und schrieb selbst an Lessing, der ihm lateinisch und vermuthlich nicht zu schmeichelhaft geantwortet hat. Der Handel, bei dem Lessing freilich nicht ohne Schuld ist, machte damals viel von sich reden.

Er hatte also Berlin verlassen: dazu mochte ihn das Bedürfniß getrieben haben, stiller, eingezogener zu leben. Denn in Berlin hatte sich der Kreis seiner Bekanntschaften gewaltig ausgedehnt, und damit war er in eine zerstreute Lebensweise hineingerathen, die ihm nicht auf die Länge behagen konnte. Auch wollte er seine Studien äußerlich abschließen, da er immer noch für einen Studiosus medecinae galt.

Er begab sich deshalb im Anfang des Jahres 1752 nach Wittenberg, wo sein Bruder Theophilus Lessing studierte. Hier wandte er sich fast ausschließlich gelehrten Studien zu, und verfaßte nur ab und zu Epigramme, in denen er sein scharfes Urtheil und die schlagende Kraft seines Ausdruckes bewährte. Besonders beschäftigte er sich mit Litteraturgeschichte und gieng mit dem Plane einer umfassenden Kritik des Jöcher'schen Gelehrtenlexikons um. Deshalb trat er mit dem Verleger dieses Werkes sowie mit Jöcher selbst in Correspondenz und überließ demselben seine gesammelten Materialien für die Supplementbände. Unter welchen Bedingungen dies etwa geschehen sein mag, ist nicht mehr ersichtlich, aber die Mißdeutung, daß es ihm um äußeren Gewinn bei der Sache zu thun gewesen sei, hat er wohl unverdient erfahren. Auch läßt sich nicht nachweisen, was eigentlich aus diesen Beiträgen Lessings geworden ist. Diese Studien und Arbeiten möchten besonders darum von Bedeutung für den Schriftsteller geworden sein, als er durch sie in eine genaue Bekanntschaft mit Bayle's historisch-kritischem Wörterbuch kam, einem Werke, das auf das geistige Leben des 18. Jahrhunderts außerordentlichen Ein-

fluß ausgeübt hat. Danzel*) macht mit Recht auf die große Geistesverwandtschaft aufmerksam, welche zwischen Bayle und Lessing stattfand; in Bezug auf schriftstellerische Methode, auf philosophische und religiöse Ueberzeugung ist die Aehnlichkeit überraschend. Allerdings gehören Lessings theologische Schriften einer viel spätern Zeit an, und es ist, schon um der Entstehungsweise seiner Schriften willen, zuzugeben, daß er sich erst in der zweiten Hälfte seines Lebens mit Theologie eingehender befaßt hat: gleichwohl liegen schon in dieser Zeit die Anfänge und Grundzüge seiner theologischen Anschauungsweise vor uns. Sie lassen sich in gelegentlichen Aeußerungen, die bei ihm vorzügliche Beachtung verdienen, bis in die ersten akademischen Jahre zurückverfolgen, beginnen aber gerade jetzt in Wittenberg, wo Stadt, Bibliothek, Umgang auf theologische Studien und Betrachtungen hinwies, sich zu konsolidieren.

Als Hauptresultat des Wittenberger Aufenthaltes möchten die „Rettungen" anzusehen sein, eine Sammlung apologetischer Abhandlungen. Von diesen ist die bedeutendste die Rettung des Hieronymus Cardanus, eines berühmten italienischen Mathematikers, Naturforschers und Philosophen, der wegen seiner religiösen Ansichten heftig angegriffen worden war und in dem Ansehen eines Atheisten stand. Schon der Leipziger Professor Christ hatte an eine Vertheidigung dieses Mannes gedacht: jetzt unternahm sie sein Schüler Lessing. Die Abhandlung ist überaus interessant, indem sie offenbar die ersten Keime des „Nathan" enthält. Die Toleranzidee sowohl wie die nachdrückliche Betonung der praktischen Aeußerungen der Religiosität, die Unzufriedenheit über Vermischung von Gottesgelahrtheit und Weltweisheit, kurz des Verfassers eigenthümliche Stellung zu diesem Gebiete, ist hier schon in ihren Grund-

---

*) Danzel, I., 224.

zügen sichtbar. Noch zu erwähnen sind die Rettungen des Horaz, welche den römischen Dichter gegen einige wider ihn erhobene Anklagen zu schützen suchen. Diese interessante und werthvolle Arbeit fällt nun zwar nicht in die Wittenberger Zeit, was ihre Ausführung betrifft, aber sie ist doch aus den Beschäftigungen, denen er sich dort ergab, hervorgegangen. Neben der Litteraturgeschichte und Theologie waren es nemlich besonders die römischen Dichter, die ihn in Anspruch nahmen, unter ihnen namentlich Martial und Horaz. Der Verkehr mit jenem spiegelt sich in der epigrammatischen Thätigkeit ab, welche Lessing in Wittenberg entwickelte, und die ihm eben keine Freunde erwarb. In Bezug auf Horaz trat er zuerst der Uebersetzung des Pastor S. G. Lange zu Laublingen entgegen, die er durch seine scharfe Kritik völlig vernichtete. Lange, der zu den Schweizern gehörte, versuchte zu replicieren und erlaubte sich sogar Lessing zu verdächtigen, als habe er ihm den Antrag gestellt, ihm seine Kritik abzukaufen. Darauf — die Sache beruhte auf einem durch den Halle'schen Professor G. S. Nicolai herbeigeführten Mißverständnisse — antwortete Lessing in dem berühmten „Vademecum für Samuel Gotthold Lange", einem Meisterstücke schlagender Kritik. Vielleicht kann sie als die erste größere That der Lessing'schen Kritik gelten, deren Eigenthümlichkeit besonders in ihrer Produktivität beruht, wie schon Fr. Schlegel sich ausdrückte. Das heißt, seine Kritik, wie jede seiner schriftstellerischen Aeußerungen, erhebt sich hoch über das speciellere Objekt, ohne es doch zu verlassen: der Verfasser nimmt Gelegenheit, vom Einzelnen auf das Ganze und Allgemeine überzugehen, ganz neue Gesichtspunkte aufzustellen, neue Bahnen zu zeigen; jeder schriftstellerische Akt wird zu einer That des Fortschrittes in Inhalt oder Methode.

Zu Ende des Jahres 1752 kehrte er nach Berlin zurück,

nachdem er zuvor noch die Magisterwürde erworben hatte: als ein äußeres Zeichen der beendigten Studienzeit mochte er damals den Titel, aus dem er sich später nichts machte, recht gern führen. Er war nun auch äußerlich selbständiger geworden, er hatte einen geachteten Namen und fand in gelehrten Kreisen volle Beachtung. Der erste und zweite Theil seiner Schriften erschien bald nach seiner Rückkehr nach Berlin, der dritte und vierte im folgenden Jahre. Die günstigen Beurtheilungen, welche sie erfuhren, besonders von Michaelis in Göttingen, der überhaupt wohl zuerst Lessings Werth und Bedeutung erkannte, hatten einen versöhnenden Einfluß auf das Verhältniß zur Familie. Der Vater vermochte wohl nicht seine Bedenken gegen die schriftstellerische Thätigkeit des Sohnes zu unterdrücken, aber es imponierte ihm doch die Anerkennung von Seiten eines Mannes wie Michaelis. Zeugniß für diese veränderte Stellung zu den Seinen gibt die Thatsache, daß ihm in Berlin die Sorge für einen der jüngeren Brüder anvertraut wurde, der dort ein Gymnasium besuchen wollte: freilich eine kühne That, die sich durch den Erfolg nicht rechtfertigte.

Lessings Thätigkeit in Berlin war eine vielseitige, da schon die Nothwendigkeit, für den Lebensunterhalt ausreichend zu sorgen, zu mancherlei Arbeiten veranlaßte: wie früher, mußte er auch jetzt einige Uebersetzungen übernehmen. Er besorgte in dieser Zeit auch eine Sammlung der Schriften seines Freundes Mylius, der er eine Vorrede beigab, welche in der That so wenig nach Freundschaft schmeckte, daß Schönaich nicht mit Unrecht bemerkte, so von einem Freunde behandelt zu werden, wünsche er seinem Feinde. Das im Grunde abschätzige Urtheil, welches Lessing über Mylius fällte, rechtfertigt sich vom litterarischen Standpunkte, auch wohl von dem Charakter des Mylius aus recht wohl, aber es läßt sich nicht

leugnen, daß in dieser Objektivität des Kritikers, die auch den früheren Freund nicht schont, etwas nicht Wohlthuendes liegt. Das Unternehmen, gesammelte Schriften herauszugeben und zugleich den Verfasser schlecht zu machen, zeigt einen Widerspruch in sich, den Lessing wohl selbst empfunden haben mag.

Von großem Einflusse waren die persönlichen Beziehungen, welche Lessing jetzt in Berlin anknüpfte, und zwar mit zwei Männern von anerkanntem Namen, Fr. Nikolai und Moses Mendelssohn — näher als diese beiden haben ihm wohl Andere nicht gestanden.

Christoph Friedrich Nicolai, mit dem Lessing um diese Zeit bekannt wurde, war zu Berlin (am 18. März 1733) geboren, der Sohn eines Buchhändlers. Er besuchte erst das Halle'sche Waisenhaus, dann die vor Kurzem gegründete erste deutsche Realschule zu Berlin und gieng dann nach Frankfurt a. d. O., um die Buchhandlung zu erlernen. Mit ausdauerndem Fleiße verwandte er seine Mußestunden zu seiner geistigen Ausbildung: Mathematik, Geschichte, Philosophie zogen ihn besonders an. 1752 kehrte er nach Berlin zurück und trat in das Geschäft des Vaters, wandte jedoch seine Thätigkeit vorzugsweise der eigenen Schriftstellerei zu, und gab später die Buchhandlung ganz an seinen Bruder ab. In seiner ersten Schrift vertheidigte er Milton gegen die unbegründeten Anklagen Lawder's, welche Gottsched (1752) veröffentlicht hatte, trat also gegen Gottsched auf. Bald darauf (1755) folgten, anonym wie das vorige Buch, die Briefe über den „jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland", welche unter Anderem die berühmt gewordene Aeußerung über Wieland, und was man von dessen frommer Jugendpoesie zu denken habe, enthielten. Wir haben es hier mit seinen übrigen Werken nicht zu thun: seine Gesammtrichtung, die sich früh entwickelte, wohl nicht ohne Zu-

sammenhang mit einer einseitig-religiösen Jugenderziehung*), ist bekanntlich eine nüchtern-verständige, platte, ein Terrorismus des „gesunden Menschenverstandes". Gleichwohl leuchtet ein, daß Nicolai, der damals noch nicht auf der Höhe seiner Verständigkeit angelangt war, sich besser als die übrigen Berliner Litteraten zum Umgange mit Lessing eignete.

Der zweite Mann, zu welchem Lessing jetzt in eine nähere Beziehung trat, war Moses Mendelssohn, der Sohn eines israelitischen Schullehrers zu Dessau (geb. d. 10. Sept. 1729), der sich im J. 1745 nach Berlin gewandt hatte und daselbst in dürftigen Verhältnissen seinen wissenschaftlichen Studien lebte. Erst 1750 besserte sich seine Lage, als der israelitische Kaufmann Bernard ihn als Hauslehrer, später sogar als Compagnon in seinem Geschäft annahm. Mendelssohn war ein vorzüglicher Schachspieler und ward als solcher Lessing durch den Dr. Gumpertz empfohlen. Gilt schon von Lessing's Beziehung zu Nicolai, daß er der eigentlich bestimmende und lenkende Theil war, so leidet das noch weit mehr auf das Verhältniß zu Mendelssohn Anwendung: dieser ist geradezu durch Lessing zum Schriftsteller gemacht worden.

Als Produkt einer gemeinschaftlichen Thätigkeit Lessing's und Mendelssohn's erscheint zunächst die Abhandlung: „Pope ein Metaphysiker", die durch eine Preisaufgabe der Berliner Akademie hervorgerufen war. Man war in Berlin gegen Leibnitz eingenommen, gab sich aber in der Stellung des Preisthema's eine arge Blöße, indem man den englischen Dichter Pope zum philosophischen Systematiker machen wollte. Die erwähnte Abhandlung geht daher weniger in das Thema selbst

*) Hagenbach, Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrh. I. Bd. 304.

ein, als daß sie vielmehr nachweist, daß man es gar nicht hätte stellen sollen.

Aus dem Verkehr mit Nicolai entsprang keine gemeinschaftliche Arbeit, wohl aber wirkte derselbe auf einen engern Anschluß an die englische Litteratur, und ward gerade dadurch überaus folgenreich. Denn bisher war Lessing, wie wir früher schon bemerkten, im Ganzen noch von den Franzosen abhängig geblieben, soweit bei Lessing überhaupt von Abhängigkeit jemals die Rede sein konnte. Insbesondere war es das englische Drama, welches Beide beschäftigte, und von welchem Lessing die Anregung zu seiner weiteren Thätigkeit als dramatischer Dichter empfieng. Die „Miß Sara Sampson", welche er im Jahre 1755 und zwar in Potsdam schrieb, gilt für das erste deutsche „bürgerliche Trauerspiel"; im Leben Lessing's, wie in der innern Geschichte des deutschen Drama's nimmt sie eine nicht unbedeutende Stellung ein. Das bürgerliche Trauerspiel war bei den Franzosen schon in den ersten Decennien des 18. Jahrhunderts aufgekommen; mit den Stücken des Nivelle de la Chaussée war Lessing sehr wohl bekannt. In England war es besonders Lillo, der in seinem merchant of London (1731) Vorfälle aus den niederen Kreisen der Gesellschaft behandelte. Die Franzosen hatten demnach das rührende, von seinen Gegnern mit dem Namen des „weinerlichen" belegte Lustspiel aufgebracht, dem gegenüber die Tragödie in ihren alten Standesprivilegien blieb. Die Engländer waren einen Schritt weiter gegangen und hatten die tragischen Leidenschaften und Conflicte in niedere Sphären herabgezogen.

Wenn das Trauerspiel „Miß Sara Sampson" als das erste bürgerliche Trauerspiel in der deutschen Litteratur betrachtet wird, so ist das ganz richtig, insofern es das erste vollständige Drama dieser Art ist. In Bezug auf den Dichter aber darf nicht übersehen werden, daß sein Fragment

„Samuel Henzi", dessen oben Erwähnung geschah, in mehrerem Betracht bereits der neuen Gattung angehört. Es kann also bei Lessing nicht von einer plötzlichen Umwandlung seiner Ansichten vom Drama die Rede sein. Wie schnell auch die Ausarbeitung der Miß Sara vor sich gieng, der poetischen That giengen aufmerksame Prüfungen und Erwägungen voraus, die jene litterarischen Vorgänge bei den Franzosen und Engländern zum Gegenstande hatten. Und in der Produktion, welche das Resultat dieser Betrachtungen war, tritt uns wieder Lessing's Selbstständigkeit bedeutungsvoll entgegen, der, überall im engsten Zusammenhange mit den Regungen und Strebungen seiner Zeit, Alles in sich aufnehmend und prüfend, in seiner Kritik und Produktion dann über das Bisherige und Gleichzeitige herausgeht. Denn Miß Sara Sampson ist ein Fortschritt nach beiden Seiten, gegen das französische, wie gegen das englische bürgerliche Drama. Die Franzosen hatten in ihrer comédie larmoyante namentlich die gelockerten ehelichen Verhältnisse dargestellt, in dieser Gattung aber sich durchaus innerhalb ihrer Einheitentheorie gehalten; die Engländer hatten in ihrem bürgerlichen Schauspiel den Fehler begangen, die Conflicte der heroischen Tragödie unverändert in die bürgerlichen Kreise zu verpflanzen. Lessing erkannte, woran es fehlte, und worauf es ankam: er fand die für die bürgerlichen Lebenskreise geeigneten tragischen Motive. Die Anregung dazu empfieng er aber nicht sowohl auf dem Gebiete des Drama's, als vielmehr auf einem andern, dem des Romanes: Samuel Richardson's Clarissa, der erste Familienroman, welcher geschrieben worden ist, ein Buch von der außerordentlichsten Wirkung auf die damalige Zeit und die Litteratur, gab bei Lessing den Anstoß. Mit Richardson trat das Familienleben in die Poesie ein; das Leben, nicht in seinen bürgerlich-gesetzlichen,

sondern in seinen sittlichen Beziehungen und mit den in diesem Betracht entstehenden Conflicten, ein unermeßliches Feld für den Schriftsteller. Lessing wollte diesen neu eröffneten Stoff für die Tragödie nützen. So entstand Miß Sara Sampson, für die dramatische Litteratur ein bedeutungsvoller Fortschritt, neu mehr in der dramatischen Behandlung, als in der Erfindung des Stoffes. In diesem ist vielmehr ein directer Einfluß des Kaufmanns von London und der Clarissa gar nicht zu verkennen. Das Stück, welches übrigens an einer unbehaglichen und langweiligen Breite leidet und nur wenig von den Vorzügen des spätern Lessing'schen Dialoges besitzt, erregte großes Aufsehen und ward mit großem Beifall aufgeführt. Die erste Aufführung fand zu Frankfurt an der Oder statt: Lessing wohnte ihr selbst bei.

Nach Beendigung der Tragödie kehrte Lessing nach Berlin in seine bewegte Litteratenexistenz zurück, in der sich Plan an Plan knüpfte: eine dauernde Befriedigung war in dieser Vielgeschäftigkeit nicht zu finden. Zudem liebte Lessing häufige Veränderungen des Wohnortes und der Umgebung, selbst seiner Thätigkeit. So trat denn wieder der Gedanke an eine gesicherte Stellung in den Vordergrund, als sich die Aussicht auf eine Professur der deutschen Sprache in Moskau eröffnete. Als daraus nichts geworden war, wandte sich Lessing plötzlich wieder nach Leipzig, um mit dem Theater wieder in direktere Verbindung zu treten. Dazu bot sich dort die beste Gelegenheit, indem die Koch'sche Gesellschaft sich daselbst befand, zu der der Schauspieler Brückner, den Lessing in Berlin gekannt, zum Theil sogar ausgebildet hatte, als eines der ersten Mitglieder gehörte. Als das wichtigste Ereigniß dieses Aufenthalts in Leipzig darf man wohl die Bekanntschaft mit Goldoni's Lustspielen betrachten: durch diese ward Lessing auf das Lustspiel zurückgeführt. Er fieng an,

Goldoni zu übersetzen und eins seiner Stücke („die glückliche Erbin") „nach seiner Art" zu bearbeiten, das heißt hier freilich noch nach der alten oben bezeichneten, mehr französischen Weise.

Lessing's Wunsch, sich einmal in der Welt umzusehen, fremde Länder und fremde Sitten kennen zu lernen, gieng im Jahre 1756 auf eine eigenthümliche Weise in Erfüllung. Man machte ihm das Anerbieten, einen wohlhabenden jungen Leipziger, Namens Winkler, den Besitzer des bekannten Hauses zur „Feuerkugel", auf einer längeren Reise zu begleiten: außer freier Station ward ihm ein Gehalt von 200 Thalern bewilligt. Mit großer Freude gieng er auf diesen Vorschlag ein. „Ich muß zu keiner unglücklichen Stunde aus Berlin gegangen sein", sagt er in einem seiner Briefe im Hinblick auf diesen Reiseplan. Ehe die große Reise angetreten wurde, machte er einige kleinere Ausflüge, darunter einen nach Dresden, wo er mit seinen Eltern zusammentraf, die er seit 1748 nicht gesehen hatte; mit ihnen gieng er auf einige Tage nach Kamenz und kehrte am 19. März nach Leipzig zurück. Um diese Zeit wurde in Leipzig Miß Sara Sampson in der Koch'schen Gesellschaft aufgeführt, nachdem Weiße auf den Antrag Lessing's, der selbst damit nichts zu schaffen haben wollte, das Stück verkürzt hatte.

Am 10. Mai verließen die Reisenden Leipzig und begaben sich über Magdeburg, Halberstadt, Braunschweig, Hildesheim, Hannover, Celle, Lüneburg nach Hamburg, wo gerade die Schönemannsche Gesellschaft Vorstellungen gab. Bei dieser befand sich der ausgezeichnete Schauspieler Eckhof, mit welchem Lessing in Folge eines Auftrages von Weiße in persönliche Beziehung kam. Von Hamburg gieng die Reise nach Bremen, Gröningen, Leuwarden, von Emmen über die Zuidersee nach Amsterdam. Hier trafen sie den 29. Juli 1756

ein; Lessing würde in dieser Stadt Hamann's Bekanntschaft gemacht haben, wenn diesen nicht seine Schüchternheit abgehalten hätte, den damals schon berühmten Schriftsteller anzusprechen *). In Amsterdam sollten die Reisenden, ihrem Plane gemäß, nach England sich einschiffen. Allein schon hier ward ihrer Reise ein Ziel gesteckt, da der preußische Einfall in Sachsen geschehen, und Leipzig in die Hände der Preußen gefallen war. In Winkler's Hause nahm der preußische Commandant, General von Hausen, seine Wohnung. Das bestimmte Winkler zur Heimkehr, und da Aussicht auf baldigen Frieden nicht eintrat, wurde der Reiseplan aufgegeben, und das Verhältniß zu Lessing gelös't. Es kam sogar zum Bruch zwischen ihnen, und Winkler weigerte sich, eine ausbedungene Entschädigung an Lessing zu zahlen. Daran mochte wohl Lessing's Umgang mit Kleist und anderen preußischen Officieren, überhaupt seine offen ausgesprochene Preußenfreundlichkeit, welche die Sachsen verdroß, wesentliche Schuld haben. Kurz, er sah sich genöthigt, gegen Winkler den Rechtsweg zu betreten, der ihm erst nach 8 Jahren, als er in Breslau war, den Besitz von 600 Thalern brachte. Aber freilich gieng die Hälfte davon durch die Proceßkosten verloren.

Unter solchen Umständen blieb nichts übrig, als die alten Beschäftigungen wieder aufzunehmen und der drückenden, durch die kriegerischen Verhältnisse sich steigernden Noth durch Uebersetzungen englischer Werke nach Möglichkeit abzuhelfen. Wie langweilig das auch für einen Mann wie Lessing werden mußte, er führte einige der übernommenen Arbeiten standhaft

*) Vergl. Gildemeister, Hamann's Leben und Schriften. Theil I. S. 115. Doch stimmt die Notiz Hamann's nicht mit Lessing's frühzeitiger Rückkehr nach Leipzig.

zu Ende. Dabei erfrischte ihn der Umgang mit litterarischen Freunden, vor Allem mit Kleist, der als Major bei dem Regimente Hausen in Leipzig stand, und der mit dem „biedern Lessing" gern und viel verkehrte. Außer ihm sind noch Ewald, Weiße und von Brawe, der Dichter des „Freigeistes", zu erwähnen.

Unerwähnt kann nicht bleiben, daß in diese Zeit die Gründung der bekannten Zeitschrift fällt, welche Nicolai unter dem Namen der Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste herausgab. Zu diesem verdienstlichen Unternehmen hatte sich der Herausgeber, der inzwischen nach Lessing's Weggang von Berlin mit Mendelssohn in lebhafteren Verkehr getreten war, mit diesem verbunden. Als nun für die Zeitschrift ein Verleger gesucht wurde, fand sich durch Lessing's Bemühungen in Leipzig ein solcher in dem Buchhändler Gottfried Dyk, wodurch Lessing selbst in eine nahe Beziehung zu der Bibliothek kam; er besorgte nicht etwa bloß die Correcturen, sondern übte vielmehr eine Art von Revision über die Beiträge aus, nahm selbst Theil an der Bearbeitung des Inhalts und wirkte fortwährend rathend, anregend und verbessernd. Als Beiträge Lessing's lassen sich aber nur zwei Aufsätze mit Bestimmtheit bezeichnen, über zwei „Kriegslieder eines preußischen Grenadiers" (von Gleim), und über die Theokrit-Uebersetzung von Lieberkühn; es läßt sich zwar aus den Worten Nicolai's schließen, daß noch andere Artikel, namentlich kürzere Anzeigen, von jenem herrühren, und bei seinem Verhältniß zur Bibliothek wäre es mehr als wahrscheinlich; aber theils ist ein Nachweis nicht zur Evidenz zu führen, theils handelt es sich doch nur um Artikel von geringerer Bedeutung, als die erwähnten.

Wichtiger als alles dieses ist unzweifelhaft die Thatsache, daß die neue Zeitschrift Lessing auf demjenigen Gebiete

zu weiterer Thätigkeit anregte, auf welches er immer und immer wieder zurückkehrte: auf dem des Theaters. Denn auch die Bibliothek zeigte lebhafte Theilnahme für dasselbe. Nicolai hatte schon in seinem Prospectus einen Preis von 50 Thalern für ein deutsches Trauerspiel ausgesetzt. Den ersten Preis erhielt bekanntlich ein Herr von Cronegk für ein Trauerspiel „Codrus"; dieser hatte verordnet, daß man den Betrag zu dem Preise für das folgende Jahr schlagen solle. Dadurch ward in Lessing der Plan der freilich erst viel später vollendeten „Emilia Galotti" zuerst angeregt. „Es arbeitet hier noch ein junger Mensch an einem Trauerspiele", schreibt er den 22. October 1757, „welches vielleicht unter allen das beste werden dürfte, wenn er noch ein paar Monate Zeit darauf verwenden könnte" — den Namen Emilia Galotti nennt ein bald darauf geschriebener Brief. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß er sich nicht bloß mit der Realisierung seiner dramaturgischen Principien beschäftigte, sondern daß diese selbst Gegenstand seiner Studien und Correspondenzen waren. In dem Briefwechsel mit Nicolai und Mendelssohn sind zahlreiche Briefe diesem Thema gewidmet; mehr und mehr tritt uns seine selbständige Auffassung der Aristotelischen Principien, sein engerer Anschluß an das englische Drama, kurz, seine theoretische Weiterbildung entgegen.

Aber der Leipziger Aufenthalt fesselte ihn nicht mehr: der letzte Reiz gieng ihm verloren, als Kleist, der die Direction des Lazarethes geführt hatte, zum Heer des Prinzen Heinrich abgerufen wurde. Der schon vorher gegen Mendelssohn ausgesprochene Wunsch, bald wieder in Berlin über die ihn so lebhaft bewegenden Materien verhandeln zu können, ward zum Entschluß, Leipzig zu verlassen, den er kurz vor Kleist's Ausmarsch, am 4. Mai 1758, ausführte. Die Jahre der Abwesenheit hatten ihn wesentlich gefördert: als ein Anderer

trat er jetzt in Berlin auf. Das gilt nicht sowohl von seinen litterarischen Beschäftigungen, als vielmehr von seiner ganzen Stellung zur Litteratur. War er in seinen Principien klarer, entschiedener geworden, so hatte auch der Krieg mit den Großthaten des preußischen Heldenkönigs seinen Einfluß geübt: die Schlacht bei Roßbach, vielleicht das nationalste Ereigniß des vorigen Jahrhunderts, konnte einen Lessing nicht unberührt lassen.

Noch in den letzten Monaten des Leipziger Aufenthaltes hatte er sich mit den älteren deutschen Heldengedichten zu beschäftigen angefangen, welche von den Schweizern (1757) herausgegeben worden waren. Das führte zu einem Aufsatze über das Heldenbuch, der in seinen Resultaten freilich ohne weitere Bedeutung für die Litteratur und Lessing's Wirksamkeit aber deshalb hoch anzuschlagen ist, weil dieser mit ihm von der alten Litteratur der Römer und Griechen zur deutschen herübertritt, weil er sich durch ihn „den wenigen sonderbaren Männern anschließt, denen die Geschichte des deutschen Geistes am Herzen liegt." Die erste werthvolle Frucht dieses nationalen Interesses ist die Ausgabe der Logau'schen Sinngedichte, die er in Verbindung mit Ramler besorgte. Noch weit wichtiger wurde ein zweites Unternehmen, das aus diesem lebendigeren Interesse für die vaterländische Litteratur hervorgieng, vielleicht das wirkungsvollste unter allen Werken Lessing's, „die Briefe, die neueste Litteratur betreffend" (1759). Der Gedanke einer neuen kritischen Zeitschrift gieng von Lessing aus; der Vorschlag, die Briefform zu wählen, anzufangen, aufzuhören, wenn es gefalle, zu reden, wenn es gefalle, kommt auf Rechnung Nicolai's. Lessing stimmte zu und versprach, „das Meiste zu machen". Die Briefe sollten an einen verwundeten Officier gerichtet werden, bei dem man jedenfalls an Kleist zu denken hat. In der That hat Lessing

auch die ersten 6 Theile fast allein verfaßt, weshalb die überaus große Wirkung der Litteraturbriefe wesentlich ihm zuzuschreiben ist. Lessing ist mit Recht der Vater der neuern Kritik genannt und diese selbst mit dem Namen der produktiven Kritik bezeichnet worden. Und diese neue Bahnen erschließende Kritik, die (wie Herder sagte) die Quellen des guten Geschmackes öffnete, beginnt mit den Litteraturbriefen, die weit über der Nicolai'schen Bibliothek stehen, und als der Beginn der neueren deutschen Literatur mit größerem Rechte betrachtet werden können, als Klopstock's Messias. Es ist bezeichnend, daß die Briefe sich wiederholt mit Klopstock und der von ihm ausgehenden Richtung beschäftigen, wobei sie die unverkennbaren Mängel derselben klar an's Licht stellen. Höchst interessant ist diese Stellung Lessing's zu Klopstock und trefflich geeignet, das innerste Wesen beider Männer uns zu veranschaulichen. Kaum gibt es einen schärferen Gegensatz in unserer Litteratur, als gerade Klopstock und Lessing. Und wenn man auch das litterar-historische Verdienst des Messiassängers in keiner Weise verkennen kann, so darf man doch eben so wenig die größere Bedeutung Lessing's in Abrede stellen, der in einer viel tieferen und eindringenderen Weise Regenerator unserer Litteratur wurde, dessen Wirksamkeit noch heute nicht abgeschlossen ist, während Klopstock noch bei Lebzeiten aus derselben heraustrat und dem Interesse der Zeitgenossen fremd steht. Bei dieser großen inneren Verschiedenheit der Anschauung und Methode kann es nur für Lessing gewinnen, wenn wir die rücksichtsvolle Milde wahrnehmen, mit der er an Klopstock herantritt. Sie schließt freilich einzelne scharfe Aeußerungen nicht aus, die in Lessing'scher Weise überaus zutreffend sind, wie z. B. die Bemerkung über Klopstock's Lieder, sie seien „so voller Empfindung, daß

man oft gar nichts dabei empfindet"*). Mit größerer Bestimmtheit wendet er sich gegen die im Anschluß an Klopstock und im Zusammenhang mit ihm entstandene Zeitschrift „Der nordische Aufseher", deren Herausgeber der bekannte Theolog und Liederdichter Cramer war. Sie gehörte zu den moralischen Wochenschriften, die damals sehr im Schwunge waren, und erhob sich in ihrem Inhalte wenig über die Mittelmäßigkeit. Wenn man vielleicht dem harten Urtheile Lessing's über Anlage und Tendenz nicht ganz zuzustimmen hat, so kann man doch seine im 48. Litteraturbriefe beginnende Kritik bewundern, und muß ihr sogar zum Theil beipflichten, unbedingt aber anerkennen, daß solche Bestrebungen und litterarische Versuche dem klaren und aller Flachheit wie Verschwommenheit abgeneigten Lessing unmöglich zusagen konnten. Die heftigste Entgegnung erfuhr er, was in gewisser Beziehung wunderlich genug ist, von Basedow, der zum Schutze des Aufsehers ein eigenes Büchlein schrieb, sich aber dadurch auch eine Entgegnungsschrift von Lessing zuzog**), die als ein Meisterstück der Polemik betrachtet werden kann. Sie gab den moralischen Wochenschriften den Todesstoß, indem fortan keine derartige Zeitschrift mehr zu litterarischer Bedeutung gelangte. Ist es uns nicht vergönnt, die Litteraturbriefe in ihren einzelnen Aeußerungen näher zu verfolgen, so darf doch nicht unerwähnt bleiben, wie sie sich zu einem andern deutschen Schriftsteller stellten, der damals berühmt zu werden anfieng, zu Wieland. Die Bibliothek der Wissenschaften hatte bekanntlich Wieland's fromme Jugendrichtung mit unverholenem Mißtrauen begrüßt, und Nicolai's gesunder Menschenverstand hatte die Verwandlung vorausgesehen, die die junge

*) Lessing's Werke. VI., 134.
**) Lessing's Werke. VI., 213.

Betschwester eines Tages erfahren würde. Lessing knüpft daran an und weist mit seiner ganzen Schärfe nach, daß Wieland zum Vertreter der Christlichkeit und Vorkämpfer der Bodmerianer gar nicht berufen sei*). Es versteht sich von selbst, daß es sich, wie bei allen Kritiken Lessing's, nicht bloß um die einzelne Erscheinung, sondern auch um das allgemeine Princip handelt; es ist ein Reinigungsproceß, den er mit der Litteratur vornimmt. Hier gilt er der Unterscheidung zwischen Religion und Poesie, die damals vielfach mit einander verwechselt wurden, und insofern diese Vermischung zum guten Theile auf Klopstock zurückweist, kann man allerdings in diesem Theile der Litteraturbriefe zugleich eine Anti-Klopstock'sche Tendenz annehmen. Wieland's Umschwung begrüßten sie bei Gelegenheit der „Johanna Grey" mit lebhafter Freude, deckten aber die Schwäche des Stückes, insbesondere seine Unselbständigkeit, unnachsichtig auf.

Wie schon bemerkt, ist die Bedeutung der Litteraturbriefe eine außerordentlich große: sie sind unter Lessing's Schriften diejenige, die ihn zuerst auf der Höhe seiner Wirksamkeit zeigt. Auch darf man sie keineswegs bloß als die Aeußerung einer überlegenen Opposition betrachten, sondern muß ihren rein positiven Werth weit höher anschlagen. Und der liegt darin, daß sie die Grundanschauung der neueren deutschen Litteratur enthalten. Alles, was vor ihnen geschrieben ist, gehört der Litteraturgeschichte an und ist aus dem unmittelbaren Besitz der Nation verschwunden; selbst Klopstock und Wieland werden, wenn auch mit ungleichem Rechte, nicht mehr gelesen.

Das gilt auch von Lessing's früheren Schriften, die den Wenigsten auch nur dem Namen nach bekannt sind. Dagegen

*) Lessing's Werke. VI., 13.

wird Jeder, der an die Litteraturbriefe herantritt, sich gern mit ihnen beschäftigen, die darin ausgesprochenen Gedanken und Anschauungen, die Form, in der sie erscheinen, das Ganze wird ihm nahestehend, verwandt erscheinen, ja, sie sind uns homogener, als so viele Produkte der neuesten Zeit. Wer das an sich erfahren hat — und jeder unbefangene und unverdorbene Leser kann solche Erfahrung machen —, wird darum in ihnen ein Werk, ja das erste Werk der neueren Litteratur erblicken. Lessing's Stellung in der Geschichte der Litteratur tritt uns gerade hier mit aller ihrer Macht und Hoheit entgegen, und selbst Litterarhistoriker, welche gegen manche Aeußerungen seiner Thätigkeit entschiedenen Widerspruch erheben, verschließen sich nicht gegen diese seine Bedeutung als Wegweiser und Tonangeber der neueren Litteraturperiode.

Ein Gesammturtheil über die Litteraturbriefe ließ sich hier am füglichsten einschalten; wir haben nur noch einiger in diese Zeit fallenden Schriften zu gedenken, und können das um so eher nachholen, als diese Werke bereits der Periode in Lessing's Wirken und Schaffen angehören, die mit der Kritik der Litteraturbriefe beginnt. Es sind das die „Fabeln" und der „Philotas", beide 1759 erschienen.

Die Fabel war gerade in Lessing's Jugendzeit in Deutschland eine bevorzugte Dichtungsart, was zum Theil eine Folge ihrer didaktischen Tendenz war, zum Theil wohl auch auf Lafontaine zurückzuführen ist. Lessing's eigenes Interesse für die Fabeldichtung weist auf seine ersten Studienjahre und auf den Leipziger Professor Christ zurück; nächst diesem haben Hagedorn und Lafontaine anregend auf ihn gewirkt. Nachdem dieses Interesse durch andere Gegenstände auf einige Zeit zurückgedrängt gewesen war, trat es nach der Reise mit Winkler wieder lebhafter hervor, was die Uebersetzung der

Fabeln Richardson's (1757) deutlich zeigt. Er ward dadurch zu den Untersuchungen über das Wesen dieser Dichtungsart veranlaßt, welche die bisherige Theorie der Fabel wesentlich berichtigten und vereinfachten; dazu veröffentlichte er seine drei Bücher selbst erfundener oder umgearbeiteter Fabeln, von denen viele noch heute in der von Lessing ihnen gegebenen Form Gegenstand der Jugendlektüre sind. Beides machte großes Aufsehen in der litterarischen Welt, ja, es wäre fast dazu gekommen, daß sich die Schweizer und die Gottschedianer in ihren Angriffen gegen Lessing mit einander versöhnt hätten. Wenn die Thätigkeit unsers Schriftstellers auf diesem Gebiete sich als eine vereinfachende bezeichnen läßt, die auf das Wesen des Gedichts zurückgehend, aus diesem die leitenden Gesichtspunkte zu entwickeln sucht, so kann man den „Philotas", der gleichzeitig erschien, als das Produkt eines gleichen Strebens auf dem Felde des Drama's ansehen und darin einen erheblichen Fortschritt gegen die Miß Sara Sampson erblicken. Die Bedeutung des Philotas ist keine andere, als daß der Dichter in ihr die wesentlichsten Momente des Drama's in knappester Durchführung darzustellen versuchte. Es versteht sich ganz von selbst, daß dieser Versuch von den Schweizern und besonders von Bodmer sehr ungünstig aufgenommen wurde. Gleim, dem die Tragödie zugesendet wurde ohne Nennung des Verfassers, arbeitete sie um und zwar in Versen, erschrak aber nicht wenig, als er später erfuhr, daß er sich an Lessing gewagt; dieser aber ließ sich das arge Mißverständniß schonend gefallen. Als ein ferneres Resultat seiner damaligen vielseitigen Studien erscheint das 1760 veröffentlichte Leben des Sophokles, das in seinen Anmerkungen werthvolle, zum Theil noch heute beachtenswerthe philologische Untersuchungen enthält.

Alle diese Bestrebungen aber treffen darin zusammen, daß

sie einer Erneuerung der deutschen Litteratur gelten: aus der Revision der Principien oder vielmehr aus dem Zurückgehen auf dieselben in ihrer Einfachheit und Reinheit entstand der moderne Litteratur g e i st, wenn wir uns so ausdrücken dürfen. Nicht als ob in Lessing z u e r st ein solches n a t i o n a l e s Element thätig gewesen wäre: in einem andern Sinne war es bei Klopstock sogar in höherem Grade vorhanden, und selbst Gottsched ist hier nicht so gar gering anzuschlagen, wie wohl zuweilen geschieht. Lessing bestritt Gottsched's Verdienst in der bekannten Stelle der Litteraturbriefe allzu scharf, aber darin hatte er Recht, daß man noch nicht untersucht hatte, ob das französische Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht. Die Aufstellung dieser Frage war eine nationale That, und sie führte auf Shakespeare, dessen hohe Bedeutung erst durch ihn ins wahre Licht zu treten begann. Dabei blieb er der Schwäche fremd, welche später in Deutschland zu einer Shakespearemanie ausartete, und die noch heute nicht auf das rechte Maaß zurückgeführt ist. Diese Studien und Beobachtungen führten ihn auf einen dramatischen Stoff, der später unsrer Litteratur eins ihrer Meisterwerke gab: er fieng an einen „Doctor Faust" zu entwerfen, der jedoch nie vollendet wurde.

Der Aufenthalt in Berlin fieng Lessing an zu langweilen. Theils konnte er sich mit dem specifisch-preußischen Patriotismus, der dazumal in Berlin sein Wesen trieb, nicht recht befreunden, gerade so wie er in Leipzig dem Saxonismus abhold gewesen war, theils lockerten sich auch die freundschaftlichen Verhältnisse zu Ramler, Mendelssohn, Nicolai, und zwar insofern sie Lessing in seiner immer mehr an den Tag tretenden Ueberlegenheit unmöglich dauernd und vollständig befriedigen konnten. Er suchte eine Veränderung und diesmal sogar eine Anstellung, und fand eine solche am Ende des Jahres 1760 bei

dem preußischen General von Tauenzien, Gouverneur von Breslau. Am Tage vor seiner Abreise nach Breslau, wo er als Sekretär des Gouverneurs fungiren sollte, widerfuhr ihm die Auszeichnung, von der Berliner Akademie zum auswärtigen Mitgliede ernannt zu werden; doch erhielt er die Nachricht erst in Breslau und zwar durch die Zeitung, war auch über den Zusatz, es sei auf sein Ansuchen geschehen, so wenig erbaut, daß er die Sache nicht einmal gegen seinen Vater erwähnte.

Man kann sich denken, daß dieser Schritt Lessings mancherlei Besorgnisse und Mißdeutungen erregte. Lessing außerhalb der Litteraturbriefe und philosophisch-kritischen Korrespondenz mit den Berlinern, dafür im Büreau arbeiten und in militairischen Kreisen — das ließ sich nicht so leicht begreifen. Und man muß gestehen — die Bedenken waren nicht ohne Grund, und wurden durch Thatsachen unterstützt. Lessing's Feder begann zu ruhen, und das gesellschaftliche Leben übte seine Anziehungskraft in nicht geringem Grade auf ihn aus; insbesondere das Hazardspiel, das er leidenschaftlich liebte. Uebrigens empfand er selbst oft das Unpassende seiner Lebensweise, das Ungenügende seiner ganzen dortigen Existenz, wie unter anderem ein Brief an Mendelssohn vom 30. März 1761 aufs deutlichste zeigt.

Und doch — die wir jetzt Lessings Leben und Entwicklungsgang vollständig übersehen, können wir uns gegen die wohlthätigen Folgen dieser Breslauer Zeit verschließen? Gerade, daß er hier in größere Verhältnisse eintrat, daß er sich nicht auf Studien, gelehrte Freunde und Theater beschränkte, sondern in einem weiteren und größeren Leben sich bewegte, das war für den Menschen wie für den Dichter nicht ohne große Bedeutung. Allerdings darf Lessings Thätigkeit in Breslau nicht nach der Zahl der veröffentlichten Arbeiten beurtheilt werden, die freilich gleich Null ist, sondern man muß betrach-

ten, was er hier begonnen und für die spätere Veröffentlichung vorbereitet hat. In Breslau fangen neben den philosophischen Studien, in denen er sich auf Spinoza ausdehnte, die patristischen ihn zu beschäftigen an, welche später so außerordentlich wichtig für ihn wurden; in Breslau ist der erste Theil des Laokoon ausgearbeitet worden; in Breslau endlich entstand jenes berühmte Lustspiel, von dem Göthe urtheilte, man könne nichts davon noch dazu thun — — kurz in Breslau war Lessing, wenigstens zeitweise, nach seinen eigenen Erklärungen, thätiger als irgendwo, und gerade hier sind Pläne von der allerhöchsten Wichtigkeit theils gefaßt, theils auch ausgeführt worden. So möchte denn gerade in seiner eigenthümlichen Stellung, in der scheinbaren Entfremdung gegen das litterarische Treiben, in dem Mangel einer litterarischen Richtung nach außen während eines halben Decenniums für die Weiterentwicklung des Lessing'schen Geistes ein überaus fördernder Moment zu suchen sein. „Die eigentliche Epoche der Bestimmung und Befestigung seines Geistes scheint in seinen Aufenthalt in Breslau zu fallen, während dessen dieser Geist, ohne litterarische Richtung nach außen, unter durchaus heterogenen Amtsgeschäften, die bei ihm nur auf der Oberfläche hingleiteten, sich auf sich selbst besann und in sich selbst Wurzel schlug." So urtheilte einer der geistvollsten Männer unsrer Nation, Fichte*). Und Lessing empfand das selbst, wenn er auch bisweilen mit seiner Stellung und Lebensweise unzufrieden war: „ich beginne ein Mann zu werden", schrieb er nach einer schweren Krankheit des Jahres 1764 an Ramler.

Nach dem Frieden von Hubertsburg, den er als Sekretär feierlich zu proklamieren hatte, scheint der Breslauer Aufenthalt seinen Reiz für ihn verloren zu haben. Während die

*) S. Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen (1801) S. 98.

Familie glaubte, er würde sich in Breslau dauernd aufhalten, dachte er schon wieder an einen Ortswechsel. Eine Berufung nach Königsberg als Professor der Eloquenz lehnte er ab, weil er von aller Bedienung, die nicht vollkommen nach seinem Sinne, abstrahieren wollte; fast ists, als ob er damals schon geahnt, daß er kein hohes Alter erreichen werde, denn er will sich nicht „den kürzeren Rest des Lebens noch zum Sklaven machen." Lebhaft dagegen beschäftigte ihn der Gedanke, nach Wien zu gehen, dort die Bibliothek zu benutzen und sich von da weiter nach Italien und Griechenland zu begeben, um die Antike aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Nach Ostern 1765 verließ Lessing Breslau und begab sich über Camenz nach Leipzig, wo er mit Nicolai zusammentraf: mit diesem reiste er dann Mitte Mai nach Berlin. Hier hatte er sich neu einzurichten, und da er seinen jüngsten Bruder Karl zu sich nahm, waren auch die Bedürfnisse größer als früher; das zwang zu fleißiger Arbeit. Zunächst, gleichsam um mit der früheren Zeit abzuschließen, schrieb er den Schluß der Litteraturbriefe; eine vortrefflich geschriebene, gedankenreiche Kritik von Meinhard's Versuchen*) bildete denselben, es war zugleich sein letzter Beitrag zu einer Zeitschrift. An der allgemeinen deutschen Bibliothek, welche in demselben Jahre (1765) zu erscheinen anfieng, hat er niemals als Mitarbeiter Antheil genommen, wie sehr ihn auch Nicolai um Mitwirkung bat: er war dem litterarischen Bündler-Wesen abhold geworden. Im Publikum dagegen hielt sich lange die Meinung, Lessing gehöre unter die Mitarbeiter der Bibliothek, bis dieser endlich in dem Streite mit Klotz zu einer bestimmten ablehnenden Erklärung veranlaßt wurde. Nächstdem wurden die zwei

*) Ueber die besten italienischen Dichter, nebst Uebersetzungen (1763 u. 64).

Jahre, die Lessing jetzt abermals in Berlin verweilte, auf die Vollendung der beiden Werke verwendet, die er in Breslau begonnen und zum größern Theile schon durchgeführt hatte, des Laokoon und der Minna von Barnhelm.

Eine nur einigermaßen genügende Würdigung des Laokoon liegt außerhalb der Grenzen dieser Charakteristik, zumal da diese Schrift leider von sehr Wenigen gelesen wird, alle Auseinandersetzung aber die Kenntniß des Buches zur Voraussetzung hat. Wir müssen deshalb vor Allem auf Lessing's Schrift selbst hinweisen, demnächst aber auf die umfassenden Erörterungen, welche Guhrauer im Leben Lessing's gegeben hat. Dies Werk war vom Verfasser auf drei Theile berechnet und würde uns, wenn es vollendet worden wäre, eine vollständige Aesthetik Lessing's, mindestens eine Poetik gebracht haben: leider ist nur der erste Theil ausgeführt worden. Dieser („über die Grenzen der Malerei und Poesie") war durch Winckelmann's bekannte Abhandlung „über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" hervorgerufen worden, in welcher auf die Gruppe des Laokoon hingewiesen worden war. Lessing hatte schon früher ein lebhaftes Interesse für bildende Kunst und einen feinen Sinn für Formen gezeigt, letzteren besonders in einer Anzeige von Hogarth's „Zergliederung der Natur" (1754). Es liegt übrigens in der Natur der Sache, daß er seine Untersuchungen vorzugsweise in den Dienst der P o e s i e stellte, wie er auch ausdrücklich erklärte, er habe nicht für die Malerei, sondern über sie geschrieben. Und doch ist längst anerkannt, welch ein Reichthum an Belehrung auch für den bildenden Künstler im Laokoon enthalten ist: insbesondere ist der oberste Grundsatz aller Kunst, das Gesetz der Schönheit, in das hellste Licht gestellt. Freilich mit einer einseitigen Hervorhebung der Antike, und nicht ausreichender Würdigung der modernen Lebensprincipien in ihrer Beziehung

auf die bildenden Künste. Indessen eine weitere Beleuchtung des kunst-historischen und kunst-philosophischen Inhaltes des Laokoon liegt nicht in unserer Absicht; eine andere Seite des Laokoon, durch welche er in unserer Litteratur eine bedeutende Stellung einnimmt, darf dagegen nicht übersehen werden. Es ist dies der entschiedene Gegensatz, in den dies poetische Princip gegen die Theorie der Schweizer trat: man kann sagen, Lessing hat durch den Laokoon die Breitinger'sche Theorie und die durch diese gepflegte malerische Dichtung beseitigt und in gewissem Sinne dadurch an Gottsched angeknüpft, der just in demselben Jahre starb, in welchem der Laokoon erschien (1766). Der Grundsatz aber, den Lessing an die Spitze seiner Poetik stellte: „Gegenstand der Poesie ist die Handlung", ist das Schlagwort, der Machtspruch geworden, der die neuere Dichtung der Deutschen auf eine neue Bahn rief. Die Wirkung auf die Zeitgenossen konnte nur ungleich sein; während die Aelteren weniger berührt wurden und sich sogar widersprechend äußerten, wurden die Jüngeren lebhaft ergriffen. Keiner wohl mehr als Göthe, der damals in Leipzig studierte; noch später wiederholte er in den Gesprächen mit Eckermann, welche große und tiefe Wirkung Lessing auf ihn ausgeübt habe. Weniger beistimmend zeigte sich Herder, der zwar anfänglich von dem Eindrucke überwältigt war, später aber in den „kritischen Wäldern" sich mehrfach gegen Lessings Ansichten aussprach.

Neben dem Laokoon wurde, wie schon bemerkt, in Berlin das Lustspiel Minna von Barnhelm vollendet, welches 1767 erschien, kurz ehe der Verfasser Berlin wiederum verließ. Denn es war ihm nicht gelungen, die Stelle eines königlichen Bibliothekars zu erhalten, für welche er Friedrich II. wiederholt von Quintus Icilius empfohlen worden war. Was Friedrich II. bestimmte, diese Empfehlung unberücksichtigt zu lassen, läßt sich nicht ermitteln, vielleicht war ihm der oben mitgetheilte Vorfall

mit Voltaire bekannt geworden, genug er gieng nicht darauf ein. Lessing's Aeußerung gegen seinen Vater in einem Briefe vom 21. December 1767 kann füglich nicht anders als auf diese Bibliothekarstelle gedeutet werden. Er schreibt: „Ich bin von Berlin weggegangen, nachdem mir das Einzige, worauf ich so lange gehofft, und worauf man mich so lange vertröstet, fehlgeschlagen!

Mit Lessings Minna von Barnhelm beginnt die neuere dramatische Poesie der Deutschen: unter den Stücken, welche sich auf der Bühne und im Bewußtsein der Zeit erhalten haben, ist sie das älteste. Mit vollstem Rechte sagt Göthe in seiner Selbstbiographie darüber*): „Eines Werkes, der wahrsten Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutschem Nationalgehalte, muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen; es ist die erste, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion, von specifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that: Minna von Barnhelm. Lessing, der, im Gegensatze von Klopstock und Gleim, die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel sich in einem zerstreuten Wirthshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte, und so hatte er sich auch in das Gefolge der Generals Tauenzien begeben. Man erkennt leicht, wie genanntes Stück zwischen Krieg und Frieden, zwischen Haß und Neigung erzeugt ist. Diese Produktion war es, die den Blick in eine höhere, bedeutende Welt aus der litterarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete!“ Nach dem Muster der Minna hat denn auch der jugendliche Göthe seine ersten Stücke

*) Göthe's Werke. Bd. 17, 254.

in Leipzig angelegt und bearbeitet. Denn darin liegt ja eines der Hauptverdienste der Minna, daß sie ein vollendetes Muster dramatischer Komposition aufstellt. Das sagt Göthe nicht bloß in der Biographie, sondern auch in den Gesprächen mit Eckermann *), in denen es heißt: „Sie mögen denken, wie das Stück auf uns jungen Leute wirkte, als es in jener dunkeln Zeit hervortrat. Es war wirklich ein glänzendes Meteor. Es machte uns aufmerksam, daß noch etwas Höheres existiere, als wovon die damalige schwache litterarische Epoche einen Begriff hatte. Die beiden ersten Akte sind wirklich ein Meisterstück der Exposition, wovon man viel lernte, und wovon man noch immer viel lernen kann." Man kann dem großen Dichter auch wohl darin beistimmen, daß der dritte Akt ein Stocken der Handlung zeigt. Daneben aber ein anderes Verdienst des Lustspieles, das ist seine Volksthümlichkeit, die noch heute nicht verloren ist, wie sich auch seitdem die Verhältnisse wieder geändert haben: zum ersten Male ist das deutsche Herz in seiner Tiefe und Fülle von dem dramatischen Dichter erfaßt und treu dargestellt, zum ersten Male zeigt sich die dem Dramatiker unentbehrliche Kunst des Motivierens. Das Stück errang auf der Bühne den außerordentlichsten Beifall, nachdem es sich erst durch die polizeilichen Bedenken durchgekämpft hatte, denn daß sich Lessing die Freiheit genommen, den König und die Staatsverhältnisse auf die Bühne zu bringen, war völlig neu. So kam man denn in Berlin auch erst 1768 zur Aufführung des Stückes, das die Döbbelin'sche Gesellschaft dem Publikum eine Reihe von Abenden hinter einander auf Verlangen wiederholen mußte. Minna von Barnhelm war ein Lieblingsstück des deutschen Theaterpublikums, und hat sich als solches bis auf den heutigen Tag erhalten: wenn dem nicht

*) Gespräche II., 327.

so zu sein scheint, so möchte die Schuld weniger am Publikum, als am Theater liegen. Daß auch die litterarische Wirkung nicht unbedeutend war, versteht sich ganz von selbst: dem Geschick, zahlreiche Nachahmungen hervorzurufen, ist noch keine neue, Bahn brechende Erscheinung entgangen. Wie später auf den Götz von Berlichingen die Ritterstücke, so folgten auf die Minna die Soldatenstücke, von denen sich nur sehr wenige längere Zeit zu behaupten vermochten. Auch für die gesammte Stellung und Weiterentwicklung der deutschen dramatischen Litteratur lag in Lessing's bestem und letztem Lustspiele sehr viel, indem zwischen das heroische Stück und das Possenspiel sich eine mittlere Gattung einschob, Lessing's Prosa den Alexandriner völlig beseitigte und ein deutsches Nationallustspiel entstand, das freilich mehr Bewunderung und Sympathie als ebenbürtige Nachfolge gefunden hat.

Nachdem Lessing's zweijähriger Aufenthalt in Berlin nur durch eine Reise nach Pyrmont, Göttingen und Halberstadt (Sommer 1766) unterbrochen worden war, verließ er Berlin und den preußischen Staat im Frühling des folgenden Jahres, Anfangs April, ganz und siedelte zunächst nach Hamburg über. Und wiederum war es das Theater, das ihn, diesmal zu einem festern und wirkungsvollen Verhältniß, anzog. Der Ruf gieng von einer Stadt aus, die in der Geschichte des deutschen Bühnenwesens und der deutschen Litteratur keine unansehnliche Rolle spielt, von Hamburg. Dort hatte man ein verhältnißmäßig lebhaftes Interesse für die Bühne gezeigt, was freilich noch nicht viel sagen will, wenn man die damaligen Kunst- und Geschmackszustände sich vergegenwärtigt. Die Neuberin hatte wiederholt mit Beifall in Hamburg gespielt, und mehr noch als diese hatte Johann Friedrich Schönemann allgemeineren Sinn für das Bessere in dramatischer Dichtung und Darstellung zu erwecken vermocht. Nach Schönemann

übernahm Koch, der vorher in Leipzig gewesen war, die Prinzipalschaft der Truppe, die unter ihm besonders blühte und vielfache, auch litterarische Unterstützung fand. Als Koch wieder nach Leipzig gieng, trat Ackermann an seine Stelle: es geschah das nach dem Friedensschlusse, also kurz vor der Zeit, mit der wir es jetzt zu thun haben. Das Hamburger Theater unter Ackermann ist die Wiege des heutigen deutschen Theaters geworden; das Lob, welches der Hamburger Dichter und Kritiker Löwen der Ackermannschen Gesellschaft ertheilte, „daß sie sowohl in Ansehung ihrer Schauspiele, als auch der äußerlichen Pracht die vorzüglichste in Hamburg" gewesen sei, mag wohl verdient sein. Löwen, der auf Ackermann einen großen Einfluß übte, entwarf einen Reformplan für das deutsche Theater und trug manche Ansichten vor, die auch noch für die heutigen Theaterverhältnisse zu brauchen sein möchten. Er wollte das Theater den Händen der Prinzipale entreißen, an die Stelle des concessionierten Privatunternehmens ein öffentliches Institut, aus öffentlichen Mitteln unterstützt, kurz ein „Nationaltheater" setzen. Daß diese Pläne sich verwirklichten, dazu trugen Privatverhältnisse nicht wenig bei: der Wunsch einer talentvollen Schauspielerin, der Madame Hensel, von einer gefährlichen Nebenbuhlerin befreit zu werden, gab vielleicht den Ausschlag zur Auflösung der bisherigen Verhältnisse. Eine Anzahl angesehener Kaufleute vereinigten sich zur Gründung des neuen Instituts, ein Ausschuß ward gebildet, und Löwen mit der Direktion beauftragt, von Ackermann aber Haus und Inventar gemiethet. Nach Löwens Vorschlag sollte ein Dramaturg und Consulent angestellt werden, für welche Stellung man Lessing ausersah: im November 1766 erfolgte der Antrag mit der Zusicherung eines jährlichen Gehaltes von 800 Thalern. Lessing reiste nach Hamburg, um sich in den Verhältnissen zu orientieren, und nahm den Antrag an, indem

er zwar in richtiger Erkenntniß seiner individuellen Befähigung das Amt eines Theaterdichters ablehnte, aber desto mehr als Kritiker zu leisten versprach, was er denn auch treulich und zu unvergänglichem Andenken gehalten hat.

Am 23. April wurde das neue Theater mit Cronegk's „Olint und Sophronia" eröffnet, an demselben Tage Lessing's „Ankündigung" ausgegeben, mit welcher die Hamburgische Dramaturgie eröffnet wurde. In ihr sind die Grundsätze einer echten Bühnenkritik für alle Zeiten aufgestellt: er wollte „ein kritisches Register von allen aufzuführenden Stücken halten, und jeden Schritt begleiten, den die Kunst, sowohl des Dichters, als des Schauspielers hier thun wird. — Die größte Feinheit eines dramatischen Richters zeige sich darin, wenn er in jedem Falle des Vergnügens und Mißvergnügens unfehlbar zu entscheiden weiß, was und wieviel davon auf die Rechnung des Dichters oder des Schauspielers zu setzen sei. Denn einen um etwas tadeln, was der andere versehen hat, heißt beide verderben. Jenem wird der Muth benommen; und dieser wird sicher gemacht." Mit besonderer Strenge will er den Schauspieler behandeln, der „überall mit dem Dichter denken" muß, ja selbst „für ihn denken, wo dem Dichter etwas Menschliches begegnet ist."

Aber sehr bald schon sollte ihm die eine Seite der Kritik, die Beurtheilung der theatralischen Aufführungen gründlich verleidet werden. Ein erschwerender Umstand lag allerdings in seiner Stellung zur Bühne, wie von dem bekannten Geschichtsschreiber des deutschen Bühnenwesens treffend hervorgehoben worden ist*). Lessing gehörte als Consulent zur Verwaltung der Bühne, die Dramaturgie wurde von der Direktion erhalten, also schien ihr Inhalt amtlich zu sein, die Ansicht der

*) Geschichte d. deutsch. Schauspielkunst von Ed. Devrient II. 175.

Verwaltung zu enthalten. Das mußte begreiflicherweise zu Kollisionen mit dem Personal der Bühne führen. So erklärt es sich denn, daß eine der ersten Schauspielerinnen, Demoiselle Mecour, es sich in ihrem Kontrakte ausdrücklich zusichern ließ, daß sie von der Kritik völlig ignoriert werde. Aber noch andere Verdrießlichkeiten folgten, und als die erste Schauspielerin, Madame Hensel, durch eine durchaus vorwurfslose Bemerkung sich verletzt fühlte und seine offene Gegnerin wurde, gab er (mit der 25. Nummer der Dramaturgie) die Kritik der Aufführungen ganz auf und beschränkte sich auf die Beurtheilung der Stücke. Insofern dadurch Lessing Gelegenheit fand, sich ausschließlich den Untersuchungen über die Principien der dramatischen Poesie zu widmen, mag man jenes Zurücktreten der theatralischen Kritik sich gern gefallen lassen: für die Schwierigkeiten, mit denen eine aufrichtige und eindringende Beurtheilung der Bühne allzeit zu kämpfen hat, ists ein schlagender Beweis, daß selbst der größte Kritiker über kleinliche Empfindlichkeit nicht zu siegen vermochte. Die Dramaturgie, welche als die beste Frucht des Löwen'schen Theaterunternehmens angesehen werden kann, ist als selbständiges Werk in zwei Bänden erst 1769 erschienen, der Schluß erst lange Zeit, nachdem das Theaterunternehmen sich wieder aufgelöst hatte, geschrieben, und das Ganze erscheint wie ein Fragment: einige Zeit trug sich der Verfasser auch mit dem Gedanken an eine Fortsetzung, die bandweise veröffentlicht werden sollte. Den Namen „Dramaturgie" hatte zuerst ein gelehrter Grieche Leo Allatius (aus Chios 1586—1669), Bibliothekar des Vatikans, für ein von ihm aufgestelltes Verzeichniß aller bis auf seine Zeit erschienenen italienischen Dramen gebraucht. Den jetzt gebräuchlichen Begriff der Dramaturgie hat also Lessing selbst durch seine Hamburger Kritik aufgestellt.

Der Inhalt dieser berühmten Schrift ist im Ganzen dem des Laokoon verwandt. Das heißt, wie in der andern Schrift die Gesetze der bildenden Kunst und der epischen Poesie, so bilden in der Dramaturgie die Gesetze der dramatischen Dichtung, insbesondere der Tragödie, den Gegenstand der Untersuchung. Auch in der Methode der Untersuchung zeigt sich Uebereinstimmung, indem in beiden Werken der Verfasser von einzelnen Werken ausgeht und an die Betrachtung derselben anknüpfend, die wichtigsten Grundsätze zu finden, die schwierigsten Fragen zu lösen sucht. Aber auch ein sehr wesentlicher Unterschied ist nicht zu verkennen. Im Laokoon handelte es sich darum, ein Grundprincip zu finden, in der Dramaturgie ist diese Basis bereits vorhanden. Es ist dies die bekannte Poetik des Aristoteles, die nach Lessing's Meinung den Kanon der Tragödie so vollständig enthält, „daß sie sich von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne sich eben so weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen." Weiße's Richard der Dritte, Corneille's Rodogune, Maffei's und Voltaire's Merope und Diderot's Hausvater waren die Stücke, an welche Lessing die Untersuchung über die Natur und den Zweck der Tragödie vorzugsweise anknüpfte. Der Aristotelische Kanon, wie ihn das 6. Kapitel der Poetik enthält, ist in seinem Hauptinhalte bekannt: er bestimmt die Tragödie als „die Nachahmung einer Handlung, die nicht vermittelst der Erzählung, sondern vermittelst des Mitleids und der Furcht die Reinigung dieser und dergleichen Leidenschaften bewirkt." Die klassische französische Tragödie hat, wie nicht minder bekannt, die Aristotelischen Lehren, insbesondere die von den Einheiten, mißverstanden, weshalb denn auch Lessing sich gegen die französische Tragödie wendet und nachweist, daß die besten französischen Trauerspiele doch „keine Tragödien"

sind. Sophokles, Euripides und Shakespeare sind ihm die mustergiltigen Tragiker. Bei aller Verehrung aber für Shakespeare geht er doch nicht soweit, wie andere Bewunderer dieses Dichters, in ihm einen Lehrmeister der Regellosigkeit zu erblicken und die absolute Freiheit des Genies zu predigen: vielmehr nahm er gegen die falschen Ansprüche der „Genies", wie sie um das Jahr 1768 laut zu werden anfiengen, die Regel und die Kritik nachdrücklich in Schutz. Gleich wie der Laokoon zeichnet sich übrigens die Dramaturgie auch durch die Darstellung, die Klarheit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit derselben aus, sowie durch die sittlich ernste Gesinnung, die aus dem Ganzen spricht. Dabei kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die zweite Hälfte der Dramaturgie weniger populär gehalten ist als die erste, was sich leicht genug aus der Geschichte des Hamburger Theaters und aus der Rückwirkung auf Lessings Leben und Studien erklärt.

Die unsichere Stellung des Löwen'schen Theaterunternehmens, eine Thatsache, über die Lessing sehr bald im Klaren war, hatte übrigens einen andern Plan hervorgerufen. J. J. C. Bode, der nach einem mannigfach bewegten Leben sich in Hamburg als Schriftsteller niedergelassen hatte und mit dem Theater in Verbindung stand, wurde durch eine reiche Heirath in den Stand gesetzt, einen längst gehegten Plan auszuführen, nemlich eine Buchdruckerei zu gründen. Als Bode mit Lessing bekannt wurde, lud er diesen zur Theilnahme ein, man wollte Buchdruckerei und Buchhandlung verbinden. Man wird dabei an Klopstock und an Gleim erinnert: der Gedanke, eine Buchhandlung zur Förderung der Litteratur zu errichten, begegnet uns in den Kreihen der damaligen deutschen Dichter wiederholt. Mit diesem Projekt steht der Schluß der Dramaturgie in enger Be-

ziehung; der darin ausgesprochene Plan ist ebenso charakteristisch wie interessant. Man wollte nemlich dem Nachdruck, der damals sein Handwerk in frechster Weise trieb, wehren und zugleich den Verlag der Bücher selbst übernehmen, den Schriftstellern einen größern Antheil an dem Ertrag ihrer Werke sichern. Dazu sollte eine Vereinigung der Schriftsteller geschlossen werden, eine societas subscriptoria, wie schon Leibnitz im Jahre 1715 vorgeschlagen hatte; 1781 kam in Dessau etwas Aehnliches vorübergehend zu Stande. Daß aus dem Lessing'schen Projekt nichts ward, lag in der Natur der Sache und möchte schwerlich zu bedauern sein.

In die Jahre seines Hamburger Lebens fallen auch die Händel mit Christian Adolf Klotz, der damals in Halle als Professor der Philosophie und Beredsamkeit und königl. preußischer Geheimerath großes Ansehen und nicht geringe litterarische Geltung genoß. Sein Streben gieng dahin, die philologischen Studien mit der schöngeistigen Bildung der Zeit zu verbinden, die Philologie aus dem engeren Kreise der Schule in den weiteren der Gebildeten zu verpflanzen; ein Streben, in dem er von einem leichten Talente, insbesondere für Form und Nachbildung, erfolgreich unterstützt wurde. Sich jedes Gegenstandes leicht bemächtigend, stets wort- und schriftbereit, dabei in einer hervorragenden, auch äußerlich sehr glänzend ausgestatteten Stellung, war er das Haupt einer mächtigen und gefürchteten Partei geworden. Was aber auch immer an ihm anzuerkennen sein möge, — und gewiß ist über ihn manches zu harte Urtheil gefällt worden —, die sittliche Grundlage, deren der Schriftsteller nicht ermangeln darf, fehlte ihm, er lebte seinem zu schnell erworbenen Ruhm und seiner Eitelkeit. Vielleicht war damals Lessing der Einzige, welcher dem Halle'schen Professor zu imponieren vermochte: jedenfalls zeigen die ersten Briefe

Klotzens in Betreff des Laokoon, daß er keine geringe Meinung von jenem hegte. Aber die Naturen beider waren zu verschieden, als daß sie hätten harmonieren können; schon den Brief, mit welchem Klotz ihm die Recension des Laokoon zusendete, ließ Lessing unbeantwortet. Zur offnen Fehde aber kam es erst, als Klotz, der lange und viel an Nicolai's Bibliothek gearbeitet hatte, mit diesem zerfiel und die Hallesche „Bibliothek der schönen Wissenschaften" (1768) gründete. Diese griff die Berliner lebhaft an, namentlich Nicolai und Ramler, und nicht immer in einer Weise, die Lessing befriedigen konnte. Schon am 2. Februar 1768 schrieb dieser an Nicolai: „das ist doch unleidlich, wie die Kerle in Halle sudeln!" — Und bald darauf: „die jungen Herren machen mir es mit den Liedern der Deutschen zu bunt. Ich muß sehen, ob ich nicht noch ein Litteraturbriefchen machen kann." Die Ostermesse 1768 brachte Klotzens neueste antiquarische Schriften, über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke, sowie Vorreden zu Meusels Uebersetzung der Abhandlungen des Grafen von Caylus und zur Uebersetzung des Apollodor. Hatte schon der Inhalt der Schriften, in denen auch Lessings Erwähnung geschah, diesen nicht eben zu Gunsten des Verfassers gestimmt, so kamen nun noch allerlei Parteimanipulationen hinzu, welche Lessing vollends zum Gegner Klotzens machten. Von diesem waren mehrere anonyme satirische Flugschriften ausgegangen, durch diese waren Händel entstanden, und Klotz hatte eine solche litterarische Streitigkeit bei dem Concilium der Universität Leipzig anhängig gemacht. Um diese Zeit war nun Lessing gerade in Leipzig auf Besuch*) und lernte nicht nur die

*) Weniger für Lessing, als für Göthe ist bemerkenswerth, daß bei diesem Besuch in Leipzig Göthe diese einzige Gelegenheit, die sich ihm darbot, Lessing kennen zu lernen, nach seiner eigenen Erklärung absichtlich nicht benutzte.

neuen litterarischen Produkte kennen, sondern erfuhr auch jene allerdings unwürdigen Vorgänge. Er kehrte nach Hamburg mit dem festen Vorsatze zurück, dem Treiben ein Ende zu machen. „Der Mann nimmt das Maul gar zu voll — schreibt er am 9. Juni 1768 an Nicolai — und möchte lieber ein Orakel in solchen Dingen vorstellen.“ So eröffnete er denn seine Angriffe in einem Schreiben in den Hamburgischen Zeitungen vom 20. und 22. Juni, zunächst um sich selbst gegen eine Recension der Klotzischen Schrift zu verwahren, die im Reichspostreiter erschienen war und ihn eines „unverzeihlichen Fehlers“ beschuldigt hatte. Dieses Schreiben nennt er selbst seine Kriegserklärung, es bildet den Anfang der Briefe antiquarischen Inhaltes, deren neun erste Lessings Vertheidigung enthalten, die folgenden unmittelbar gegen Klotz gerichtet sind. Die antiquarischen Briefe sind ein glänzendes Zeugniß für die Gründlichkeit, mit welcher Lessing arbeitete, und in ihrem Inhalte, wenn auch an manchen Punkten, doch keineswegs überall antiquiert. Freilich ist der Ton oft grell und heftig, aber zum Theil hat Lessing wohl recht, wenn er später noch zu Eschenburg sagte: „Wenn die Waage auf der einen Seite, worauf das Unrecht liegt, zu sehr überschlägt, so muß man sich aus aller Leibeskraft auf die andere Schale legen, um wo möglich das Uebergewicht des Rechts wiederherzustellen.“ Freilich nur zum Theil, denn wohl nur parteiische Richter können sich dagegen verschließen, daß in dem zweiten Theil der Briefe die Polemik nicht selten zu scharf und zu minutiös ist. Schon die Zeitgenossen gaben dem ersten Theil entschieden den Vorzug. Uebrigens brachte diese Fehde manche Verdrießlichkeiten und Störungen des bisherigen freundschaftlichen Verkehres mit sich; der herbste Verlust war wohl die Erkaltung, die zwischen Lessing und Weiße eintrat, dessen Schweigen als Redakteur der Nicolaischen Bibliothek jener und wohl mit Recht übel aufgenommen hatte.

In der Biographie Klopstock's ist erzählt worden, welche Hoffnungen für Poesie und Wissenschaft durch den jugendlichen Kaiser Joseph II. erweckt wurden. Man träumte von einem goldenen Zeitalter und glaubte ein solches durch die Gründung einer großartigen Akademie für Kunst und Wissenschaft in Wien hervorrufen zu können. Klopstock sollte an die Spitze der neuen Nationalanstalt treten, für Lessing aus der Organisation und Aufsicht des Theaterwesens eine neue Wirksamkeit erblühen. Zu den Wenigen, welche um diese Projekte anfangs wußten, gehörte Lessing, der für die Sache lebhafte Sympathien hatte und sich von Wien mehr versprach als von dem „französirten Berlin," wobei er das nicht bloß für die damaligen Zustände, sondern auch für ihn selbst bedeutsame Wort aussprach, die Berliner Freiheit bestehe wesentlich darin, „gegen die Religion so viel Sottisen auf den Markt zu bringen als man will." Die Vorliebe für Oestreich hielt übrigens nicht lange Stand, denn schon 1769 lehnte er den Antrag, mit 3000 Gulden Gehalt als Theaterdichter und Dramaturg nach Wien zu gehen, nach kurzer Verhandlung ab. Bei diesem Entschlusse wirkte der Plan mit, nach Italien zu gehen, mit dem er sehr ernstlich umging, der ihm aber auch allerlei widrige Mißdeutungen zuzog. Vielleicht waren es ökonomische Schwierigkeiten, die das Reiseprojekt nicht zu Stande kommen ließen.

Da gelangte von einer andern Seite ein Ruf an ihn, der ihm wie ein Wink von oben erschien. Im Namen des Erbprinzen Ferdinand von Braunschweig machte ihm Professor Ebert am Karolinum zu Braunschweig den Antrag, die Stelle eines Bibliothekars in Wolfenbüttel anzunehmen. Unter dem 11. October 1769 erklärte er sich zunächst bereit, nach Braunschweig zu kommen, um sich dem Erbprinzen persönlich vorzustellen: „es mag dann so viel oder so wenig wirklich werden als kann," setzte er hinzu. Zwei Exemplare der eben erschienenen

Untersuchung: „Wie die Alten den Tod gebildet," diesen versöhnlichen Schlußstein der antiquarischen Briefe, fügte er bei, und reiste dann in der Mitte des Novembers selbst nach Braunschweig, worauf die definitive Berufung bald erfolgte. Doch konnte er erst um Ostern des folgenden Jahres Hamburg verlassen, weil ihm die Ordnung seiner sehr in Verfall gerathenen ökonomischen Angelegenheiten sehr schwer fiel. In diese letzte Zeit des Aufenthalts in Hamburg fällt noch ein persönliches Zusammentreffen mit Herder, der seine Stellung in Riga aufgegeben hatte und sich nach Eutin begab. Zuletzt befiel ihn auch noch eine Krankheit, ein Flußfieber, so daß er erst am 17. April die Reise nach Wolfenbüttel antrat. Drei Jahre hatte er in Hamburg zugebracht, inhaltsvolle und fruchtreiche Jahre, in denen wir ihn schon auf dem Höhepunkt seines Wirkens wie seines Ruhmes erblicken. Unter den vielen Bekanntschaften, die er dort machte und aus denen sich manch dauerndes Verhältniß entwickelte, heben wir nur zwei heraus: Frau König und Senior Göze. Jene war die Frau des Seidenhändlers und Fabrikanten König, von Geburt eine Eva Hahn aus Mannheim. Mit diesem wurde Lessing eng befreundet, so daß er ihn in einem Briefe an Gleim als seinen „speciellen Freund" bezeichnen konnte. Als König im Jahre 1769 eine Reise nach Italien unternahm, empfahl er Lessing seine Familie, und dieser erfüllte den Wunsch des Freundes, der von seiner Reise nicht zurückkehrte, sondern in Venedig starb, auf das gewissenhafteste. Nach den Mittheilungen, die wir besitzen, war Frau König eine Frau von vielem Geist und Verstande, welche zarte Weiblichkeit mit männlicher Entschlossenheit verband. Das Verhältniß wurde ein inniges, und nach und nach wurde der Wunsch nach einer Vereinigung für das Leben durch das Band der Ehe laut, ein Verlangen, bei dem auf Seiten der Wittwe wohl auch die Sorge für die Erziehung und das Wohl

ihrer Kinder im Spiele war. Das war wohl das stärkste Band, das Lessing je im Leben an Menschen fesselte — was Wunder, wenn es ihm den Abschied von Hamburg nicht leicht werden ließ. Ganz anderer Natur war die Bekanntschaft mit Göze, auf den wir später noch einmal zurückkommen müssen. Daß aber Lessing in Hamburg mit seinem späteren Gegner umgieng, daß er sogar den Tag, an dem er seine Bekanntschaft machte, sich eigens notierte, muß immerhin beachtet werden. Sie kamen ziemlich oft zusammen, und in mehreren Stücken war Lessing auf des orthodoxen Lutheraners Seite. Nicht bloß, daß er die Konsequenz in dessen Polemik zu achten wußte, er ist auch stets ein Gegner der vulgären rationalistischen Theologie gewesen, was leider von einem gewissen Standpunkt in der Beurtheilung Lessings nur zu sehr übersehen wird. Auch mit Göze's bekanntestem Gegner, dem Pastor Alberti, dem Vertreter der freien Richtung, verkehrte Lessing gern und wußte seinen menschenfreundlichen und biedern Sinn zu schätzen, ohne darum in den theologischen Dingen stets mit ihm einig zu sein.

So traf er denn am 21. April 1770 in Braunschweig ein und wurde am 7. Mai in sein Wolfenbüttler Amt durch den Geheime-Rath von Praun eingeführt. Die berühmte Bibliotheca Augusta fand er noch trefflicher, als sie ihm voraus geschildert worden war, besonders ausgezeichnet in ihrer Anlage und Weiterausbildung, um welche letztere sich Leibnitz so große Verdienste erworben hatte. Seine Stellung ließ sich sehr angenehm an, da man von den eigentlichen mechanischen Bibliothekargeschäften bei ihm absah. „Ich darf mich rühmen, schrieb er an seinen Vater, daß der Erbprinz mehr darauf gesehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nützen soll." Gleich in den ersten Tagen machte er eine wichtige Entdeckung, indem er eine ungedruckte Schrift des Berengarius Turonensis auffand. Berengar, Kanonikus und Vorsteher der Dom-

schule zu Tours, ist einer der älteren vorreformatorischen Theologen*), die durch ihre wissenschaftlichen Bestrebungen in Konflikt mit der kirchlichen Ueberlieferung geriethen. Den Grundsatz, daß die Vernunft höher stehe, als die Autorität, hat er laut ausgesprochen, und war denn auch Angriffen und Verfolgungen preisgegeben worden, und nicht bloß bei seinen Lebzeiten, sondern auch in später Zeit, nicht bloß von katholischer, sondern auch von protestantischer Seite war er als ein Irrgläubiger bezeichnet worden; hatte doch Luther selbst seine Verdammung ausdrücklich gebilligt. Besonders war man bemüht gewesen, ihn als vor seinem Ende bekehrt und mit der Kirche versöhnt darzustellen, welche Umwandlung man dem Werke des Lanfrancus zuschrieb, das noch jetzt als ein Hauptwerk in den eucharistischen Streitigkeiten gilt. Die Benediktiner behaupteten, die Widerlegungsschrift des Lanfrancus habe Berengar unbeantwortet gelassen. Was nun Lessing in der Wolfenbütteler Bibliothek auffand, war nichts geringeres, als jene Antwort des Berengar. Noch im Jahre 1770 kündigte Lessing der gelehrten Welt seinen Fund in einem Briefe an den Professor Schmid an, welcher kurz vorher einen Brief des Bischofs Adelmann von Brixen an Berengar veröffentlicht hatte. Diese Ankündigung enthielt zugleich eine gelehrte Abhandlung über den Verfasser der Handschrift, die ihn zum Staunen der Zeitgenossen als Forscher auf dem Gebiete der Kirchengeschichte zeigte. Was den speciellen Inhalt betrifft, so ist bekanntlich die Schrift des Berengar gegen die Transsubstantiation gerichtet: er ist aber nicht, so wie noch Lessing meinte, als ein Vorläufer Luthers, sondern weit eher als ein Vorgänger Calvins zu betrachten. Die beabsichtigte Herausgabe der Handschrift unterblieb übrigens. Wie man über Lessings

*) Geboren im Anfang des 11. Jahrhunderts zu Tours.

Schrift seiner Zeit dachte, zeigt, daß Ernesti in Leipzig ihn als einen Beweis dafür anführte, daß ein tüchtiger Philolog alles zu behandeln verstehe, die Berliner über seine Orthodoxie die Köpfe schüttelten, er selbst endlich erwartete, der Wiener Büchercensur zu verfallen.

Doch beschränkte er sich in seinen gelehrten Studien und Arbeiten nicht auf dieses Gebiet, sondern entwickelte gerade in den ersten Jahren seiner neuen Thätigkeit eine außerordentliche Regsamkeit und Vielseitigkeit. Er beschäftigte sich mit der älteren deutschen Litteratur, mit der Fabel- und Lehrdichtung und begann seine Beiträge „zur Geschichte und Litteratur," die er bis 1781 fortsetzte. Dazu kam die Arbeit, welche ihm aus der Bearbeitung einer neuen Ausgabe seiner kleineren Schriften erwuchs, welche der Verleger Voß in Berlin wünschte, die Lessing aber nicht selbst zu Ende führte, weil ihm die Wiederaufnahme der früheren Produktionen keine Freude machte. In Bezug auf seine Gedichte gab er daher Ramler unbedingte Vollmacht, an ihnen zu ändern und zu streichen.

Wichtiger aber als Andreas Skultetus, Bonerius und Hugo von Trimberg ist für uns das Werk, das in Wolfenbüttel mitten unter jenen gelehrten Arbeiten entstand, Emilia Galotti. Der Plan dazu war, wie oben berichtet wurde, schon 1758 in Leipzig entstanden, ja selbst der Name war damals schon genannt worden. In Hamburg hatte er die alte Idee wieder aufgenommen, aber erst im Herbste 1771 gieng er mit voller Kraft und Energie an die Vollendung. Er hatte eine Reise nach Berlin gemacht und seinem Verleger Voß versprochen, ihm einen Band Trauerspiele zu liefern, unter denen sich die Emilia Galotti befinden sollte. Nicht unwahrscheinlich, daß Reise und Versprechen zur endlichen Ausführung Anregung gab. Noch zu Ende des Jahres 1771 schrieb er seinem Bruder Karl nach Berlin, die ersten 3 Akte wollte er in der folgenden Woche

abschicken, damit der Druck begonnen werden könne. Indessen dauerte es doch noch bis zum 1. März 1772, daß der Schluß des Stückes nach Berlin gelangte, wo man auf das Werk so begierig war, daß man die Rollen für die Aufführung schon früher vertheilen wollte, ehe man noch das ganze Stück hatte. Die erste Aufführung der Tragödie fand aber nicht in Berlin, sondern in Braunschweig am 13. März 1772, dem Geburtstage der verwittweten Herzogin, statt. Kaum erklärlich ist die Thatsache, daß der Dichter keiner einzigen Aufführung der Emilia in Braunschweig beiwohnte, wenn man nicht annehmen will, daß die Deutungen auf einheimische Verhältnisse, zu denen das Trauerspiel Anlaß gegeben hatte, ihm selbst unangenehm waren und ihm in Braunschweig selbst die Aufführung verleideten.

Ueber Lessing's Emilia Galotti sind die widersprechendsten Urtheile laut geworden, daß aber wird auch die strengste Kritik einräumen, das es das erste deutsche Trauerspiel ist, das sich auf unserer Bühne erhalten hat und noch lange erhalten wird. Unsere Bühne kennt keine Tragödie aus unserer Litteratur, die in ihrem Alter über die Emilia hinausreicht. Der Stoff des Stückes ist der römischen Geschichte entlehnt: das Schicksal der Virginia war es, das uns der Dichter in dem der Emilia Galotti vorführt, das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist, als ihr Leben. In der Gestaltung des Stoffes verfuhr er mit dichterischer Freiheit, und zwar im Sinne der bürgerlichen Tragödie. Ob der Gedanke glücklich zu nennen ist, daß Lessing den großen historischen Hintergrund der römischen Geschichte aufgab und seinen Schauplatz auf den Hof eines kleinen italienischen Fürsten beschränkte, darüber ist einem Lessing gegenüber ein entschiedenes Urtheil nicht so leicht zu fällen. Was aber die Oekonomie des Stückes betrifft, den Plan und

dessen Durchführung, die Aufeinanderfolge der Scenen, die Vertheilung der Handlung, die Charakterisierung der auftretenden Personen, die Ausarbeitung des Dialoges: so zeigt sich in dem Allen eine Vollendung und Meisterschaft, wie sie in keinem andern deutschen Trauerspiel uns entgegentritt. Das hat Niemand würdiger anerkannt als Göthe, wenn er die Emilia der Insel Delos vergleichend sagt, nach langem Ringen der deutschen Muse sei sie aus der Gottsched-Gellert-Weiße-schen Wasserfluth aufgestiegen, um eine kreißende Göttin barmherzig aufzunehmen: Anderwärts nennt er es ein Stück, voller Verstand, voller Weisheit, voller Blicke in die Welt, das eine ungeheure Kultur ausspreche, und zu jeder Zeit als neu erscheinen müsse. Freilich klingt selbst aus diesen Worten heraus, daß das Stück weniger den Dichter, als vielmehr den Kunstkenner verräth, daß es mehr eine reife Frucht der tiefsten Kenntniß dramatischer Kunst, als des dramatischen Genies ist. Mag das immer zum Theil wahr sein, es ist doch nur mit Begrenzung wahr: auch der Dichter Lessing verdient unsre Bewunderung, und sicherlich hätte der Kritiker allein ein solches Werk nicht hervorgebracht. Für die Geschichte des deutschen Theaters wurde das Stück darum besonders wichtig, weil es Charaktere auf die Bühne brachte, „an denen die Schauspielkunst niemals zu Ende kommt*)“ denn wie fest und sicher auch die Zeichnung der Charaktere sei, dem Darsteller ist auch zu errathen und zu ergänzen geblieben — man denke nur an die Darstellung der Titelrolle, auf deren richtiger Auffassung bekanntlich das Verständniß der viel besprochenen Katastrophe beruht. Es darf endlich auch nicht übersehen werden, daß auch hier Lessing sich der Prosa bediente

*) Ed. Devrient II, 251.

diente, was auf die zunächst folgende Trauerspieldichtung in Deutschland von wesentlichem Einfluß war.

Nach so angestrengter Arbeit fühlte Lessing sich sehr abgespannt, und zog sich in die Stille seiner bibliothekarischen Beschäftigungen, zu den „Beiträgen" zurück, von denen der erste Band noch 1772 erschien. Seine Gesundheit war wankend geworden, schon seit 1769 hatte er über eine Abnahme der alten Frische und Kraft geklagt und hatte das scherzend wohl auf die 40 Jahre geschoben, die er nun erreicht habe. Am allerwenigsten wollte er etwas von ferneren theatralischen Beziehungen und Arbeiten wissen, und annehmbare Anträge von Wien und Hamburg wurden abgewiesen.

Gerade in diese Zeit fällt das Erscheinen von Göthe's Götz von Berlichingen. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man hört, daß Lessing Göthe's Jugendwerk am 1. Febr. 1774 in die Hand nahm, ohne es durchzulesen. Und als nun der Beifall so groß war, den Götz fand, und die Wirkung so gewaltig, die von ihm ausgieng, konnte Lessing (11. Nov. 1774) seinen Unmuth nicht verbergen und meinte, er liefe Gefahr, über das theatralische Unwesen ärgerlich zu werden, und mit Göthen, trotz seinem Genie, auf das er so poche, anzubinden. Zum Theil wird wohl Lessing's damalige Kränklichkeit und hypochondrische Stimmung hierbei im Spiele gewesen sein, andrerseits ist ja aber auch klar genug, daß die Sturm- und Drangperiode nicht seinen Beifall haben konnte. Man würde sich gewaltig irren, wenn man meinte, Lessing habe Göthe's Genie verkannt. Daß er das nicht gethan, dafür spricht deutlich, daß er Göthe für den Verfasser des Julius von Tarent hielt, der ihm sehr gefiel. Als man seine Ansicht bestritt, sagte er: „desto besser! so giebt es außer Göthe noch ein Genie, das so etwas machen kann." Eben sowenig wie mit dem Götz, war Lesing mit dem Werther in allen Punkten einver-

standen; er wünschte eine „kleine, kalte Schlußrede," damit man nicht die poetische Schönheit für die moralische nähme. Es ist sein entschiedenes Freisein von aller Sentimentalität, das aus diesem Urtheil spricht, wobei noch in Betracht zu ziehen ist, daß Lessing mit Jerusalem genau befreundet war und in Göthe's Darstellung den Freund nicht wieder zu erkennen vermochte. Wie endlich Lessing über Lavater dachte, der damals in großes Ansehen kam, bedarf wohl kaum der Erklärung: als er von Fr. Stolberg's Begeisterung für Lavater hörte, sagte er kurz: „in drei Jahren wird Stolberg anders urtheilen."

Wenn wir nach der Beendigung seiner Tragödie unsern Lessing gegen manches sich abschließen sehen, was vorher und sogar dauernd Gegenstand seines lebhaftesten Interesses gewesen war, wenn ihm das Theater fast fremd wird, wenn er sich den poetischen Regungen und Bewegungen ferner hält, als er es noch vor wenigen Jahren gethan haben würde: wir werden das nur zum Theil auf äußere Dispositionen, mehr schon auf innere Naturanlagen schieben dürfen. Auch Lessing's Leben ist ein steter Bildungsprozeß, und wenn auf dem einzelnen Punkte ein Stillstand oder Rückgang einzutreten scheint, so steht daneben auf einem andern ein Fortschritt, eine Weiterentwicklung, die zugleich als Fortschritt des Ganzen sich erweist. Auch auf den letzten mit dem Antritt des Wolfenbütteler Bibliothekariats beginnenden Abschnitt im Leben unseres Dichters leidet das Anwendung. Er beginnt die Periode des ruhigeren äußeren Lebens und damit auch einer tieferen geistigen Sammlung. Seiner Thätigkeit fehlte im Grunde nur noch ein Gebiet, um eine universale genannt werden zu können, eins, aber auch das höchste. Und doch hatte von Jugend auf in ihm eine innere Beziehung darauf gelegen, die oftmals unterbrochen, nun erst zu ihrer Aeußerung und ihrem Ausbau gelangte. Es ist das Gebiet der Religion, das ihn in der letzten Periode

seines Lebens fast ausschließlich beschäftigte, so daß der Fund des Berengarius, die erste Amtsthat in Wolfenbüttel, gleichsam das Programm der letzten Lebensjahre Lessing's enthält.

Ein merkwürdiges Bekenntniß ist in einem Briefe Lessing's vom 9. Januar 1771 an Mendelssohn enthalten, der sich auf die von Garve übersetzte Moralphilosophie Ferguson's bezieht. In diesem Schreiben heißt es: „Ich besorge es nicht erst seit gestern, daß, indem ich gewisse Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wiederholen müssen. Daß ich es nicht zum Theil schon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu schleppen. Es ist unendlich schwer zu wissen, wann und wo man bleiben soll, und Tausenden für Einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden." Welche Stellung aber nimmt Lessing in Bezug auf Religion und Christenthum ein? Das ist eine überaus schwierige und zugleich wichtige Frage, die seit vielen Jahren vielfach der Gegenstand litterarischer Diskussion gewesen ist. Ohne sie irgendwie weiter führen zu können, dürfen wir doch nicht schweigend an ihr vorübergehen. Vorerst ist dabei die Grundanschauung ins Auge zu fassen, von der Lessing ausgieng. Die Anwendung des Verstandes auf Gegenstände des Glaubens wird von ihm gemißbilligt, der Verstand selbst aber von ihm in das Gebiet der Spekulation gesteigert. Lessing's spekulative Grundanschauung aber wurzelt nicht sowohl in Spinoza, als vielmehr in Leibnitz, zu dessen tieferem Verständniß er durch jenen gelangte. Wenn aber Leibnitz in seinem Hauptwerke, der Theodicee, und sonst sich bemühte, die Grundlehren der Vernunftreligion, als die auch im Christenthum vorhandene Basis, gegen Atheismus und Spinozismus zu vertheidigen, während er die specifischen Glaubenssätze des Christenthums als

wahr voraussetzt oder auf sich beruhen läßt, so hat das Lessing zuerst scharf ins Auge gefaßt. Er bemerkt in dieser Beziehung: „die Philosophie Leibnitzens ist sehr wenig bekannt, aber seine Theologie ist es noch weniger. Ich spreche nicht von derjenigen Theologie, welche alle Theile der Philosophie ausmacht, sondern von jener andern himmlischen Ursprungs, mit einem Wort von der christlichen. Die Art, wie diese in dem Kopfe unseres Philosophen existiert, wie sie sich zu den Principien der reinen Vernunft gefügt hat, welchen Einfluß sie sowohl auf das Leben des Philosophen, als auf seine Vernunftschlüsse und seine Darstellungsweise geübt hat, das ist es, was ich seine Theologie nenne, und welche, wie ich sage, sehr unbekannt ist, so werth sie auch ist, ganz aufgeklärt zu werden.“ Lessing strebt nun über Leibnitz hinaus, indem er auch die reale Denkbarkeit der christlichen Theologie gezeigt wissen will. Dabei hält er in Bezug auf Religion den Grundsatz fest: die Religion liegt im Gefühl; eine Ueberzeugung, der er bis an sein Ende treu blieb. Religion und Theologie ist bei ihm nicht dasselbe. „Sollen denn, müssen denn — schreibt er gegen Göze — alle Christen zugleich Theologen sein? Ich habe noch immer die besten Christen unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigsten wußten.“ Aber die Religion soll sich auch praktisch bewähren, sie soll zur That werden in der Liebe. Mit diesen Grundsätzen kam Lessing nach allen Seiten hin in Widerspruch, mit den Orthodoxen, wie mit den Freigeistern und den Philosophen. Von Jugend auf zeigte sich bei ihm eine Abneigung gegen die gelehrten Vertheidiger des Christenthums: Klopstock's Messias gilt ihm mehr als die Abhandlungen der Herren, die „durch ihre Beweise nichts beweisen, als daß sie das Beweisen hätten bleiben lassen sollen,“ und die „dem Geiste des Christenthums ganz entgegen sind, dessen Wahrheit mehr empfunden sein will,

als anerkannt, mehr gefühlt, als eingesehen." Noch weniger behagte ihm die rationalistische Richtung, zumal die, welche über Michaelis, Ernesti, Semler hinausgehend, insbesondere von Nicolai in Berlin vertreten wurde, der sich geradezu als einen Apostel der Aufklärung betrachtete. In einem Briefe an seinen Bruder heißt es in Bezug auf eine (1773) gegen die Berliner geschriebene Schrift: „Leibnitz von den ewigen Strafen": „So habe ich wirklich, meinst du, mit meinen Gedanken über die ewigen Strafen den Orthodoxen die Cour machen wollen? Du meinst, ich habe es nicht bedacht, daß auch sie damit weder zufrieden sein könnten, noch werden? Was gehen mich die Orthodoxen an? Ich verachte sie eben so sehr, als du; nur verachte ich unsre neumodischen Geistlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig und Philosophen lange nicht genug sind. Ich bin von solchen schalen Köpfen auch sehr überzeugt, daß wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tyrannisieren werden, als es die Orthodoxen jemals gethan haben." In einem andern Briefe an denselben (v. 2. Februar 1774) heißt es: „Ich sollte es der Welt mißgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein Jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Sudeleien einen andern Zweck hätte, als jene großen Absichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch nur meine eigene Art, wie ich dieses thun zu können glaube. Und was ist simpler als diese Art? Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen; ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis da man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken vergieße, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsere neumodische Theologie, gegen die Orthodoxen, als

Mistjauche gegen unreines Wasser?" Das vernünftige Christenthum der Rationalisten charakterisirt er anderswo treffend: „Schade, daß man so eigentlich nicht weiß, weder wo ihm die Vernunft, noch wo ihm das Christenthum sitzt." Die kirchliche Lehre scheint ihm keineswegs ein „Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen„ zu sein: dafür hält er vielmehr „das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie als sich das alte anmaßt." Und doch verdenkst du — heißt es in dem Briefe weiter — es mir, daß ich dieses alte vertheidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es, mit gänzlichem Ruine meines Hauses, stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen als meines eigenen." Im Jahre 1773 trat Nicolai mit seinem Sebaldus Nothanker hervor, der seiner Zeit eine große Rolle spielte und für die Geschichte der letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts noch immer wichtig ist. In dem 2. Bande (7. Abschnitt) kommt auch Lessing vor, und zwar in der Figur eines Predigers, der die Inconsequenz der neuen Theologie anpreist.

Der wichtigste Schritt, zu dem ihn seine philosophischen und theologischen Studien führten, war die Herausgabe der Fragmente eines Ungenannten, welche 1774 mit dem Fragment über die Duldung der Deisten begann. Wer dieser Ungenannte war, kann jetzt als ausgemacht betrachtet werden: es war der Professor am akademischen Gymnasium zu Hamburg, Hermann Samuel Reimarus, als Philosoph und Gelehrter seiner Zeit wohl bekannt, ein Anhänger der Wolfischen Philosophie. Dieser hatte eine Schrift, betitelt „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" in 5 Bü-

chern 1768 vollendet, die handschriftlich im Besitze seiner Kinder blieb, als der Vater 1768 starb. Auf einer Reise nach Hamburg im Jahre 1771 lernte Lessing im Hause der ihm befreundeten Familie das Manuscript kennen und nahm es mit nach Wolfenbüttel, weil es ihn in hohem Grade interessirte. Schon damals beabsichtigte er, die Schrift zu veröffentlichen, konnte aber wegen der darin enthaltenen Angriffe auf die historische Basis des Christenthums keinen Verleger finden. So blieb nichts übrig, als eine successive Veröffentlichung in den Beiträgen zur Litteratur und Geschichte, für die er Censurfreiheit hatte. Was war es aber, das Lessing so für die Schrift des Reimarus einnahm? Lessing ist oft und namentlich in neuerer Zeit mit dem Namen des „Suchenden" bezeichnet worden, und in der That ist mit diesem Namen auch das eigentliche Wesen Lessings getroffen. Er war kein Kritiker im gewöhnlichen Sinne des Wortes, auch kein Systemaufsteller und kein Ausarbeiter von Theorien, sondern ein Suchender, der überall auf den innersten Kern und tiefsten Grund der Dinge zu gelangen strebte. Höher als alle Ergebnisse der Wissenschaft stand ihm die Idee derselben, das unendliche Streben nach der Wahrheit: darum ist er wohl ein Skeptiker, aber von gar edler Art, dem es ein heiliger Ernst ist um das Auffinden der Wahrheit. Dieses Suchen derselben, dieses unermüdliche Ringen ist darum der eigentliche Kern seines Wesens, nirgends schöner ausgesprochen, als in den bekannten Worten*): „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine innere wachsende

*) Werke X, 53.

Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. — Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! — ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke, und sagte: „Vater, gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!"

Die Schrift des Reimarus kann als der Vorgänger von Strauß' Leben Jesu angesehen werden: wie der letztgenannte Theolog sich in der Betrachtung auf mythischen Boden stellt, so Reimarus auf historischen. Die Erzählung der Evangelisten ist ihm eine eigentliche, absichtliche Geschichtserzählung, die heilige Schrift eine profane, die Schriftsteller schreiben nach einem geheimen Plane, und wenn auch in guter Absicht, so doch ohne absichtliche Täuschung. Es war ein Angriff auf die gesammte historische Grundlage des Christenthums. An einer solchen Schrift mußte Lessing Antheil nehmen, oder er hätte nicht Lessing sein müssen. Nicht in dem Sinne, als ob ihm der Angriff an sich willkommen gewesen wäre, als ob er an der destruktiven Tendenz seine Freude gehabt hätte, sondern weil hier zur Prüfung aufgefordert ward, weil ein Weg zur Ergründung und Befestigung der wichtigsten Wahrheiten sich zu erschließen schien. In diesem suchenden Sinne ergriff er das Werk, in keinem andern; Herder hat ganz Recht, wenn er erklärt, daß Lessing auch die Ausgabe dieser Stücke allein und eigentlich zum Besten der Wahrheit veranstaltet habe. Denn das war seine unwandelbare Ueberzeugung, daß die Wahrheit, die Religion, das Christenthum durch Zweifel, Einwürfe und Prüfungen nicht gefährdet werde, sondern nur gewinne.

Es ist wohl hier der geeignetste Ort, um Lessings Stellung zum Christenthume, so weit es uns möglich, ins Auge

zu fassen: ein Thema, das vielfältig und in gar verschiedenem Sinne behandelt worden ist. Sicherlich irren diejenigen, welche ihn in die Reihe der Religionsverächter, neben einen Voltaire und ähnliche Freigeister stellen: Lessing erkannte die Religion als eine Angelegenheit des Herzens, der innern Erfahrung und war fest überzeugt, daß dieser innere Besitz durch keinen Zweifel und keine Prüfung entrissen werden könne. Aus vielen Stellen in seinen Schriften und Briefen, sowie aus seiner ganzen Lebensgeschichte, wird es unwidersprechlich klar, daß er weder atheistisch, noch auch im gemeinen Sinne des Wortes deistisch gesinnt war. Aber wen nennen wir einen Deisten? Doch wohl denjenigen, welcher eine positive Religion leugnet! Da möchte denn freilich Lessing ihnen beizuzählen sein, wenn er ausdrücklich Nathans verwerfendes Urtheil über die positiven Religionen zu dem seinigen macht. Nur daß dann immer noch zu erörtern bliebe, was eigentlich „positive" Religion sei. Da Lessing wiederholt sich für eine Offenbarung ausspricht, und diese noch dazu in einer nichts weniger als rationalistischen Weise auffaßt (wie könnte er sonst fragen: was ist eine Offenbarung, die nichts offenbart?): so sind wir wohl zu der Annahme berechtigt, er habe unter positiver Religion vielmehr eine in ihren Dogmen erstarrte verstanden. Die göttliche Offenbarung aber faßt er nicht kirchlich, sondern dachte sich dieselbe als nicht geschlossen, als einen stufenweisen Akt der Erziehung Gottes, eine Ansicht, die er in der Schrift über die Erziehung des Menschengeschlechtes in geistvollster Weise durchführte (1780).

Da nun ein Erfassen der tiefsten Tiefen des Christenthums, eine Aneignung der Versöhnungslehre ohne einen festen Glauben an die Offenbarung in Christo nicht wohl möglich ist, müssen wir allerdings bekennen, daß ein christliches Element im engern und tiefern Sinne in Lessing nicht vor-

handen ist: sagte er doch selbst mit der Demuth, die ihm bei aller geistigen Sicherheit eigenthümlich war: „ich bin nicht im Tempel, sondern nur am Tempel beschäftigt; auch ich kehre nur die Stufen, bis auf welche den Staub des innern Tempels die heiligen Priester zu kehren sich begnügen. Auch bin ich stolz auf diese geringe Arbeit; denn ich weiß am besten, wem zu Ehren ich es thue.“ Aber darum ihn aus dem Bunde der Christen ausstoßen, ihn einen Nichtchristen nennen — wer möchte das? wer dürfte das wagen? Doch nur die, welche einen sehr äußerlichen Maßstab anlegen, gerade diejenigen, gegen welche Lessing sich damals am schärfsten richtete, und die auch in unserer Zeit sich laut genug machen, die Anhänger eines starren Dogmatismus und Confessionalismus. Allerdings, soll dieser Maßstab zu ausschließlicher Geltung machen, so kann Lessing keine Gnade finden: denn während er von der Wahrheit und Echtheit des Christenthums fest überzeugt ist, unterwirft er sich weder der protestantischen noch der katholischen Kirchenlehre unbedingt. Am wenigsten den orthodoxen Lutheranern seiner Zeit, die ihm Luthers Geist zu verleugnen scheinen, bei dem er geschützt sein wollte. „Herr Pastor, — so schreibt er an seinen Gegner Göze — wenn Sie es dahin bringen, daß unsere lutherischen Pastores unsere Päpste werden, daß diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen, in der Schrift zu forschen, daß diese unserm Forschen, der Mittheilung unsers Erforschten, Schranken setzen dürfen: so bin ich der erste, der die Päpstchen wieder mit dem Papste vertauscht.“ So sehen wir ihn nach einer sehr wesentlichen Seite als den Verfechter des protestantischen Princips, ein Ausdruck, der freilich auch gemißbraucht werden kann und als Schild für uubegrenzten Subjektivismus gebraucht worden ist. Und noch Eins darf nicht übersehen werden: die anerkennende Stellung, die er

auch dem Katholicismus gegenüber einnahm. Wie er auch auf dem Boden der reformatorischen Ideen steht und wohl ihr bedeutendster Träger im ganzen 18. Jahrhunderte ist, er ist jener Exclusivität fremd, die so alltäglich ist und so verderblich, indem sie das Gute und Echte anderer Glaubensbekenntnisse nicht anerkennen will und anstatt Liebe, nur Haß nährt, anstatt zu sammeln, nur zerstreut. In dieser Toleranzidee liegt eines der wesentlichsten Momente der Lessingschen religiösen Anschauung und Ueberzeugung, und es ist gewiß kein auf der Oberfläche geschöpfter Gedanke, wenn ihm eine Union der Christen möglich und wünschenswerth scheint. Es ist zugleich ein schlagender Beweis gegen diejenigen, welche ihn zu dem Anhänger einer „natürlichen Religion" machen wollen, wenn wir lesen, wie er sich mit klaren Worten für die kirchliche Tradition aussprach*). „Sollte die Ueberlieferung gar nicht mit in Anschlag kommen, so müßte man behaupten, daß jeder vernünftige Mann, ohne im geringsten etwas von dem Christenthume zu wissen, das ganze Christenthum aus den neutestamentlichen Schriften einzig und allein ziehen und absondern könne; und daran zweifle ich sehr".

Berühmt ist besonders Lessings Streit mit dem schon erwähnten Hamburger Hauptpastor Göze geworden, der zwar erst in das Jahr 1778 fällt, aber nach seiner Veranlassung und seinem Inhalte hierher gehört. Derselbe Göze, mit dem Lessing oft und gern verkehrt hatte, so daß Göze für seinen „Vertrauten" gegolten, griff den Herausgeber der Fragmente an, indem er ihn geradezu der Feindschaft gegen die christliche Religion beschuldigte. Da Lessing die Entgegnung nicht schuldig blieb, entstand ein heftiger Streit, in welchem Lessing seinen berühmt gewordenen „Antigöze" schrieb, eine

---

*) Lessing's Werke. X., 244.

Reihe einzelner durch Scharfsinn, Geist und schlagende Kürze des Ausdrucks ausgezeichneter polemischer Artikel. Nicht oft ist ein litterarischer Streit mit so ungleichen Waffen geführt worden, wie dieser zwischen Lessing und Göze, der durch die Wucht der Lessing'schen Entgegnungen völlig erdrückt wurde. Man denkt sich darum auch unter dem Hamburger Pastor einen Finsterling und Ignoranten, und beurtheilt ihn weit strenger als recht und billig ist. Denn wäre Göze ein so bornierter und einseitiger Mensch gewesen, wie hätte da Lessing vorher mit ihm verkehren, ja in theologischen Dingen eher ihm zustimmen mögen, als dem freisinnigern Alberti? Wir haben schon oben bemerkt, daß Göze's konsequentes Wesen Lessing wohl gefiel, und eine achtungswerthe Aeußerung dieser Konsequenz ist der Kampf gegen die Fragmente und ihren Herausgeber. Und was nahm Göze anderes in Schutz, als was er als Theolog und Kirchendiener in Schutz zu nehmen verpflichtet war? In manchen Stücken möchte man Göze's Ansichten doch nicht verwerfen. Wenn es ihm, der die objektive Religion so wenig gefährdet meint als Lessing, gefährlich scheint, an der subjektiven Religion, an dem Glauben der Einzelnen, zu rütteln, hat er da Unrecht? Freilich ist Lessings dagegen ausgesprochne Ueberzeugung großartiger, daß die Wahrheit über alles gehe, und die Glaubensruhe des Einzelnen dagegen nicht in Betracht komme. Aber wenn er alles Gewicht auf den „denkenden Christen" legt, ist darin nicht ein Widerspruch gegen jene andere Ansicht enthalten, nach der die Religion Sache des Herzens war?

Der Eindruck, den die Fragmente und die begleitenden Schriften Lessings machten, war außerordentlich; die Anstrengungen, welche die Gegner machten, blieben nicht ganz ohne Erfolg. Im Jahre 1778 ward von der Braunschweigischen Regierung der Waisenhausbuchhandlung, in welcher

die Beiträge und die polemischen Artikel gegen Göze erschienen waren, aufgegeben, von Lessing kein Manuscript mehr anzunehmen, das nicht vom fürstlichen Ministerio approbiert sei: von dem dritten und vierten Theile der Beiträge sollte kein Exemplar mehr verkauft werden. Lessing machte Gegenvorstellungen, erhielt aber unter dem 13. Juli ein noch schärfer gehaltenes Rescript, in dem ihm die Censurfreiheit entzogen, und er aufgefordert wurde, das Manuscript der Fragmente einzusenden. Es versteht sich ganz von selbst, daß diese Schritte gegen die Beiträge diese erst recht zum Gegenstande der allgemeinsten Neugierde machten: vor dem Verbote waren sie in der That sehr wenig gelesen worden. Auch in Kursachsen wurden die Schriften gegen Göze verboten und zwar mit dem nämlichen Erfolge. Darauf folgte dann in Braunschweig noch ein weiterer Schritt, indem Lessing die Weisung erhielt, in Religionssachen weder im Lande noch außerhalb irgend etwas ohne Genehmigung des Ministeriums drucken zu lassen. Daran kehrte er sich aber nicht, sondern ließ 1778 noch „der nöthigen Antwort erste Folge" drucken und würde gewiß dabei sich nicht beruhigt haben, wenn nicht Göze es vorgezogen hätte, ferner stumm zu bleiben. Von Seiten der Regierung geschah nichts, ja es wurden sogar die verbotenen Theile der Beiträge wieder freigegeben.

Im Zusammenhange mit den wissenschaftlichen Studien, welche Lessing in Wolfenbüttel beschäftigten, und mit den durch jene hervorgerufenen Schriften, Streitigkeiten und Verwicklungen steht das dritte und letzte große Erzeugniß seiner dramatischen Muse, Nathan der Weise. Am 11. August 1778, als er sich gerade zu einem neuen Angriffe auf Göze rüstete, schrieb er an seinen Bruder nach Berlin: „Noch weiß ich nicht, was für einen Ausgang mein Handel nehmen wird. Aber ich möchte gern auf einen jeden gefaßt sein. Du weißt

wohl, daß man das nicht besser ist, als wenn man Geld hat, wie viel man braucht; und da habe ich diese vergangene Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir wohl damals nicht träumen ließ. Wenn du und Moses es für gut finden, so will ich das Ding auf Subskription drucken lassen, und du kannst nachstehende Ankündigung nur je eher je lieber ein paar hundertmal auf einem Oktavblatte abdrucken lassen und ausstreuen, so viel und so weit du es für nöthig hältst. Ich möchte zwar nicht gern, daß der eigentliche Inhalt meines Stückes allzufrüh bekannt würde; aber doch, wenn Ihr, du oder Moses, ihn wissen wollt, so schlagt das Decamerone des Boccaccio auf: Giornata I, Nov. III, Melchisedech Giudeo. Ich glaube, eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben, daß sich alles sehr gut soll lesen lassen, und ich gewiß den Theologen einen ärgern Possen damit spielen will, als noch mit zehn Fragmenten."

Anfangs November war das Stück im Wesentlichen beendet, sollte aber erst zur nächsten Ostermesse erscheinen, damit alles noch gehörig geprüft und gefeilt werden könnte. Um die angegebene Zeit erschien es auch bei Voß in Berlin, „ein Sohn seines eintretenden Alters — schrieb der Dichter an F. H. Jakobi —, den die Polemik entbinden helfen".

Der Inhalt des Stückes kann wohl als bekannt vorausgesetzt werden: hat es doch gerade in neuerer Zeit sich mehr und mehr auf der Bühne eingebürgert. Für diese war es auch bestimmt: das Theater, seine „alte Kanzel", sollte der Schauplatz seiner Predigten werden; „ich will ihm den Weg nicht verhauen, — heißt es in einem Briefe an den Berliner Bruder — endlich doch einmal auf's Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre." Aber er nennt

das Stück nicht Tragödie, oder mit sonst einem der üblichen Namen, sondern „dramatisches Gedicht", weil es sich den herkömmlichen Gattungen der dramatischen Poesie nicht gut einfügen ließ. Inhalt wie Entstehung des Stückes zeigen das didaktische Element im Nathan als wesentlich mitwirkend, aber doch nicht so vorherrschend, daß das Drama darüber aufhörte, Drama zu sein und zur bloßen Form herabsänke. Auch im Nathan zeigt sich Lessing als Meister in der Anlage des Plans und in der Zeichnung der auftretenden Personen, und wie auch der sententiöse Dialog vorwiege, es ist doch so viel Wärme und Weichheit, so viel echte Poesie im Nathan, daß wir nirgends mehr die dichterische Begabung des Verfassers bewundern. „Eine heitere Naivität, die ihn so wohl kleidet", findet Göthe im Nathan, der Lessing in den Gedichten epigrammatisch, knapp in der Minna, in der Emilia lakonisch nennt.

Schon zu Lessings Zeit war das Urtheil über Nathan getheilt, neben maßloser Verehrung stand maßlose Verketzerung. Während Herder hoch erfreut war, Gleim in seiner Weise den Verfasser einen „Gott und keinen Atheisten" nannte, wurde das Stück in Kursachsen (Juli 1779) verboten. Während die Einen sich am Nathan erbauten, erblickten die Anderen darin einen Angriff auf das Christenthum. Und im Ganzen steht es auch heute noch so: während die Tendenz des Dramas Vielen so bedenklich scheint, daß z. B. wiederholt die Lektüre des Nathan auf Schulen verboten worden ist, eignen sich Andre unverholen diese Tendenz an. Diese Tendenz aber ist keine andre als die, in der „Erziehung des Menschengeschlechtes" ausgesprochene, insbesondere in der Erzählung von den drei Ringen liegt sie klar vor uns. Nicht sowohl auf das Bekenntniß, auf die Aneignung des Dogmas, sondern auf die praktische Bewährung der Religion, auf die

Früchte derselben kommt es an, auf den Geist der Liebe, der auch nach Lessing der Geist des Christenthums ist. Der Nathan ist die Idealisierung der Toleranz- und Humanitätsidee und darum in seinem Grund und Kern unverwerflich; ob aber der Dichter frei von aller Einseitigkeit geblieben ist, das werden selbst diejenigen bezweifeln dürfen, die mit ihm an der Möglichkeit eines „christlichen Drama's" zweifeln.

Nathan der Weise ward zuerst in Berlin (am 14. April 1783), hierauf in Presburg aufgeführt, zum Repertoirstück aber erst im 19. Jahrhundert, namentlich durch Iffland und Seydelmann erhoben.

Während wir die litterarische Thätigkeit Lessings, sein wissenschaftliches und poetisches Schaffen in der letzten Periode seines Lebens zusammenhängend betrachtet haben, sind wir in der Darstellung seines äußern Lebensganges bei seinem Uebergange von Hamburg nach Wolfenbüttel, bei dem Eintritte in das Bibliothekariat daselbst stehen geblieben.

Der Beziehung Lessings zu der Wittwe des Kaufmanns König ist schon Erwähnung gethan: seit seinem Weggange von Hamburg standen sie in lebhafter Correspondenz. Bei Gelegenheit einer Reise nach Hamburg im Herbste 1771 fand seine Verlobung mit ihr statt. Da aber die Heirath erst nach Abwicklung der Angelegenheiten ihres verstorbnen Mannes vollzogen werden sollte, beschlossen beide Verlobte, zunächst ihren Plan vor der Welt, und selbst vor den nähern Freunden, geheim zu halten. Ueber die Wahl ihres gemeinschaftlichen Wohnortes ward lange hin und her berathen, da Frau König in Wien das Geschäft ihres Mannes fortzuführen dachte, und Lessing damals sich mit dem Gedanken an die Akademie der Wissenschaften trug. Beide Aussichten verwirklichten sich nicht: die Resultate der König'schen Geschäftsauseinandersetzungen schienen ungünstig, und in Bezug auf

die Akademie und andere Projekte ward es immer klarer, daß in Wien nichts zu erwarten war, am allerwenigsten für einen Protestanten. Wien wurde wohl aufgegeben, Wolfenbüttel aber darum nicht sogleich beibehalten, vielmehr war in Lessing wieder die alte Unruhe und Veränderungslust, die ihn so oft von Ort zu Ort getrieben, erwacht. Es kamen körperliche Leiden, die sich namentlich seit 1771 öfters einstellten, hinzu, eine geistige Ermattung und Abspannung und in ihrem Gefolge der schlimme Gast, die Hypochondrie, die ihm den Aufenthalt in Wolfenbüttel, die ihm Amt und Leben verleideten. Im Anfange des Jahres 1773 eröffnete sich eine neue Aussicht, indem der Erbprinz Ferdinand Lessing zu sich berief: er sollte neben dem Bibliothekariate noch in eine weitere Beziehung zum Hofe treten, durch Uebernahme einer Stelle, welche bisher der Probst Lichtenstein zu Helmstädt bekleidet hatte, ohne dadurch viel mehr in Anspruch genommen zu sein. Lessing gieng darauf ein, da die Stellung auskömmlich genug zu werden versprach, um einen erweiterten Haushalt zu stützen, aber die Entscheidung ließ auf sich warten. Wochen und Monate vergiengen, ohne daß etwas in der Sache geschah, Lessing gerieth in solche Verstimmung, daß er 4 ganze Monate selbst gegen seine künftige Gattin schwieg. So wäre denn fast ein anderes Projekt ernstlich in Gang gekommen, nemlich eine Berufung Lessings an die Universität Heidelberg, so abgeneigt er gegen das Docieren auf Universitäten war. Da entschloß er sich zu einer Reise, um sich durch einen gewaltsamen Schritt Luft zu machen und nicht im Schlamme zu ersticken. Er gieng am 9. Februar nach Leipzig, wo er sich zwei Tage aufhielt und das alte Verhältniß zu seinem alten Freund Weiße wenigstens halb und halb wieder herstellte. In Berlin, wohin er sich darauf begab, dachte man daran, ihn für Preußen zu gewinnen, aber Karl Lessing kannte seinen Bruder zu gut, als daß er eine Professur am Joachims-

thal für ihn hätte passend finden können. Von Berlin reiste er nach Wien, vermuthlich mit auf Zureden des kaiserlichen Gesandten am Berliner Hofe, Herrn von Swieten; namentlich aber deshalb, weil Frau König nach mehrjährigem Aufenthalte in Wien es endlich zum Abschluß ihrer Angelegenheiten gebracht hatte. Durch die Unterstützung des Staatsraths von Gebler, der sich für Lessing lebhaft interessirte, war das Resultat weit günstiger ausgefallen, als vorher hatte erwartet werden können: für sich und ihre Kinder konnte sie der Zukunft ziemlich ruhig entgegensehen. Damals gerade körperlich leidend, hoffte sie doch gegen Ostern Wien verlassen zu können und bat Lessing deshalb, sich so lange in Wien zu verweilen, damit sie die Rückreise in seiner Gesellschaft antreten könne. Nachdem sich dieser in Dresden eine Verlängerung seines Urlaubes ausgewirkt hatte, reiste er nach Wien und traf daselbst Ende März ein. Man nahm ihn nicht bloß freundlich, sondern mit überraschender Zuvorkommenheit auf: überall war man von seiner Persönlichkeit begeistert, im Theater wurde bei einer Aufführung der Emilia ein Vivat auf ihn ausgebracht. „Noch nie ist — schreibt Herr von Gebler — ein deutscher Gelehrter hier mit solcher Distinktion aufgenommen worden."

Als sich Lessing ungefähr zehn Tage in Wien befand, traf daselbst der jüngste Prinz von Braunschweig, Leopold, ein. Der Kaiserin Maria Theresia gefiel dieser in solchem Grade, daß sie ihm ein Regiment und ein ansehnliches Jahrgeld anbot. Da aber des Prinzen Mutter, eine Schwester Friedrichs des Großen, ihren Sohn lieber in Preußischen Diensten sah, verzögerte sich die Entscheidung über den Antrag. Das bestimmte den Prinzen, eine Reise nach Venedig zu unternehmen, für die er um Lessings Begleitung bat, indem er ihm zugleich versprach, sich bei seinem Vater in Braunschweig nachdrücklich

für ihn verwenden zu wollen. So erfüllte sich ein lange gehegter Wunsch Lessings, und zwar komisch genug, in einem Augenblicke, als er es weder vermuthete, noch im Grunde zu einer solchen Reise rechte Lust hatte. Ehe er aber Wien verließ, was Niemandem weniger gelegen kam als seiner Verlobten, die nun, da eben alle Hindernisse überwunden schienen, ihre Reise allein antreten mußte —, widerfuhr ihm noch die Auszeichnung, von der Kaiserin zu einer Unterredung beschieden zu werden. Von dem Inhalte derselben ist nur so viel bekannt, daß Maria Theresia Lessing um sein Urtheil über die österreichischen Bildungszustände befragte, eine Frage, auf die er die in seiner Lage einzig passende Antwort gab, daß er sich nicht genug Kenntniß davon habe verschaffen können, um ein Urtheil zu fällen. Die Kaiserin nahm das für einen Tadel und fragte weiter, woran die Schuld liege, daß es mit dem guten Geschmacke nicht recht fort wolle: was aber Lessing weiter darauf geantwortet, ist leider nicht bekannt geblieben. Aber so viel ist gewiß, sie entließ ihn mit Wohlwollen und schickte ihm ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben an den Grafen Firmian in Mailand. Vor seiner Abreise, die am 25. April erfolgte, sendete Lessing noch eine Kiste mit Büchern und eigenen Arbeiten, unter denen sich 40 neue Fabeln und eine Abhandlung über die Einrichtung eines deutschen Wörterbuches befanden, nach Wolfenbüttel. Diese gieng verloren, und niemals ist von ihrem Inhalte eine Spur entdeckt worden.

Am 7. Mai gelangten die Reisenden nach Mailand, am 23. Mai nach Venedig, wo die Vermählungsfeier der Republik mit dem adriatischen Meere am Himmelfahrtsfeste stattfand. Von da giengen sie über Bologna nach Florenz, Livorno, Korsika, Genua, Turin, Alessandria, Pavia, Parma, Bologna, von hier nach Rom, wo sie am 22. September eintrafen und bis zum 4. Oktober verweilten. Zu der Audienz, welche der Prinz

Leopold bei Papst Pius VI. hatte, wurde auch Lessing zugelassen, auf den die würdevolle Erscheinung des noch kräftigen Greises einen ungewöhnlichen Eindruck machte. Von Rom dehnten sie ihre Reise bis Neapel aus, wo sie am 17. Oktober anlangten. Hier erhielt der Prinz eine Staffette, daß der König von Preußen ihn zum Inhaber eines Regimentes zu Frankfurt an der Oder ernannt habe. Damit war der Reise ein Ziel gesteckt, Lessing begleitete den Prinzen noch bis München, von wo dieser sich zu seinem Regimente nach Frankfurt, Lessing sich nach Wien begab. Es war am Weihnachtsabend 1775, daß er in Wien wieder eintraf, wo er sich nur kurze Zeit aufhielt, und allen hohen Gönnern aus dem Wege gieng; denn er war jetzt entschlossen, in Wolfenbüttel zu bleiben, vorausgesetzt, daß sich seine Stellung einigermaßen verbesserte. Ueber Dresden, wo sich der Kurfürst Friedrich August III. sehr lebhaft für ihn interessierte, und Berlin kehrte er nach Braunschweig zurück, und traf daselbst nach zehnmonatlicher Abwesenheit am 23. Februar 1776 wieder ein. Endlich ward auch über sein längeres Verbleiben in Wolfenbüttel entschieden, indem nach langem Schwanken und Zögern sein Gehalt auf 800 Thaler erhöht und ihm eine Amtswohnung angewiesen, auch der Titel eines Hofraths verliehen wurde. Nachdem er im Sommer noch einmal kurze Zeit in Hamburg gewesen war, seine Braut in ihren geschäftlichen Arbeiten zu unterstützen, reiste er Anfangs Oktober abermals dahin und feierte am 8. Oktober in aller Stille seine Vermählung. „Meine Frau ist — schrieb er an seine Schwester — in allen Stücken so, wie ich mir sie längst gewünscht habe; eben so herzlich gut und rechtschaffen, als wir nur immer unsre Mutter gegen unsern Vater gekannt haben.“ Und an seinen Bruder Karl: „Wenn ich dich versichere, daß ich sie immer für die einzige Frau in der Welt gehalten, mit welcher ich

mich zu leben getraute, so wirst du wohl glauben, daß sie Alles hat, was ich an einer Frau suche. Wenn ich also nicht glücklich mit ihr bin, so würde ich gewiß mit jeder anderen noch unglücklicher gewesen sein."

In den Herbst des Jahres 1776 fielen noch langwierige, sich in das nächste Jahr hinein erstreckende Verhandlungen mit dem kurpfälzischen Hofe. Man wollte in Mannheim, wo bereits seit 1763 eine Akademie der Wissenschaften, seit 1775 eine deutsche Gesellschaft bestand, ein Nationaltheater gründen. Dabei richtete man sein Augenmerk auf Lessing, aber gieng nicht gerade auf das Ziel los, sondern auf einem Umwege, indem man ihn zuerst zum Mitgliede der Akademie ernannte und ihm eine Pension von 100 Louisd'or antrug, ohne vom Theater und von Theaterarbeiten zu reden. Als aber Lessing sich weiter auf die Sache einließ, trat das Theaterprojekt in den Vordergrund, man wünschte sogar, daß er die Schauspieler engagiere. Im Januar 1777 reiste er, in seinen Erwartungen schon sehr herabgestimmt, nach Mannheim, und erlangte bald die Gewißheit, daß dort für ihn kein rechtes Terrain war. Was man bot, war glänzend, aber unsicher, und selbst der Minister Hompesch konnte nicht entschieden vorgehen, da er mit einer mächtigen Gegenpartei am Hofe zu kämpfen hatte. Die Unterhandlungen zerschlugen sich, und man war auf pfälzischer Seite unnobel genug, die anfänglich ohne Klausel gebotene Pension von 100 Louisd'or zurückzuziehen oder vielmehr sich zu stellen, als ob Lessing sie selbst abgelehnt habe.

Das Ende des Jahres 1777, das man wohl als das ruhigste und glücklichste im Leben unsers Dichters bezeichnen darf, hob ihn auf den Gipfel seines häuslichen Glückes. Es wurde ihm ein Sohn geboren, aber er verlor ihn noch an demselben Tage und wenige Tage darauf auch seine Gattin. Die Briefe an seinen Bruder Karl und an Eschenburg sind erschütternde

Zeugnisse für die furchtbaren Gemüthsbewegungen jener Tage. Am 3. Januar schreibt er an Eschenburg: „— Ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? Daß er so bald Unrath merkte? War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen." Am 10. Januar meldet er dem Freunde den Tod seiner Frau: „Meine Frau ist todt; und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen, und bin ganz leicht." Und an Karl Lessing schreibt er am Tage des Begräbnisses: „Wenn du sie gekannt hättest! Aber man sagt, es sei nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts von ihr. Aber wenn du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen als unser Freund Moses mich gefunden hat: so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden." Aber er hatte auch viel verloren: man höre nur, was Spittler, damals als junger 25jähriger Magister, täglicher Gast im Lessing'schen Hause, von Lessings Frau berichtet: „Eine solche Frau hoffe ich nimmer noch kennen zu lernen. Die unstudierte Güte des Herzens; immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die sie auch durch die bezauberndste Sympathie Allen mittheilt, welche das Glück haben, mit ihr umzugehen. Das Beispiel dieser großen, würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Ge-

schlechte unendlich erhöht, und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel gewesen, um sie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen."

Mit seiner Gesundheit gieng es seit dem Schlage, der ihn mit dem Verluste seiner Frau getroffen, fast unaufhaltsam abwärts: in seiner physischen und geistigen Erscheinung bemerkte man eine auffallende Veränderung. Namentlich überfiel ihn leicht in Gesellschaft, selbst im heitersten Kreise, wo sonst sein Witz geglänzt hatte, eine unbezwingliche Schlafsucht, aus der er sich gewöhnlich mit der Frage: „Nun was gibt's" nach einiger Zeit wieder aufraffte. Im Sommer 1779 war er oft bettlägerig, und im darauf folgenden Winter verschlimmerte sich sein Zustand noch, auch im Sommer 1780 trat eine wesentliche Besserung nicht ein. In diesen Sommer fällt ein Besuch des Philosophen F. H. Jakobi bei Lessing, der einige Tage in Wolfenbüttel verweilte: ihre Gespräche bewegten sich vorzugsweise auf philosophischem Gebiete und haben zu allerlei Streitigkeiten darüber Anlaß gegeben, ob Lessing dem System des Spinoza zugethan gewesen sei oder nicht. Jakobi, dem es nicht entgieng, wie ernstlich leidend sein Freund war, lud ihn zu sich nach Pempelfort ein, aber schon fühlte Lessing, der im Herbste 1780 noch einmal kurze Zeit in Hamburg war, daß er größere Reisen nicht mehr unternehmen könne. Auch litt er gemüthlich, das Gefühl seiner Vereinsamung lag schmerzlich auf ihm. „Die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu bezeugen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. — Auch ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen, und bin jetzt ein so fauler, knorrichter Stamm! Ach lieber Freund, diese Scene ist aus!"—So schrieb er am 17. December an Mendelssohn.

Das Jahr 1781 begann unter ungünstigen Auspicien: er fühlte sich höchst engbrüstig, seine Arbeitskraft war so gebro-

chen, daß er bisweilen nicht zwei Zeilen zu schreiben vermochte, er ward gleichgültig und stumpf gegen Alles. Im Februar zog er von Wolfenbüttel nach Braunschweig, um sich daselbst zu zerstreuen. Am 13. Februar kam er Abends aus einer Gesellschaft unwohl nach Hause: er hatte sogar die Sprache verloren. Gleichwohl wollte er keinen Arzt zuziehen, und erst nach einer sehr schlecht zugebrachten Nacht gelang es den dringendsten Bitten eines Freundes, ihn dazu zu bringen. Der Arzt verordnete Aderlaß und Zugpflaster, wodurch einige Erleichterung eintrat. Am 15. Februar befand er sich über Erwarten gut und konnte die Besuche theilnehmender Freunde annehmen, mit denen er heiter scherzte. Es war das letzte Aufflackern seiner Lebenskraft! „Am Abend dieses verhängnißvollen Tages — so berichtet seine Stieftochter Amalie König — saß die bekümmerte Tochter vor der Schwelle des Krankenzimmers, um vor dem Auge des geliebten Vaters ihre Thränen zu verbergen. Man meldete dem Kranken, daß im Vorzimmer Freunde zum Besuch seien. Da öffnet sich die Thür, und Lessing tritt herein, ein Bild des herzzerschneidendsten Anblicks! Das edle Antlitz, schon durch hippokratische Züge markiert, und vom kalten Todesschweiße überdeckt, leuchtet von himmlischer Verklärung. Stumm, und unter einem unaussprechlich seelenvollen Blicke, drückt er seiner Tochter Hand. Darauf neigt er sich freundlich gegen die übrigen Anwesenden, und mit so entsetzlicher Anstrengung es auch geschieht, nimmt er ehrerbietig seine Mütze vom Haupte, aber die Füße versagen den Dienst; er wird zum Lager zurückgeführt, und ein Schlagfuß endet, auch dem ängstlichsten Besorgnisse noch überraschend, das theure Leben!" — Am 20. Februar fand das Begräbniß statt. Lessings Ruhestätte ist auf dem Magni-Kirchhofe zu Braunschweig. Die angesehensten Männer der Stadt bildeten den Trauerzug, in dem sich auch

der Dichter Leisewitz befand. Mehrere Bühnen, unter dem Vorgange der Berliner, veranstalteten eine Todtenfeier zu Ehren des Verstorbenen.

Lessings Gestalt war fast über mittlerer Größe, seine Figur eher etwas gedrungen als schlank. Die Haltung seines Körpers war gerade und höchst natürlich, nichts Gezwungenes, nichts Gewaltsames in Stellung, Gang, Bewegung. Ohne schön zu sein, war seine Gestalt doch ebenmäßig, der Gesammteindruck wohlthuend. Neben natürlicher Grazie besaß er ein lebhaftes Gefühl für das Schickliche, so daß er sich selbst im engsten Familienkreise eine Nachlässigkeit in seiner Haltung niemals erlaubte. Das Schönste an ihm war der Kopf, an diesem wiederum das klare, tief dunkelblaue Auge von entschiedenem, ungetrübtem Blicke: dabei lag darin der Ausdruck herzgewinnenden Wohlwollens. Sein Haar trug er von der Stirn nach dem Nacken zu gekämmt, an den Schläfen zu einer Locke gekräuselt, hinten in einem Haarbeutel endend. Das Haar war lichtbraun, er trug übrigens nach damaliger Sitte eine Perrücke. In seiner Kleidung war er sehr sorgsam, trug sich elegant, ohne in's Stutzerhafte zu verfallen, was den angenehmen Eindruck seiner Erscheinung nur erhöhte. Dazu kam die Freundlichkeit und Anspruchslosigkeit seines Wesens, die Vereinigung von Anmuth und Lebhaftigkeit, sowie eine überaus wohlklingende Stimme. Er gehört zu den wenigen großen Männern, die durch ihre persönliche Erscheinung noch gewannen. Unter den Bildnissen, die wir von Lessing besitzen, ist das gelungenste dasjenige, welches Gleim besaß und jetzt sich im Besitz des Domgymnasiums zu Halberstadt befindet; das schönste Denkmal aber ist das Lessings-Monument in Braunschweig, ein Werk des großen Bildhauers Ernst Rietschel in Dresden, das am 29. September 1853 enthüllt wurde, eine kolossale Statue auf einem granitnen Fußgestell.

Ueber Lessings Stellung in unsrer deutschen Litteratur, oder wie man richtiger sagen würde, über seine Bedeutung für die Geschichte des deutschen Geisteslebens haben wir in der Biographie selbst die nöthigen Andeutungen gegeben. Sie zu einem vollständigen und treuen Bilde zusammenzufassen, der schweren Aufgabe, einem Lessing gegenüber fast unerfüllbar, dürfen wir uns hier deshalb entziehen und auf die früheren einzelnen Erörterungen verweisen. Aber die Ueberzeugung werden wohl auch unsre Leser, wenn sie ihnen vorher nicht eigen war, gewonnen haben, daß Lessing eine der hervorragendsten Persönlichkeiten nicht bloß in unsrer geistigen Entwicklungsgeschichte, sondern überhaupt einer der größten Geister war, die jemals und irgendwo auf Erden gelebt haben. Und wenn irgend etwas geeignet ist, diese Ueberzeugung zu befestigen und zu verstärken, so ist es die Wahrnehmung, wie das Ansehen und die Geltung Lessings von Jahr zu Jahr wächst. Während unsre Zeit so manche jüngere Litteraturgröße bei Seite geschoben hat und den Annalen der Geschichtsschreiber überläßt, hat sie von Jahr zu Jahr ein lebhafteres Interesse für Lessing gezeigt, und ihm zuerst ist die andern deutschen Klassikern leider noch vorenthaltene Ehre widerfahren, der deutschen Nation in einer wissenschaftlich bearbeiteten Ausgabe seiner Werke vorzuliegen. — Und vielleicht ist es keine allzu kühne Annahme, daß eine gerechte und warme Anerkennung mehr und mehr gerade Lessing zu Theil werden, daß diese Anerkennung sich nach und nach auch auf Gebieten äußern werde, auf denen er bisher noch vielfach verkannt, wenn auch andrerseits vielleicht ebenso ungerecht vergöttert worden ist, daß, um es kurz zu sagen, auch heute, 74 Jahre nach seinem Tode, Lessing noch eine Zukunft hat.

Justus Möser.

Unter den litterarischen Erscheinungen des 18. Jahrhunderts finden sich nur wenige, die einen so durchaus wohlthuenden Eindruck auf Jeden machen, der nur einigermaßen näher an sie herantritt, wie Justus Möser, der biedere und liebenswürdige „advocatus patriae", der echteste Volksfreund des vorigen Säkulums. Gleichwohl ist gerade er mehr als mancher Andere dem Schicksal verfallen, eine litterarische Berühmtheit zu sein, deren Namen man wohl nennt, deren Werke aber ungekannt bleiben. Ja bei ihm kann man sogar behaupten, daß selbst die Litteraturgeschichte, trotz ihrem guten Gedächtniß selbst für das Unbedeutende, die Rolle einer karg zumessenden Stiefmutter spielt*). Erst in allerneuester Zeit**) hat sich die Aufmerksamkeit wieder lebhafter ihm zugewendet, und man mag das billig als ein gutes Zeichen betrachten, daß eine solche durchaus gesunde Erscheinung in dem Interesse unserer Zeitgenossen sich hebt und hält.

Mösers Familie stammt aus der Kurmark; in der Stadt Brandenburg an der Havel lebte gegen das Ende des 16. Jahrhunderts der Rathsverwandte Georg Möser, dessen Sohn Zacharias Conrector in Magdeburg, hierauf Rector in Kiel,

*) Vilmar's Litteraturgeschichte erwähnt Möser gar nicht.
**) Justus Möser geschildert von F. Kreyßig. Berlin 1857.



zuletzt Conrector am Johanneum in Hamburg war, wo er 1682 starb. Sein ältester Sohn Johann siedelte nach Osnabrück über, wohin er als erster Prediger an der Marienkirche berufen ward. Dessen einziger Sohn Johann Zacharias (geb. 1690) ward ebendaselbst Kanzlei- und Konsistorialdirektor; das zweite Kind seiner Ehe mit Regina Gertrud Elverfeld ist der nachmals so berühmt gewordene Justus Möser, der am 14. December 1720 geboren wurde.

Von unsers Möser Jugendgeschichte ist nicht viel bekannt; auch die ausführlichste Biographie, die wir besitzen, von Fr. Nicolai, gibt nicht viel mehr, als was Möser selbst berichtet. Was seine Erziehung betrifft, so heißt es in dem Fragment, das nur Möser darüber hinterlassen hat, er habe sie so gut und nicht besser als Andere seines Gleichen empfangen; besonders fleißig sei er eben nicht gewesen, habe aber geschwinder gelernt als Andere, und das Wenige, was er gewußt, glücklicher angewendet als sie; er sei der Liebling der Mutter und ihr guter Junge in der Haushaltung gewesen, der in der Obstlese lieber auf einem Baume als hinter einem Buche gesessen habe. Man wird in manchen Stücken an Göthe's Jugend erinnert. Beide sind aus dem Bürgerstande hervorgegangen, und ist auch Frankfurt der westphälischen Stadt an Größe und Bedeutung weit überlegen, so zeigt sich doch in den eigenthümlichen Verhältnissen Osnabrücks Manches, was den Vergleich mit jenem zuläßt. Bei Göthe wie bei Möser ist das elterliche Haus bürgerlich einfach, aber wohlstehend, so daß Sorge und Mangel nicht an den Familienkreis herantreten. Hier wie dort zeigt sich eine wesentliche Verschiedenheit in den Charakteren des Vaters und der Mutter, und wenn in dem Kanzleidirektor Möser Manches an den Rath Göthe erinnert, so lassen selbst die dürftigen Notizen, welche wir über Möser's Mutter besitzen, auf ein Stück geistiger Verwandtschaft mit Frau Aja schließen.

Nur zwei Jugenderlebnisse von einiger Bedeutung sind uns aufbehalten. Es wird von einer gelehrten Gesellschaft erzählt, welche der Knabe, kaum zwölfjährig, mit einigen Schulkameraden gegründet hat. Sie machten sich ihre eigne Sprache, Grammatik und Wörterbuch, Möser redigierte ihre Zeitung und stach das Gesellschaftssiegel. Wenn dazu gesetzt wird, daß selbst körperliche Strafen sie kaum von dieser Thorheit hätten abbringen können, so darf man wohl daran zweifeln, daß die Osnabrücker Pädagogen ihre Schüler für die Schulaufgabe zu gewinnen und an dieselbe zu fesseln verstanden; es liegt wohl ein Stück Erfahrung zu Grunde, wenn Möser nachmals so entschieden gegen die lateinische Schule und ihre Methode spricht. Aber zeigt sich nicht auch der Trieb zur Selbstthätigkeit, die Produktionskraft, die Selbständigkeit, der Humor, so wesentliche Eigenschaften des späteren Mannes, schon in dem Knaben? — Das andere Erlebniß ist ein ernsthafterer, ja bedenklicher Jugendstreich. Ein beklagenswerther Fehltritt, über dessen Veranlassung nichts Weiteres berichtet wird, brachte den fünfzehnjährigen Knaben zu dem tollen Entschlusse, das väterliche Haus zu verlassen: es war die Furcht vor des strengen Vaters Strafe, die ihn forttrieb. In Münster gieng der knappe Reisepfennig zu Ende; nach langem Kampfe zwang ihn der Hunger, einen Vorübergehenden um eine Gabe anzusprechen. Der Angesprochene, ein Domherr, gab dem Knaben sechs Pfennige, redete ihm aber ernstlich ins Gewissen, daß er heimkehren möge; das Aeußere des Knaben mochte ihn den Zusammenhang ahnen lassen. Justus gieng nach Iburg, wo sein Vater ein Haus besaß, um sich mit Wäsche und anderem Bedarf zu versehen: denn er wollte nach Amsterdam. Seine Mutter aber erfuhr, daß er nach Iburg gegangen war, beeilte sich, ihn zu holen, und wußte den Zorn des Vaters zu beschwichtigen.

In den Jahren 1740 und 1741 studierte er in Jena, 1742 in Göttingen, an zwei Universitäten, welche damals in großer Blüthe standen: namentlich wurde Jena von Studierenden aus allen deutschen Gauen besucht. Möser studierte Jurisprudenz, aber so wenig uns auch direkte Nachrichten über seine Studienweise belehren, man darf doch mit Bestimmtheit annehmen, daß er sich nicht auf das eigentliche Fachstudium, die Brotwissenschaft, beschränkte, und daß er dieser sich in eigenthümlicher, selbständiger Weise widmete. Mit gelehrten Quisquilien, die damals im Universitätswesen eine große Rolle spielten, gab er sich nicht ab, desto mehr mit rechtshistorischen Forschungen. Auch war er der systematischen Philosophie nicht hold, sondern wendete sich lieber den neueren Litteraturen, der deutschen, französischen, englischen, zu. Der Der französischen Sprache war er schon im elterlichen Hause, wo ziemlich viel darauf gehalten wurde, kundig geworden, und hatte namentlich den Marivaux oft gelesen.

Nach seiner Heimkehr ward er 1742 Sekretär der Osnabrückischen Ritterschaft, 1744 Advokat, 1747 advocatus patriae, d. h. der Anwalt des Staates in Rechtsstreitigkeiten. 1746 heirathete er die Tochter des Geh. Sekretär Brouning, Regina Juliane Elisabeth Brouning, die ihm bis zu ihrem Tode (1787) eine treue und treffliche Lebensgefährtin war und ihm zwei Kinder gebar, von denen nur die Tochter (Frau von Voigts) ihre Eltern überlebte.

Osnabrück war dazumal ein selbständiges Ländchen, das nach den Bestimmungen des westphälischen Friedens unter einem abwechselnd katholischen und protestantischen Bischof stand; die protestantischen Bischöfe sollten dem Hause Braunschweig-Lüneburg angehören. Daneben besaßen das größtentheils katholische Domkapitel, die mehr protestantische Ritterschaft und die Korporation der Städte ihre eigenen Privi-

legien und Rechte. Zu diesen gewiß eigenthümlichen Verhältnissen gesellte sich noch eine demokratische Verfassung der Hauptstadt Osnabrück, nach der alle Bürger in den Magistrat gewählt werden konnten, wogegen wieder Geistlichkeit und Beamte völlig eximiert von der Polizei waren. Neben der größten Freiheit für die städtischen Gewerbtreibenden bestand auf dem Lande manchenorts noch die Leibeigenschaft; in der Justiz berührten sich die Gegensätze römischer gelehrter Rechtspflege und altgermanischer Volksgerichte. Kurz, Osnabrück war ein Terrain, so schwierig und so eigenthümlich wie kaum ein zweites; es war ein Boden, zu lernen und zu wirken. Für Beides war Möser der rechte Mann. Er hatte von Jugend auf, in der Schule wie auf der Universität, nicht sowohl Gelehrsamkeit als Wissenschaft und Leben gesucht — in dieser damals noch seltenen Auffassung der gelehrten Studien mit seinem Zeitgenossen Lessing vergleichbar, — er war kein Freund der blassen Theorie, sondern des Lebens, der gegebenen Verhältnisse und faktischen Lebensbedingungen. Die Gelegenheit, die sich in der bunten Mannigfaltigkeit der Osnabrückischen Verhältnisse darbot, nicht bloß das Vorhandene gründlich kennen zu lernen, sondern auch seine historische Entwicklung zu erforschen, benutzte er trefflich; dabei kam ihm die Advokatur zu Statten, und jenes Streben förderte wiederum seine Berufsthätigkeit. Es ist ein beachtenswerthes Zeugniß für das Vertrauen, das er sich bald erworben hatte, daß dem kaum 27jährigen Manne von der Regierung die Vertretung ihrer Interessen übertragen wurde. Und als nun 1755 die Ritterschaft ihn zu ihrem Syndikus ernannte, trat das gewiß seltene Verhältniß ein, daß er gleichzeitig Bevollmächtigter der Regierung und einer ständischen Korporation war.

Der siebenjährige Krieg brachte auch über Osnabrück seine Heimsuchungen: die Franzosen und die Alliirten rückten in

das Land und legten bedeutende Lieferungen und schwere Kontributionen auf. Auf Betreiben der Stände wurde Möser als Landesdeputierter ins Lager der Verbündeten geschickt, wo er zuweilen Monate lang verblieb. Sein gerader und offener Charakter, seine Einsicht und Uneigennützigkeit erwarben ihm das Vertrauen des Höchstkommandierenden, des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, sowie anderer Generale; dadurch gelang es ihm, dem Lande mehrere hunderttausend Thaler zu ersparen. Dieselben Angelegenheiten führten ihn auch gegen Ende des Krieges (1763) nach London, wo er acht Monate verweilte und nicht bloß für sein Vaterland durch geschickte Führung der Verhandlungen über die Entschädigungssummen thätig war, sondern auch die englischen öffentlichen und socialen Zustände aufmerksam beobachtete. Dabei beschränkte er sich aber nicht auf das zunächst in die Augen Springende, sondern bemühte sich namentlich, das Leben der unteren Volksklassen genau kennen zu lernen. Es hatte dieser Aufenthalt in England wesentliche Folgen für seinen weitern Lebensgang.

Denn als 1761 der Bischof und Kurfürst Clemens August von Baiern gestorben war, und nun nach den Bestimmungen des westphälischen Friedens ein protestantischer Prinz aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg Bischof von Osnabrück werden mußte, schwankte man in London hinsichtlich der Wahl.

Es handelte sich darum, ob man den schon bejahrten Bruder oder den noch nicht einjährigen Sohn des Königs wählen sollte. Man entschied sich endlich für den Letztern. Zwanzig Jahre lang sollte die Stimme Osnabrücks auf dem Reichstage ruhen und für den jungen Bischof nicht das Kapitel, sondern der König regieren. Möser, der sich in London das Vertrauen des damaligen hannöverschen Ministers von Behr zu erwerben gewußt hatte, erhielt die Stelle eines geheimen Referendars; officiell vielleicht erst 1768, aber that-

sächlich schon seit 1765. Er hatte als solcher alle Regierungsangelegenheiten von einiger Erheblichkeit den Regierungsräthen zu referieren und sein Votum hinzuzufügen; in allen Fällen, wo Bericht nach London zu erstatten war, mußte Möser's Relation beigelegt werden. In dieser schwierigen und einflußreichen Stellung blieb er bis zu seinem Tode, allgemein geachtet und geliebt, so daß er am Ende seiner Laufbahn in dankbarem Rückblick auf die verflossene Zeit sagen konnte: „ich kann mit Wahrheit sagen, daß mich in den fünfzig Jahren Vieles erfreute, Wenig betrübt und Nichts gekränkt hat"*) — ein Ausspruch, der in dem Munde eines so wahrhaften Mannes, wie Möser, doppeltes Gewicht hat. Auf Titel, Ehrenbezeugungen, Gehaltsverbesserungen war er so wenig bedacht, daß ihm dergleichen Auszeichnungen förmlich aufgedrungen werden mußten; erst im Jahre 1783, bei Gelegenheit des wirklichen Regierungsantrittes des Fürstbischofs, nahm er auf Verlangen der Regierung den Titel eines Geheimen Justizrathes an. Am 8. Januar 1794, im 74sten Jahre seines Lebens, starb der körperlich wie geistig noch rüstige Greis schmerzlos und mit vollem Bewußtsein. Das ganze Land trauerte um ihn; Vornehme und Geringe zeigten die ungeheucheltste Theilnahme, selbst die Landleute eilten in die Stadt, um dem verdienten Manne das letzte Geleite zu geben. 1832 ward ihm in Osnabrück ein Broncedenkmal gesetzt, ein Werk des Berliner Bildhauers Drake.

Daß Möser nicht das war, was wir eine dichterische Natur zu nennen pflegen, kann man zugeben, und doch bedauern, daß sein poetisches Jugendwerk „Arminius" (gedichtet 1748, erschienen 1749) in der von Nicolai besorgten Ausgabe seiner

---

*) Brief an Fr. Nicolai vom 6. April 1792, nach Möser's fünfzigjährigem Amtsjubiläum. Werke X, 299.

Werke nicht Aufnahme gefunden hat. Die mitgetheilten Bruchstücke zeigen freilich den Gottschedianer deutlich genug, man springt aber mit den poetischen Erzeugnissen der Gottsched'schen Zeit in der Regel etwas oberflächlich um, indem man kurzweg ihnen allen reellen Werth abspricht. Verdiente nun schon im Allgemeinen diese ganze Zeit und Richtung eine schonendere und weniger negative Behandlung, so kommen bei Möser's Trauerspiel noch andere Gründe hinzu, es der Beachtung zu empfehlen. Denn Möser ist keineswegs bei Gottsched stehen geblieben, wie schon seine bekannte Abhandlung für den Harlekin zeigt; er steht der Opposition gegen den Regelzwang nicht fern und ist sogar einer der Hauptstreiter für die Rechte der Natur; zudem ist der Gegenstand des Trauerspiels wie die Ausführung für die vaterländische Gesinnung und politische Stellung des Verfassers zu bezeichnend, als daß man es wegen seiner steifen Alexandriner und mangelhaften dramatischen Anlage für immer bei Seite legen dürfte.

Um so bedeutender sind Möser's Leistungen auf anderen Gebieten, als Historiker und Publicist. Seine Osnabrückische Geschichte (1. Ausgabe 1768) ist freilich kein abgeschlossenes und abgerundetes Geschichtswerk im gewöhnlichen Sinne, namentlich tritt die Erzählung gegen die Forschung zurück; gleichwohl ist sie von hohem Werthe. Vor Allem ist die Gesinnung, aus der das Werk erwuchs, eine starke, innige, gesunde Vaterlandsliebe, hervorzuheben. Dieser Patriotismus wendet sich zunächst der engern Heimath zu und sucht deren Vergangenheit zu erforschen, den organischen Zusammenhang der socialen Erscheinungen aufzufinden. Eine solche Einzelforschung war hier um so ersprießlicher, als die eigenthümlichen Verhältnisse des Geburtslandes dazu dringend aufforderten. Diese Beschränkung auf das Nächste schließt aber bei Möser auf dem Felde der Geschichte nicht im mindesten die

Beziehung zum Allgemeinen aus, ohne welche der Territorial-Patriotismus so leicht engherzig und einseitig wird. Im Gegentheil enthält der erste Band der Osnabrückischen Geschichte sehr werthvolle allgemeinere Untersuchungen, in der Einleitung finden sich weit ausgreifende Bemerkungen, und ein Aufsatz der patriotischen Phantasien (IV. 149) entwirft den Plan zu einer neuen deutschen Reichsgeschichte in großartigen Zügen. Doch nicht bloß die Gesinnung des Verfassers, auch die Methode ist beachtenswerth, und ist nicht minder wirksam geworden, wie das gesunde Deutschthum des Mannes. Er ist einer der Ersten, der über die frühere Methode der Geschichtschreibung hinausgieng und sich nicht mit den äußeren Ereignissen, Fürsten- und Kriegsgeschichten begnügte, sondern, wie Savigny sagt, „die Geschichte zu deuten" verstand. Er gieng in Bezug auf Verfassung, Recht, sociales Leben auf die früheren Zustände zurück und suchte den Entwicklungsgang aufzufinden, um den richtigen Weg der Fortentwicklung betreten zu können. Er ist ein von Vielen unbeachtet gebliebener Vorläufer der historischen Schule für Staats- und Rechtswesen, die man gemeiniglich aus der Romantik ableitet. Auch ist er der Ersten einer, welche die Nothwendigkeit der Sprachstudien für Geschichtsforschung erkannten, daher seine Neigung für etymologische Bestrebungen, in denen er allerdings positiv nicht viel geleistet hat, da die Philologie seiner Zeit noch nicht zur Sprachvergleichung gelangt, eine germanistische Sprachkunde noch nicht vorhanden war.

Wir müssen uns mit diesen wenigen Worten begnügen, um uns nun zu dem andern Gebiete der Möser'schen schriftstellerischen Thätigkeit zu wenden, zu dem publicistischen. Das Hauptresultat derselben sind die „patriotischen Phantasien", eine Sammlung von Aufsätzen, Berichten 2c., welche Möser seit 1766 in dem Osnabrücker Intelligenzblatt veröf-

fentlicht und die seine Tochter, Frau von Voigts, mit seiner Einwilligung herausgegeben hat. Schon um der Absicht willen, aus welcher jene Aufsätze entsprungen, verdient der Verfasser unsere wärmste Verehrung. Er, der Rathgeber der Regierung, der einflußreichste Mann des Landes, unternahm es, in allen wichtigen Landesangelegenheiten in freiester Form an die öffentliche Meinung zu appellieren, was unter damaligen Verhältnissen zuerst soviel hieß, als eine öffentliche Meinung bilden. Möser bezeichnet seine Absicht selbst mit folgenden Worten:*) „Gleich anfangs, wie ich die Feder einigemal in diesen Beiträgen ansetzte, gieng meine Absicht dahin, durch den Canal derselben die Landtagsverhandlungen und andere öffentliche Staatssachen dem Publikum mitzutheilen und meinen Landsleuten aus dem Ton, womit der Herr zu seinen Ständen spricht und diese ihm antworten, aus den Gründen, warum jenes bewilliget und dieses verworfen wird, aus der Sorgfalt, womit auch die kleinsten Sachen im Staate behandelt werden, aus der Art und Weise, wie man mit den gemeinen Auflagen verfährt, und überhaupt aus jeder Wendung der Landesregierung und Verfassung die vollständigste Kenntniß und aus dieser eine wahre Liebe für ihren Herrn und diejenigen, so ihm rathen und dienen, ein sicheres Vertrauen auf ihre Geschicklichkeit und Redlichkeit und einen edeln Muth beizubringen. Jeder Landmann sollte sich hierin fühlen, sich heben und mit dem Gefühl seiner eigenen Würde auch einen hohen Grad von Patriotismus bekommen; jeder Hofgesessene sollte glauben, die öffentlichen Anstalten würden auch seinem Urtheil vorgelegt; der Staat gäbe auch ihm Rechenschaft von seinen Unternehmungen; und zu den Aufopferungen, die er von ihm fordere, würde auch seine Ueberzeugung erfordert. Die Gesetze und

*) Werke, 2. Theil, Vorrede.

ihr Geist sollten lebhaft in seine Seele dringen; er sollte die Grenzlinien, wo sich sein Eigenthum von dem Obereigenthum des Staates scheidet, mit dem Finger nachweisen können; er sollte sein Auge auch bis zum Throne erheben und mit einem fertigen Blick die Blendungen durchschauen können, welche ein despotischer Rathgeber zum Nachtheil seiner und der deutschen Fürsten oft nur mit mäßigen Kräften wagt. Ihre Kinder sollten mit den zehn Geboten auch die Gebote ihres Landes lernen, und in allen Fällen, wo sie einst als Männer gestraft werden könnten, auch ein Urtheil weisen können. Es schien mir nicht genug, daß ein Land mit Macht und Ordnung beherrscht wird, sondern es sollte dieser große Zweck auch mit der möglichsten Zufriedenheit aller derjenigen, um deren willen Macht und Ordnung eingeführt sind, erreicht werden. Der wichtigste und furchtbarste Staat, der sich auf Kosten der allgemeinen Zufriedenheit erhalten müßte, war mir dasjenige nicht, was er nach der göttlichen und natürlichen Ordnung sein sollte.“ — —

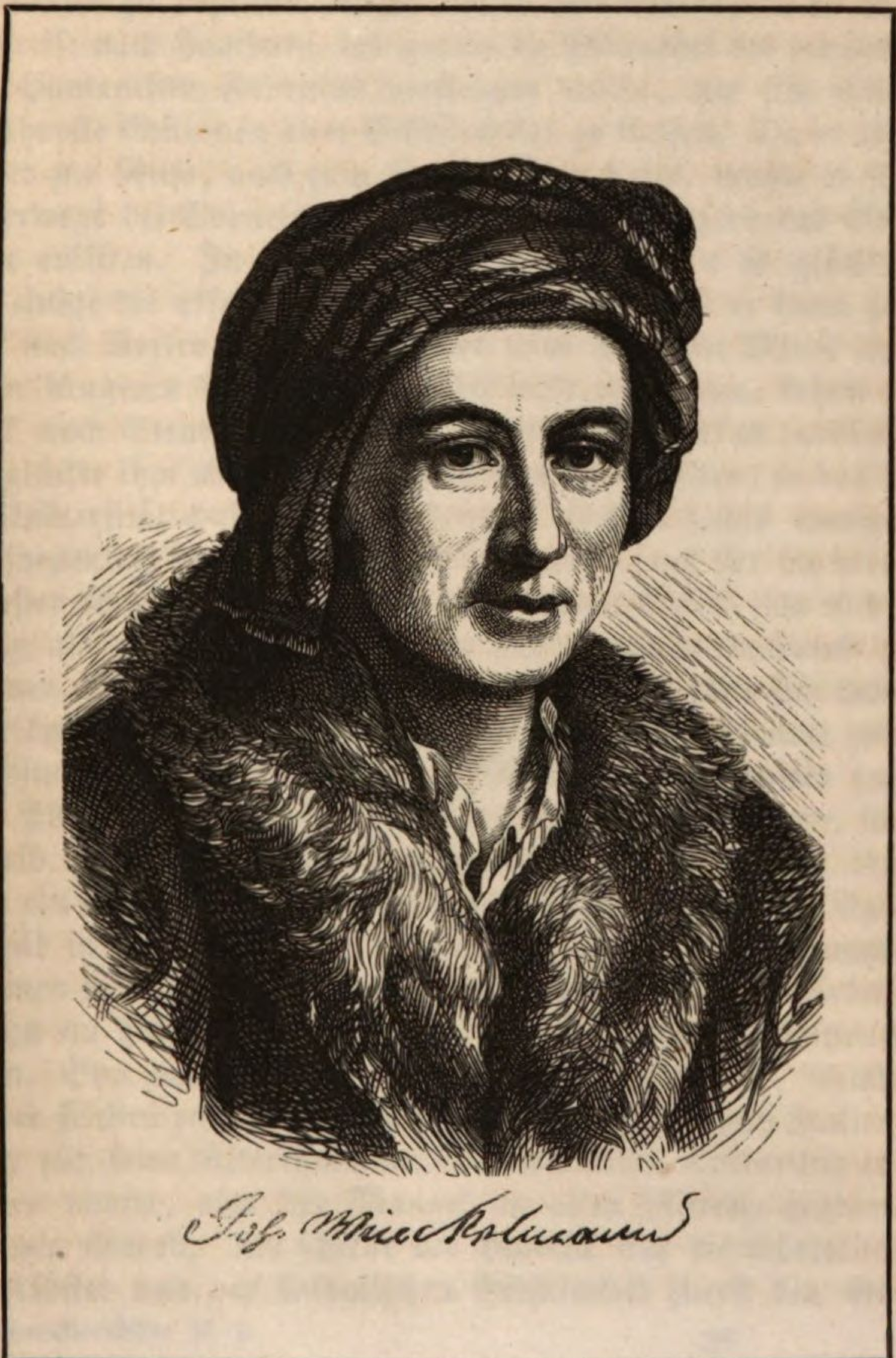
In diesem Sinne sind nun auch die patriotischen Phantasien geradezu Musterstücke zu nennen. Möser ist durch sie einer der ersten und zugleich einer der besten deutschen Volksschriftsteller geworden, ausgezeichnet durch Verständlichkeit, durch Lebhaftigkeit der Darstellung wie durch einen gesunden wohlthuenden Humor verbunden mit einer feinen, nicht verletzenden Ironie. Manche Beiträge haben allerdings ein nur lokales Interesse, andere zeigen den Advocaten und seine Neigung, jede Sache in utramque partem zu beleuchten, wohl deutlicher, als man es gerade wünschen möchte; in einigen Aufsätzen scheint uns der Verfasser wohl auch durch die Schwierigkeit seiner ganzen Stellung und Aufgabe zu sehr eingeengt: Alles das zugegeben, bleibt in den patriotischen Phantasien genug übrig, um sie auch unsern Tagen zur Beachtung zu

empfehlen. Gar viele Bemerkungen, die er in Bezug auf Erziehung, häusliches Leben, Putzsucht der Frauen, Ansprüche der Dienenden, in Bezug auf das Landleben und den Bauernstand, auf Volkswohlfahrt und Bürgerpflichten, in Bezug auf Religion und Kirche macht, passen gar vortrefflich auf heutige Zustände, denen Männer von Kopf und Herz, wie Möser beides besaß, nur zu sehr fehlen. An Spitzen und Härten seiner im Ganzen conservativen Ansichten fehlt es freilich nicht: aber wo ihn die Vorliebe für die ständische Gliederung des Volkes, wo ihn die zu große Rücksicht auf die faktischen Verhältnisse irre leitete, überall bleibt er der biedere, echt menschenfreundliche Mann, der auch im Irrthum liebenswürdig ist. Und da wo die Vertreter extremer Ansichten ihn auf ihrer Seite zu haben scheinen, ist er doch in der That nicht bei ihnen, daher es denn ihm begegnet ist, sowohl für einen Neuerer, wie für einen Rückschrittsmann ausgegeben zu werden. Wärmer und zugleich treffender hat sich Niemand über Möser ausgesprochen, als Göthe*), auf dessen schöne Charakteristik Möser's wir schließlich verweisen.

*) Göthe's Werke 18, 133 fg.

Johann Joachim Winckelmann.

Wie so viele deutsche Gelehrte ist auch der berühmte Archäolog und Kunsthistoriker Winckelmann aus dem Bürgerstande, aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen. Der Sohn eines unbemittelten Schuhmachers, wurde er am 9. December 1717 zu Stendal in der Altmark geboren. Schon frühzeitig zeigte er eine bedeutende geistige Befähigung und großen Lerneifer, aber nur durch die Unterstützung wohlthätiger Menschenfreunde ward es dem Vater möglich, den Sohn die lateinische Schule der Vaterstadt besuchen zu lassen. Hier zeichnete er sich durch Eifer und Fortschritte so aus, daß er sich die besondere Zuneigung des Rektors Tappert erwarb. Dieser nahm ihn in sein Haus und machte ihn, als er das Unglück hatte zu erblinden, zu seinem Führer und Vorleser; auch ward dem jungen Winckelmann die Aufsicht über die Schulbibliothek anvertraut, die namentlich gute Ausgaben alter Klassiker enthielt. Für die alten Sprachen aber und ihre Litteraturen war Winckelmann von Jugend auf lebhaft begeistert, man kann wohl sagen, er war auf die Welt der Antike einseitig angelegt: nicht oft tritt uns eine individuelle Begabung und Richtung mit solcher Bestimmtheit entgegen. Aber auch für die Kunst gewann er durch die Schulbibliothek das erste Interesse, indem er den „neu eröffneten adelichen Ritterplatz" las, der ihn in die Werke der Malerei und Bildhauerkunst einführte. Im Jahre 1735 ver-


Joh. Winckelmann

ließ er Stendal, um noch ein Jahr das kölnische Gymnasium zu Berlin zu besuchen. Von Berlin aus unternahm er eine Fußreise nach Hamburg, wo gerade die Bibliothek des berühmten Humanisten Fabricius versteigert wurde, um sich einige werthvolle Editionen alter Schriftsteller zu kaufen. Da er aber weder zur Reise, noch zum Kaufen Geld hatte, mußte er sich unterwegs bei Vornehmen, Beamten und Pfarrern das Geld dazu erbitten. In Hamburg angelangt, war er so glücklich sich einige der ersehnten Schätze zu erwerben, die er dann zurück nach Berlin trug. Weil aber seine geringen Mittel ihm einen längeren Aufenthalt daselbst nicht gestatteten, kehrte er 1737 nach Stendal zurück, wo er bis Ostern 1738 verblieb. Es glückte ihm ein kleines Stipendium zu erhalten, so daß er die Universität Halle beziehen konnte, freilich nichts weniger als sorgenlos, denn das Stipendium reichte auch für die dringendsten Bedürfnisse nicht hin, und abermals blieb ihm nichts übrig, als die Unterstützung seiner Landsleute in Anspruch zu nehmen. Er sollte Theologie studieren, aber er fand sich dabei nicht befriedigt, weil es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zum Studium der alten Litteratur und schönen Wissenschaften zog. Vor Allem war es die Bibliothek, in der er gern studierte, lieber als in den Auditorien der Professoren. Da war es ihm denn ein erwünschter Auftrag, als er nach zweijährigem Aufenthalt in Halle von dem Kanzler von Ludwig daselbst angenommen wurde, um seine Bibliothek zu ordnen, eine Arbeit, die ihn ein halbes Jahr zu seinem großen Nutzen in Anspruch nahm. Von neuem erwachte in ihm die Sehnsucht, fremde Länder kennen zu lernen, insbesondere Frankreich und Italien, wo er für seine Alterthumsstudien wesentliche Förderung erwarten durfte, aber der Mangel an allen Mitteln hinderte hier wie überall. Da scheint der Hinblick auf die Liberalität der Klöster und der katholischen Geistlichkeit zuerst den Ge-

danken in Winckelmann hervorgerufen zu haben, durch einen Uebertritt zur katholischen Kirche sich in eine bessere äußere Lage zu versetzen, ein Gedanke, der bekanntlich später wirklich zur Ausführung gelangte. Wir werden ihn wohl aus einer damals häufigen Gleichgültigkeit gegen das Bekenntniß abzuleiten haben, die es für den Einzelnen als ziemlich indifferent erscheinen ließ, welcher Kirchengemeinschaft er angehöre. Diese Erwägungen gaben ihm denn den Muth, 1740 eine Reise wirklich zu unternehmen, aber er kam nur bis Gelnhausen, von wo er der beginnenden Kriegsunruhen wegen nach Halle zurückkehrte. Darauf nahm er eine Hauslehrerstelle bei dem Rittmeister von Grollmann in Osterburg an, hielt aber kaum ein Jahr aus und gieng dann nach Jena, seine Studien fortzusetzen, und zwar als Student der Medicin und höheren Mathematik. Bei dem Mangel an Subsistenzmitteln sah er sich genöthigt, Privatunterricht zu ertheilen, was freilich seine Studien nicht gedeihen ließ. Es kam daher in Jena nicht viel bei dem Studieren heraus, und eine genauere Kenntniß der englischen und italienischen Sprache war fast Alles, was er von Jena hinwegnahm, als er es schon im Jahre 1742 verließ. Abermals nahm er eine Hauslehrerstelle an, diesmal bei dem Oberamtmann Lamprecht in Heimersleben bei Halberstadt, in welcher Stellung er anderthalb Jahre verblieb und sich besonders mit geschichtlichen Studien in seinen Mußestunden beschäftigte; auch ward er in Heimersleben mit dem großen Wörterbuch von Bayle bekannt, das im vorigen Jahrhunderte eine nicht geringe Rolle spielte.

Im Jahre 1743 wurde Winckelmann Konrektor an der Schule zu Seehausen in der Altmark. Wie kärglich seine Einnahme in dieser Stellung war, geht aus der Nachricht nur zu deutlich hervor, daß er sich Freitische bei den wohlhabenderen Einwohnern der Stadt ausmachen mußte. Auch konnte ihm

der Unterricht wohl nur wenig Freude bereiten: die Schule war wesentlich Elementarschule, und der Konrektor hatte mit Schreib= und Leseunterricht zu thun. In welch schroffem Gegensatze stand solche Beschäftigung zu Winckelmanns Geist und wissenschaftlichem Streben. Indeß er ward nicht müde, sondern ohne seine Amtspflichten zu vernachlässigen, ergab er sich mit allem Eifer und aller Ausdauer seinen wissenschaftlichen Studien. Im Winter sogar — so berichtet sein ältester Biograph, Dr. Uden *) — kam er mit keinem Fuße in's Bette, sondern saß in seinem Lehnstuhl in einen Pelz gehüllt und arbeitete, wenn sein Hausgenosse, der junge Lamprecht, um 10 Uhr zu Bett gegangen war, noch bis Mitternacht, worauf er dann im Stuhle bis 4 Uhr schlief und hierauf seine Arbeiten bis 6 Uhr wieder fortsetzte. Die alte Litteratur, die Geschichte und die neueren Schriftsteller der Franzosen, Engländer und Italiener waren es, mit denen er sich beschäftigte.

Nachdem ein Versuch, eine Lehrerstelle in Kloster Bergen zu erhalten, fehlgeschlagen war, wandte er sich im Sommer des Jahres 1748 an den Kursächsischen Minister Graf von Bünau mit dem Gesuche um eine Stelle an der Bibliothek des Grafen, die sich in Nöthnitz bei Dresden befand. Das von sehr günstigen Zeugnissen unterstützte Gesuch fand wohlwollende Aufnahme, allein das Bibliothekariat selbst war besetzt, und nur eine geringere Stelle mit dem Titel eines Sekretairs zu vergeben. Gleichwohl gieng Winckelmann darauf ein und begab sich noch im Herbst desselben Jahres nach Nöthnitz, wo er besonders mit Vorarbeiten für des Grafen von Bünau deutsche Reichsgeschichte beschäftigt wurde. Durch Fleiß und Geschicklichkeit erwarb er sich des Grafen Gunst und Zutrauen und kam auch, obwohl erst nach einiger Zeit, in freundliches

*) Winckelmann's Briefe III, 483.

Vernehmen zu dem Bibliothekar Franke. Wie früher, widmete er auch hier seine freie Zeit den Studien und hier insbesondere der Lektüre der Kirchenväter.

Konnte nun wohl eine Thätigkeit, wie er sie bisher ausgeübt hatte und in Nöthnitz auszuüben verpflichtet war, seinen geistigen Bedürfnissen in keiner Weise genügen, so konnte es ferner nicht fehlen, daß die Nähe des an Kunstschätzen reichen Dresden die Sehnsucht nach größerer Freiheit und Selbständigkeit, nach eigenen Produktionen viel lebhafter hervortreten ließ, als das bisher der Fall gewesen war. Dresden ward für Winckelmann entscheidend, indem hier seine ursprüngliche Naturanlage, man kann wohl sagen, seine geistige Bestimmung zur Geltung, zum Durchbruch kam. Die Kunstsammlungen, an denen die sächsische Hauptstadt so außerordentlich reich ist, zogen auch ihn öfters in die Stadt, die Betrachtung der herrlichen Kunstwerke, sowie der Umgang mit Künstlern weckte die in ihm schlummernde Liebe zur Kunst, er schlug nun hier den Weg ein, der ihn zu unvergänglichem Ruhm geführt hat. Anfänglich faßte er den Entschluß, sich auch praktisch in der Malerei zu üben, aber bald erkannte er, daß er sich auf die Theorie und Geschichte der Kunst zu beschränken habe. Damit war die specielle Bahn betreten, auf der er so groß und einflußreich geworden ist.

Da er nun so oft als es seine Geschäfte erlaubten, in die Stadt gieng, um sich mit den Kunstwerken zu beschäftigen, machte er mehrere Bekanntschaften, die von Bedeutung für ihn waren. Dahin rechnen wir vor Allem seine Beziehung zu den Kunstfreunden und Kunstkennern Chr. L. v. Hagedorn und Lippert, in noch höherem Grade seinen Umgang mit dem bekannten talentvollen, kunstbegeisterten und kunstverständigen Maler Oeser. Namentlich dem letzteren verdankte Winckelmann außerordentlich viel, indem er seine Kunststudien ordnete und

leitete und seinen theoretischen Studien die praktischen Gesichtspunkte hinzufügte. In diesen Beschäftigungen begann Winckelmann neu aufzuleben, und nach und nach das Ziel seines Lebens und Strebens sich klar vor Augen zu stellen. Je klarer aber dies ihm vor die Seele trat, desto lebhafter wurde auch die Erkenntniß, daß nur in Italien selbst, in dem Vaterland der Künste, der rechte Boden für seine Bestrebungen sei, und damit das Verlangen, dahin zu gelangen. Aber wie sollte er dieses Ziel in seiner Mittellosigkeit je erreichen können? Indeß, auch hier zeigte sich eine Hoffnung.

Der damalige päpstliche Nuntius in Dresden, Monsignor Archinto, kam nemlich öfter nach Nöthnitz, um die Bibliothek des Grafen zu benutzen; dadurch ward ihm Winckelmann bekannt. In den Unterredungen, die im Geleite dieser Besuche waren, hatte dieser vielfach Gelegenheit, seine Kenntnisse und Anschauungen an den Tag zu legen, und der Nuntius kam auf den Gedanken, den strebenden Gelehrten für sein Heimathland zu gewinnen. Er machte ihm Hoffnung auf eine Stelle an der berühmten Vatikanischen Bibliothek, eine Aussicht, die mehr als jede andere geeignet war, Winckelmanns Herz gefangen zu nehmen. Freilich knüpfte sich eine schwere Bedingung an diese Hoffnungen, indem Archinto darauf hinwies, wie ohne den vorherigen Uebertritt zum Katholicismus seine Empfehlungen in Rom für Winckelmann nicht von günstigem Erfolge sein würden. Also eine Religionsveränderung! Ein Schritt, der selten unternommen, seltener einer günstigen Beurtheilung gewürdigt wird. Winckelmann hat ihn (im Jahre 1754) gethan, und ist strenger Beurtheilung nicht entgangen. Und in der That macht es keinen erhebenden Eindruck, den großen Kunsthistoriker aus äußeren Gründen zum Katholicismus übertreten zu sehen. Denn darüber kann man sich nicht täuschen: es waren nicht innere, sondern äußere Gründe, die

diesen Schritt veranlaßten. Verkenne man auch nicht ihr Gewicht: dem Manne, der bisher mit Armuth und mit Arbeit, seiner unwürdig, zu kämpfen gehabt, der, um seinen verarmten Vater unterstützen zu können, sich selbst seiner mühsam erworbenen kleinen Bibliothek hatte berauben müssen, der mit aller Sehnsucht eines verlangenden Herzens nach einer freien Stellung, nach einem Aufenthalte in Italien hinblickte; dem eröffnete sich plötzlich die Aussicht, frei und unabhängig auf italienischem Boden der Kunst und ihren Schöpfungen leben zu können. Es war eine Versuchung, so schwer, wie sie nur selten an Jemanden herantritt. Wenn sich aber Winckelmann nicht widerstandskräftig bewies, so lag das zum guten Theile in seiner religiösen Anschauung überhaupt. Ueber diese belehrt er uns selbst in einem seiner Briefe aus dem Jahre 1753 *): „Mein ganzes Herz hängt an der Kenntniß der Malerei und Alterthümer. Hätte ich noch das Feuer und die Munterkeit, die ich durch heftiges Studium verloren, so würde ich weiter in der Kunst gehen; nun habe ich nichts vor mir als die griechische Litteratur. Ich finde keinen Ort als Rom geschickter, dieselbe weiter, und wenn es sein könnte, auf's Höchste zu treiben. In Bezug auf die conditio sine qua non bei dem Antrag des Pater Rauch, so streiten sich Eusebia und die Musen bei mir, aber die Partei der letzteren ist stärker. Die Vernunft, die das Gegentheil in solchen Fällen thun sollte, tritt derselben bei. Sie ist bei mir der Meinung, daß man könne aus Liebe zu den Wissenschaften über etliche theatralische Gaukeleien wegsehen, der wahre Gottesdienst sei überall nur bei wenigen Auserwählten zu suchen. Ich glaube, daß ich berechtigt bin, das Vorhaben mit mir nach meinen Begriffen und Gewissen zu deuten. Ich glaube nicht den Pater durch meine

*) Vgl. Gervinus IV, 418 fg.

reservationes mentales zu betrügen, ich kann dieselbe durch der Jesuiten eigene Lehren in diesem Punkte vertheidigen. Gott aber kann kein Mensch betrügen. Der Finger des Allmächtigen, die erste Spur seines Wirkens in uns, das ewige Gesetz und der allgemeine Ruf ist unser Instinkt; ihm mußte ich aller Widersetzlichkeit ungeachtet folgen. Hierin bestand bis auf Mosen Gesetz und Propheten. Die folgenden göttlichen Offenbarungen erhalten ihre Ueberzeugungen nicht durch den todten Buchstaben, sondern durch göttliche Rührungen, die ich, wie vielen Gläubigen geschehen, billig auch an mir in stiller Anbetung erwarte." Das ist deutlich genug gesprochen. Winckelmann war niemals Protestant gewesen und wurde, da er seiner Ueberzeugung treu blieb, auch niemals Katholik, Göthe hat vollkommen Recht, wenn er ihn einen „heidnischen" Charakter nennt. In seiner vortrefflichen Abhandlung über Winckelmann sagt er *): „dieser heidnische Sinn leuchtet aus Winckelmanns Schriften und Handlungen hervor und spricht sich besonders in seinen früheren Briefen aus, wo er sich noch im Konflikt mit neueren Religions-Gesinnungen abarbeitet. Diese seine Denkweise, diese seine Entfernung von aller christlichen Sinnesart, ja seinen Widerwillen dagegen muß man im Auge haben, wenn man seine sogenannte Religionsveränderung beurtheilen will. Diejenigen Parteien, in welche sich die christliche Religion theilt, waren ihm völlig gleichgültig, indem er seiner Natur nach niemals zu einer der Kirchen gehörte, welche sich ihr subordiniren." In der That war der Konfessionswechsel hier nichts, als eine Aenderung der Form, die hier wie dort des eigentlichen Inhaltes entbehrte: daß Winckelmann niemals Katholik in strengem Sinne des Wortes wurde, das geht deutlich genug aus den abschätzigen Worten hervor, deren

*) Göthe's Werke, Bd. 24, S. 11.

er sich hier und da bedient, und die ihn später sogar nicht ohne Besorgniß vor inquisitorischen Verfolgungen sein ließen.

Der päpstliche Nuntius hatte die Führung der Unterhandlungen dem Beichtvater des Kurfürsten und Königs von Polen, dem Pater Rauch aufgetragen; zwei Jahre lang, 1752 bis 1754, spannen sich dieselben fort, wie es scheint, weil man mit bestimmten und zureichenden Versprechungen zögerte. Im Sommer 1754 kam es wirklich zu dem förmlichen Uebertritt, worauf Winckelmann bald sein Dienstverhältniß zu dem Grafen Bünau löste, der übrigens über den Schritt seines Sekretairs durchaus nicht unwillig war. Zunächst zog Winckelmann nun nach Dresden zu Oeser, um seine Kunststudien fortzusetzen und sich zur Reise nach Rom vorzubereiten, wo er von einer kleinen Pension leben sollte. Aber diese Pension ließ noch auf sich warten, so daß er ein ganzes Jahr in Dresden verweilen mußte. Diese Mußezeit verwandte er zur Ausarbeitung der kleinen Schrift: „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst", welche im Frühjahr 1755 geschrieben wurde. Durch Vermittlung des Ministers Grafen von Brühl nahm der König die Dedikation der kleinen Schrift an, die nur in 50 Exemplaren gedruckt wurde und daher in ihrer ersten Ausgabe eine Seltenheit geworden ist. Im folgenden Jahre wurde eine neue Ausgabe veranstaltet, welche der Verfasser durch zwei andere Abhandlungen vermehrte, von denen die eine die Ansichten Winckelmanns bekämpfte (die Gegenschrift war aber von ihm selbst verfaßt), die andere diese Einwände zu widerlegen suchte. Die Schrift erregte allgemeines Aufsehen und begründete den Ruf des Verfassers. Gleichwohl ist dieses Erstlingswerk Winckelmanns nicht ohne erhebliche Mängel; mag man auch Grundton und Grundanschauung neu und original nennen, die reinere Auffassung des hellenischen Alterthums und den

Schönheitssinn bewundern, der aus ihr spricht: Winckelmann steht hier noch unter mancherlei Einfluß, insbesondere dem der Dresdener Künstler und der Schweizer Theoretiker wie Breitinger. Und ganz ist er in dieser letzteren Beziehung niemals frei geworden. Aber ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst dieser Schrift ist die Anregung, welche Lessing durch dieselbe empfieng, und die seinen Laokoon hervorbringen half.

Nachdem nun endlich alle Hindernisse beseitigt waren, reiste er im Herbst 1755, vom König von Polen durch eine Pension von 200 Reichsthalern auf 2 Jahre unterstützt, nach Italien ab und gelangte nach einer achtwöchentlichen Reise über Tirol, Venedig, Bologna, Ankona am 18. November nach Rom, dem Ziele seiner langjährigen Sehnsucht. Empfehlungsbriefe verschafften ihm eine freundliche Aufnahme und sein alter Beschützer, der Nuntius Archinto, der schon früher nach Rom zurückgekehrt war, entzog ihm seinen Beistand nicht. Besonders wichtig wurde für ihn die Empfehlung an den königl. Hofmaler Raphael Mengs, der sich längere Zeit in Rom aufhielt, einem damals hochgefeierten Künstler. An ihn schloß sich Winckelmann mit jener zärtlichen Freundschaft an, die er, auch hierin antiker Sinnesart, in seinem Leben stets jüngeren und schönen Männern zu widmen pflegte *). Er bezog eine Wohnung bei Mengs und beschränkte sich ziemliche Zeit ganz auf den Umgang mit dem jüngeren Freunde. Dieser wurde aber für ihn höchst bedeutungsvoll, indem er, selbst mit der Betrachtung der Kunstwerke der Alten beschäftigt, ihn sofort auf das Vorzüglichste und Beachtungswürdigste aufmerksam machte. Aus diesen Beschäftigungen erwuchs der Plan zu der Schrift: über den Geschmack der griechischen Künstler.

---

*) Vgl. Göthe 24, S. 11.

die nicht zu einer selbständigen Bearbeitung gelangte, indem er die Vorarbeiten später zu seiner Geschichte der Kunst benutzte.

Damals saß auf dem heiligen Stuhle Papst Benedikt XIV. aus dem Hause Lambertini, ein Mann von großer Gelehrsamkeit. In seiner nächsten Umgebung befanden sich die Kardinäle Passionei und Albani, zwei ausgezeichnete, durch Wissenschaftlichkeit und Kunstliebe hervorragende Männer, die sich sehr bald für den deutschen Gelehrten interessierten, mehr als dies beim Cardinal Archinto der Fall war, der in seiner Protektion bald sehr lässig und kühl geworden war. Die Bekanntschaft mit dem Leibarzte des Papstes verschaffte ihm auch bald die Ehre, demselben in einer Audienz vorgestellt zu werden: der Papst versicherte ihn seiner Theilnahme und seines Schutzes. Weil ihn die kleine Pension vom kursächsischen Hofe von den drückendsten Sorgen befreite, gieng er auf die Anerbietungen seiner geistlichen Gönner, wie des Kardinals Passionei, der ihm eine Stelle an seiner Bibliothek anbot, nicht ein, sondern wahrte sich seine Freiheit. Allein die Dresdner Unterstützung war nicht auf die Dauer gesichert, schon der inzwischen ausgebrochene Krieg stellte sie in Frage, weshalb sich Winckelmann doch bestimmen ließ, die Aufsicht über die Bibliothek des Kardinals Archinto zu übernehmen, ohne dafür mehr als eine freie Wohnung in der Cancelleria zu beanspruchen.

Im Frühjahr 1758 reiste er, einen lange gehegten Wunsch zu befriedigen, nach Neapel, wo er die dort so reichen Kunstschätze und Alterthümer besichtigte; nach zehnwöchentlicher Abwesenheit kehrte er nach Rom zurück, wo inzwischen Papst Benedikt XIV. gestorben war. Er ordnete die Bibliothek seines Gönners Archinto und begann seine Berichte über die Alterthümer von Herculanum, die er nach Sachsen sandte, um sich dort Theilnahme und Förderung zu erhalten. Im Herbst desselben Jahres reiste er nach Florenz. Hier war nem-

lich (1757) der Baron von Stosch gestorben, welcher eine außerordentlich reiche Sammlung von geschnittenen Steinen und anderen Kunstschätzen besessen hatte, und der in Betreff seiner Sammlung mit Winckelmann in Korrespondenz getreten war, ihn schätzen und lieben gelernt und ihn dem Kardinal Albani lebhaft empfohlen hatte. Stosch hinterließ seine Sammlung seinem Neffen und sprach ausdrücklich den Wunsch aus, daß Winckelmann die Ordnung derselben übernehmen möge. Demzufolge erging an ihn von Florenz wiederholte Einladung, sich jener Mühe unterziehen zu wollen, welcher Winckelmann im September 1758 entsprach und sich fast 9 Monate in Florenz aufhielt.

Inzwischen war auch Kardinal Archinto in Rom gestorben, und nun trug ihm Kardinal Albani die Stelle seines Privatbibliothekars mit freier Wohnung und 120 Scudi Gehalt an. Winckelmann ging darauf ein, und zog im Juli 1759 in die ihm bestimmte Wohnung ein. Vorarbeiten zu seiner „Geschichte der Kunst" beschäftigten ihn vorzugsweise, die in einzelnen kleinen Aufsätzen veröffentlicht wurden. Die erstere größere selbständige Arbeit, die „Anmerkungen über die Baukunst der Alten", erschien zwar erst 1762, wurde aber schon 1760 beendigt.

Nun starb auch Kardinal Passionei, und an seine Stelle als Bibliothekar der Vaticana trat Kardinal Albani, zu welchem Winckelmann großes Vertrauen hegte. Man machte ihm Hoffnung auf die erste erledigte Stelle an der Vatikanischen Bibliothek, eine Aussicht, die ihm freilich angenehmer war, als die auf ein Kanonikat, das die Tonsur mit sich gebracht haben würde. So trat der Gedanke an eine Rückkehr nach Deutschland immer mehr in den Hintergrund, weder Unterhandlungen mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel, noch Anerbietungen, die von Dresden ausgiengen, trafen auf eine recht lebhafte in-

nere Geneigtheit: Winckelmann ward mehr und mehr ein Römer, der Wunsch, in der Siebenhügelstadt auf immer zu bleiben, ward übermächtig.

In diese Zeit fallen einige Ehrenerweisungen, welche Zeugniß dafür geben, wie sein Name zu hoher Geltung zu kommen begann: die Akademien zu Rom und zu Cortona, sowie die Londoner Societät der Wissenschaften, ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitglied. Auch eine kleine Demüthigung mußte er über sich ergehen lassen; die bekannte Geschichte von den Bildern Casanova's und Winckelmann's irrige Meinung über dieselben, einer jener zahlreichen Fälle, welche die Schwierigkeiten einer völlig sichern Kunstkritik beweisen. In Rom kamen nemlich damals zwei Bilder zum Vorschein, die man für antike ausgab. Winckelmann nahm sie für antik und gab ihre Abbildungen und Beschreibungen in seiner Geschichte der Kunst. Nach einigen Jahren aber kam es heraus, daß man ihm einen Streich gespielt. Ein Schüler des Malers Mengs, Casanova, hatte die Bilder gemalt, um Winckelmann's Urtheil auf die Probe zu stellen.

Es war am Anfang des folgenden Jahres (1762), als Winckelmann in Begleitung des Grafen von Brühl aus Sachsen seine zweite Reise nach Neapel antrat, als deren Frucht das Sendschreiben an den Grafen von Brühl über die Herculanischen Entdeckungen erschien (Dresden 1762). Daneben fuhr er fort an seiner Geschichte der Kunst zu arbeiten, und seine monumenti antichi inediti vorzubereiten, sowie um diese Zeit die ersten Anfänge seiner bekannten Schrift über die Allegorie fallen, welche erst 1766 erschien. In dieser Vielthätigkeit befiel ihn, da er sich in Castel Gandolfo aufhielt, ein heftiges Fieber, dessen bedrohender Angriff nur mühsam abgewehrt wurde.

Abermals gelangte an Winckelmann ein Antrag, der ihn

aus Italien zurückrufen wollte, indem der Nuntius Kardinal Migazzi in Wien ihm eine ansehnliche und ziemlich freie Stellung in seinem Hause anbot. Er beschloß aber, in Italien zu verbleiben, um so mehr als just um diese Zeit sich seine äußerliche Stellung erheblich besserte. Die Stelle des Oberaufsehers aller Alterthümer in und um Rom (Antiquario della camera Apostolica) war erledigt worden; man übertrug sie ihm und vermehrte seine Besoldung (180 Scudi) durch ein Jahrgehalt von 50 Scudi als Wartegeld, bis ein Posten an der Vaticana vakant werden würde. Auch mehrten sich seine Beziehungen und Verbindungen, und wie schon Benedikt XIV. ihn seines Schutzes versichert hatte, so ließ sich auch Clemens XIII. ihn vorstellen und bezeigte ihm sein lebhaftes Wohlwollen.

Das Jahr 1764 brachte endlich die „Geschichte der Kunst", das Werk, welches vor allen andern den Ruhm des Verfassers dauernd gegründet hat. Hier zeigt sich so recht das Verdienst Winckelmann's, das durch seine Mängel und Schwächen kaum irgendwie verdunkelt werden kann, daß er, um das Urtheil eines neueren Forschers anzuführen, „die Kunstbetrachtung auf die historische Kritik hingewiesen, und daß er an den Werken selbst nicht, wie noch sein Freund Mengs gewohnt war, die bloßen Formverhältnisse gegen einander abwog, sondern diese zugleich als eine Emanation der Idealanschauung und die Gestalt als ein Gefäß für die stille Tiefe des Unsterblichen betrachtet." *) Diese Ansichten kamen der poetischen Kritik zu Hilfe, die damals nach dem bekannten Satze: ut pictura poesis vielfach bei der Erklärung der Dichter auf Statuen und Gemmen Bezug nahm. Und noch in höherem Grade, als die

*) Vgl. Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen, II, 8.

poetische Litteratur durch diese neuen Bahnen gewann, als dann Herder, Lessing, Göthe die weitere Vermittlung zwischen Kunst und Poesie unternahmen, gewann die Alterthumswissenschaft, die nun mit Heyne eine neue fruchtbare Richtung einschlug.

Immer fester ward Winckelmann's Verhältniß zu Rom; ein päpstliches Dekret vom Jahre 1764 ertheilte ihm bestimmte Anwartschaft auf ein Scriptorat an der Vatikana. So kam es, daß ein abermaliger Versuch, ihn nach Deutschland zu ziehen, fehlschlug. Dieses Mal gieng derselbe von Berlin aus, wo der Geh. Rath Gautier la Croze gestorben war, welcher die Stelle eines Bibliothekars und Direktors des Münz- und Antikenkabinets bekleidet hatte. Hätte sich damals Friedrich II. zu einer Erhöhung des Gehaltes von 1000 auf 2000 Thlr. verstanden, welche Winckelmann forderte, vielleicht wäre dieser für Deutschland gewonnen worden; ob ein solcher Entschluß zu seinem Glücke gedient hätte, das ist mindestens zweifelhaft, und jedenfalls eine müßige Frage.

Wir haben oben unsers Kunsthistorikers eigenthümliche Auffassung und Behandlung freundschaftlicher Verhältnisse, zu jüngeren und schöneren Männern insbesondere, erwähnt, ein Charakterzug, der leichtbegreiflich zu argen Mißdeutungen Anlaß zu geben geeignet war. Die fast leidenschaftliche Weise, in der sich Winckelmann an dergleichen Auserwählte seines Herzens anschloß, mußte zu schmerzlichen Enttäuschungen führen. Eine solche war es, als er entdeckte, wie der von ihm begünstigte Casanova in oben schon angedeuteter Weise nicht bloß ihn getäuscht, sondern sogar seine Kunstgeschichte entstellt hatte. Vielleicht warf er nicht ohne Grund auf Mengs den Verdacht der Mitwissenschaft und zog sich nun auch von diesem von ihm vielfach überschätzten Manne zurück. Leider war die erste Auflage der Kunstgeschichte in sehr zahlreichen

Exemplaren veranstaltet worden und daher noch lange nicht vergriffen, so daß jener Irrthum sich nicht so leicht beseitigen ließ: Winckelmann mußte deshalb eine zweite Ausgabe in französischer Sprache veranstalten, die anfänglich nur ein Dresdner Nachdruck der französischen Uebersetzung sein sollte. Zur Ergänzung der ersten Ausgabe aber bereitete er seine „Anmerkungen zur Geschichte der Kunst" vor, welche 1767 erschienen.

Im September 1767 unternahm er seine vierte Reise nach Neapel, wo er sich diesmal zwei Monate aufhielt und sich mit manchen Gegnern, welche seine Schriften über die Herkulanischen Ausgrabungen hervorgerufen hatte, aussöhnte. Das merkwürdige Schauspiel eines Ausbruchs des Vesuvs konnte er in dieser Zeit beobachten. Endlich kam es denn auch zu der wiederholt beabsichtigten, immer wieder verschobenen Reise nach Deutschland, die er am 10. April 1768 in Begleitung des Bildhauers Cavaceppi antrat. Es lag in seinem Plane, Dresden, Dessau, Kassel, Braunschweig, Göttingen und Berlin zu besuchen; an dem letztern Orte wollte er eine neue französische Uebersetzung seiner Kunstgeschichte, für die sich bereits ein Bearbeiter, Toussaint, gefunden hatte, in's Leben rufen. Aber kaum daß die Reisenden über Bologna, Venedig, Verona nach Tirol gelangt waren, so änderte sich Winckelmann's anfänglich heitere Stimmung in auffallender Weise. Schwermuth lagerte sich über ihn, und alle Zusprache vermochte nicht den Wunsch nach baldiger Rückkehr in ihm zu ersticken. Man gelangte bis München, hierauf nach Regensburg, und immer bestimmter erklärte er seine Absicht, allein zurückzukehren, ja er schrieb bereits Briefe nach Rom, die seine Wiederankunft in nahe Aussicht stellten. Mit Mühe und Noth bewog ihn der Reisegefährte, ihn noch bis Wien zu begleiten, wo sie am 12. Mai anlangten. Hier ward ihm die ehrenvollste Aufnahme zu Theil, selbst der Staatskanzler Fürst Kaunitz bemühte sich

ihm die Rückreise auszureden, allein vergeblich. Winckelmann wurde ernstlich krank, und noch ehe er völlig hergestellt war, hatte Cavaceppi bereits Wien verlassen, um seine Reise fortzusetzen. Die kurze Zeit, die der Wiedergenesene noch in Wien zubrachte, verwendete er, die dortigen Bauwerke und Kunstsammlungen kennen zu lernen und die bedeutendsten Künstler uud Gelehrten aufzusuchen. Auch ward ihm noch die Auszeichnung zu Theil, der Kaiserin Maria Theresia vorgestellt zu werden, die ihn huldvoll aufnahm und reichlich beschenkte. Ende Mai reiste er von Wien ab und kam am 1. Juni Vormittags 11 Uhr in Triest an, von wo er sich nach Ankona einschiffen wollte: er stieg in einem Gasthofe am Petersplatze ab und erhielt das Zimmer Nr. 10 im zweiten Stockwerke. Das Nebenzimmer (Nr. 9) war von einem Italiener bewohnt, der sich unterwegs, kurz vor Triest, an Winckelmann angeschlossen hatte; er hieß Francesco Arcangeli, war aus Pistoja gebürtig, und hatte vorher als Koch in Wien in Diensten gestanden, hatte sich mehrere Verbrechen zu Schulden kommen lassen und war 1767 begnadigt, aber aus den deutschen Erblanden verwiesen worden. Leider fand sich nicht sofort ein Schiff nach Ankona, weshalb Winckelmann genöthigt war, sich in Triest einige Tage aufzuhalten. Da er keine Lust hatte, in der Stadt Bekanntschaften zu machen, blieb er im Gasthof und überließ es dem Arcangeli, die Vorbereitungen zur Reise zu treffen. Dieser trat mit einem Schiffer in Unterhandlung; da derselbe aber noch nicht volle Ladung hatte, wandte man sich an einen anderen, der in den nächsten Tagen abzusegeln versprach.

Während dieses unfreiwilligen Aufenthaltes in Triest verstand es der Italiener vortrefflich, durch allerlei Gefälligkeiten Winckelmann für sich zu gewinnen und jeden Verdacht von sich fern zu halten, daß seine Sorgsamkeit und Zuthulichkeit etwa auf unlauteren Motiven beruhe. Arglos verkehrte jener

mit ihm, machte in seiner Begleitung kleine Spaziergänge, besuchte mit ihm das Kaffeehaus, war sein Nachbar an der Wirthstafel und brachte die Abendstunden auf Arcangeli's Zimmer zu. Konnte der Umgang mit dem wenig gebildeten Manne auch nicht tiefere Bedürfnisse befriedigen, so war er doch bequem und für allerlei kleinere Angelegenheiten nützlich. So kam es, daß Winckelmann nach und nach die anfänglich bewiesene Vorsicht aufgab und sich zu Mittheilungen herbeiließ, welche in Arcangeli den Gedanken an eine Uebelthat erweckten. Er sprach von seinen Verbindungen in Wien und Rom, von den kostbaren Münzen, die er als Geschenk erhalten und zeigte ihm wohl sogar die wohlgefüllte Geldbörse. Arcangeli beschloß, seinen Gefährten zu berauben, ein Vorsatz, der leider dadurch seiner Ausführung näher kam, daß das Schiff an dem festgesetzten Tage noch nicht absegeln konnte, sondern die Abfahrt um drei Tage aufschieben mußte.

Am 8. Juli verließ der Italiener das Gasthaus und kam früher als sonst in das Kaffeehaus, wo er mit Winckelmann zu frühstücken pflegte. Als dieser um Weniges später dahin kam, fand er Arcangeli nicht, der sich inzwischen im Hafen einen Nachen zur Ueberfahrt zu miethen gesucht hatte. Winckelmann kehrte in seine Wohnung zurück, legte Oberkleider, Halsbinde, Perrücke ab und setzte sich an seinen Schreibtisch, um für die neue Ausgabe seiner Kunstgeschichte einige Notizen zu zu machen. Da trat der Italiener ein und ward von Winckelmann, der sich auf die baldige Abreise herzlich freute, freundlichst begrüßt. Sie unterhielten sich ziemlich lange und lebhaft, bis Arcangeli, der nun mit der Ausführung seines verbrecherischen Planes nicht mehr zögern zu dürfen meinte, sich in sein Zimmer begab, um sich mit den nöthigen längst vorbereiteten Gegenständen zu versehen. Unter dem Vorwande, er habe sein Taschentuch liegen lassen, kehrte er bald zurück und fragte, ob

Winckelmann noch die Absicht habe, bei der Wirthstafel seine Schaumünzen zu zeigen, was jener verneinte („non voglio fare publicila"). Darauf stellte jener die weitere Frage, warum er durchaus nicht sagen wolle, wer er eigentlich sei. Winckelmann, dem diese plötzliche Zudringlichkeit mißfiel, entgegnete, daß er nicht Lust habe, sich zu erkennen zu geben („non voglio farmi conoscere"), und setzte sich an seinen Schreibtisch. Da warf ihm schnell Arcangeli von hinten eine Schlinge um den Hals und zog dieselbe an, um ihn zu erdrosseln. Winckelmann aber sprang rasch auf und wehrte den Mörder mit einem kräftigen Stoße ab. Dieser zog nun das Messer hervor, aber jener war muthig und stark genug, die Klinge selbst zu ergreifen und obwohl halb erdrosselt, sich in einen Ringkampf mit dem Italiener einzulassen. Vielleicht wäre es dem kräftigeren Deutschen gelungen, seinen Gegner zu überwältigen, wenn nicht beide ausgeglitscht und auf den Boden gefallen wären, wobei Winckelmann unten zu liegen kam. Dadurch ward es dem Bösewicht möglich, sich seines Messers zu bedienen, und er versetzte seinem Opfer noch fünf Stiche. Da vernahm ein Diener des Hauses den Lärm in dem Zimmer und öffnete die Thür. Der Mörder sprang hastig auf, stieß den Eintretenden zurück und ergriff schleunigst die Flucht. Man suchte sofort ärztliche Hilfe, die aber leider erst nach einiger Zeit zu erlangen war. Der Wundarzt, von Winckelmann befragt, ob die Wunden tödtlich seien, bejahte dies in Betreff zweier Wunden. Unter solchen Umständen mußte man auch geistlichen Beistand herbeiziehen; ein Kapuziner kam herbei und hörte Winckelmanns letzte Beichte. Darauf erschien die gerichtliche Kommission, um den Thatbestand des Verbrechens aufzunehmen, was nur mühsam ausgeführt werden konnte, da der Verwundete kaum fähig war, anhaltend zu sprechen. Nun empfieng Winckelmann das heilige Sakrament und die Segnungen der

Kirche, ordnete seine Angelegenheiten, wobei er schon so schwach war, daß er das Testament nicht zu unterzeichnen vermochte und verschied Nachmittags 4 Uhr unter heftigen Leiden. Durch die Sektion stellte es sich heraus, daß vier der erhaltenen Wunden tödtlich, zwei von ihnen absolut tödtlich und Ursache des so schnell erfolgten Todes gewesen waren. Am 9. Juni wurde der Leichnam in die Kirche des h. Justus gebracht und in der Grabstätte einer der Brüderschaften, die damals bestanden, beigesetzt. Als später diese Grabstätte geräumt werden mußte, kamen Winckelmanns Gebeine mit denen vieler Anderer in das Beinhaus: so ist die Stelle nicht mehr zu finden, wo des berühmten Archäologen sterbliche Ueberreste ruhen.

Arcangeli war geflohen, ohne irgend welche Frucht seines gräßlichen Verbrechens zu ernten, ja selbst mit Zurücklassung seiner eignen geringen Habe, und in einem Aufzuge, der ihn Nachforschungen zu entziehen nicht geeignet war. Er ward auf seiner Flucht in Planina ergriffen und nach Adelsberg gebracht, wo er sein Verbrechen gestand; am 15. Juni schon kehrte er gefangen nach Triest zurück. Man machte ihm den Proceß, und am 16. Juli ward das Urtheil ausgesprochen, das ihn zum Tode durch das Rad verurtheilte. Am Morgen des 20. Juli ward dasselbe auf dem Petersplatze in Triest vollzogen, dem Gasthofe gegenüber, in welchem er seine grauenvolle That verübt hatte.

Später ist in Triest in der obenerwähnten St. Justo-Kirche und vor einigen Jahren in Stendal dem großen Kunsthistoriker ein Denkmal errichtet worden. Zur Charakteristik Winckelmanns dürfen wir auf Goethes schon angeführte Schrift verweisen: sie gehört zu dem Besten, was unser größter Dichter geschrieben hat, indem sie Winckelmanns Individualität in das hellste Licht stellt. Nur das Eine setzen wir hinzu, daß der Aufschwung, welche die Alterthumswissenschaft

in Deutschland nahm, und der vielseitige Segen, der aus der neuen Blütheperiode der klassischen Studien hervorgegangen ist, zu nicht geringem Theile auf Winckelmann zurückzuführen ist, der, mit Leib und Seele dem antiken Leben und der antiken Kunst zugehörig, einer der Ersten war, welche das Verständniß des Alterthums neu eröffneten. „So war er denn — sagt Göthe am Schlusse seiner Charakteristik — auf der höchsten Stufe des Glücks, das er sich nur hätte wünschen dürfen, der Welt verschwunden. Ihn erwartete sein Vaterland, ihm streckten seine Freunde die Arme entgegen, alle Aeußerungen der Liebe, deren er so sehr bedurfte, alle Zeugnisse der öffentlichen Achtung, auf die er so viel Werth legte, warteten seiner Erscheinung, um ihn zu überhäufen. Und in diesem Sinne dürfen wir ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden; die Zerstreuung der Kunstschätze, die er, obgleich in einem andern Sinne vorausgesagt, ist nicht vor seinen Augen geschehen. Er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie ein Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ein ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß Winckelmann früh hinwegschied, kommt auch uns zu gute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaften Drang, das was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer fortzusetzen.“

Christian Gottlob Heyne.

Heyne's Vater war aus dem Fürstenthum Glogau in Schlesien gebürtig: den Bedrückungen sich zu entziehen, denen im Anfang des vorigen Jahrhunderts die Protestanten in Schlesien ausgesetzt waren, verließ er sein Vaterland und wanderte nach Sachsen. Er war Leineweber, ein geschickter und fleißiger Mann, aber mittellos und vom Glück wenig begünstigt, so daß er mit den schwersten Sorgen zu kämpfen hatte. Das älteste Kind seiner zweiten Ehe mit Elisabeth Schreyer war der später so berühmte Christian Gottlob Heyne, geboren zu Chemnitz am 25. September 1729, getauft daselbst am folgenden Tage, der gewöhnlich als Heyne's Geburtstag gefeiert ward.

Wer kennt nicht das traurige Loos der Weber in Zeiten, in denen der Handel stockt, oder wo die Händler nur an ihren Gewinn und nicht an die unglückliche Lage der Arbeiter denken? Ueber seine Jugend berichtet Heyne uns selbst*): Ich ward in der größten Dürftigkeit geboren und erzogen. Der früheste Gespiele meiner Kindheit war der Mangel, und die ersten Eindrücke machten die Thränen meiner Mutter, die für

*) Vgl. Heyne's Leben von H. L. Heeren (Historische Werke VI, 12).

ihre Kinder kein Brod wußte. Wie oft sah ich sie Sonnabends mit weinenden Augen die Hände ringen, wenn sie mit dem, was der angestrengte Fleiß und selbst durchwachte Nächte des Gatten gefertigt hatten, wieder nach Hause kam, ohne den Käufer gefunden zu haben. Zuweilen ward ein neuer Versuch durch meine Schwester oder durch mich gemacht; ich mußte mit eben den Stücken Waare zum Kaufmann gehen, ob wir sie nicht los werden könnten. Es gibt in diesen Gegenden sogenannte Kaufleute, die eigentlich nichts anderes als Abkäufer sind, die den Aermeren die verfertigte Leinwand um den geringsten Preis abkaufen und sie um den höchsten auswärts zu verkaufen suchen. Mit allem Stolze eines Satrapen sah ich oft einen und den andern dieser kleiner Tyrannen die ihm angebotene Arbeit zurückgeben oder eine Kleinigkeit vom verlangten Werth und Arbeitslohn abbrechen.“ Die Eltern thaten was sie konnten, sie ließen ihre Kinder eine Volksschule in der Vorstadt besuchen; unser Christian Gottlob zeigte Fähigkeit und Fleiß und blieb seiner Pflicht treu manchen Verführungen gegenüber, die namentlich von zwei älteren Söhnen des Schulmeisters ausgingen. Aber wie niedrig auch das Schulgeld war, der Knabe mußte doch schon selbst mit dazuthun, es aufzubringen: er gab, kaum 10 Jahr alt, einem Nachbarkinde Elementarunterricht. Nun handelte es sich um Privatunterricht, da der Unterricht in der Kinderschule natürlich nicht weit führte. Die lateinische Privatstunde sollte wöchentlich einen Groschen kosten; die Eltern konnten das nicht geben. Da fand sich ein Helfer in der Person eines wohlhabenden Bäckermeisters, der ein Stiefbruder von Heyne's Mutter und des Knaben Pathe war: dieser zahlte den Groschen, legte aber dem Knaben die Verpflichtung auf, Sonntags ihm das Evangelium aufzusagen. Die Mutter war erfreut, daß der Lerntrieb des Sohnes befriedigt werden sollte, der Vater dagegen

sah fast scheel drein, weil er besorgen mochte, die Unterstützung seines Sohnes bei der Weberarbeit entbehren zu müssen. Darin hatte er recht gesehen; denn als die Schule durchlaufen war, wünschte der lernlustige Knabe das Lyceum zu besuchen. Freilich ein kühner Wunsch, denn nun handelte es sich um 4 Gulden Schulgeld, um Schulbücher, um den Schülermantel, den die Lyceumsschüler damals trugen: woher dazu die Mittel nehmen? Indeß auch hier fand sich Hülfe. Heyne's zweiter Pathe war der lutherische Pastor Seidel in Chemnitz, dieser verstand sich dazu, das Schulgeld für den strebsamen Knaben zu zahlen, der nun wirklich am 25. Juni 1741 von dem Rektor Hager in die zweite Klasse des Lyceums aufgenommen wurde. Aber der Wohlthäter sorgte nur halb für seinen Schützling, er zahlte wohl das Schulgeld und ließ einen groben Mantel machen, aber die nöthigen Bücher kaufte er nicht, so daß der arme Junge genöthigt war, sich die Bücher vor den Lectionen abzuschreiben. Dazu war er ein Pedant, der die Studien seines Pfleglings zu leiten unternahm, ohne dazu befähigt zu sein. Besonderes Gewicht legte er auf lateinische Versifikation, in der er etwas zu verstehen und zu leisten glaubte. So mußte sich Heyne schon mit lateinischen Gedichten plagen, ehe er noch lateinische Dichter, ja überhaupt Classiker gelesen hatte. In der Schule sah es auch nicht zum Besten aus: „was mir der Schulunterricht verschaffte, — schreibt Heyne — beschränkte sich fast bloß auf Vokabeln und Phrasen.“ Erst als der Privatdocent M. Krebs, später Rektor in Grimma, als Conrektor nach Chemnitz kam, ward es etwas besser, und Heyne war so glücklich, an einer Privatstunde Theil nehmen zu dürfen, in welcher der Ajax des Sophokles erklärt würde.

Gewiß verdient die muthige Ausdauer unsre lebhafte Bewunderung, mit der sich Heyne unter so drückenden Verhältnissen aufrecht erhielt. In der Schule fehlte es an An=

regung, der Umgang mit Altersgenossen, alles das, was sonst die Jugendjahre zu schmücken und zu erheitern pflegt, war ihm unzugänglich, sein geistlicher Wohlthäter übte einen drückenden Einfluß, zu Hause sah er nur Noth und Elend und litt unter dem Verdruß des Vaters, der nur mit Widerstreben seinen Sohn sich Studien ergeben sah, die ihn seiner Hülfe beim Handwerk beraubten. Für die Begehrlichkeit und Energielosigkeit unsrer heutigen Jugend ist der junge Heyne sicherlich eins der lehr- und mahnungsreichsten Vorbilder!

Eine wesentliche Förderung und Erleichterung trat ein, als ein Chemnitzer Rathsherr Heyne als Lehrer des jüngeren Bruders seiner Frau annahm, wodurch er monatlich einen Gulden verdiente. Nun konnte er etwas an seine Eltern abgeben und war nicht mehr dem Vorwurfe ausgesetzt, daß er umsonst ihr Brod esse. Und was noch mehr werth war, er kam in einen gebildeten Kreis, der durch feinere Sitte und Gewöhnung auf ihn zu wirken, das Rohe, Linkische, Menschenscheue an ihm abzuschleifen und zu mildern vermochte. Dieser Einfluß wurde um so stärker, da sich eine Jugendliebe dazu gesellte, eine leidenschaftliche Neigung zu der Schwester seines Schülers, die mit ihrem Bruder in des Schwagers Hause Aufnahme gefunden hatte. Es war ein Traum, der bald zerrann, der ihn aber über die Mühseligkeiten seines Lebens erhob und ihm die Kraft zum Kampfe stählte; die jugendliche Begeisterung machte ihn selbst zum Dichter, doch ist von diesen poetischen Jugendphantasien uns nichts aufbehalten worden, so daß wir uns mit dem verwerfenden Urtheile des Verfassers*) begnügen müssen.

Damals führte man auch in Chemnitz noch jährlich Schulkomödien auf, namentlich Stücke von Christian Weise. Einmal

---

*) Heeren VI, 24.

kam auch ein lateinisches Schauspiel, Kunz von Kaufungen oder der sächsische Prinzenraub zur Aufführung, und weil die Zahl der Personen nicht groß genug war, um allen spiellustigen Schülern Rollen zu gewähren, verfaßte Heyne mit des Rektors Erlaubniß einen sechsten Akt, in dem eine Menge Räuber vorkamen, die sämmtlich gehängt wurden. Auch verfertigte Heyne eine lateinische Inschrift, die in den Knopf des neuerbauten Stadtthurms gelegt ward: nach seiner Mittheilung fängt sie mit den Worten Sta viator! an.

Im Jahre 1748 verließ er Chemnitz, um sich nach Leipzig zu begeben. Der Chemnitzer Pastor, welcher bisher das Schulgeld bezahlt hatte, sagte weitere Unterstützung zu und bestimmte seinen Schützling für das Studium der Theologie, ein Gebiet, das jener selbst schwerlich gewählt haben würde. Vielmehr war er diesen Studien abgeneigt, wozu wohl sein bisheriger Lebensgang nicht wenig beigetragen hatte: der fortwährende Kampf mit fast unbesiegbaren Schwierigkeiten, das Gefühl der Zurücksetzung, „das bittre Gefühl der Niedrigkeit" — Alles das hatte in dem Gemüthe des Jünglings eher „Trotz gegen das Schicksal", als den Muth frommen Gottvertrauens hervorgebracht. Und hatte es bisher in Chemnitz an Mitteln gefehlt, so ward dieser Mangel in Leipzig erst recht fühlbar. Denn der Herr Pastor ließ es bei dem Versprechen bewenden, indem er Heyne kein Geld mitgab und auch später nur unregelmäßig und selten kleine Summen schickte, die auch nicht für das Allernothwendigste ausreichten. Wie war da an ein planmäßiges geordnetes Studium zu denken?

Unter den damals in Leipzig lehrenden Professoren scheinen insbesondere zwei auf Heyne von größerem Einfluß gewesen zu sein, Ernesti und Christ, von denen namentlich der Letztere persönlichen Antheil an Heyne nahm und ihn auch außerhalb der Kollegien anzuregen und auf ihn einzuwirken

wußte. Während Christ mehr anregte, führte Ernesti ihn in die methodische Behandlung der Wissenschaft ein. Aber leider nahm die äußere Noth gar zu sehr überhand: weder Stipendien noch Freitische glückte es ihm zu erhalten, der Geistliche that gar nichts für ihn. So schlimm war Heyne daran, daß er nicht einmal ein Stück Brod zum Mittagsessen zu kaufen vermochte. Da kam durch Professor Christ der Antrag zu einer Hauslehrerstelle bei einem Herrn von Häseler im Magdeburgischen, und Heyne — — schlug sie aus. Er war noch nicht zwei Jahre in Leipzig, hatte seine Studien kaum begonnen und sah, daß er für sein Leben entschied, wenn er dem Antrage folgte. So fand er den gewiß bewundernswerthen Muth, das dargebotene Rettungsmittel von sich zu weisen. Bald darauf aber wurde ihm Ersatz geboten, indem Ernesti ihn einem Kaufmann in Leipzig, Sechehaie, als Lehrer empfahl; in dessen Hause unterrichtete er auch eine Zeit lang.

Obwohl es vorzugsweise Ernesti's Vorlesungen waren, zu denen sich Heyne hingezogen fühlte und in denen er die spätere Richtung seines Lebens und Wirkens begründete, war er doch nicht im eigentlichen Sinne des Wortes Student der Philologie, sondern bekannte sich vielmehr zur Rechtswissenschaft. Das wollte nur so viel sagen, daß er Jurisprudenz zu seinem Brodstudium machen wollte. Indeß selbst in diesem Sinne that er nicht genug dafür, indem er sich nur mit römischem Rechte beschäftigte. Dieses trug dazumal Bach, ein Schüler Ernesti's, vor, der in anregender Weise römische Litteratur und Geschichte in seine Vorlesungen hineinzuziehen wußte: das war für Heyne von höchstem Interesse. Man darf wohl mit Fug und Recht behaupten, daß gerade durch Bach ein entscheidender Einfluß auf Heyne's geistige Richtung ausgeübt wurde.

Die Studienzeit gieng zu Ende: es galt, einen bestimmten Beruf zu wählen. Advokat oder Docent? darüber war zu entscheiden. Die Thätigkeit eines Sachwalters hatte für ihn nichts Lockendes, für den Privatdocenten waren durchaus keine Aussichten da. Abermals sollte ein anscheinend unbedeutendes Ereigniß für die weitere Gestaltung seines Lebens bedeutungsvoll werden. Es starb nemlich in Leipzig der allgemein geehrte Prediger der reformirten französischen Gemeinde, Lacoste, mit dem auch Heyne persönlich bekannt gewesen war. Bei dieser Gelegenheit verfaßte Heyne eine lateinische Elegie, die mehreren Mitgliedern der Gemeinde bekannt wurde und ihnen so gefiel, daß sie auf Kosten der Gemeinde gedruckt ward. Ein Exemplar kam in die Hände des Staatsministers Grafen von Brühl, dessen Söhne gerade in Leipzig studierten. Ein schlichtes lateinisches Gedicht würde desselben Aufmerksamkeit schwerlich erregt haben, aber der kostbare Druck vermochte dies: er fragte nach dem Verfasser und äußerte den Wunsch, ihn kennen zu lernen und für seine Dienste zu gewinnen. Man redete Heyne von allen Seiten zu, nach Dresden zu reisen und sich dem allmächtigen Minister vorzustellen, und, obwohl ungern, gab er nach und unternahm die Reise, was für ihn keine Kleinigkeit war; besaß er ja doch nicht einmal einen anständigen Rock oder die Mittel, sich einen solchen zu verschaffen. Am 14. April 1752 langte er in Dresden an, wurde von Graf Brühl gnädig empfangen und mit der Versicherung entlassen, daß man für ihn sorgen wolle. Aber diese Zusicherung war sehr allgemein und half der Noth des Augenblickes nicht ab, und über dieses allgemeine Wohlwollen, über unbestimmte Aussichten und Hinweisungen auf diesen oder jenen Posten gieng man nicht hinaus. Man ermißt leicht, in wie übler Lage sich Heyne befand. In Dresden fehlte es ihm an Bekanntschaften und Verbindungen, Geld und Credit besaß er eben so wenig: wovon

sollte er leben? Abermals entschloß er sich, eine Hofmeisterstelle anzunehmen, so wenig er sonst das Hofmeisterthum liebte; er ward der Erzieher eines Herrn von Medem, und verbrachte den Winter 1752—53 in dieser Stellung. Als aber Ostern 1753 dieses Verhältniß gelöst wurde, stieg die Noth aufs höchste, so daß er seine Bücher verkaufen und bei einem Bekannten auf der Erde schlafen mußte, weil er sich keine Wohnung zu miethen im Stande war. Sein Schwiegersohn Heeren berichtet uns, daß sich Heyne damals leere Erbsenschoten gesammelt und zu Mittag gekocht habe.

Endlich that der Minister Brühl etwas für ihn: Heyne wurde im Herbste 1753 als Kopist auf der Brühlschen Bibliothek mit 100 Thaler Gehalt ohne alle weitere Emolumente angestellt. Das war gerade so viel, daß er vor der Gefahr des Verhungerns geschützt war, von einer Versorgung war keine Rede. So versuchte er es mit der Schriftstellerei, indem er einen französischen Roman, bald darauf einen Roman des Chariton aus dem Griechischen übersetzte: beide Uebersetzungen erschienen 1753 anonym. Dem griechischen Roman war eine Vorrede beigegeben, welche nicht ohne litterarhistorischen Werth ist, indem sie den griechischen Roman überhaupt zu beleuchten versucht. Auch zeigt sich in der Uebersetzung deutlich der Philolog und Kritiker, der unverständliche oder zweifelhafte Stellen zu verbessern bemüht ist.

Ein weit entschiednerer Schritt aber war die Bearbeitung des Tibull, welche im folgenden Jahre (1755) erschien; hier gab er nicht eine freie Uebersetzung, sondern eine wissenschaftliche Arbeit, eine Ausgabe mit Commentar. Was ihn gerade auf diesen römischen Dichter hinwies, war theils sein bisheriger Bildungsgang, theils auch die Zartheit und Innigkeit der Tibullischen Gedichte, der seine eigene Gemüthsstimmung entgegenkam. Zeitlebens war ihm Tibull ein Lieblingsdichter,

und gern kehrte er noch in späteren Jahren zu ihm zurück. Die Arbeit ist in mehrfachen Beziehungen wichtig, sowohl für die Geschichte der Philologie in Deutschland, als auch für Heynes ferneren Lebensgang. Denn wenn mit Heyne eine neue philologische Aera für Deutschland beginnt, ein Fortschritt von der vorwiegend sprachlich-grammatischen Methode zu einer auch dem Realen mit zugewandten, nach Erfassung des Alterthums strebenden, so ist die Tibullausgabe der erste Schritt, den Heyne in dieser Richtung über seinen Vorgänger und Lehrer Ernesti hinausthat. Daß er dabei mit vollem Bewußtsein verfuhr, zeigt die Vorrede, welche sehr beachtenswerthe Winke für die damaligen Gelehrtenschulen enthält. Für den Verfasser selbst aber ward die Arbeit hochwichtig, weil sie ihm einen Namen erwarb und ihm seine weitere Laufbahn eröffnete. Freilich gieng Anerkennung und Förderung nicht von der Stelle aus, von welcher sie erwartet werden sollte, nicht vom Grafen Brühl, dem der Tibull gewidmet wurde: vielmehr blieb Werk und Verfasser in Sachsen unbekannt, und es war dem Ausland vorbehalten, darauf hinzuweisen, welche bedeutende Persönlichkeit Sachsen besaß.

Im folgenden Jahre beschäftigte sich Heyne mit einem griechischen Schriftsteller, mit dem Epiktet, einem Philosophen des ersten Jahrhunderts nach Christus, der besonders die Moralphilosophie der Stoa behandelt hatte*); dessen Enchiridion gab Heyne 1756 heraus. Wie bei dem Tibull, so erschienen auch vom Epiktet später mehrere neue Bearbeitungen.

Man würde übrigens irren, wollte man meinen, Heyne habe sich ausschließlich mit Römern und Griechen beschäftigt. Vielmehr sehen wir ihn auch in lebhafterem Verkehr mit neueren Schriftstellern, insbesondere mit Montesquieu, Shaf-

---

*) *ἀνέχου καὶ ἀπέχου.*

tesbury und Locke, von denen besonders die letzteren damals von großem Einfluß auf ihn waren. Denn ihn hatte eine religiöse Skepsis ergriffen, welche die ernstesten Kämpfe über ihn brachte, aber den Grund und Kern einer reinen religiösen Gesinnung ihm nicht zu rauben vermochte.

Während wir von seinen Collegen an der Brühlschen Bibliothek, Rost und Müller, und ihren gegenseitigen Beziehungen nicht viel zu sagen haben, können wir an einer Bekanntschaft, welche das Bibliothekamt vermittelte, nicht stillschweigend vorübergehen: es war dies Joh. Winckelmann, der sich damals auf seine Reise nach Italien rüstete und in seiner unersättlichen Lese- und Lernlust ein häufiger, aber nicht gern gesehener Besucher der Bibliothek war. Hier begegneten sich zwei Männer; deren Jugendgeschichte so ähnlich ist: zwei Söhne des Mangels und Elends, später zwei der gefeiertsten Namen Deutschlands. Ein näheres Verhältniß entspann sich übrigens nicht: Heyne erinnerte sich später noch, daß Winckelmanns äußere Erscheinung damals sehr unvortheilhaft und eher abstoßend als gewinnend gewesen sei, was nach den früheren Mittheilungen über denselben sich nur zu leicht begreift.

Noch immer aber war Heyne's äußere Lage eine durchaus ungesicherte, noch immer hatte er mit Mangel zu kämpfen. Zwar gab er dem jungen Grafen Brühl Unterricht und sollte dafür jährlich 200 Thaler erhalten, aber der Graf ließ es bei einigen Gratifikationen bewenden, und schlimmer noch gieng es ihm mit einer Zulage von 100 Thalern, die ihm im Sommer 1756 bewilligt wurde, denn diese gieng in den bald beginnenden Wirren des 7jährigen Krieges ganz und gar verloren. Ja selbst das Wenige, was er hatte, ward durch die Kriegsunruhen ihm entrissen. Denn als König August und Brühl beim Beginn des Krieges Dresden verlassen hatten, das Brühlsche Palais zerstört, die Bibliothek zerstreut wurde, da wurde an

die Besoldungen der gräflichen Diener nicht mehr gedacht, und somit versiegte die letzte dürftige Einnahmequelle. Nichts blieb übrig, als der kümmerliche und unsichere Erwerb durch Uebersetzung politischer Brochüren aus dem Französischen. Aber auch diesmal blieb in der höchsten Noth die rettende Hand nicht aus. Die Frau von Schönberg, geborene von Broizem, war es, die sich des Bedrängten annahm, indem sie ihn auf die Empfehlung von Rabener als Lehrer ihres Bruders in ihr Haus berief. Hier lernte er die Jugendfreundin der Frau von Schönberg, die als Waise in dem Hause des Herrn von Broizem liebreiche Aufnahme gefunden hatte, Therese Weiß, kennen, die Tochter eines sächsischen Hofmusikus, der früh gestorben und die Seinigen in größter Dürftigkeit zurückgelassen hatte. Bald entwickelte sich ein inniges Verständniß zwischen Heyne und Therese, die nach einigen Jahren seine Gattin wurde. Inzwischen eröffnete sich ihm noch einmal eine Gelegenheit, seine akademischen Studien wieder aufzunehmen, denn der junge Herr von Broizem bezog 1759 die Universität Wittenberg, und Heyne blieb ein ganzes Jahr dort sein Hofmeister. Im folgenden Jahre aber ward auch in Wittenberg der Aufenthalt unsicher: sie verließen den gefährdeten Ort und kehrten nach Dresden zurück, von wo sich Broizem nach Erlangen begab. Auch Dresden, wo Heyne blieb, war von neuem bedroht, weshalb Frau von Schönberg und Heyne's Braut die Stadt verlassen und sich in die Lausitz geflüchtet hatten: Theresens kleines Besitzthum war dem Freunde anvertraut worden, der es in seine Wohnung aufgenommen hatte.

Am 18. Juli 1760 begann das bekannte Bombardement Dresdens durch die preußische Armee. Heyne blieb die ersten Tage in seinem Hause; als aber eine Bombe in den Hof fiel und große Verwüstung anrichtete, dachte er an seine Rettung. Nicht ohne Gefahr gelangte er über die Elbbrücke nach der

Neustadt und aus der Stadt heraus; nach beschwerlichem Marsche — denn er hatte keinen Groschen Geld mitgenommen — kam er nach Arnsdorf, wo sich Frau von Schönberg aufhielt. Hier blieb er kurze Zeit und kehrte dann nach Dresden zurück; aber seine Wohnung stand nicht mehr, eine Brandstätte war alles, was er antraf. Seine und Theresens Habe war verbrannt, zugleich waren alle seine Sammlungen und Excerpte vernichtet. Ein harter Schlag! Wie schwer er traf, zeigt ein unter Heyne's Papieren aufbehaltener Zettel, vom 16. September 1760 datirt, mit den Worten: „Meine Götzen sind zerbrochen, sind zerstört! Nun ist mir Alles gleich auf der Welt!" In solcher Niedergeschlagenheit suchte und fand er da Trost und Hülfe, wo Beides dem Verzweifelnden allzeit zu Theil wird, in den Tröstungen der Religion. Religiöse Betrachtungen beschäftigten ihn vorzugsweise, wie aus den „Vorübungen zum Tode, wiederangelegt 1760 nach dem Brande", ersichtlich ist, die sich gleichfalls in dem Nachlasse Heyne's fanden.

Heyne bezog einstweilen die leerstehende Brühlsche Bibliothek, die zum großen Theile zu Grunde gegangen war. Dem Bibliothekar machte man — vielleicht nicht mit Unrecht — den Vorwurf, er habe seinen Posten früher verlassen, als es nöthig gewesen sei. Da dieser die Schuld von sich abzuwälzen und Heyne zuzuschieben suchte, gerieth der letztere noch in die Gefahr, in Untersuchung gezogen zu werden.

In den Verhältnissen, in welchen sich Heyne jetzt befand, war es wohl kein kleines Wagniß, daß er sich im Sommer (4. Juni) 1761 zu Arnsdorf mit seiner Therese verheirathete, die wenige Tage zuvor in der Evangelischen Schloßkirche zu Dresden zur lutherischen Kirche übergetreten war. Nur durch die Unterstützung wohlwollender Freunde war es im Anfang dem jungen Paare möglich, sich zu erhalten, und als im Winter

eine frühzeitige Niederkunft ihnen den ersten Sohn, Karl, schenkte, stiegen abermals die Sorgen auf eine bedenkliche Höhe. Im Sommer 1762 lebten sie auf dem Gute des Kammerherrn von Löben bei Reichenbach, selbst dorthin von den Unruhen und Gefahren des Krieges verfolgt und abermals einer Plünderung ausgesetzt, bei welcher der Muth Theresens den schlimmsten Verlust — die Familie Löben hatte ihre Kostbarkeiten in einer Kammer verborgen und Heyne's Obhut anvertraut — glücklich abwendete. Im November kehrten sie nach Dresden zurück, und nun sollte sich endlich ihr Geschick erhellen — von Hannover kam der Antrag, Heyne sollte die durch Gesners Tod erledigte Professur in Göttingen übernehmen.

Der berühmte Joh. M. Gesner war nemlich in Göttingen am 4. August 1761 gestorben, wo er, früher Rektor an der Thomasschule zu Leipzig, professor eloquentiae, Bibliothekar, Direktor des philologischen Seminars und Mitglied der Societät der Wissenschaften gewesen war. In Hannover stand damals an der Spitze der Regierung der hochverdiente Premierminister Gerlach Adolf von Münchhausen *), der mit besonderer Liebe für das Gedeihen der noch jungen Georgia Augusta sorgte. Bei der Besetzung der durch Gesners Tod eröffneten Stelle galt es eine glückliche Wahl zu treffen. Zunächst wurde daher der Professor Michaelis beauftragt, die Stelle zu versehen, und bald darauf der bekannte Professor Klotz aus Jena berufen, jedoch nur als außerordentlicher Professor, vielleicht um seine Befähigung zu der erledigten Professur zu ermitteln. Als

*) geboren den 14. Oktober 1688, 1714 Appellationsrath in Sächsischen Diensten, 1715 Oberappellationsrath in Celle, 1726 Gesandter in Regensburg, 1727 Staatsminister, 1734 Curator der Universität Göttingen, 1765 Premierminister, gestorben den 26. November 1770.

dieser dem Minister nicht genügte, wurde Ernesti um Rath gefragt; Ernesti rieth, man solle sich an Ruhnken in Leyden wenden, weil in Deutschland kein Ersatz für Gesner zu finden sei. Ruhnken aber, der Holland nicht mehr verlassen wollte, bezeichnete Heyne als den würdigsten Nachfolger des Verstorbenen. Sein Brief vom 18. October 1762, an den Hannöverschen Hofrath Jung gerichtet, ist wohl werth, allgemeiner bekannt zu werden. „Sed quid est, quod extra patriam quaeratis, cujus patria copiam praebet? Cur non Gesnero successorem datis Christianum Gottlob Heynium, Ernestinae disciplinae alumnum, excellenti virum ingenio, qui quanta Latinanum litterarum praeditus sit scientia, edito Tibullo, quanta graecanum edito Epicteto ostendit. Hic mea et Hemsterhusii τοῦ πάνυ sententia unus est, qui jacturam quam Gesneri morte fecistis, resarcire poterit. Nec est quod quis dicat, Heynii famam nondum satis illustrem et pervagatam esse. Tanta, mihi crede, in hoc viro ingenii et doctrinae ubertas est, ut brevi omnis cultior Europa ejus laudes celebratura sit.“ Abermals wandte man sich nun an Ernesti, damit dieser die Vermittlung bei Heyne übernehme. Aber Ernesti wußte gar nichts von Heyne und schrieb deshalb an den Dresdner Superintendenten am Ende, der gleichfalls von einem Heyne in Dresden nichts wußte und vermuthlich auch nicht Lust hatte, sich um den Unbekannten zu bemühen. Erst auf wiederholtes Ersuchen erkundigte er sich auf der Bibliothek nach Heyne, und zwar vorerst, wie es mit seiner Stellung zur lutherischen Kirche beschaffen sei. Die Antwort lautete günstig, und Ernesti wurde nun die gewünschte Antwort zu Theil. Dieser stellte nun an Heyne den Antrag und bat zugleich, ihm seine Bedingungen mitzutheilen. Unter dem 16. December 1762 antwortete Heyne in eingehender Weise, daß er entschlossen sei, dem ehrenvollen Rufe zu folgen, wofern ihm ein Gehalt von 800 Thalern,

und eine Reiseentschädigung bewilligt werde. Denn allerdings hatte sich darin seine Lage gebessert, daß ihm die Anwartschaft auf die zweite Bibliothekcrstelle an der kurfürstlichen Bibliothek zugesprochen worden war, eine Aussicht, die ihm freilich nur 36 Thaler (für die Ausfertigung) kostete, aber nichts eintrug. In Hannover gieng man auf diese Forderung ein, und nachdem schon im Februar 1763 eine vorläufige Vokation an Heyne gelangt war, erhielt er unter dem 24. März nach erfolgter Bestätigung in London, sein Dekret als Professor der Eloquenz, Vorstand des Seminars, Bibliothekar und Mitglied der Societät der Wissenschaften. Nachdem er noch eine gefährliche Krankheit bestanden, und seine Frau ihre Niederkunft abgewartet hatte, reiste er am 21. Juni von Dresden ab und traf nach viertägigem Aufenthalte in Leipzig am 29. Juni 1763 in Göttingen ein.

„Ich kam — so schreibt Heyne selbst — nach Göttingen ohne Kenntniß des akademischen Wesens überhaupt, und mit noch wenigerer Kenntniß der Universität, ihrer Verfassung und ihrer Lehrer. Ich hatte also viel zu lernen und ward gleichwohl auf einmal in einen Wirbel von Geschäften und Arbeiten hineingestürzt. Collegienlesen war mir ganz neu, das philologische Seminarium ein ganz fremdes Institut. Ich mußte mich mit der Bibliothek bekannt machen, die Societät der Wissenschaften, in welche ich gleich gesetzt ward, kam dazu, und man muthete mir sofort eine Vorlesung zu. Gleichwohl war die Antrittsrede und das dazu erforderliche Programm das Dringendste, und noch war die Trauerfeierlichkeit wegen des Ablebens Georg II. mit Rede und Programm für meine Ankunft aufbehalten. Dazu kam noch die jährliche Stiftungsfeier der Georgia Augusta, welche auch Programm und Rede erforderte. Im Bombardement und Brand von Dresden hatte ich alle meine Bücher und Papiere verloren; kein Blatt

Notaten von eigenem Lesen und Studieren, noch aus angehörten Vorlesungen war mir geblieben, und eine Reihe Jahre des siebenjährigen Krieges hatte ich ohne alle gelehrte Bücher und Arbeiten hingelebt, meist auf dem Lande in ländlichen Geschäften, zu deren Uebernahme die Umstände mich zwangen. Ich mußte also alles aus mir selber schöpfen, und selbst aus aller Uebung, Latein zu schreiben, erlernte ich erst als Professor der Redekunst, die Kunst, die ich lehren sollte." Dennoch ward es ihm möglich, schon am 23. Juli seine Antrittsrede de veris bonarum artium litterarumque incrementis ex libertate publica zu halten, zu welcher er durch ein Programm einlud: de morum vi ad sensum pulchritudinis quem artes sectantur. Bald darauf (am 17. September) folgte die Festschrift de genio saeculi Ptolemaeorum, auf diese unmittelbar eine zweite de judicio, quod defunctis Aegyptiorum regibus subeundum est, noch im Laufe desselben Jahres (13. December) auch die erste Vorlesung in der Societät der Wissenschaften: temporum mythicorum memoria a corruptelis nonnullis vindicata. Dagegen beschränkte sich im ersten Semester seine Thätigkeit als Lehrer auf die Uebungen des Seminars, in welchem er Cicero de oratore erklären ließ; die Vorlesungen, die er von Dresden aus angekündigt hatte (Ilias, römische Antiquitäten) hielt er nicht. Ueberhaupt gewann seine Thätigkeit als Docent nur langsam die Ausdehnung und die Bedeutung der späteren Zeit; anfänglich waren seine Vorlesungen nur schwach besucht, indem die Zuhörerzahl selten bis auf 20 stieg.

Eine litterarische Arbeit der ersten Göttinger Jahre darf nicht unerwähnt bleiben, die Uebersetzung der englischen Weltgeschichte von Guthrie und Gray, welche Heyne auf Drängen des Buchhändlers Reich übernahm. Oekonomische Verhältnisse waren dabei bestimmend, und insofern gieng diese Arbeit nicht sowohl aus innerem Antriebe, als vielmehr aus äußeren

Anlässen hervor. Gleichwohl war sie für Heyne von dem allergrößten Nutzen, indem er dadurch — denn seine Uebersetzung wurde eine selbständige Bearbeitung — in die Geschichte tiefer eingeführt und so mehr und mehr in den Stand gesetzt wurde, seine eigentlichen philologischen Studien in Zusammenhang mit der Geschichte zu bringen und somit die Alterthumswissenschaft wesentlich zu fördern.

Die Thätigkeit, welche Heyne der Göttinger Bibliothek zuwendete, ward bald eine umfassende und neugestaltende. Anfänglich war er nur als zweiter Bibliothekar eingetreten, indem das Oberbibliothekariat dem Hofrath Michaelis übertragen war, jedoch mit dem Zusatz, daß es ihm erlaubt sein solle, nach zwei Jahren zu resignieren. Der Minister von Münchhausen verwendete gerade auf die Bibliothek die größte Aufmerksamkeit, und schon bald nach Heyne's Ernennung ertheilte er beiden Bibliothekaren den Auftrag, über das Institut, seine Lage und Bedürfnisse zu berichten. Als Münchhausen nun Heyne's Ansichten und Vorschläge gebilligt, auch bei der Besetzung der Stelle eines Unterbeamten ihm zugestimmt hatte, fand sich Michaelis, der von vornherein über Heyne's Berufung nicht sonderlich erfreut gewesen war, gekränkt und legte sein Amt nieder. So rückte Heyne schon am Ende des Jahres 1763 in die Stelle des ersten Bibliothekars auf und begann nun seine Reformen zum Wohle der Anstalt wie zu seinem eigenen Gewinn, indem er dadurch in ein engeres Verhältniß zu dem dirigierenden Minister trat. Mehr und mehr lernte dieser die Geschäftstüchtigkeit Heyne's kennen und schätzen, und ohne jemals aus seiner förmlichen und zurückhaltenden Weise herauszutreten, bewies er ihm je mehr und mehr lebhafteste Hochachtung und aufrichtigstes Vertrauen.

Das zeigte sich, als Heyne im Jahre 1767 den ersten Ruf, den er in Göttingen erhielt, als Aufseher der Kunstsammlungen

zu Cassel ablehnte; die hannöversche Regierung erhöhte seinen Gehalt auf 1000 Thaler. 1770 wurde ihm der Titel eines Hofrathes ertheilt, sowie die Inspektion des Pädagogiums zu eld anvertraut, in demselben Jahre auch das Sekretariat der Societät der Wissenschaften, sowie die Redaktion der gelehrten Anzeigen. Heyne's Stellung war nun der Art, daß er den überaus vortheilhaften Ruf nach Kloster Bergen bei Magdeburg, wo Friedrich II. eine umfassende Reform durchzuführen trachtete, ablehnen konnte und sich begnügte, einen Wittwengehalt von 200 Thalern zugesichert zu erhalten. Das Decret, in welchem diese Bewilligung ausgesprochen wurde, trug die eigne Unterschrift Münchhausen's, der am Ende dieses Jahres hochbejahrt starb. Doch ward durch den Tod des Gönners Heyne's Stellung in keiner Weise erschüttert, indem die Staatsmänner, welche mit der Bearbeitung der Universitätsangelegenheiten betraut waren, stets ihm gewogen blieben und ihm ihr volles Vertrauen schenkten, namentlich Georg Brandes und sein Sohn Ernst Brandes, zu denen Heyne später in noch nähere Beziehung trat.

Von philologischen Arbeiten waren es in diesen Jahren besonders die Ausgaben des Virgil und Pindar, mit denen er sich beschäftigte. Jedermann weiß, welchen Werth die Heyne'sche Bearbeitung des römischen Epikers hat: noch jetzt ist sie, neu überarbeitet und erweitert, das Hauptwerk für das Studium desselben. Diese umfängliche Arbeit, deren erster Theil 1767 erschien, wurde 1775 durch den dritten und vierten Band beendigt. Pindar, der durch Heyne erst in den Lehrkreis der Universitäten eingeführt wurde, und über den er oft und vor zahlreichem Zuhörerkreise — er stieg bis auf 80 Zuhörer — las, erschien 1773.

In seinen häuslichen Verhältnissen trat im Jahre 1775 eine wesentliche Veränderung ein, als er, nach langem ver-

geblichen Suchen einer geeigneten Wohnung sich ein passend gelegenes hinreichend geräumiges Haus kaufte und mit den Seinigen Ostern bezog. Leider aber brachte dasselbe Jahr auch einen schmerzlichen Trauerfall. Schon seit mehreren Jahren hatte seine Frau gekränkelt, seit 1773 hatte ihr Leiden ernstlichere Besorgnisse erweckt: am 10. October 1775 erlag sie demselben. Von den sieben Kindern, die sie geboren, überlebten nur drei die Mutter, ein Sohn und zwei Töchter. Die Lücke im häuslichen Leben, die dadurch entstanden, war zu fühlbar, als daß Heyne nicht hätte an Ersatz denken sollen. Anfänglich beabsichtigte er, eine Erzieherin für seine Kinder ins Haus zu nehmen. Seine Freunde aber riethen ihm zu einer zweiten Ehe, und ihren Gründen weichend, entschloß er sich dazu: am 9. April 1777 verheirathete er sich mit Georgine Brandes, der jüngeren Tochter des obenerwähnten Hofrath Brandes in Hannover, mit der er noch 41 Jahre in glücklicher Ehe vereint lebte.

Ungestört vergiengen die nächsten Jahre in vielseitiger, bewundernswerther Thätigkeit: wenn man überblickt, mit wie vielen und verschiedenen Gegenständen sich Heyne zu beschäftigen hatte, kann man eine solche Arbeitskraft nur anstaunen, zumal wenn man liest, wie er dabei doch nicht aufhörte, den Seinigen und den Freunden zu leben, und allzeit zu Auskunft und Rath bereit zu sein. Im Jahre 1785, in demselben Jahre, in welchem der bekannte Georg Forster seine älteste Tochter als Gattin heimführte, überfiel ihn ein gefährliches Nervenfieber, von dem er jedoch durch Gottes Gnade und die Umsicht seines Collegen Frank gerettet ward. Schon in diesem Jahre unternahm er zu seiner Wiederkräftigung eine Reise in die Rheingegenden, eine längere, sechswöchentliche im Jahre 1788 in Begleitung seiner Gattin und eines Freundes aus der Schweiz. In dieses vielbesuchte Pilgerland richteten sie ihre

Schritte, und erfrischten sich an den Reizen der Natur und durch mancherlei Bekanntschaften, von denen wir nur die Namen Pfeffel und Lavater anführen wollen.

Heyne's Ruf stand auf seiner Höhe; nicht leicht mag ein deutscher Philolog soweit hin bekannt und berühmt gewesen sein, wozu auch der Umstand beitrug, daß er sich fast nur der lateinischen Sprache in seinen Arbeiten bediente. Wiederholt suchte man ihn der Georgia Augusta abwendig zu machen. Im Jahre 1787 war ein solcher Versuch von seinem Vaterlande Sachsen gemacht worden: dort hatte man die Bibliothek neu aufgestellt und suchte einen Oberbibliothekar, würdig der zahlreichen und inhaltreichen Sammlung. Heyne war früher auf der Bibliothek beschäftigt gewesen, so hoffte man ihn dem Vaterland wieder gewinnen zu können und bot ihm das Oberbibliothekariat mit ansehnlichem Gehalte an. Gleichwohl konnte er sich nicht entschließen, Göttingen zu verlassen, ja er benutzte diese Gelegenheit nicht einmal, seine feste Einnahme, die sich jetzt auf 1300 Thaler belief, zu vergrößern, sondern blieb ohne Zulage und war damit zufrieden, daß man ihm eine Pension von 200 Thalern für seine Kinder aussetzte, für den Fall, daß er minderjährige Kinder hinterlasse. Zwei Jahre später erhielt er von Dänemark den Antrag, Prokanzler der Universität Kopenhagen zu werden: man hatte es auf eine Reform aller höheren Bildungsanstalten abgesehen und wollte deren Bearbeitung ihm übertragen. Auch dieser glänzende Ruf entzog ihn nicht dem liebgewordenen Göttingen, und allen dort eröffneten Aussichten gegenüber genügte ihm hier die einzige Verbesserung, daß die Pension seiner Wittwe auf 400 Thaler erhöht wurde. Auch andere Anträge gelangten später wiederholt an ihn, aber er hat sich seit dem zuletzt erwähnten nicht einmal auf Verhandlungen über derlei Anerbietungen eingelassen.

In diese Zeiten — Heeren berichtet uns, daß Heyne 15 Jahre lang täglich daran gearbeitet — fällt seine Bearbeitung des Homer, die gleichfalls als ein wissenschaftliches Ereigniß für die damalige Zeit betrachtet werden muß. Sie erschien in 8 Bänden im Jahre 1802, eine zweibändige Handausgabe zwei Jahre später. Auch die Ausgaben des Tibull, Virgil und Pindar wurden wiederholt neu aufgelegt und dabei gründlicher Revision unterworfen.

Die Hannöversche Regierung ertheilte ihm 1801 den Charakter eines Geheimen Justizrathes, eine Auszeichnung, die nur wenigen Gliedern der Universität zu Theil geworden war. Auch von anderer Seite kamen zahlreiche Erweisungen; die Zahl der gelehrten Gesellschaften, Akademien 2c., die ihn zu ihrem Mitgliede ernannten, beträgt mit Ausnahme der Göttinger Societäten nicht weniger als 28. Hatte Frankreich ihm schon die Auszeichnung zuerkannt, unter die 8 auswärtigen Mitglieder des Französischen Nationalinstituts aufgenommen zu werden, so zeigte sich das Ansehen, in dem er stand, auch in dem Schutze, welchen der erste Konsul Bonaparte der Universität Göttingen zusicherte; der Kriegsminister Berthier mußte auf des Konsuls Geheiß darüber an Heyne schreiben, Minister Talleyrand in gleichem Sinne an dem Prorektor. In der That blieb Göttingen in den Jahren der französischen Occupation 1803—1805 gänzlich ungestört, indem alle Einquartierung unterblieb, und die nöthigen Gelder pünktlich eingiengen, so daß die Frequenz nicht abnahm. Als im Jahre 1806 das Königreich Westphalen gegründet wurde, blieben freilich auch für die Universität nicht Maßregeln aus, die ihrem Gedeihen gefährlich zu werden drohten, man zog die Klostergüter ein und beschnitt dadurch die Einnahmen beträchtlich. Indeß lag darin doch ein Trost, daß Johannes von Müller die oberste Leitung der Unterrichtsangelenheiten erhielt, leider

nur auf kurze Zeit, indem der gefeierte Geschichtsschreiber schon am 29. Mai 1809 am Nervenfieber starb. In demselben Jahre gab der 80jährige, noch immer überaus thätige Mann die Professur der Beredtsamkeit an seinen Kollegen, Hofrath Mitscherlich ab. Das geschah vornemlich wohl, weil seine körperlichen Kräfte nicht mehr ausreichten, zum Theil jedoch auch, weil man mit seinem Programme nicht zufrieden war. Den Ton, den man von ihm erwartete, vermochte er nicht anzuschlagen, ja er hatte sich wohl hie und da, so z. B. in dem Herbst-Programme von 1808 Aeußerungen erlaubt, die hohen Orts mißfallen hatten. Der Bibliothek, dem Seminarium, der Societät blieb er nach Kräften treu, auch gab er nicht alle Kollegien auf, sondern beschränkte nur ihre Zahl auf eine Stunde täglich, die er bis an den Tag vor seinen Tode regelmäßig hielt.

Hatte schon Heyne's 80ster Geburtstag, am 26. September 1809, ein Freudenfest, reich durch die Kundgebungen allgemeinster und herzlichster Theilnahme, hervorgerufen, so war bei dem körperlichen und geistigen Zustand des Greises auch die Hoffnung rege, sein 50jähriges Amtsjubiläum werde begangen werden können. Er war zwar seit 1807 schwächer geworden, es hatten sich auch wohl hie und da leichte Anfälle von Schwindel gezeigt, aber im Ganzen war jene Hoffnung eine wohlberechtigte. Die Erfüllung dieser Hoffnung aber war ihm und seinen Freunden nicht beschieden. Denn nachdem er am 11. Juli 1812 in der Sitzung der Societät, bei Gelegenheit der Preisvertheilung noch gesprochen, am 13. Juli seine Seminarstunde gehalten, am Nachmittag noch seine Correspondenzen besorgt hatte, ward er am 14. Juli nach 5 Uhr früh von einem Schlagflusse getroffen, der ihm ein schnelles und schmerzloses Ende bereitete. Am 17. Juli fand von der Bibliothek aus das Leichenbegängniß statt, unter der allge-

meinsten Theilnahme der Universität, Behörden und der Bürgerschaft. Die Grabrede hielt Prorektor Abt Pott, in der Bibliothek sprach Hofrath Benecke, in dem Seminarium Kollaborator Bunsen, der noch lebende berühmte Staatsmann und Gelehrte. Die Societät ließ durch Hofrath Mitscherlich ein lateinisches Trauergedicht verfassen, und übertrug dem Professor Heeren, Heyne's Schwiegersohn, die Gedächtnißrede: in Paris erfüllte der Sekretär der Akademie, Dacier, diese schmerzliche Pflicht. Auch Heyne's Vaterstadt widmete dem Ausdruck ihrer Verehrung und ihrer Trauer eine Feier, die am 28. October 1813 in dem damals noch bestehenden Lyceum zu Chemnitz abgehalten wurde.

Wir haben früher schon darauf hingewiesen, wie groß Heyne's Verdienste um die Alterthumswissenschaft sind: man wird nicht zu viel sagen, wenn man denselben als den Begründer einer neuen Blütheperiode in Deutschland bezeichnet. Heyne war zuerst nur ausschließlich Philolog, die Philologie für ihn nicht eine Hülfswissenschaft, die selbständig nicht zu betreiben ist: in dieser Beziehung könnte er mit Klopstock verglichen werden, der nichts anderes sein wollte als ein Dichter. Aber auch seine wissenschaftliche Richtung, seine Auffassung des Alterthums ist ihm als hohes Verdienst anzurechnen: er faßte es ästhetisch auf und suchte die Poesie des Alterthums, den reichen Quell hellenischer Dichtung der Neuzeit näher zu bringen. Im Gegensatz zu der einseitigen Verbalphilologie seiner Vorgänger betrat er damit den richtigen Weg, neue Begeisterung für die Alterthumsstudien zu erwecken, und so wie Winckelmann von der antiken Kunst aus, von der antiken Dichtung aus das geistige Leben der deutschen Nation neu zu befruchten. Allein die ästhetische Seite des Alterthums war es nicht allein, die ihn anzog und fesselte, und auf die er wieder hinführte. Es darf nicht außer Acht gelassen werden, daß er dabei die

Studien der Grammatik, diese unentbehrliche Basis aller Philologie, nicht nur nicht vernachlässigte, sondern auf einzelnen Punkten, wie z. B. bei dem Homer, sogar erheblich förderte. Und nicht geringeres Lob verdient sein Eingehen auf das reale Leben des Alterthums selbst, worauf ihn schon die Interpretation der Autoren, bei ihm nicht mehr auf Worterexegese beschränkt, hinführte. Unter den vielfachen Gebieten dieses Theiles der Alterthumswissenschaft hat er sich besonders viel mit der Mythologie beschäftigt, was sich schon aus seiner Vorliebe für die Dichter und aus seiner poetischen Grundstimmung erklärt. Aber auch Geschichte, Geographie, Archäologie fanden in dem Kreise seiner Studien ihre Stelle, und mit dieser nicht unerhebliche Förderung. Und wie er überhaupt seine Zeitgenossen wieder zu einem tieferen Verständniß und zu liebevollerer Pflege des Alterthums zu erwecken, wie er für dasselbe die Theilnahme der gebildeten Kreise zu gewinnen suchte und in der That vielfach gewann, so geschah dies insbesondere auch dadurch, daß er das politische Leben des Alterthums zu ergründen bemüht war, ein Streben, das gerade in den damaligen bewegungsvollen Zeiten so recht an seinem Platze war. Man sehe nur die Titel seiner Abhandlungen aus den ersten Jahren der französischen Revolution! 1789 schrieb er: libertas populorum raro cum exspectato ab iis fructu recuperata; 1791: regis a suis fugati externa ope in regnum reducti; 1792: vani senatus Romani conatus sub imperaboribus restituendi libertatem rei publicae; 1793: libertatis et aequalitatis civilis in republica Atheniensium delineatio ex Aristophane; 1794: de bellis internecinis eorumque caussis et eventis; 1795: exulum reditus in patriam ex graecis romanisque historicis enotati. — Heyne war ferner ein vortrefflicher Geschäftsmann, ja er glaubte mehr dafür, als für den Gelehrtenstand bestimmt zu sein, eine Erklärung, welche er selbst gegen den Minister von

Münchhausen abgab. In der That fehlte ihm auch keine der Eigenschaften, welcher es für eine Geschäftsthätigkeit, wie die ihm angewiesene, bedarf: Ordnung, Arbeitsamkeit, Leichtigkeit des Ueberblicks, Lebenskenntniß, Besonnenheit, Klugheit fand sich bei ihm vereinigt, und nirgends traten jene extremen Spitzen hervor, durch die eine sonst lobenswürdige Eigenschaft fast zum Fehler werden kann. Darum war auch mit ihm zu leben, darum war er im häuslichen Kreise, wie im Verkehre mit Freunden voll edler Milde und liebenswürdiger Theilnahme. Das lag zum Theil darin, daß er sich in seinen Interessen nicht auf seine Wissenschaft beschränkte, sondern ein offenes Auge für das Leben, einen regen Sinn für alles Schöne besaß. Insbesondere zog ihn die Musik an, und noch in späten Jahren versäumte er ungern eine musikalische Aufführung und sah es gern, wenn in seinem Familienkreise viel musiciert wurde.

Deutsche Schriften hat er nur wenige hinterlassen, wenn wir von seinen zahlreichen (7—8000) Recensionen in den gelehrten Anzeigen absehen; um so interessanter ist es, daß er *einzelne deutsche poetische Versuche* hinterlassen hat. Wenn sie auch keinen dichterischen Werth besitzen, — sie gehören noch dazu Heynes letzter Lebensperiode an —, so geben sie doch Zeugniß für des Verfassers poetischen Sinn, für jene Grundstimmung seines Gemüthes, die ihn befähigte, in dem obenbezeichneten Sinne für die Neubelebung der Alterthumsstudien zu wirken. Auch lateinische Dichtungen hat er uns hinterlassen, und unter diesen sind die Uebertragungen einer Anzahl von Kirchenliedern interessant, nicht bloß, weil sie die außerordentliche Gewandtheit bekunden, die Heyne im lateinischen Ausdruck besaß, sondern auch und namentlich, weil sie in das Gemüthsleben des Verfassers einen tiefen Blick thun lassen. So lautet z. B. die Uebertragung einiger Strophen des Liedes: „Herr, wie du willst, so schick's mit mir" also:

En Tuus sum eus entium,
Me totum tibi trado;
Quod spiro, spero, tuum est;
Per te superstes ero.
Dum certus sum justissimum
Te rerum esse arbitrum,
In eo acquiescam.

Mens sana in sano corpore
Virtutes vitae probae
Fac procreet! frugalis sim,
Modestus, verax, fidus!
Ne vana secter studia!
Da vera bona supplici!
Sim justus, mitis, pius!

Cum tempus jam adveniet,
Ut calcem mortis viam:
Fac, animo composito,
Ad iter me accingam;
Impavidus cum bona spe,
Tuae confisus gratiae,
Fidejussore Christo!

Inhaltsverzeichniß.

Palsamus, Friedr.

Deutsche Dichter und Prosaisten von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf unsere zeit nach ihrem Leben und Wirken

Bd.: 2,1

Lpzg 1858